BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Häberlin, Franz Dominicus, 1720-1787 / Gebhardi, Ludwig Albrecht, 1735-1802 / Toze, Eobald, 1715-1789

Die Allgemeine Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engelland ausgefertiget In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge mit zureichenden Allegationen
Bd.: 18

Halle 1778

H.un. 238-18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031997-3
VD18 8025327

H. un. 238 (18

<36603817700013

<36603817700013

Bayer. Staatsbibliothek

Ug. 4389. 2

Hist. litt. Gall. 238 (18

Haeberlin.

Die

Allgemeine Welthistorie

durch

eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engelland ausgefertiget.

In einem

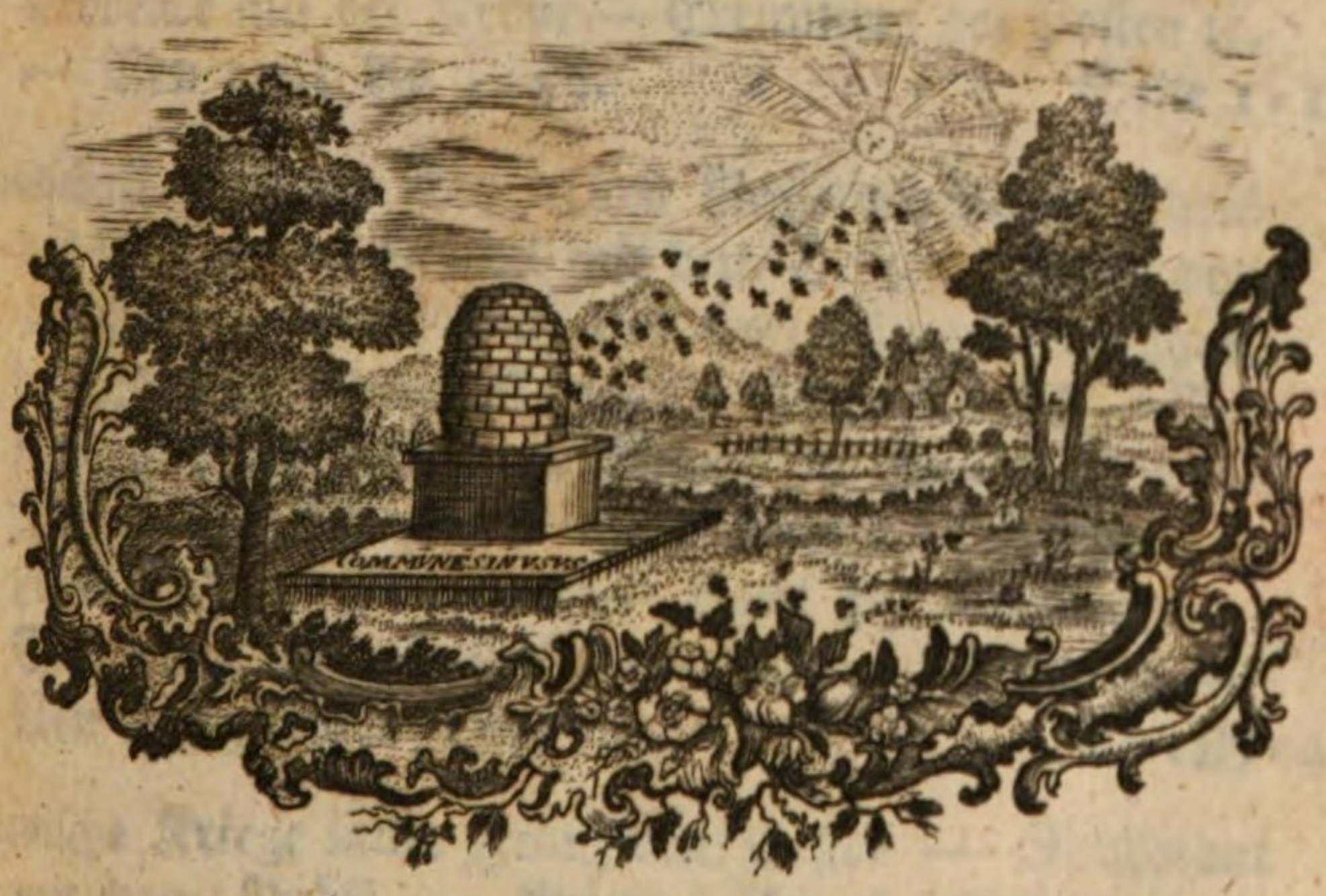
vollständigen und pragmatischen Auszuge.

Verfasset

von

Johann Georg Meusel.

Neue Historie XVIII. Band.



Mit gnädigster Churfürstl. Sächs. Freyheit.

HALLE,

bey Johann Jacob Gebauer, 1778.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Sechste Epoche. Von Vergrösserung der Königlichen Macht durch Unterdrückung der Kronvasallen und Erwerbung ihrer Güter und andrer Länder bis zu den bürgerlichen und Religionskriegen in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. — Italienische und Spanische Kriege. Von 1461 bis 1559.

Abschnitte der sechsten Epoche.

Bemühungen Ludwigs des Eilften, die königliche Macht zu erhöhen — Gegenbemühungen der Grossen des Reichs, besonders des Herzogs von Burgund — Ludwigs Absichten auf die Burgundischen Länder nach Karls des Verwegenen Tod — Vereinigung des Herzogthums Burgund, der Grafschaften Boulogne und Provence mit der Krone — Errichtung der Posten ꝛc. — Von 1461 bis 1483. . . Seite 1-189

Regentschaft während der ersten Regierungsjahre Karls des Achten — Händel mit dem Herzog Ludwig von Orleans — Erwerbung des Herzogthums Bretagne, daraus entstandener Krieg, Friede zu Senlis — Anfang und Fortgang der Kriege in Italien, wegen Neapel und Mayland, unter Karl dem Achten und Ludwig dem Zwölften — Ligue zu Kambray — Empörung der Genueser — Ligue zu Mecheln. — Von 1483 bis 1515. . . S. 189-441

Italienische Kriege unter Franz dem Ersten — Konkordat mit dem Pabst — Kriege, Unterhandlungen und Friedensschlüsse mit Kaiser Karl dem Fünften und mit König Heinrich dem Achten von England — Verschwörung des Konnetabels, Herzogs von Bourbon — Gefangenschaft Franz des Ersten zu Madrid

drid — Beförderung der Wissenschaften und Künste, Verbesserung des Kriegs- und Seewesens der Finanzen ꝛc. — Streitigkeiten mit Savoyen — Bündnisse mit dem türkischen Kaiser — Diane von Poitiers, Annebaut, Tournon, Herzogin von Etampes — Franzens Tod. — Von 1515 bis 1547. Seite 441-658

Veränderungen unter Heinrich dem Zweeten — Saluzzo wieder mit der Krone vereinigt — Mordgeschichte zu Cabrieres und Merindol — Friede mit England — Krieg in Italien — Heinrichs des Zweeten Bund mit den protestantischen Fürsten in Teutschland — Metz, Toul und Verdün dem teutschen Reich entzogen — Fortsetzung des Kriegs in Italien — Bündniß mit Pabst Paul dem Vierten — Stillstand zu Vaucelles zwischen Spanien und Frankreich — Heinrich bricht den Stillstand, dem Pabst zu Gefallen — Niederlage der Franzosen bey St. Quentin — Calais den Engländern entrissen — Friede zu Chateau-Cambresis. — Von 1547 bis 1559. S. 659-768

Bayerische
Staatsbibliothek

Sechste Epoche.

Von Vergrösserung der königlichen Macht durch Unterdrückung der Kronvasallen und Erwerbung ihrer Güter und andrer Länder bis auf die bürgerlichen und Religionskriege in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts — Italienische und Spanische Kriege.

Von 1461 bis 1559.

Bemühungen Ludwigs des Eilften, die königliche Macht zu erhöhen — Gegenbemühungen der Großen des Reichs, besonders des Herzogs von Burgund — Ludwigs Absichten auf die Burgundischen Länder nach Karls des Verwegenen Tod — Vereinigung des Herzogthums Burgund, der Grafschaften Boulogne und Provence mit der Krone — Errichtung der Posten ꝛc.

Von 1461 bis 1483.

Frankreichs Zustand war bey Ludwigs des Eilften Thronbesteigung von demjenigen, in dem es dessen Vater, Karl der Siebente, angetroffen, äusserst verschieden. 1461
Damals war der größte Theil des Staats in den

1461 Händen der Engländer, deren Macht überhaupt höher, als jemals, gestiegen war. Das Gleichgewicht, das sich unter beyden kriegführenden Völkern so lang erhalten, das Karls des Fünften Weisheit, ohngeachtet der vorhergegangenen vielfachen Widerwärtigkeiten, ganz wieder hergestellt hatte, war verlohren; und die Engländer behandelten Frankreich als ein unterworfenes Land, und die Franzosen, die ihre Bothmässigkeit nicht erkennen wollten, wie Aufrührer. Der Herzog von Burgund, Kronvasall und Prinz vom königlichen Geblüte, war ein unversöhnlicher Feind des Reichs, und des gemachten Friedens ohngeachtet blieb er stets furchtbar. Seit dem Jahr 1453 hingegen, sieben Jahre vor Karls des Siebenten Ableben, hatten die Sachen eine ganz andre Gestalt gewonnen. Die Engländer, aus allen französischen Staaten vertrieben, konnten sich kaum noch in einem Winkel der Picardie erhalten. In ihren eignen Ländern hatten die Zerrüttungen so überhand genommen, daß Heinrich der Sechste, der sich zu Paris als König von Frankreich hatte krönen lassen, sich selbst von Eduarden, Grafen von la Marche und Herzogen von York, des Throns beraubt sehen mußte. Dieser Eduard, der Vierte genannt, hatte den königlichen Titel angenommen und war von dem englischen Parlament, ohngefehr drey Wochen vor Karls des Siebenten Tode, dafür erkannt worden. Der Herzog von Burgund blieb in Schranken, und durfte gegen Karls stehendes Kriegsheer, dessen Errichtung als ein Meisterstück dieses Königs angesehen werden muß, nichts unternehmen. Im Reiche waren keine Rotten und Empörungen mehr, und alle Franzosen lebten ihrem König treu und gehorsam. Die Verhältnisse Italiens, Spaniens, Teutschlands und Frankreichs hatten sich nicht geändert. Das Haus Anjou suchte zwar noch immer

seine Ansprüche auf Neapel durchzusetzen: aber ver- 1461
gebens. Orleans wartete erst auf eine günstige Gelegenheit, seine Ansprüche auf das Herzogthum Mayland auszuführen. Die alten mit Schottland und Kastilien errichteten Bündnisse bestanden noch, und mit dem Kaiser und den Fürsten des teutschen Reichs lebte man im Frieden.

So bald **Ludwig der Eilfte** zu Genep in am 24.
Brabant, wo er sich damahls noch aufhielt, die Jul.
Nachricht von dem Absterben seines Vaters erfahren hatte, begab er sich nach Maubeuge an der Sambre in Hennegau, und übte daselbst seine oberherrliche Macht zuerst aus, indem er den Statthaltern einiger Provinzen befahl, den Unterthanen den Eyd der Treue abzunehmen, und ihm aus jeder großen Stadt zween Abgeordnete zu schicken. Von Maubeuge kam der Hof nach Avenes, wohin **Ludwig** den Herzog von Burgund bestellt hatte, als er ihm Nachricht von dem Tode seines Vaters gegeben. Weil man befürchtete, **Ludwigs** Feinde möchten ihm den Eingang in Frankreich verwehren, und deswegen allerhand böse, obgleich ungegründete, Gerüchte herumgiengen; so bot der Herzog seinen ganzen Adel auf, um mit ihm den neuen König nach Reims zu begleiten. Es versammleten sich zu dem Ende bey St. Quentin an hunderttausend Mann. Allein diese Fürsicht war vergebens; es kam vielmehr von allen Seiten eine so große Anzahl französischer Herren bey **Ludwigen** an, daß dieser, dem ohnehin sein Argwohn allerhand Besorgnisse gegen die Macht des Herzogs von **Burgund** eingab, seinen Freund und Wohlthäter, den er aber nunmehr als Vasallen ansah und behandelte, bat, ihn mit einem geringern Gefolge zu begleiten. Herzog Philipp ließ sich sogleich willig finden, und nahm nur viertausend seiner besten Leute mit sich.

1461 Zur Krönung, die bald hernach zu Reims mit den gewöhnlichen Cärimonien vor sich gieng, und zu andern Bedürfnissen mußte der König eine außerordentliche Steuer ausschreiben. Auf dem Zuge nach Reims mußten auf Befehl des Königs dem Herzoge von Burgund alle erdenkliche Ehrenbezeugungen erwiesen werden. Ludwig geitzte nicht mit äusserlichen Höflichkeiten; er selbst achtete nicht darauf und verschwendete sie gern an andre. Die Abgeordneten von Reims mußten dem Herzog bis zur Abbtey St. Thierri entgegen kommen. Der Erzbischoff empfieng ihn an dem Stadtthor; man überreichte ihm die Schlüssel der Stadt; und der Redner, der ihn im Namen der Stadt bewillkommte, versicherte, daß man ihm die Erhaltung des Monarchen verdanke. So lange der Hof zu Reims war, mußten alle Befehle von dem Herzog angenommen werden, und es schien, als wenn Ludwig seine Erkenntlichkeit gegen ihn auf einmal erschöpfen wollte. Ehe der König die Salbung empfieng, überreichte er dem Herzog von Burgund seinen Degen, mit Bitte, ihn erst zum Ritter zu schlagen. Jedermann wunderte sich darüber, weil alle Söhne der Könige von Frankreich gleich bey ihrer Taufe für Ritter erkannt werden. Dennoch gab der Herzog nach einigem Weigern dem König den Ritterschlag, und hierauf noch so vielen andern Herren, daß er davon ermüdete, und dies Geschäfte einigen Rittern seines Gefolgs übertrug.

Nach der Tafel, an der, wie gewöhnlich, die zwölf Pairs mit gespeiset hatten, fiel der Herzog von Burgund vor dem König auf die Knie, und beschwur ihn mit den dringendsten Beweggründen, allen denen, die unter der vorigen Regierung das Unglück gehabt hätten, ihm zu mißfallen, zu verzeihen, und die treuen Diener seines Vaters bey ihren Wür-

den

den und Aemtern zu erhalten. Ludwig, dessen 1461
Seele zum Verzeihen äußerst langsam und zur Rache fertig war, konnte sich nicht überwinden, der menschenfreundlichen Zumuthung des Herzogs ganz Gehör zu geben. Er versprach zwar eine allgemeine Amnestie, nahm aber davon sieben Personen aus, die er nicht nannte. Dafür belohnte er einige, die ihm in den Tagen seiner Widerwärtigkeit treu geblieben waren. Er machte Anton von Croi zu seinem Großhofmeister; dem Bastard von Armagnac gab er den Marschallsstab nebst der Grafschaft Comminges und der Herrschaft Mauleon de Soule zwischen Bearn und Navarra; und ausser der Statthalterschaft des Delphinats, die er schon besaß, gab er ihm noch die von Güyenne, die erst neuerlich durch den Tod des Marschalls von Saintrailles war erlediget worden.

Zween Tage nach der Krönung huldigte der Herzog von Burgund freywillig dem König von Frankreich wegen aller seiner Länder, ohngeachtet er nach dem 25sten Artickel des Friedensschlusses zu Arras nicht dazu verbunden gewesen wäre. Der König seiner Seits fuhr fort, den Herzog auf alle mögliche Art zu ehren: aber dieser hatte jenen zu gut kennen gelernt, als daß er dessen Schmeicheleyen für Aufrichtigkeit hätte annehmen sollen. Er sagte damahls schon voraus, Ludwig werde nicht lange friedlich regieren.

Ludwig der Eilfte war bey seiner Thronbesteigung acht und dreyßig Jahr alt. Er konnte also alle zur Regierung eines Staats nöthige Erfahrung und Reife besitzen; und es kam nun blos auf ihn an, sich durch den Glücksbau seiner Unterthanen selbst glücklich zu machen. Aber Ludwig fieng gleich nach seinem Einzug in Paris an, sich bey einem großen Theil der Nation verhaßt zu machen. Er nahm mit

1461 den höhern und niedrigen Dienern des Staats — meistens erfahrne und rechtschaffene Männer — so viele Veränderungen vor, daß er dadurch in vieler Herzen Kaltsinn und Abneigung gegen sich erweckte. Auf der andern Seite begnadigte er diejenigen, die sich durch Verbrechen und Ränke den Zorn des vorigen Königs zugezogen hatten. Der Herzog von **Alençon** mußte auf seinen Befehl aus dem Gefängniß gelassen, und in alle seine Güter und Ehrenstellen wieder eingesetzt werden. Graf **Johann von Armagnac**, durch einen Parlamentsschluß verurtheilt, erhielt gleichfalls Verzeihung und Wiedergabe aller seiner eingezogenen Güter. Der Herzog von **Burgund** hörte auf, dem König guten Rath zu ertheilen, nachdem er sah, daß dieser blos seinem Eigensinn folgte. Es ist in der That sonderbar, daß Ludwig gleich beym Anfang seiner Regierung so handelte, daß er seinem Groll freyen Lauf ließ, und daß er doch zu gleicher Zeit darauf bedacht war, mit seinen Nachbarn in Ruhe und Einigkeit zu leben. Er trieb den Herzog von **Burgund** eifrigst an, den Grafen von **St. Paul** zum Frieden zu bewegen, und ihn mit dem Herrn von **Croi** auszusöhnen, ohne sich dadurch beunruhigen zu lassen, ob nicht diese Aussöhnung die Empfindlichkeit des Grafen von **Charolois** reitzen möchte. Noch hatte er kaum einen Monat lang regiert, und schon festen Grund zu einem fast allgemeinen Mißvergnügen gelegt.

Der König wollte bey seiner Mutter zu Amboise einen Besuch abstatten. Ehe er dies that, begab er sich zu dem Herzog von **Burgund**, um Abschied von ihm zu nehmen. So bald dem Herzog dessen Ankunft gemeldet war, eilte er ihm bis mitten auf die Strasse entgegen, und warf sich auf die Knie nieder. Der König stieg schnell vom Pferde, um ihn aufzuheben, und beyde giengen mit einander in

das

das Hotel des Herzogs. Hie verschwendeten sie aufs neue gegen einander Versicherungen der Treue und Erkenntlichkeit. Ludwig wiederholte in Gegenwart der Prinzen und Herren, er sey dem Herzog die Krone und das Leben schuldig. Sie nahmen hierauf mit allen äusserlichen Zeichen der Freundschaft von einander Abschied, und Ludwig reiste nach Amboise, der Herzog von Burgund in die Niederlande, und der Graf von Charolois nach Burgund. 1461

Nach kurzem Aufenthalt bey seiner Mutter zu Amboise begab sich Ludwig nach Tours, wo der Graf von Charolois zu ihm kam und mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Ludwig ernennte ihn zu seinem Generalstatthalter in der Normandie, mit einem jährlichen Gehalt von sechs und dreyßig tausend livres. Die Absichten des Königs bey dieser Bereicherung des einzigen Erben der mächtigen Burgundischen Staaten lassen sich nicht begreifen. Wollte er sich dadurch die Zuneigung dieses Prinzen erwerben, so kannte er ihn schlecht, und dieses blinde Vertrauen würde seiner Urtheilskraft schlechte Ehre machen. Vielleicht hielt er sich für viel zu überlegen, als daß er sich für ihm hätte fürchten sollen. In der That besaß Ludwig auch mehr Verstand, als der Graf von Charolois; dennoch werden wir in der Folge sehen, daß jener das Uebergewicht über diesen nicht so wohl seinen Einsichten, als vielmehr fremden und oft zufälligen Umständen zu danken hatte. Zu eben der Zeit, da er den Grafen mit Freundschaftsbezeugungen überhäufte, bestätigte er heimlich, wider die feyerlichsten Eydschwüre, das Bündniß, das Karl der Siebente mit den Lüttichern, diesen ewigen Feinden des burgundischen Hauses, geschlossen hatte. Eine so unwürdige Politik brachte Ludwig der Eilfte öfters in Ausübung.

1461 Der damalige Pabst, **Pius der Zweete**, den die bey Karl dem Siebenten vergebens angewendeten Versuche zur Abschaffung der **pragmatischen Sanktion** nicht abgeschreckt hatten, glaubte bey dem neuen König, der ihm als Dauphin Hoffnung gemacht, seinen Zweck zu erreichen. Er bediente sich hierbey des Bischoffs zu Arras, **Johann Joffredi**, oder von **Jouffroi**, der aus einer adlichen Familie in Burgund herstammte, voll von list und Ehrgeitz war, und durch Versprechungen des Kardinalshutes noch eifriger und thätiger wurde, die Vortheile des römischen Hofs zu besorgen. **Pius** ernennte ihn zu seinem legaten, um dem König zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, und ihn an sein Versprechen zu erinnern, das er als Dauphin wegen der Abschaffung der pragmatischen Sanktion geäussert hätte. Der Prälat war glücklich, und Ludwig bestätigte sein Versprechen. Hingegen machte sich der legat verbindlich, den Pabst zu bewegen, daß er den Bastard **Ferdinand von Aragonien** nicht mehr wider das Haus Anjou, Neapels wegen, schützen, und einen französischen legaten zur Ernennung der Beneficien im Reiche bestellen möchte, damit das Geld nicht aus dem lande gienge. Mit dem Original der pragmatischen Sanktion versehen, eilte nun der
am 18. Dec. Bischof von Arras nach Rom. Unterwegs erfuhr er, daß der Pabst ihn zum Kardinal ernennt hatte. Dadurch wurde sein Ehrgeitz so sehr betäubt, daß er des Königs Nutzen vergaß, und dem Pabst die pragmatische Sanktion nebst einem königlichen Schreiben, worinn sich der König auf eine ziemlich unanständige Art herabgelassen, übergab, ehe er noch von ihm ein Wort wegen Neapel und wegen der Ernennung eines französischen legaten erhalten hatte. Der Pabst war nicht allein sehr vergnügt darüber, sondern ganz Rom stellte lustbarkeiten deswegen an.

Der

Der König von Frankreich erhielt für seine unbesonnene Willfährigkeit vom Pabst nichts, als einen geweihten Degen. Aber Ludwigen schmerzte dieser Triumph des päbstlichen Stuhls desto mehr, da er sich für den feinsten Politiker, den niemand übertreffen könnte, zu halten, und bey diesem Wahn die wichtigsten Staatsgeschäfte für sich, ohne Zuziehung weiser Männer, zu vollenden pflegte. Der Kardinal von Arras, dem der Pabst zur Dankbarkeit das reiche Bißthum Albi ertheilte, fiel in Ungnade. Doch war der habsüchtige Prälat mit diesem Geschenke nicht so wohl zufrieden, als vielmehr erbittert, daß man ihm nicht auch das Erzbißthum Besançon darzu hatte geben wollen. Er wurde darüber so mißvergnügt, daß er wieder nach Frankreich gieng, des Königs Gnade gewann, und bey jeder Gelegenheit sich an dem römischen Hof zu rächen suchte. Die pragmatische Sanktion blieb aber dennoch den meisten Stücken nach in ihrer Kraft. Das Parlament übergab in der Folge dem König eine Schrift von neun und achtzig Artickeln, die man als die erste dem König von Frankreich vom Parlament geschehene Remonstranz ansehen kann, und zeigte darinn sehr nachdrücklich die Nachtheile, die dem Staate durch Abschaffung der pragmatischen Sanktion nothwendig zuwachsen müsten. Ludwig machte selbst nachher neue Verordnungen wegen der Annehmungen und Anwartschaften der Pfründen; der einzige Nutzen, den die Aufhebung der pragmatischen Sanktion verschafte; und bis zur Zeit des Konkordats Franz des Ersten mit Pabst Leo dem Zehnten hat der römische Hof nie sein Verlangen hierinn nach Wunsch erfüllen können. 1461

Zu Tours empfieng König Ludwig die Gesandten des Herzogs von Bretagne, Franz des Zweeten, welche die Form der Lehnshuldigung, die

1461 ihr Herr bald hernach leisten wollte, bestimmen und anordnen sollten. Dies war wenigstens ihr Vorwand, eigentlich aber wollten sie den Grafen von Charolois zu einem geheimen Bündniß mit Franzen bewegen. Der König, dem die Zusammenkünfte der Gesandten und des Grafen verdächtig wurden, beurlaubte deswegen den Grafen, so daß ihn der Herzog von Bretagne bey seiner Ankunft zu Tours nicht mehr antraf. Vorher schon hatte der Herzog mit seinen Räthen beschlossen, die Huldigung nur so, wie seine Vorfahren, abzulegen. Und so geschah es auch: aber für die Grafschaften Montfort und Etampes leistete er die ligische Lehnspflicht. Franz war mit dem vornehmsten Adel seines Landes und mit blendender Pracht nach Tours gekommen, und hatte für alle Große an Ludwigs Hofe Geschenke mitgebracht: aber der König verstattete die Austheilung derselben nicht, weil er befürchtete, es möchte damit auf Bestechungen angesehen seyn. Er erlaubte blos dem Grafen von Dunois, dem Admiral von Montauban und einigen andern, den Herzog zu bewirthen. Uebrigens äusserte Ludwig auch gegen diesen Herrn, ohngeachtet seines geheimen Grolls und Mißtrauens, alle Zeichen der Achtung und Freundschaft. Er ernennte ihn sogar zu seinem Generalstatthalter in den Provinzen diesseits der Seine, das ist, in der Normandie, Anjou, Maine, Touraine ꝛc. während einer Reise, die er an die französischen und spanischen Gränzen zu thun Willens war. Man weiß nicht, warum er den Herzog auch zum Generalstatthalter in der Normandie bestellet hatte, da dies doch schon der Graf von Charolois war. Wollte er diese beyden Herren dadurch mit einander entzweyen, so schlug ihm diese Absicht fehl. Vor der gedachten Reise wollte Ludwig erst eine Wallfahrt nach St. Sauveur de Redon, einer berühmten Abam 18. Dec.

1462 am 4. Jan.

tey

tey in Bretagne in der Diöces Vannes, anstellen, 1462
von der ihn der Herzog vergebens abzuhalten suchte.
Einige Geschichtschreiber wollen wissen, **Ludwig** habe bey dieser Wallfahrt keine Nebenabsicht gehabt, sondern sich aus aufrichtiger Frömmigkeit dazu entschlossen: allein andre, die tiefer sehen, behaupten, der König habe eigentlich die Beschaffenheit des Herzogthums Bretagne selbst erforschen wollen; und dies stimmt auch mit seinem Charakter besser überein. **Ludwig** glaubte auch, seine Gegenwart in Bretagne werde die entworfene Entführung der Witwe **Peters des Zweeten**, vorigen Herzogs von Bretagne, welche **Franciska von Amboise** hieß, erleichtern; denn der Herzog von Savoyen wollte sich mit dieser Prinzeßin vermählen. Da sie aber weder den Bitten noch den Drohungen des Königs und ihres Vaters, **Ludwigs von Amboise**, Vicomten von **Thouars**, Gehör gab, beschloß man, sie mit Gewalt wegzunehmen. Diesem Vorhaben widersetzte sich der Herzog von **Bretagne**; daher der König mißvergnügt von ihm schied.

Noch vor der Reise nach Bretagne — am 24sten November 1461 — hatte König **Ludwig** seinem Bruder **Karl**, der damahls funfzehn Jahr alt war, das Herzogthum **Berri**, das ihm schon Karl der Siebente zugedacht, zur Appanage gegeben, mit der gewöhnlichen Klausel, daß dasselbe in Ermangelung männlicher Nachkommen an die Krone zurückfallen sollte. In der darüber ausgefertigten Urkunde wird ausdrücklich gesagt, daß der Prinz mit der Zeit besser versorgt werden sollte. Dieses Versprechen gab ihm in der Folge steten Vorwand, mehrere Güter zu verlangen. Ein Gehalt von zwölftausend livres *) wur-

*) Ohngefähr 72000. Livres nach heutiger Münze, indem zu Anfang der Regierung Ludwigs des Eilften die Mark Silber auf 8 Livres 10 Sols geschätzt wurde.

1462 wurde für keine hinreichende Ergänzung angesehn. Man murrete darüber, daß der König seinen Bruder nicht besser versorge. Bey einem andern Regenten wäre dieses vielleicht nicht geschehen: aber **Ludwig der Eilfte** hatte es durch seine Arglist und Rachsucht schon so weit gebracht, daß man alle seine Handlungen tadelnswürdig fand.

Unter der Menge derer, die dem Könige zu mißfallen das Unglück hatten, wurde keiner heftiger und am wenigsten verdienter Weise verfolgt, als **Anton von Chabannes, Graf von Dammartin.** Eine unverletzte Treue gegen den vorigen König war sein vornehmstes Verbrechen. Der Herzog von Burgund sagte sogar, er kenne keinen rechtschaffenern Edelmann in ganz Frankreich; er würde ihn, wenn er zu ihm geflohen wäre, gern in seine Dienste genommen und ihm noch mehr Wohlthaten erwiesen haben, als Karl der Siebente. Endlich verließ **Chabannes**, stolz auf sein gutes Gewissen, seinen geheimen Aufenthalt, gieng an den Hof, fiel dem König zu Füssen, und beschwur ihn, seine Sache nach der größten Strenge untersuchen zu lassen. Der unerbittliche Ludwig befahl ihm, auf der Stelle das Reich zu räumen. Chabannes begab sich nach Teutschland, und mußte geschehen lassen, daß man einen Proceß gegen ihn anfieng, und seine Güter einzog. Seine Gemahlin verjagte man, und sie hätte vielleicht Hungers sterben müssen, wenn nicht einer ihrer Arbeitsleute mit wahrem Edelmuth ihr Leben gerettet hätte. — Nunmehr wurde der Graf vorgeladen, er kam, und warf sich seinen blutgierigen Feinden in Rachen. Diese behandelten ihn in seinem Gefängniß so unmenschlich, daß er aus Mangel an Kleidern das Parlament in einer Bittschrift um zweyhundert Livres von seinem ganzen Vermögen ersuchen mußte. Jedermann hielt ihn für verlohren. Denn man kann-

kannte Ludwigs Unversöhnlichkeit nur allzuwohl, 1462
welche freylich durch das ehemalige Betragen des Grafen aufs empfindlichste war gereitzt worden. Der Graf wurde des Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldigt, und, wie seine Richter vorgaben, überführt: aber der König wollte, wie es in dem Urtheil heißt, Gnade für Recht ergehen lassen, und schenkte ihm das Leben. Er sollte dafür auf immer des Landes verwiesen werden, und die Insel Rhodus zu seinem Aufenthalt bekommen. Der König änderte jedoch seine Meinung, und ließ ihn in die Bastille setzen. Die Güter des Unglücklichen wurden unter die Lieblinge des Königs zerstreut.

Nach der Bretagnischen Wallfahrt unternahm König **Ludwig** eine vorher schon beschlossene Reise in die mittägigen Gegenden des Reichs. Er kam nach Bourdeaux, und erwartete daselbst den König von **Aragonien**. Die Ursache ihrer Zusammenkunft war die Wiederherstellung der Ruhe in **Katalonien**, die durch die unglücklichen und anderwärts vorzutragenden Schicksale des Prinzen von **Viana** war gestöhrt worden. **Ludwig** reiste den Pyrenäen näher, und kam endlich nach Sauveterre in Bearn. **Johann der Zweete**, König von Aragonien, begab sich nach St. Palais in Unter-Navarra. Auf der Brücke bey Sevain, der Hälfte des Wegs zwischen den beyden letztgenannten Orten, kamen Ludwig und Johann zusammen, und errichteten mit einander ein **Schutz- und Trutzbündniß**. Weil es dem letztern am Gelde fehlte, so schoß ihm der erstere dreyhundert und funfzigtausend goldne Schildthaler vor, gegen **Verpfändung der Grafschaften Roußillon und Cerdagne**, und besonders der Städte Perpignan und Colliure. Ueberdies sollten dem König von Aragonien siebenhundert französische Lanzen helfen. Dieser Vertrag wur-

1462 wurde zu Bayonne unterzeichnet, und vom König
am 9. Johann zu Saragossa, vom König Ludwig aber
und 23 zu Chinon bestätigt. Die Empörung wurde ge-
May. dämpft; worauf der König von Aragonien geheime
Ränke anwendete, um Perpignan wieder zu erlan-
am 15. gen. Er verleitete die Einwohner dieser Stadt zu
Jun. einem Aufstand, der aber bald wieder durch die
Waffen gestillet wurde. Heinrich der Vierte,
König von Kastilien, mußte nothwendig verdrieß-
lich und unruhig über den Beystand werden, den Lud-
wig dem König von Aragonien, mit dem Heinrich
in Katalonien Krieg führte, leistete. Seit länger
als dreyhundert Jahren hatten die Bündnisse zwischen
Frankreich und Kastilien gedauert; bey jeder Verän-
derung des Throns waren sie erneuert worden. Man
hoffte, das alte gute Vernehmen würde wieder her-
gestellt werden, als die Könige von Kastilien und
Aragonien sich entschlossen, den König von Frank-
1463 reich bey ihren Streitigkeiten zum Schiedsrichter an-
zunehmen. Ludwig begab sich deswegen wieder nach
Bayonne; die Unterhandlung nahm ihren Anfang,
und jeder der drey Fürsten suchte die beyden andern
zu hintergehen. Johann suchte Roussillon ohne
Wiedererstattung der vorgestreckten Summe zu be-
kommen; Ludwig bemühte sich, ihn durch Vor-
stellung der Rechte des Hauses Anjou auf Aragonien
zu betäuben; und Heinrich wollte seine eben so
übel gegründete Ansprüche auf Navarra durchsetzen.
Als es endlich dazu kam, daß Ludwig den Aus-
spruch über die Streitigkeiten der Könige von Kasti-
lien und Aragonien thun sollte, waren beyde darü-
ber unzufrieden. Der König von Kastilien verlangte
mehr, als man ihm zugesprochen, und der König
von Aragonien beschwerte sich, daß man ihm eine
Stadt (Estella) entzöge, zu welcher der König von
Kastilien kein Recht hätte. Allein, die Schiedsrich-

ter

ter hielten dafür, man müsse aus Liebe zum Frieden 1463
ein Mittel treffen, und im Grunde war der grössere Vortheil auf der Seite des Königs von Aragonien, der sonst durch den Aufstand der Katalonier in Gefahr gewesen wäre, von dem König in Kastilien übermannt zu werden. Nach Beylegung dieser Sache kamen die Könige von Frankreich und Kastilien auf dem Schloß Urtubie am Flusse Bidassoa zusammen. Da sie nichts weiter auszumachen hatten, sondern nur aus Neugier einander sehen wollten; so war die Unterredung sehr kurz. Beyde Könige und ihr Gefolge verachteten einander. **Ludwig** fand Heinrichen als einen Schwachsinnigen, und dieser jenen als einen Armseligen. Denn **Ludwig** war nur mit einem Rock von groben Tuch und mit einem Wamms von Barchent bekleidet, und hatte eine alte abgenutzte Mütze auf dem Haupte, an welcher ein bleyernes Bildniß der Jungfrau Maria hieng. Beyde Nationen schieden mit wechselseitigen Spöttereyen von einander.

Während dieser Beschäftigungen errichtete der König von Frankreich das **Parlament zu Bourdeaux**, für die Provinzen Gascogne, Aquitanien, landes, Bazadois, Perigord, Limousin. In den Stiftungsbrief war die Klausel gerückt: **So lange es Uns gefällig seyn wird.** Zur Beförderung des Handels, den die Stadt Genf an sich zu ziehen suchte, hatte Karl der Siebente der Stadt **Lyon drey Jahrmärkte**, mit Erlassung aller Abgabe von allen Waaren, bewilliget. Ludwig that den vierten hinzu nebst noch mehr Erleichterungen. Fremde und einheimische Kaufleute genossen gleicher Rechte. Jedem Kaufmann sollte frey stehen, seine Einkünfte durch Wechselbriefe in fremde Länder zu versenden, **nur nicht nach Rom, weder mittelbar noch unmittelbar.** Dies Verbot war eine Folge

des

1463 des Unwillens Ludwigs über den Streich, den ihm der römische Hof in Ansehung der pragmatischen Sanktion gespielt hatte.

Kaum war diese Sanktion aufgehoben, so entstanden wieder die gewöhnlichen Erpressungen für die apostolische Kammer. Die Zuerkennung der Pfründen geschah aufs neue durch Versteigerungen. Die Geistlichen liefen wieder nach Rom, und buhlten ungescheut und frech um Expektativen. Das französische Gold und Silber gieng über die Alpen in so erstaunlicher Menge, daß man keines mehr bey den Wechslern finden konnte. Auf die allgemeinen Klagen des vernünftigern Theils der französischen Klerisey that das Parlament dem König Vorstellungen, worauf dieser in einer Verordnung dem Generalprokurator auftrug, wegen des schändlichen Gewerbes des römischen Hofs an eine künftige Kirchenversammlung zu appelliren. Was hernach in dieser Sache geschehen ist, soll zu seiner Zeit erzählt werden.

Um dem Herzog von Burgund seine Dankbarkeit thätig zu erweisen, überließ ihm Ludwig nicht allein alle Ansprüche auf das von dem Herzog in Besitz genommene Herzogthum Luxemburg, sondern er verlangte auch die Summe von zehntausend goldenen Schildthalern nicht wieder, die der vorige König dem Herzog von Sachsen auf Abschlag von funfzigtausend Thalern für die Verzichtleistung auf dieses Herzogthum gezahlet hatte. Zu gleicher Zeit aber beobachtete Ludwig gegen den Sohn des Herzogs, den Grafen von Charolois, ein ganz entgegengesetztes Betragen. Aus Verdruß über das Bündniß desselben mit dem Herzog von Bretagne, bemühte er sich, ihm in allen Stücken entgegen zu arbeiten. Alle Feinde der burgundischen Prinzen konnten einer geneigten Aufnahme bey Ludwigen gewiß seyn, und auf solche Art wurde der persönliche Haß zwischen

schen diesen beyden Fürsten von Tag zu Tage vergrös- 1463
sert. Am meisten trug folgende Begebenheit darzu bey. König Ludwig wollte gern wieder in den Besitz der Plätze an der Somme in der Picardie kommen, die dem Herzog von Burgund in dem zu Arras geschlossenen Vertrag gegen ein Darlehn von vierhunderttausend goldenen Schildthalern überlassen waren. Er bot deswegen die vorgestreckte Summe an, fand aber Anfangs Schwierigkeiten. Dennoch kam der Wiederkauf bald zu Stande, indem Johann von Croi den Herzog von Burgund durch lebhafte Vorstellungen darzu bewegte, und dieser ohnehin seine Tage in Ruhe beschließen wollte. So bald die Sache geschehen war, begab sich der König nach Hedin zu dem Herzog, ließ sich den Wiederkauf bestätigen, zahlte das Geld, und verlangte die Räumung der Plätze. Der Herzog ersuchte den König, er möchte die einmahl bestellten Befehlshaber in den Plätzen lassen. Dies war zwar eine harte Zumuthung; doch bewilligte sie der König fürs erste, weil er besorgte, der Herzog möchte sich die Sache reuen lassen. Er hielt aber sein Versprechen nicht, ob er gleich übrigens solche Befehlshaber ernannte, die dem Herzog fast eben so angenehm waren, als die vorigen. Ludwig machte hierauf auch noch Anspruch an Ryssel, Douai und Orchies. Dies gründete sich auf einen Vertrag, der, seinem Vorgeben nach, zwischen Karl dem Fünften, und Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund, bey des letzten Vermählung mit Margarethen, Erbin von Flandern, war geschlossen worden. Vermöge dieses Ehevertrags hatte Karl der Fünfte der Grafschaft Flandern jene drey Städte einverleibt, die zur Zeit Philipps des Vierten und des Fünften waren abgerissen worden, und Karl hatte sie der Grafschaft Flandern unter der Bedingung beygefügt, daß sie an

1463 die Krone Frankreich zurückfallen sollten, wenn der männliche Stamm von Burgund ausserben würde. Es war aber noch ein andrer geheimer Vertrag zu Peronne gemacht, worinn Philipp der Kühne sich verbunden hatte, diese drey Städte sogleich nach Absterben seines Schwiegervaters Ludwigs an Frankreich zurück zu liefern. Das hatte er aber nicht gethan, und Kraft dieses Vertrags forderte König Ludwig vom Herzog deren Einräumung. Philipp sahe wohl ein, daß Ludwig sich seine Willfährigkeit zu Nutzen machen wollte, und verwarf diese Zumuthung; wodurch jedoch der König nicht abgehalten wurde, noch einen andern Antrag zu thun. Es sollte ihm nemlich der Herzog Alt-Hedin abtreten: dagegen wollte er ihm Dornick, Mortagne und einige andre Plätze überlassen. Dieses Anerbieten, so vortheilhaft es auch zu seyn schien, ward nicht besser aufgenommen; denn obgleich Dornick und Mortagne weit stärker waren, als Hedin, und dem Herzog überaus bequem lagen; so war doch Hedin der Schlüssel von seiner Grafschaft Artois, und je mehr Vortheile sich für ihn dem Scheine nach hervorthaten, desto höher stieg sein Mißtrauen, der König möchte schlimme Absichten auf diese Grafschaft hegen. Die ganze Unterhandlung erweckte in der Seele des Grafen von Charolois den größten Verdruß. Wäre er Herzog gewesen, so hätte der König die Städte an der Somme so leicht nicht wieder erhalten. Dem Hause Croi wurde er nun noch mehr gram, weil hauptsächlich Anton von Croi seinen Vater zu dieser Sache bewegt hatte. Daher schlug er auch, voll von Unwillen, die Einladung seines Vaters zu sich und dem König von Frankreich aus. Man kann leicht denken, was sich Ludwig von diesem Betragen des Grafen für die Zukunft mag versprochen haben.

Der

Der in diesem Jahr erfolgte Tod der Königin **Mutter, Marie von Anjou**, die man mit Recht ein Muster aller Königinnen nennet, kann als ein Unglück für ihren Sohn, den regierenden König von Frankreich, angesehen werden. Dieser liebte sie und folgte oft ihrem Rath; vielleicht daß sie ihm auch bey den nun zu erzählenden Unruhen gerathen und den Ausbruch derselben verhütet hatte. Ludwig hatte sich bisher so viele Feinde gemacht, daß sein Gemüth unmöglich immer ruhig dabey bleiben konnte. Selbst der größte Theil der Prinzen und Baronen wartete nur auf den Augenblick einer allgemeinen Empörung, um sich an die Spitze der Mißvergnügten stellen zu können. Der König merkte, wiewohl nur dunkel, ihre Anschläge; er dachte auf Mittel ihnen zuvorzukommen. Von England hatte er, wegen der bisherigen Entkräftung dieses Reichs durch bürgerliche Kriege, nicht viel zu befürchten, und überdem verglich er sich mit **Eduard dem Vierten**, wegen einer Verlängerung des Waffenstillstandes. Das fast unaufhörliche Misverständniß des Herzogs von **Burgund** und seines Sohns, theilte den burgundischen Hof in Faktionen, so daß Ludwig auch von dieser Seite her noch am sichersten seyn zu können glaubte. Er beschloß daher, den Freund und Bundsgenossen des Grafen von **Charolois**, den Herzog von **Bretagne**, gegen den er längst eine tödliche Feindschaft gehegt und dessen Betragen ihm am verdächtigsten schien, anzugreifen. Nach und nach und ganz heimlich hatten verschiedene Haufen königlicher Truppen gegen die bretagnischen Gränzen anrücken müssen; und da sie an den bestimmten Oertern angekommen waren, schickte der König seinen Kanzler, **Peter von Morvilliers**, an den Herzog, und ließ ihm verbieten, sich in Zukunft bey seinem Namen und Titel des Ausdrucks: Von

1463 am 29. Nov.

1464

1464 Gottes Gnaden, zu bedienen; goldene Münzen schlagen zu lassen; ausserordentliche Steuern von seinen Unterthanen zu erheben; seine Vasallen bey den Lehnshuldigungen verbindlich zu machen, ihm gegen jedermann zu dienen; den Eyd der Treue und Lehnreverse von Prälaten zu fordern, weil sie unmittelbar unter der Krone Frankreich ständen: würde der Herzog diese Punkte nicht eingehen, so sollte ihm der Kanzler den Krieg erklären. Zu Tours wartete Ludwig auf die Antwort des Herzogs, der durch den Vortrag des Kanzlers in eine sehr peinliche Lage versetzt wurde. Franz der Zweete war von Natur furchtsam und unschlüssig; hierzu kam noch die Augenscheinlichkeit der Gefahr und sein Unvermögen, sie durch Gewalt abzuhalten. Er nahm also, besonders auf Anrathen seines sehr treuen Dieners, Tannegui dů Chastel, seine Zuflucht zur Verstellung und List. Er antwortete dem Kanzler, er für seine Person weigere sich nicht, die Forderungen des Königs einzugehen: aber er allein, ohne Zuziehung seiner Reichsstände, könne und dürfe hierinn nichts beschliessen; bey so wichtigen Gegenständen müsse er die Stände versammlen und anhören; er bäte sich hierzu vom König eine Frist aus. Durch diese verstellte Herablassung ließ sich Ludwig blenden, bewilligte drey Monate Bedenkzeit, schickte seine Truppen zurück, und reiste in die Picardie, theils um die dortigen Festungen zu besichtigen, theils das Betragen des Herzogs von Burgund und des Grafen von Charolois in der Nähe zu beobachten. Zur Beendigung der bretagnischen Angelegenheiten hatte er den Grafen von Maine, den einzigen Prinzen vom Geblůt, den er unbeleidiget gelassen, nebst einigen Herren bestellt. Hierauf entständen langweilige Federkriege, wovon wir nur das Wesentlichste anführen wollen. Der König beschwerte sich, daß der Herzog

sich

sich ihm nie gefällig erwiesen, daß er ihm nicht ein- 1464
mal viertausend Thaler gelehnt habe, da er noch Dauphin gewesen, daß er ihm bey dem Krieg in Katalonien keinen Beystand geleistet, daß er sich der zum Bißthum Nantes gehörigen Güter bemächtiget, welches eine in der ganzen Christenheit unerhörte That sey; daß er seine Vasallen zum Krieg aufgeboten, und daß der Sachwalter des Herzogs zu Rom gesagt habe, sein Herr sey nicht des Königs Unterthan, und er wolle in seinen Staaten lieber Engländer als Franzosen haben. Ferner beschuldigte man den Herzog von Bretagne, er habe an die Prinzen vom Geblüt geschrieben, daß der König von Frankreich dem König von England Normandie oder Güyenne versprochen, im Fall er ihm zur Unterdrückung des Herzogs von Burgund und andrer Prinzen behülflich seyn wollte; er nennte Eduarden seinen hochgeehrtesten Herrn, und den König von Frankreich nur den König Ludwig; er habe sich, zu Frankreichs Nachtheil, mit den Engländern verbinden wollen; endlich unterhalte er mit dem Grafen von Charolois ein Bündniß, das dem Interesse und der Ruhe des Staats nachtheilig sey. Man übergeht andre schon von alten Zeiten her gewöhnliche Beschwerden. Der Herzog vertheidigte sich und setzte dem französischen Hof andre Beschuldigungen entgegen; dadurch gewann er Zeit, und da Ludwig unterdes eine Menge neuer Beschäftigungen vor sich fand, so sah er sich genöthiget, seinem Unwillen gegen den Herzog von Bretagne auf einige Zeit Einhalt zu thun. Dieser gieng nun gar so weit, daß er nicht nur sein Bündniß mit dem Grafen von Charolois fester knüpfte, sondern auch heimlich an andre Herren schrieb, und sie zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Staaten ermahnte. Er versicherte sie, die Absicht des Königs gehe dahin, sie nach einander aufzureiben;

1464 dies könnten sie aus dessen Verfahren gegen ihn leicht schliessen. Die Vorstellungen des Herzogs fanden um so viel schneller Eingang, da die Gemüther ohnehin aufgebracht waren. Dadurch entstand ein Bündniß gegen **Ludwigen**, das aus den meisten Prinzen seines Hauses und den größten Herren des Königreichs zusammengesetzt war. Um dasselbe recht furchtbar zu machen, fehlte weiter nichts, als der Beytritt des Herzogs von **Burgund**. Bisher hatte dieser Fürst, als ein Freund der Ruhe, sich nicht darzu bewegen lassen, so sehr auch sein Sohn ihn zu reitzen suchte: allein, folgende Begebenheit brachte **Philippen** ganz gegen den König auf.

Ludwig erfuhr, daß der Vicekanzler von Bretagne, **Johann von Romillé**, als ein Dominikaner verkleidet, öfters in die Niederlande und nach England reise, und glaubte, alle Anschläge der Verbundenen zu entdecken, wenn er ihren Unterhändler in seine Gewalt bekäme. Romillé war in England, als Ludwig beschloß, ihn aufheben zu lassen. Er vertraute dies Unternehmen dem Bastard von **Rübempré**, einem Abentheurer und natürlichen Sohn Antons des Zweeten, Herrn von Rübempre in der Picardie, und gab ihm zur Ausführung desselben ein Fahrzeug nebst vierzig bis funzig entschlossenen Männern. Nachdem **Rübempré** eine Zeitlang im Kanal gekreutzt hatte, kam er nach Gorkum in Holland, wo sich damahls der Graf von **Charolois** aufhielt. Allem Ansehn nach hatte **Rübempré** erfahren, daß der Vicekanzler aus England zu dem Grafen kommen werde; denn sonst läßt sich nicht begreifen warum er sich nach Gorkum begeben. Wie dem auch sey, **Rübempré** wurde erkannt, ins Gefängniß gelegt uud verhört. Man behauptete, er sey in keiner andern Absicht dahin gekommen, als um den Grafen von **Charolois** aufzuheben und ihn zu

dem

dem König von Frankreich zu bringen. Viele haben 1464
zwar diesen von aller Schuld in dieser Sache frey-
sprechen wollen: allein, bey der Gefangennehmung
und bey dem Verhör des Abentheurers ereigneten
sich so viele Umstände, die uns nicht zweifeln lassen,
Ludwig selbst habe ihm befohlen, den Grafen von
Charolois aufzuheben. Ueberdem kannte man die
gewissenlose Denkart des Königs nur allzu gut. Erst
kurz vorher hatte er **Philippen**, den zweeten Sohn
des Herzogs von Savoyen, unter dem Vorwand der
Beylegung der Streitigkeiten mit seinem Vater, un-
ter Versprechungen eines sichern Geleits zu sich kom-
men und ihn nach Loches ins Gefängniß bringen las-
sen, wo er fünf Jahre lang bleiben mußte. Ludwig
läugnete: aber niemand glaubte ihm. Zu eben der
Zeit, da dieses Unternehmen entdeckt wurde, stan-
den französische Truppen längs den Gränzen der Pi-
cardie. Ludwig hatte sich nach Hedin begeben, um
den Herzog von Burgund zu besuchen, der ihn eben
so aufnahm, wie im vorigen Jahr. Er schlug noch-
mahls die Wiedergabe der Städte Lille, Douai und
Orchies vor: der Herzog weigerte sich aber auf eine
höfliche Art, so wohl in Ansehung dieser als andrer
Zumuthungen. Dargegen verlangte Philipp die Er-
füllung einiger andrer Punkte, besonders derer im
Friedensschlusse von Arras; worauf der König, ohne
eine Antwort zu hinterlassen, nach Abbeville reiste.
Nach einigem Aufenthalt daselbst begab er sich nach
Rouen, kam wieder nach Ponthieu, und blieb in
dem Dorfe Novion, bey dem Walde von Cressi,
einige Meilen von Hedin, wo der Herzog noch war.
Die beyden Fürsten besuchten einander nicht, und
blos durch Anton von Croi unterhielten sie einige
Verbindungen. Dieser Kaltsinn daurete bis den
zehnten October, an welchem Tage der König dem am 10.
Herzog melden ließ, er würde ihn morgen besuchen. Octob.

1464 Der Graf von Charolois, der so eben den Bastard von Rübempre hatte aufheben lassen, eilte, seinen Vater hiervon zu benachrichtigen. Er beschuldigte nicht allein den König, daß er ihm seine Freyheit zu rauben gesucht, sondern er setzte auch hinzu, der König sey willens, sich der Person des Herzogs zu versichern; in dieser Absicht halte er sich unweit Hedin auf, und eben deswegen habe er so viel Truppen an der Somme stehen. Der Herzog erhielt die Bothschaft des Grafen an eben dem Tag, da ihm der König seinen Besuch ansagen ließ. Er verließ Hedin eilends, begab sich nach St. Paul in Artois, und vertraute die Beschützung der Stadt Adolfen von Kleve, mit Befehl, den König aufzunehmen, wenn er kommen würde. Allein, dieser erhielt Nachricht von der Flucht des Herzogs, und reiste zurück in die Normandie. Das Gerücht von Aufhebung des Grafen von Charolois und von dem Ueberfall des Herzogs von Burgund verbreitete sich sehr schnell; die Kanzeln ertönten sogar davon; und fremde Fürsten wurden davon unterrichtet. Vergebens schrieb der Admiral von Montauban an den Herrn von Croi, diese Sache zu unterdrücken und den Bastard von Rübempre loszulassen. Croi wollte sich nicht noch verdächtiger machen, und versicherte, er werde sich keineswegs in diesen Handel mischen.

König Ludwig äusserte eine sehr auffallende Empfindlichkeit über jene ihn verunehrende Gerüchte. Er ließ die Abgeordneten der Städte nach Rouen kommen und an sie durch seinen Kanzler eine Rede, in Form einer Apologie, wegen der ihm aufgebürdeten Beschuldigungen, halten. Er forderte hierauf so gar den Herzog von Burgund zur Tilgung des ihm zugefügten Schimpfes auf. Der Graf von Eu, der Erzbischoff von Narbonne und der Kanzler Morvilliers begaben sich zu dem Ende nach Lille, wohin

sich

sich schon der Graf von Charolois zu seinem Vater begeben hatte. Bey dem Gehör, das beyde den französischen Gesandten ertheilten, führte der Kanzler das Wort. Er machte dem Herzog und dem Grafen bittere Vorwürfe wegen heimlicher Verbindungen mit den Feinden des Königs, gestand, daß Rübempre' den Vicekanzler von Bretagne habe aufheben sollen — folglich auch, daß er das Völkerrecht auf eine grobe Art habe beleidigen wollen — beschwerte sich, daß der Graf von Charolois einen Mann, der mit königlichen Befehlen versehen sey, gefangen genommen habe, und verlangte die Auslieferung eines Dieners des Grafen von Charolois, mit Namen **Olivier de la Marche**, der das meiste zur Ausbreitung jenes beleidigenden Gerüchts beygetragen habe. Whrend der Rede des Kanzlers äusserte der Graf von Charolois die lebhafteste Ungeduld: er wollte ihn einigemal unterbrechen: aber der Herzog hielt ihn zurück, und antwortete selbst nach geendigter Rede. Er versicherte, daß er den Rübempre' nicht freylassen werde, zumal da er in Holland, einem von Frankreich unabhängigen lande, sey gefangen worden, versprach, wegen Olivier eine Untersuchung anstellen zu lassen, entschuldigte den Argwohn seines Sohns, und beschwerte sich, daß ihm der König fast nie Wort gehalten habe. Bey dieser Gelegenheit und auch am folgenden Tag sprach der Herzog mit allem Anstand eines grossen Prinzen, und doch zugleich mit der größten Mäßigung. 1464 am 7. Nov. u. ff.

Unterdes verstärkte sich die Partey der Mißvergnügten täglich; sie erstreckte sich durch alle Theile des Königreichs: und doch konnte Ludwigs Argwohn und Feinheit keine zuverlässige Nachrichten davon erlangen. Er war mit Feinden umgeben, die desto gefährlicher waren, je weniger er sie kannte. Die Menge widersprechender Gerüchte beunruhigte

1464 seine Seele. Der Herzog von **Bourbon**, eines der vornehmsten Häupter der Verschwörung, kam auf eine Zeitlang an den Hof, unter dem Vorwand, seine Schuldigkeit dem König zu bezeugen, in der That aber, dessen Handlungen zu beobachten. Als er ihn verließ, reiste er nach Lille, um den Herzog von **Burgund** zu einem festen Entschluß zu bewegen. Nach vielen Einwendungen, die ihm der Herzog machte, die er aber alle geschickt widerlegte, brachte er es so weit, daß Philipp die unvermeidliche Nothwendigkeit, sich der Vergrösserung der königlichen Macht zu widersetzen, einsah, und daß er zu Werbung neuer Truppen und zum Aufgebot der burgundischen Vasallen seine Einwilligung gab. Mehr verlangte der Graf von **Charolois** nicht. Denn er konnte leicht vorausehen, daß ein solcher Schritt seinen Vater nöthigen würde, weiter zu gehen. Er befand sich auf diese Art an der Spitze der Macht seines Hauses, und Philipp hatte ihm ohnehin, weil er kränker wurde, die Regierung seiner Staaten über-

1465 geben. Kaum war dies geschehen, so überließ sich der Graf seinen Leidenschaften so sehr, daß er die Herren von **Croi**, seine alten Feinde, aus allen burgundischen Ländern als Verräther verbannte und ihre Güter einzog. Dies geschah mit einer solchen Geschwindigkeit, daß sie nicht einmal von dem Herzog Abschied nehmen konnten. So bald aber dieser die hitzige Handlung seines Sohns erfahren hatte, gerieth sein Geblüt in eine so heftige Aufwallung, daß er, ohngeachtet seiner Entkräftung, ein Gewehr ergriff, aus dem Zimmer lief, und seinen Sohn aufsuchte. Voll Schrecken folgten ihm seine Diener, und suchten ihn zu besänftigen. Schon hatte er Befehl ertheilt, die Thür des Zimmers, in das sich sein Sohn versperrt hatte, aufzusprengen, als die Herzogin von **Bourbon**, seine Schwester, nebst ihren

Hof-

Hofdamen herbey eilte und ihn bat, sich zu mässigen. 1465
Nach verschiedenen Einwendungen ließ er sich wieder in sein Zimmer führen, wollte aber drey Wochen lang nichts von seinem Sohn sprechen hören, bis ihn eine zu dem Ende bestellte Predigt bewegte, ihn wieder zu Gnaden anzunehmen, welches denn von beyden Theilen auf die rührendste Weise geschah.

König **Ludwig**, den die dem Herzog von Bretagne bewilligte allzulange Frist reute, beschloß noch im vorigen Jahr, diesen Herrn, der stets bemüht war, ihm neue Feinde zu erwecken, nicht länger zu schonen. Doch wollte er erst sein Verfahren öffentlich rechtfertigen. Zu dem Ende berief er eine Versammlung der vornehmsten Herren seines Reichs nach Tours. Der Kanzler **Morvilliers**, und der Generalprokurator **Dauvet** stellten die Klagpunkte des Königs gegen den Herzog von Bretagne und die zu seiner Vertheidigung angeführten Gründe vor, und überliessen alles dem schiedsrichterlichen Urtheil der Anwesenden. Durch dieses Betragen wurden die Gemüther für den König, welcher mit gutem Vorbedacht der Versammlung nicht beywohnte, eingenommen, und selbst die gegenwärtigen heimlichen Freunde des Herzogs mußten ihn wenigstens äusserlich verdammen. Am andern Tag hielt der König, der viel natürliche Beredsamkeit besaß, selbst eine Rede zur Vertheidigung seiner bisherigen Handlungen, wobey er es an Vorwürfen gegen die vorige Regierung nicht fehlen ließ. Durch den König von **Sicilien** ließen alle herumstehende Herren ihn versichern, daß sie ihm ohne Ausnahme gegen jedermann dienen, und daß sie den Herzog von **Bretagne** zur Beobachtung seiner Pflichten anhalten wollten. Nur der Herzog **Karl von Orleans**, ein bejahrter und um den Staat verdienter Herr, wagte es, zum Vortheil des Herzogs von **Bretagne** zu sprechen, und die ihm auf-

1465 aufgebürdeten Beschuldigungen zu verringern. Er that sogar Vorstellungen wegen einiger Gebrechen des Staats. Allein, dies hieß Ludwigen an der empfindlichsten Seite verletzen, ihn, der eben erst sich selbst eine Lobrede gehalten hatte. Die Wahrheit beleidigte sein stolzes Ohr; er überhäufte den Herzog von Orleans mit den bittersten Vorwürfen und beschuldigte ihn öffentlich verrätherischer Absichten. Eine so unverdiente Begegnung schmerzte diesen tugendhaften Fürsten so sehr, daß er bald hernach im vier und siebzigsten Jahr seines Alters, von ganz Frankreich bedauret, starb. Auffer zwo Töchtern, wovon die eine Aebbtissin zu Fontevraud, die andre aber mit Johann von Foix Vicomten von Narbonne vermählt war, hinterließ er von Marien von Kleve, seiner dritten Gemahlin, einen Sohn, mit Namen Ludwig, der damahls zwey Jahr alt war, und schon im vorhergehenden Jahr für die neugebohrne Tochter des Königs von Frankreich, Johanne, bestimmt war. In der Folge werden wir diesen Prinzen selbst, unter dem Namen Ludwig der Zwölfte, den französischen Thron besteigen sehen.

am 4. Jan.

So bald der Herzog von Bretagne von den letzten Entschlüssen des Königs unterrichtet war, suchte er durch eine neue Gesandschaft die Wirkungen derselben zu hemmen, oder doch wenigstens aufzuhalten. Da der Ausbruch des Kriegs sehr nahe war, so mußten den verbundenen Herren alle Augenblicke sehr kostbar seyn. Daher mußten, um Zeit zu gewinnen, Tannegui du Chatel und der Vicekanzler von Bretagne dem König von Frankreich alles versprechen, was er verlangte. Der Herzog versprach, selbst nach Poitiers zum König zu kommen, und dieser glaubte dessen Worten, ob er gleich vorher schon auf eine ähnliche Art von ihm war getäuscht wor-

worden. Er ließ die Gesandten mit vielen Aeusse- 1465
rungen der Höflichkeit von sich, und that eine Wall-
fahrt zu Unsrer lieben Frauen zu du Pont in Limou- im
sin. Er wollte auch seinen Bruder, den Herzog März.
Karl von Berri, mitnehmen: allein, dieser blieb
zurück, und eilte sogleich den bretagnischen Gesand-
ten nach, die ihn, nach genommener Abrede, zu
Poitiers erwarteten. Sie eilten mit einander nach
Nantes, und warfen, aus Furcht verfolgt zu wer-
den, alle Brücken hinter sich ab. Die Flucht des
Herzogs von Berri war das Zeichen zum Krieg,
der nunmehr fast in allen Theilen des Königreichs auf
einmal ausbrach.

Diejenigen, welche die Jugend und Unerfahren-
heit des Herzogs von Berri gemißbraucht und ihn
zu diesem Schritt verleitet hatten, machten in seinem
Namen ein Manifest bekannt, worinn die Beweg-
gründe seiner Flucht angegeben waren. Der vor-
nehmste Grund, den überhaupt alle verbundene Her-
ren anführten, war das gemeine Beste, daher sie
auch ihr Unternehmen das Bündniß oder den
Krieg des allgemeinen Besten*) nennten. Dann
beschwerte sich der Herzog besonders über die Räthe
seines Bruders, über die Erpressungen der obrigkeit-
lichen Personen, über die Bedrückung der Klerisey,
und über eine Menge von Unordnungen, die den
Staat entehrten und ihn zum Spott andrer Natio-
nen machten. Die übrigen Prinzen stellten ähnliche
Erklärungen von sich. Der Herzog von Bourbon,
den der König aufgeboten hatte, sich mit ihm gegen
den Herzog von Bretagne zu vereinigen, schlug
nicht allein dies Begehren ab, sondern machte auch
Ludwigen die empfindlichsten Vorwürfe wegen seiner
Staatsverwaltung, und zuletzt versicherte er ihn,
daß er sich mit den andern Prinzen vereinige, um
so

*) Ligue ou guerre du bien public.

1465 so viele Mißbräuche, die sich während seiner Regierung eingeschlichen, abzustellen, den armen Unterthanen beyzustehen, und das ganze bisherige System zu seinem eigenen und seiner Krone Vortheil zu ändern. Zu gleicher Zeit bemächtigte sich der Herzog aller königlichen Gelder, die in den Rechnungskammern um Bourbonnois lagen, und nahm Ludwigen von Crüssol, Juvenal des Ursins, und den Obereinnehmer Doriole, die sich in jener Gegend aufhielten, und die er für seine Feinde hielt, gefangen. Zunächst folgte dem Beyspiel des Herzogs von Bourbon Herzog Johann von Calabrien, Lothringen und Bar, ohngeachtet ihn sein Vater Renatus, Titularkönig von Sicilien, davon abzuhalten suchte. Dieser Prinz war mißvergnügt über den König, weil er ihn bey dem neapolitanischen Krieg nicht kräftig genug unterstützt hatte. Ueberhaupt hatte jeder von diesen mißvergnügten Grossen seine besondern Ursachen bey Ergreifung der Waffen gegen ihren Oberherrn. Aber unbegreiflich ist es, was den Herzog von Alençon und den Grafen von Armagnac, denen der König so unverdient die größten Wohlthaten erwiesen, dazu habe verleiten können.

Im März.

Der Graf von Charolois, der furchtbarste unter allen diesen Herren, hatte die ganze niederländische Macht versammlet, und Befehl gegeben, stets zum Feldzug bereit zu seyn. Seinem Vater hatte er bisher noch immer die wahre Absicht des Bündnisses mit den andern Prinzen verheelt. Herzog Philipp wollte zwar, daß man die Gränzen seiner Staaten durch das Aufgebot des Adels sicher stellen möchte: aber daß der Krieg nach Frankreich sollte gespielt werden, das wußte er nicht. Nunmehr entdeckte ihm sein Sohn den ganzen Entwurf seiner Bundsgenoßen zu gleicher Zeit kam das Manifest des Her-

Herzogs von Berri, nebst einem besondern Schrei- 1465
ben von diesem Prinzen an; und Philipp fand wei-
ter keine Bedenklichkeit, den Grafen mit der Armee am 14.
ziehen zu lassen. Apr.

Unter den tapfern Kriegern, denen Ludwigs Art zu regieren mißfiel, und die mit dessen Feinden gemeinschaftliche Sache machten, nennet man ungern den Grafen von **Dünois**, den Helden, dem Karl der Siebente vorzüglich den Wohlstand seiner Regierung und die Wiederherstellung der Ruhe zu danken hatte. Dünois und der Marschall von **Loheac** waren schon in Bretagne, ehe der Herzog von Berri, der sich hauptsächlich auf ihr wiederholtes Bitten entschloß, dahin kam. Eine Menge erfahrner Officiere, die sich unter der vorigen Regierung gebildet hatten, fogten diesem grossen Feldherrn. König Ludwig war unwiederbringlich verlohren, wenn die Klugheit seiner Feinde ihrer Wuth gleichgekommen wäre. Viele tausend Aerme waren gegen ihn bewaffnet: aber allen fehlte es an einem allgemeinen Anführer. Ludwig besaß Verstand und Muth in einem sehr hohen Grad; dadurch allein konnte er seine Feinde übertreffen. Er hatte verschiedene Bündnisse mit einigen fremden Mächten in Teutschland und in Italien errichtet: aber auf keinen dieser Bundsgenossen konnte er Rechnung machen, als etwan auf den **Herzog Sforza von Mayland**, den größten Feldherrn seiner Zeit und sehr geschickten Staatsmann. Um ihn ganz an sich zu ziehen, hatte er ihm im vorigen Jahr seine Ansprüche auf Savona und Genua abgetreten. Dafür versprach Sforza, dem König gegen alle seine Feinde, nur nicht in Italien, beyzustehen. Mit **England** wollte **Ludwig** ein Bündniß machen, es blieb aber nur bey der Verlängerung des Waffenstillstandes. An alle Städte des Königreichs ergiengen die gemessensten Befehle zur

Ver-

1465 Vertheidigung gegen die Feinde des Staats. **Karl von Melun**, Statthalter von Paris, ließ die Bürger unter die Waffen treten und diese äusserten bey dieser Gelegenheit Treue und Eifer für ihren König. Die Wachten wurden verdoppelt und alle Thore, zwey ausgenommen, vermauert. Man versah die Stadt auf viele Monate mit Lebensmitteln. Der Marschall von Gamaches rückte mit einigen regelmässigen Truppen ein. Der beständige Begleiter des Statthalters war **Johann Balüe, Bischoff von Evreux**. In seinem Chorhemd und der Bischoffsmütze musterte er mehr als einmal die Bürgermiliz, zog auf die Wache, und that Verrichtungen eines Officiers. Dieser Prälat war von sehr niedriger Herkunft und genoß die ganze Gunst des Königs, der überhaupt sein Vertrauen Menschen, die er geringschätzte, zu schenken pflegte. Als er an den Seneschall von Poitou schrieb, daß er Balüe'n den Besitz aller zur Abtey Baurgueil gehörigen Güter verschaffen sollte, bediente er sich der Ausdrücke: „Noch zur Zeit ist er ein guter Teufel von einem Bischoff; „ich weiß nicht was künftig aus ihm werden wird.„

Ludwig bezeugte den Parisern seinen Dank auf eine sehr lebhafte Art. Die Grafen von Eu und Nevers erhielten Befehl, die Gränzen der Picardie zu decken; eben dies sollte der Graf von Maine in Ansehung des Herzogthums Bretagne, und Torci in Ansehung der Provinz Champagne thun. Der König von **Sicilien** begab sich nach Bretagne, um den Herzog von **Berri** auf andre Gedanken zu bringen: aber seine Bemühungen waren fruchtlos; unterdes erweckten die deshalb angestellten Unterhandlungen Mißtrauen und Ungewißheit unter den Verbündeten. Ludwig machte auch eine Erklärung bekannt, vermöge welcher er allen, die sich in sechs Wochen von der Partey der Rebellen los machen

und

und zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, eine gänz- 1465.
liche Vergessenheit des Vorgegangnen versprach.

Nach schneller Anwendung dieser Maaßregeln gieng König Ludwig mit einem Heer von vierzehntausend Mann zuerst auf den Herzog von Bourbon los, der sich dessen am wenigsten vermuthet, und daher erst sehr geringe Anstalten zu seiner Vertheidigung getroffen hatte. Unterwegs wuchs die Macht des Königs auf fünf und zwanzigtausend Mann an. Der Herzog mußte entweder die Flucht ergreifen, oder sich unter den Gehorsam seines erzürnten Oberherrn demüthigen. Seine Gemahlin, eine Schwester des Königs, wußte durch ihre Geschicklichkeit einen Vergleich einzuleiten. Die Ankunft einiger Hülfstruppen unter dem Herzog von Nemours machte den Herzog von Bourbon wankelmüthig und die Unterhandlungen verzögerten sich. Endlich willigte er in einen Waffenstillstand, den er auch gleich wieder brach, als er die Ankunft des Grafen von Armagnac mit sechstausend Pferden erfuhr. Aber der König, voll von Grimm über den Verlust kostbarer Augenblicke, drängte seine Feinde so heftig zusammen, daß sie Bourbonnois verlassen, und sich in Riom werfen mußten. So gleich unternahm Ludwig die Belagerung, mit dem Entschluß, diesen Krieg zu dämpfen, es koste auch was es wolle. Es kam zu einem Waffenstillstand, während dessen man die Unruhen gänzlich zu stillen hoffte. Die Prinzen versprachen, sich gegen die übrigen Häupter des Bündnisses zu erklären, wenn sie in ihrer Empörung fortfahren sollten. Sie machten sich sogar anheischig, diese Bedingungen dem Herzog von Bourbon, der aufs neue entflohen war, annehmlich zu machen. Ludwig machte zwar keine Rechnung auf die Vollziehung dieses Vergleichs, der auch in der That wieder gebrochen wurde: aber die Nachrich-

zu Anfang des Jul.

1465 ten, die er von dem Zuge des Grafen von Charolois und des Herzogs von Bretagne erhielt, erlaubten ihm keinen längern Aufenthalt. Er ließ einige Truppen zurück, um den Herzog von Bourbon im Zaum zu halten; unterdes sollte Galeazzo, der Sohn des Herzogs Sforza von Mayland, die landschaften Forest und Beaujolois verwüsten.

Der Graf von Charolois und der Herzog von Bretagne wollten in der Provinz Isle de France zusammenstossen, und da den Schauplatz des Kriegs eröffnen. Für den König war es also äusserst wichtig, die Vereinigung dieser beyden Prinzen zu hindern. Dies würde schwerlich haben geschehen können, wenn nicht Johann von Bourbon, Graf von Vendome, den bretagnischen Truppen den Durchzug durch sein Land versagt und sie also aufgehalten hätte. Vergebens drungen die Herzoge von Berri und Bretagne in ihn, ihre Partey zu ergreifen; auf alle Vorstellungen antwortete er, er sey nicht im Stande, sich von seinem Vaterland und von seinem Oberherrn zu trennen. Und doch hatte der Graf von Vendome besondre Ursachen, über den König mißvergnügt zu seyn — welcher Edelmuth! Unterdeß war die Armee des Grafen von Charolois bey Brai über die Somme gegangen, hatte die meisten Städte in der Picardie ohne Widerstand besetzt,

am 5. Jul. und war bald vor Paris angekommen. Der Graf nahm seinen Aufenthalt zu St. Denis. Er wunderte sich sehr, daß er weder den Marschall von Burgund mit seinen Truppen, noch die Bretagner antraf. Er würde gewiß den Rückzug angetreten haben, hätte ihn nicht der Vicekanzler von Bretagne, der ihn begleitete, durch allerhand Kunstgriffe davon abgehalten. Nach einigen vergeblichen Versuchen, Paris durch List und Aufforderung zu gewinnen, beschloß er, dem Herzog von Bretagne entgegen zu ge-

gehen und sich mit ihm zu vereinigen. Unterdeß eilte 1465
der König aus der Provinz Bourbonnois der Ver-
einigung des Grafen von Charolois mit dem Herzog
von Bretagne entgegen. In sechs Tagen kam er in
die Gegend von **Montlheri**, und traf daselbst die
burgundische Armee an. Es erfolgte ein hitziges
Treffen, in welchem der König von Frankreich den am 16. Jul.
linken Flügel der burgundischen Armee schlug, der
Graf von Charolois hingegen das Mitteltreffen und
den linken Flügel des Königs in die Flucht trieb.
Das Gefecht wurde hierauf sehr lebhaft erneuret,
der König und der Graf beynahe gefangen, und mit
grosser Hartnäckigkeit von beyden Seiten gestritten,
bis die Nacht das Treffen endigte. Weder der Kö-
nig noch der Graf konnte sich des Siegs rühmen;
doch würde ihn der erste erlangt haben, wenn
ihn nicht, durch die unrühmliche Flucht des
Grafen von Maine und des Admirals von Mon-
tauban der dritte Theil seines Heers verlassen hätte.
Der Verlust beyder Armeen soll sich nicht über drey-
tausend sechshundert Mann erstreckt haben. Ein
Theil des burgundischen Heers, das während des
Treffens geflohen, wurde durch einen Ausfall der
Pariser größtentheils niedergemacht oder gefangen.
Beyde Armeen waren in der Nacht nach dem Treffen
ihres Schicksals wegen in Ungewißheit; endlich zog
die königliche in aller Stille nach Corbeil, und die
Burgundische beschloß nach einer Berathschlagung,
im Lager ohnweit der Wahlstatt in den Waffen ste-
hen zu bleiben. Daher eben schrieb sich der Graf
von Charolois den Sieg zu, und schmeichelte sich mit
seiner Fähigkeit zum Kriegswesen, welches hernach
Einfluß in alle seine Unternehmungen hatte. Um
seinen Truppen Muth zu machen, hatte er einen
Franciskaner bestellt, der die Nachricht bringen muß-
te, die Bretagner würden an eben demselben Tage

1465 bey der burgundischen Armee ankommen; und das Ohngefähr schickte es, daß diese falsche Nachricht wahr wurde.

Als der König nach Paris gekommen war, suchte er sich das Vertrauen und die Anhänglichkeit der Bürger dieser Stadt noch mehr zu erwerben. Er bestrafte die Anhänger der Burgunder, die man ihm angegeben hatte, sehr hart, ließ sie in Säcke binden und in die Seine werfen, wobey er bisweilen selbst einen Zuschauer abgab. Hingegen besuchte er die vornehmsten Bürger, ließ sie an seine Tafel kommen, und unterhielt sich mit ihnen auf das gefälligste. Die meisten Auflagen wurden abgeschaft und die Privilegien der Stadt bestätigt. Auf die Vorstellungen des Bischoffs von Paris Wilhelm von Chartier, wählte man sechs Bürger, sechs Mitglieder der Universität und sechs Parlamentsräthe, welche mit den Staatsräthen gemeinschaftlich an Ausfertigung der wichtigsten und nöthigsten Staatsgeschäfte arbeiten sollten. Dies Vertrauen, wodurch die Bürger an der Regierung Theil erhielten, verdoppelte ihren Eifer und ihre Zuneigung, und der Politik Ludwigs gereicht es um so vielmehr zur Ehre, da ein solches Betragen sich nicht mit seinem argwöhnischen und herrschsüchtigen Charakter zu vertragen schien. Nach Anordnung aller zur Erhaltung der Hauptstadt nöthigen Maaßregeln, reiste er auf kurze Zeit in die Normandie, um den Adel aufzubieten und den größten Theil der Truppen an sich zu ziehen, die er unter dem Grafen von Eu zur Bedeckung dieser Provinz dort gelassen hatte, weil nunmehr wegen Entfernung des Herzogs von Bretagne nichts weiter zu befürchten war.

Dieser gieng gleich hernach in Gesellschaft des Grafen von Charolois auf Paris los. Der Herzog von Burgund hatte eine Verstärkung abgesendet,

die

die sich bey Paris mit der Armee seines Sohns ver- 1465
einigen sollte. Von einer andern Seite her kam der Herzog von **Bourbon**, der seinen mit dem König getroffenen Vergleich brach, unter dem Vorwand, weil Galeazzo Sforza einige Feindseligkeiten gegen ihn ausgeübt hätte. Ihn begleiteten der Graf von **Armagnac**, der Herzog von **Nemours** und der Herr von **Albret**. Der Herzog von **Calabrien** kam dazu, zwar mit keiner zahlreichen, aber an innerer Güte desto stärkern Macht; denn seine Truppen bestanden aus Kriegern, die sich in Italien lange genug geübt hatten. Er brachte auch fünfhundert Schweitzer mit, die ersten, die man unter einer französischen Armee gesehen. Kaum konnte Isle de France ein solches Heer fassen, bey dem man hunderttausend Pferde rechnete. Doch wird versichert, daß die Prinzen, in Hoffnung die Pariser dadurch zu gewinnen, die strengste Mannszucht gehalten. Die Truppen des Grafen von Armagnac, die keinen Sold bekamen, begiengen die meisten Ausschweifungen. Man verlegte sie deswegen in die Landschaft Brie. Mit den Parisern fiengen die Prinzen Unterhandlungen an, und suchten sie durch allerhand süsse Vorstellungen zu gewinnen: die Bürger wichen aber nicht von ihrer Treue, zumahl da der Admiral von **Montauban** mit einer starken Anzahl von Gens d'Armes zu ihrer Vertheidigung in die Stadt zog. **Ludwig** selbst kam bald mit vielen Truppen, mit einem starken Zug groben Geschützes, und in Begleitung des Grafen von **Maine**, der so wie Montauban sich wegen seiner Flucht in dem Treffen bey Montlheri zu rechtfertigen gewußt, aus der Normandie wieder nach Paris zurück. Die Unterhandlungen der Pariser mit den Prinzen mißfielen ihm dennoch so sehr, daß er die vornehmsten Theilhaber des landes verwies, und **Karln von Melün**, dessen Treue

1465 ihm verdächtig geworden war, der Statthalterschaft von Paris entsetzte, und diese wichtigste Staatsbedienung dem Grafen von Eu anvertraute. Auch der Bischoff Chartier würde den Zorn des Königs schärfer empfunden haben, hätte ihn nicht seine geistliche Würde dagegen verwahrt. Man würde ihm aber doch den Proceß gemacht und ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldiget haben, wenn er nicht bald hernach gestorben wäre.

Nach der Ankunft des Königs gieng man nicht mehr Vertheidigungsweise gegen die Prinzen; man that täglich sehr lebhafte Ausfälle, wobey die königlichen Truppen fast immer Vortheile gewannen. Die Armee der Prinzen drückte der Mangel an Lebensmitteln: in der Stadt hingegen war man durch Ludwigs Fürsorge reichlich damit versehen. Eine Schlacht vermied der König sehr weislich; er war nur darauf bedacht, seine Feinde zu ermüden, sie zu entzweyen, und aus ihren Mißhelligkeiten Vortheile zu ziehen. Nach und nach fiengen die Prinzen wirklich Unterhandlungen mit dem König an. Der Graf von Armagnac und der Herzog von Nemours schickten Abgeordnete nach Paris. Der Herzog von Calabrien wurde auch endlich durch die Ermahnungen seines Vaters, des Königs von Sicilien, wankend gemacht. Umstände, die man nicht vorhergesehen, riefen sogar den Grafen von Charolois in die Niederlande zurück. Die lütticher hatten auf Antrieb des Königs von Frankreich, der ihnen Unterstützung versprochen, einen Herold nach Brüssel geschickt, und dem Herzog von Burgund Krieg angekündigt. Zu gleicher Zeit thaten sie einen verheerenden Einfall in Brabant, und drohten mit einer Belagerung der Stadt Luxemburg. Die Bewohner der damahls sehr reichen und stark bevölkerten Stadt Dinant hatten um eben diese Zeit einen Aufruhr gegen den Her-

zog von Burgund angefangen. Durch diese Vorfälle also wurde der Graf von Charolois bewegt, mit dem König einen Stillstand zu treffen, der einigemahl erneuret, aber von den schlechtbezahlten und unruhigen Kriegern öfters gebrochen wurde. Der König konnte seine eigenen Soldaten nicht immer im Zaum halten. Bey Unterhandlungen erlangte Ludwig fast immer Vortheile über seine Gegner. Mit Versprechungen, die ihm nichts kosteten, verband er thätige Freygebigkeiten. Er war entschlossen Frieden zu machen, es möchte auch kosten, was es wolle. Schien er sich gleich einigen Schwierigkeiten zu widersetzen, so geschah es blos, um seine wahren Absichten desto sicherer zu verbergen. Die Prinzen thaten so ausschweifende Forderungen, daß er Verdacht würde erweckt haben, wenn er sie ihnen ohne allen Widerstand bewilliget hätte. 1465

Die einzige Schwierigkeit, die einige Zeitlang den Friedensschluß aufhielt, war die Vergrösserung der Appanage des Herzogs von Berri. Die Prinzen verlangten, man sollte ihm die Normandie abtreten, wozu sich aber Ludwig nicht entschliessen konnte. Die lage dieser Provinz, die auf der einen Seite an die Staaten des Herzogs von Bretagne und auf der andern an die von dem Grafen von Charolois wieder verlangten Städte an der Somme gränzte, machte diesen Prinzen die Wiedervereinigung ihrer Macht sehr leicht, und den König konnten sie in dem Mittelpunkt seines Reichs gleichsam gefangen halten. Statt der Normandie erbot er sich, seinem Bruder Champagne und Brie zu geben; jedoch mit Ausnahme der Städte Monterau-Faut-Yonne, Meaux und Melün. Dieses Anerbieten ward von den Prinzen nur durch neue Forderungen beantwortet. Sie sollen sogar verlangt haben, daß der König nicht allein Normandie, sondern auch Güyenne, Saintonge

1465 ge und Poitou abtreten sollte. Es fehlte nicht viel mehr, so hätten sie verlangt, der König möchte die Krone zum Besten seines Bruders niederlegen. Bey solchen unüberwindlichen Hindernissen ließ der König die vornehmsten Bürger und alle obrigkeitliche Personen zu Paris in die Rechnungskammer zusammenkommen, und ihnen durch den Kanzler die Lauterkeit seiner Absichten vorstellen. Morvilliers that dies auf eine so bündige und lebhafte Art, daß er die Zuhörer in Unwillen gegen die Prinzen versetzte, und sie zum thätigsten Eifer für das Wohl ihres Monarchen anfeuerte.

Für die Sicherheit der Stadt war dies nicht ohne Nutzen. Auf das Gerücht, als wenn man den Burgundern die Bastille in die Hände spielen wollte, griffen die Bürger selbst zu den Waffen, zogen die Ketten vor die Strassen, zündeten Nachtfeuer an, und hielten fleissig Wache. Dadurch wurde der Vorsatz der Feinde vereitelt; denn am andern Morgen fand sichs, daß das Gerücht nicht ungegründet gewesen war, und der Verdacht des Königs fiel auf Karl'n von Melün, dem die Verwahrung der Bastille anvertrauet war. Nach einigen andern vergeblichen Versuchen der Prinzen auf die Stadt, bequemten sie sich wieder zu Unterhandlungen, zumahl da ihre Armee grossen Mangel litt, und schienen mit Abtretung der Provinzen Champagne und Brie an den Herzog von Berri zufrieden zu seyn. Allein, auch diese Hoffnung wurde vernichtet, durch die Nachrichten von verrätherischer Einnahme verschiedener Städte, als Pontoise, Evreux, Gisors, der Citadelle bey Rouen. Selbst in der Hauptstadt fanden sich viele Verräther und Anhänger der Prinzen, und der König hielt sich nicht mehr sicher.

Diese und andre Umstände trieben Ludwigen an, alle Bedingungen einzugehen, die ihm die ver-

bün-

bündeten Prinzen vorlegten. Die wesentlichsten und 1465
merkwürdigsten waren folgende: **Karl**, der Bruder des Königs, erhält das Herzogthum Normandie zur Appanage, nebst der Oberhoheit über die Herzogthümer Alençon und Bretagne. — Der Graf von **Charolois** wird wieder in den Besitz der Städte an der Somme gesetzt, und zwar für sich und für seinen nächsten Nachfolger, nach dessen Tode dem König von Frankreich frey stehen soll, sie für zweyhunderttausend goldene Schildthaler wieder an sich zu bringen. Ueberdies überläßt ihm der König erblich die Kastellaneyen Peronne, Roye, Montdidier, nebst den Grafschaften Guines und Boulogne. — Der Herzog von **Kalabrien** bekommt die Städte Mouson, St. Menehould, Vaucouleurs und Epinal; ferner fünfhundert Lanzen, die der König unterhält, und hundert tausend Thaler zur Eroberung des Königreichs Neapel. — Der Herzog von **Bretagne** erhält die eingezogenen Grafschaften Etampes und Montfort wieder, wie auch die Statthalterschaft in der Niedernormandie, und eine Verzichtleistung von Seiten des Königs in Ansehung der Ansprüche auf das Regalrecht in seiner Provinz. — Dem Herzog von **Bourbon** soll abgetreten werden die Kastellaney Uesson, nebst einem Theil von Auvergne, und dem Grafen von **Armagnac** die vier unter der vorigen Regierung eingezogenen Kastellaneyen, wie auch ein jährlicher Gehalt und eine Ordonnanzkompagnie. — Der Herzog von **Nemours** wird Statthalter von Paris und Isle de France, bekommt einen Gehalt und zweyhundert Lanzen. — Der Graf von **Dunois** wird in seine Güter wieder eingesetzt, so wie der aus der Bastille entflohene Graf **Dammartin**. — Der Herr von **Albret** ließ sich das Eigenthum verschiedener an seine Güter gränzenden Ländereyen versichern. Der Graf von **St. Paul** wird **Konnetabel**, wel-

1465 che Würde seit dem Tode Arturs von Richemont erlediget war, und der Herr von **Bueil** wird Admiral. — Dem Herrn von **Loheac** gab man den Marschallsstab wieder, und dem **Tannegui du Chatel** die Stelle eines Oberstallmeisters. Ueberdem sollten alle diese Herren Ordonnanzkompagnien erhalten, welches eben so viel hieß, als ihnen die vornehmste Macht des Reichs in die Hände geben. Durch eben diesen Vergleich ward ausgemacht, daß die **pragmatische Sanktion von Bourges** wieder in ihrer vollen Kraft gelten, und daß man aus den drey Reichsständen sechs und dreyßig Personen wählen sollte, um an Abstellung der Mißbräuche in dem Staatsregiment zu arbeiten.

Dies waren die vornehmsten Punkte der zu **Conflans** und zu **St. Maur des Fossés** getroffenen Verträge, welche Ludwigen nicht viel mehr als den königlichen Titel übrig gelassen hätten, wenn sie wären erfüllt worden. Als ihn einige seiner Vertrautesten fragten, was für Ursachen ihn zur Bewilligung so harter Forderungen bewogen hätten; so antwortete er: die Jugend meines Bruders von Berri, die Klugheit meines lieben Vetters von Kalabrien, der Verstand meines Schwagers von Bourbon, die Bosheit des Grafen von Armagnac, der grosse Hochmuth meines lieben Vetters von Bretagne, und die unüberwindliche Macht meines Schwagers von Charolois. Vor dem Schluß dieses schimpflichen Vergleichs legte König Ludwig eine rechtliche Protestation bey dem Parlament nieder, wodurch er erklärte, daß er einen so nachtheiligen Frieden ganz wider seinen Willen, aus Noth, und zu seiner und des Reichs Ruhe eingehe. Diese Einwilligung, setzte er hinzu, soll mir in der Folge zu keinem Nachtheil oder Vorwurf gereichen können, am wenigsten in Ansehung der Normandie, die schon längst und erst neuerlich

durch

durch Karl den Siebenten den Krongütern auf eine 1465
unzertrennliche Art einverleibt worden ist. Diese Protestation ist, so wie die andern, deren wir in dieser Geschichte gedacht haben, nichts anders, als eine unnütze und ungültige Ausflucht und ein schimpfliches Denkmahl der damaligen Schwäche des Königs.

Der Friedensschluß war noch nicht unterzeichnet, als der König den Grafen von Charolois in seinem Lager besuchte, zu grosser Verwunderung aller, die seine argwöhnische Feinheit kannten. Eben so unbesonnen hielt der Graf eine Unterredung mit dem König. Beyde hatten einander in ihrer Gewalt: aber beyde schienen auch eine Ehre darinn zu suchen, daß sie die Furcht der Ihrigen zu Schanden machten. Bald hernach erhielt der Graf Nachricht, daß seine Gemahlin, **Isabelle von Bourbon**, zu Brüssel gestorben sey. Sie hinterließ nur eine einzige Tochter, **Marie**, damahls acht Jahr alt, die hernach durch ihre Vermählung an den Erzherzog Maximilian von Oestreich so merkwürdig geworden ist. König Ludwig wollte sich den eben gemeldeten Todesfall zu Nutzen machen, und durch eine Vermählung seiner ältesten Prinzessin Anne mit dem Grafen von Charolois die genauere Freundschaft dieses Herrn erwerben; er wollte ihr sogar einen Brautschatz mitgeben, der das Reich sehr geschwächt hätte und ihm höchst nachtheilig gewesen wäre, wenn er sich nicht anders besonnen hätte.

Von diesem schimpflichen Frieden hatte Ludwig wenigstens den Vortheil, daß er einen Theil seiner Fehler erkannte. Eine Zeitlang war er blos mit Wiedergewinnung der Mißvergnügten beschäftiget, und dabey schlug er einen ganz andern Weg ein, als bey seiner Thronbesteigung. Er nahm eine ausserordentliche Offenherzigkeit, Freundlichkeit, Gefällig-

1465 keit und Wohlthätigkeit an. Er hörte alle Rathschläge mit der scheinbaren Gelehrigkeit eines Prinzen an, der bey einem so wichtigen Gegenstand, als die Regierung einer grossen Nation ist, gegen seine eigene Einsichten mißtrauisch scheinet. Alles, sogar seine Geberden und Kleider, änderten sich. Er überhäufte die Prinzen und Herren der Ligue mit Höflichkeiten. Er lud sie verschiedenemahl nach Paris ein, und machte keine Schwierigkeit, in ihrer Gesellschaft den Festen, die ihnen die Bürger gaben, beyzuwohnen. Diese Aeusserungen des Zutrauens, der Freundlichkeit und Mässigung thaten gute Wirkung und waren schätzbarer, als der Gewinnst einer Schlacht. Er setzte **Wilhelm Juvenal des Ursins** wieder in die Kanzlerwürde ein, nachdem er sie dem Herrn von **Morvilliers** genommen hatte, vielleicht dem Grafen von Charolois zu Gefallen, gegen den sich Morvilliers unziemliche Ausdrücke erlaubt hatte, als er vor ihm und dessen Vater des Königs Betragen rechtfertigte.

Am 31. Oktob. Nachdem der Friede zu Paris öffentlich war bekannt gemacht worden, begab sich Ludwig nach Vincennes, um daselbst die Huldigungen und die neuen Versicherungen der Treue von den Prinzen einzunehmen. Nach dieser feyerlichen Handlung, wobey auch dem Grafen von St. Paul die Konnetabelwürde bestätiget wurde, ließ der König Vergessenheitsbriefe für alle in die Partey der Prinzen verwickelte Personen ausfertigen, und darauf reisten, zum grossen Vergnügen des Königs, die Prinzen ab, der neue Herzog von der Normandie, in Begleitung des Herzogs von Bretagne, in die Normandie, und der Graf von Charolois in die Niederlande. Ludwig begleitete diesen letzten bis nach Villiers-le-Bel, wo sie drey Tage lang beysammen blieben, und sich wechselseitig alle Versicherungen der vertrautesten

Freundschaft gaben, die aber eben deswegen, weil 1465
sie übertrieben waren, zweydeutig seyn mußten. Sie waren auch dem allen ohngeachtet, bey dem geringsten Anlaß, gegen einander mißtrauisch. Der Augenzeuge Comines versichert, daß die allzu grosse Vertraulichkeit, die sie während der drey Tage einander erwiesen, sie keineswegs zu Freunden gemacht, sondern nur ihr Mißtrauen verdoppelt und ihre gegenseitige Abneigung verstärkt habe. Als der König die Ungeduld des Grafen merkte, die Lütticher zu bekriegen und die Dinanter zu züchtigen, bot er ihm seinen Beystand an, wenn nur der Graf seiner Seits dem Bündniß mit den andern Prinzen, besonders mit dem Herzog von Bretagne, entsagen würde. Der Graf, der den Kunstgriff leicht entdeckte, antwortete, nichts würde fähig seyn, ihn von der Freundschaft abzuziehen, die er dem Herzog von Bretagne, **seinem Bundsgenossen, Bruder und Waffengesellen**, geschworen; daß er sogleich von den Lütticher ablassen werde, so bald es dem König einfallen würde, den Herzog anzugreifen; kurz, daß ihre Angelegenheiten und ihr Interesse gemeinschaftlich und unzertrennlich wären. Dieser starken Aeusserung ohngeachtet nahmen sie unter den Versicherungen der genauesten Freundschaft von einander Abschied.

So endigte sich **der Krieg für das gemeine Beste!** Er endigte sich mit einem Friedensschluß, wobey man nicht einmahl an das Wohl der Nation dachte. Die Häupter des Bündnisses sorgten blos für die Befriedigung ihrer Habsucht, und vergaßen sogar den Vorwand, unter dem sie die Waffen ergriffen hatten. Kaum war der Vertrag zu Conflans bestätiget, so befahl schon der Graf von Charolois in allen Städten, die ihm waren abgetreten worden, die Erneuerung der Auflagen, die er beym Anfang der Unruhen aufgehoben hatte. Die andern Prin-

zen

1465 zen folgten seinem Beyspiel, und da die Unterhaltung so vieler Truppen ihre Finanzen erschöpft hatte, so empfand das Königreich die Härte der Erpressungen stärker, als jemahls. Der König seiner Seits war kaum von der Gefahr, die ihm gedroht hatte, frey, als er alle seine Gedanken auf die allmählige Wiedererlangung dessen richtete, was er in einem Augenblick durch einen schimpflichen Vergleich verlohren hatte. Das Betragen der meisten Prinzen nöthigte ihn, sie als die unversöhnlichsten Feinde seiner Majestät zu betrachten. Waren sie vereint unüberwindlich, so mußte es auch unmöglich fallen, einen besonders anzugreifen, ohne die andern in Aufruhr zu bringen. Ludwigs einzige Absicht war ihre Uneinigkeit, die er aber erst von der Zeit, von den Umständen, und vornehmlich von der Verschiedenheit ihres Interesse, erwarten mußte. Keime hierzu hatte er schon in den mit jedem besonders geschlossenen Verträgen gelegt. Manche darinn erwähnte Umstände mußten sich durchkreutzen, folglich eine stete Quelle von Schwierigkeiten und mannigfaltigen Auslegungen werden. Gegen seine Unterthanen, besonders gegen die Pariser, bewies sich Ludwig, auch nach dem Frieden, äusserst gefällig und liebreich. Er wohnte den Lustbarkeiten bey, die sie des Friedens wegen veranstalteten, zog die vornehmsten Bürger und ihre Frauen an seine Tafel, erhob ihre Treue und Ergebenheit, bestätigte alle ihre Privilegien, besuchte sie, hob ihre Kinder aus der Taufe, ließ sich unter ihre Zünfte aufnehmen, mit einem Worte, er suchte sich der Gunst des Volks ganz zu bemächtigen, um durch sie auf den Trümmern der Macht seiner Vasallen ein dauerhaftes überwiegendes Ansehn zu gründen; ein Vorsatz, den er nie aus den Augen ließ, und zu dessen Ausführung er Mittel anwendete, die seiner sonderbaren Gemüthsart eigen waren.

Der

Der Herzog von Bretagne hatte den Bruder 1465
des Königs nach Normandie begleitet, behandelte ihn aber nicht sowohl als seinen Freund und Bundsgenossen, sondern vielmehr als seinen Untergebenen oder Mündel, indem er ihm die geleisteten Dienste hoch anrechnete, und sich, im Vertrauen hierauf, vieler Vorzüge vor dem Prinzen anmaßte. Beyde waren zu Pontoise, als König Ludwig den Kanzler des Ursins an sie schickte, und sie zu einer neuen Beschwörung des Friedens anhalten ließ. Der Herzog von der Normandie legte in Gegenwart des Kanzlers den Eyd ab, in die Hände des Grafen von Dünois: der Herzog von Bretagne aber that nur ein blos mündliches Versprechen, ohne sich zu einem Eyd zu verstehen, und zugleich widersprach er denen zur bessern Einrichtung der Staatsverwaltung ernannten sechs und dreyssig Kommissarien, indem er vorgab, er könne ihr Ansehn nicht erkennen, ohne der Unabhängigkeit seiner Staaten Eintrag zu thun. Diese Protestation gab dem König Gelegenheit, die seinige, die er gegen die Verträge zu Conflans und St. Maur geäussert, zu wiederholen. Männer von langer Erfahrung sahen leicht voraus, daß die Sachen nicht lange in diesem Zustande bleiben könnten. Um den Herzog von der Normandie waren viele Herren, die blos aus Gewinnsucht seine Partey genommen hatten; und der Herzog war nicht im Stande ihre Habbegierde zu sättigen, zumahl da der Adel in der Normandie die besten Aemter für sich, mit Ausschliessung der Fremden, verlangte. Fast alle vereinigten sich, da sie ihre Hoffnung getäuscht sahen, wider den Herzog von Bretagne, der alles nach seinem Gefallen einzurichten suchte, ohne sich an die Vorstellungen seiner Räthe zu kehren. Tannegüi du Chatel, dem er so viel zu danken hatte, verlohr hierüber sogar seine Würden und die Gunst des Herzogs.

1465 zogs. Dieses Umstands bediente sich der auf alles aufmerksame König von Frankreich, und zog diesen Mann, der ihm in der Folge wichtige Dienste leistete, an seinen Hof. Unter diesen Umständen kamen die Herzoge von der Normandie und von Bretagne zu St. Catherine dû Mont bey Rouen an, um nach einigen Tagen ihren feyerlichen Einzug in diese Hauptstadt der Normandie zu halten. Die Zwietracht nahm unterdes bey beyden Parteyen täglich mehr zu; und der Herzog von Bretagne brachte vollends, durch die vorläufige Ernennung des Herrn von Lescûn zum Statthalter in Rouen, jedermann gegen sich auf. Die Normänner zogen nunmehr ohne Zurückhaltung wider die Bretagner los, und gaben dem jungen Prinzen zu verstehen, der Herzog von Bretagne gehe nur damit um, wie er ihn in eine beständige Abhängigkeit von sich versetzen könne. Darüber kam es zu einem sehr heftigen Wortwechsel zwischen den beyden Herzogen, der einen völligen Bruch ihrer Freundschaft prophezeihte. **Johann von Lothringen, Herr von Harcourt**, der vornehmste Edelmann der Provinz, ließ die Einwohner der Stadt Rouen auf dem Rathhause zusammenkommen, und erklärte ihnen, daß der Herzog von Bretagne die Absicht habe, sich der Person ihres Prinzen zu versichern, und ihn in seine Staaten zu führen. Die Nachricht von dieser ungegründeten Verrätherey verbreitete Unruhe durch die ganze Stadt. Ein Theil der Einwohner ergriff die Waffen, und begab sich nach St. Catherine dû Mont. Sie ruhten nicht eher, bis der Prinz mit ihnen gieng, und den Herzog von Bretagne in der größten Verwunderung über einen so schnellen Entschluß zurückließ. Weil dieser letztere nicht Mannschaft genug bey sich hatte, sich zu widersetzen, so begab er sich nach Caen: seinen Truppen aber befahl er, in der Gegend von Rouen Feindseligkeiten aus-

auszuüben, wodurch er vollends alles Ansehn bey 1465
den Normännern verlohr. Dem Herzog Karl hingegen schwuren sie unverbrüchliche Treue gegen jedermann.

Kaum hatte König Ludwig von den Mißhelligkeiten seines Bruders mit dem Herzog von Bretagne Nachricht erhalten, so erschien er mit allen seinen Truppen und einer furchtbaren Artillerie an den Gränzen der Normandie. Alle Plätze, denen er sich näherte, öffneten ihm entweder aus Verrätherey oder aus Furcht die Thore, und so kam er bis nach Pont de l'Arche. Um den Herzog von Bretagne zu gewinnen, gieng er selbst zu ihm nach Caen und Am 13. Dec.
bewegte ihn, daß er versprach, in Zukunft ein wahrer und aufrichtiger Verwandter, Diener, Freund und Bundsgenosse des Königs zu seyn, und ihm gegen jedermann beyzustehen, ausgenommen gegen den Herzog von Kalabrien und den Grafen von Charolois. Der König hingegen erklärte, daß seine gegen die Verträge zu Conflans und St. Maur abgelegte Protestation, den Artikeln, die den Herzog beträfen, keinen Eintrag thun sollte, am wenigsten dem das Regalrecht betreffenden Artikel. Alle französische Herren, die bisher Anhänger des Herzogs von Bretagne gewesen, unter andern die Grafen von Dünois und von Dammartin, der Marschall von Loheac und der Herr von Lescün, wurden ausdrücklich in den neuen, zweydeutig abgefaßten Vertrag eingeschlossen.

Nach diesem Geschäfte eilte der König wieder zurück nach Pont de l'Arche, um die Eroberung der Stadt Rouen zu beschleunigen, wo sein Bruder, sich selbst überlassen, keine Aussicht zu seiner Rettung hatte, als etwan die Treue, die ihm die Bewohner der Stadt zugeschworen hatten. Er wendete sich an den Grafen von Charolois, der aber damahls in

1465 den Krieg mit den Lüttichern verwickelt war, und nicht mit derjenigen Geschwindigkeit, die eine so nahe Gefahr erforderte, herbeyeilen konnte. Unter-
1466 des gab er doch Befehl, daß ein Theil der Truppen an den Gränzen der Picardie und Artois aufbrechen und sich der Stadt Dieppe bemächtigen sollte: allein der König hatte sich schon darinn festgesetzt. Weil sich also der Herzog von der Normandie ganz ausser Stand sah, seinem Bruder die Spitze zu bieten; so dachte er auf die Flucht, um diesem nicht in die Hände zu fallen. Anfangs wollte er sich in die Niederlande begeben: weil aber alle Pässe dorthin mit königlichen Truppen besetzt waren, so ersuchte er den Herzog von Bretagne um sicheres Geleite, der ihm dieses auch, mit Genehmhaltung des Königs, bewilligte; denn Ludwig wollte den Prinzen nicht aufs Aeusserste treiben, und vornehmlich verhüten, daß er sich nicht wieder dem Grafen von Charolois in die Arme
Am 21. Jan. würfe. Die Hauptstadt **Rouen**, so wie die noch übrigen Plätze der Provinz ergaben sich hierauf dem König, ausgenommen Caen und Honfleur, welche beyde Städte der Herr von Lescün in eine Art von Sequestration genommen hatte. — Diese schnelle Veränderung, wodurch das Herzogthum Normandie wieder mit der Krone vereinigt wurde, hätte ohne Blutvergiessen geendiget werden können, wenn die Güte des Königs seinem Glücke gleich gewesen wäre. Da er aber überhaupt selten Gnade zu äussern pflegte, und das Andenken an die Gefahr, der er ausgesetzt gewesen war, und an den ihm abgenöthigten schimpflichen Frieden noch bey ihm neu war, so schien sich seine natürliche Grausamkeit gegen die Normänner zu verdoppeln. Daher wurden viele Edelleute, die seinem Bruder angehangen, gefangen genommen, auf verschiedene Art getödtet und ihre Güter eingezogen, wobey manche Ungerechtigkeit ausgeübt wurde.

In

In allen Städten der Provinz bestellte Ludwig neue 1466
Befehlshaber; er ließ sein Heer auseinander gehen, that eine Wallfahrt nach Mont St. Michel, und kam zurück nach Orleans.

Gegen die übrigen Prinzen und Herren, die ihn durch ihre Verbindungen so sehr gekränkt hatten, äusserte König Ludwig eine bewundernswürdige Leutseligkeit; er schwur ihnen beständige Gnade, und sie ihm unverbrüchliche Treue. So sehr beyde Parteyen von dem Gegentheil ihrer Zusagen überzeugt waren, so verbargen sie doch eine Zeitlang diese Ueberzeugung. Besonders kam der König dem Herzog von **Bourbon**, als dem vornehmsten Anstifter des Kriegs, mit Gefälligkeit zuvor. Er gab unter vielen Feyerlichkeiten seine natürliche Tochter **Johanne** dem Bastard **Ludwig von Bourbon** zur Gemahlin, mit hunderttausend Thalern und mit sechstausend livres jährlichen Renten. Der Herzog, der blos aus Rache wegen der wenigen Achtung, die man ihm erwiesen, dem Bündniß der Prinzen beygetreten war, entsagte nach so schmeichelhaften Zudringlichkeiten, allen seinem Oberherrn zuwiderlaufenden Verbindungen, und gelobte ihm eine Ergebenheit, die er wirklich bis an seinen Tod beobachtete. Hingegen äusserte der König Rache und Ungnade gegen den Grafen von **Maine**, der doch bisher einer seiner treuesten Diener gewesen war. Aber in Ludwigs Augen war die Flucht des Grafen in dem Treffen bey Montlheri unverzeihlich. Er nahm ihm die Statthalterschaft von Languedok und seine Ordonnanzkompagnie, und gab jene dem Herzog von Bourbon. Sein Fall würde noch schlimmere Folgen gehabt haben, wenn nicht der König von Sicilien für ihn gebeten und für seine Treue in Zukunft gutgesagt hätte. — Fast um eben dieselbe Zeit ward **Marie von Savoyen**, die andre Schwester der Königin, mit dem Konnetabel,

1466 Grafen von **St. Paul**, vermählt. Um diesen Herrn ganz von der burgundischen Partey abzuziehen, schenkte ihm der König die Grafschaft Guines, die Herrschaft Novion, und versicherte ihm noch überdies die Grafschaft Eu, im Fall der damahlige Graf ohne Kinder sterben sollte. Allein, von Rechtswegen fiel alsdann die Grafschaft Eu an die Linie von Nevers-Burgund, und durch einen Parlamentsschluß wurde dies einige Jahre nachher wirklich festgesetzt. Der Graf von **Dammartin** wurde noch in diesem Jahre begnadiget und im folgenden ganz wieder in seine Güter eingesetzt. Durch eine neue Untersuchung ward das alte gegen ihn gefällte Urtheil vernichtet, und er von denen ihm beygemessenen Verbrechen freygesprochen. Die wichtigen Dienste, die er in der Folge dem Staate leistete, und das Zutrauen, das ihm der König bis an seinen Tod bezeugte, bewiesen seine Unschuld hinreichend.

Vermöge des Vertrags zu Conflans hatte ein Rath von sechsunddreyßig aus den drey Reichsständen gewählten Personen errichtet werden sollen, um gemeinschaftlich an der Verbesserung des Staats zu arbeiten. Es war nun aber schon ein Jahr verflossen, ohne daß dieser wichtige Artikel wäre vollzogen worden. Die Prinzen schienen dies schon vergessen zu haben, als der König sich freywillig darzu entschloß, wodurch er denn die schlimmen Eindrücke seiner bisherigen Staatsverwaltung tilgen und seinen Unterthanen zeigen wollte, wie aufmerksam er auf die Abstellung der in den verschiedenen Theilen der Regierung eingeschlichenen Mißbräuche sey. Zu dem Ende ernennte er zwanzig Kommissarien, über die der Graf von **Dunois** den Vorsitz führte. Man nannte sie **Reformatoren des gemeinen Besten.** Alle Vorstellungen und Beschwerden wurden an sie gewiesen. Aller man sahe nie einen entscheidenden

Schluß

von ihrem Richterstuhl ausgehen. Dieser Kunst- 1466
griff gab indessen doch eine Zeitlang dem Betragen des Monarchen einen Schein der gewissenhaftesten und uneigennützigsten Billigkeit.

Eine der wichtigsten und anmerkenswürdigsten Untersuchungen der Kommissarien betraf die Abschaffung der pragmatischen Sanktion von Bourges. Pabst Pius der Zweete war im Jahr 1464 gestorben, da er mit einem Seezug gegen die Türken beschäftiget war, gegen die er die europäischen Fürsten unablässig, aber vergebens aufzubringen gesucht hatte. Seine List, die pragmatische Sanktion zu vernichten, brachte ihm wenig Nutzen; denn das Parlament widersetzte sich noch immer den Eingriffen des römischen Hofs in die Freyheiten der gallikanischen Kirche. Der folgende Pabst, Paul der Zweete, bemühte sich, durch den Liebling des Königs von Frankreich, Johann Balüe, Bischoff von Evreux und Angers, die Widersetzlichkeit des Parlaments zu ermüden. Er machte zu dem Ende den Bischoff zum Kardinal, so unwürdig er auch dieser Ehrenstelle war. Balüe versprach alles. Der Kardinal von Albi betrieb, als päbstlicher Legat, die Sache sehr lebhaft. Die beyden Prälaten bewegten den König, eine ausdrückliche Erklärung von sich zu stellen, durch die er die pragmatische Sanktion unwiderruflich unterdrückte. Im Chatelet wurde diese Erklärung angenommen: vom Parlament hingegen erwartete Balüe diese Gefälligkeit nicht; er wählte des- 1467
wegen die Zeit der Vakanzen, um die Erklärung in die Protokolle des Parlaments einzutragen. Allein, der Generalprokurator, Johann von Saint Romain, widersetzte sich standhaft, und warf dem Kardinal ins Angesicht vor, daß er durch einen den Gesetzen so widrigen Schritt nicht allein die Ehre des Königs und der Nation, sondern auch das Interesse der gal-

1467 likanischen Kirche schände. Vergebens glaubte Balüe, den Generalprokurator durch Drohungen mit dem Unwillen des Königs und mit dem Verlust seines Amts in Furcht zu setzen: ohne aus seiner Fassung zu kommen, antwortete dieser tugendhafte Mann, der König könne ihm freylich seine Würde nehmen: aber so lang er sie bekleide, werde nichts im Stande seyn, ihn zur Verletzung des gemeinen Besten zu bewegen. An diesem Edelmuth scheiterte der Trotz des Prälaten. Zu gleicher Zeit appellirte die Universität wegen der Unternehmungen des römischen Hofs gegen die Freyheiten der gallikanischen Kirche, an eine künftige Kirchenversammlung. Der König befürchtete ein allgemeines Mißvergnügen und wollte die Sache nicht weiter treiben: um aber doch dem Pabst einige Genugthuung zu geben, so wurde St. Romain abgesetzt. Allein das Vertrauen und die Wohlthaten, womit der Monarch, ohngeachtet dieser scheinbaren Ungnade, ihn zu beehren fortfuhr, waren die billige Belohnung und der unwidersprechlichste Beweis von der Rechtschaffenheit seines Eifers.

Auf Verlangen des Königs, der von dem ganzen Handel genau unterrichtet seyn wollte, setzte das **Parlament** die schon oben berührte, aber erst im Jahr 1467 ausgefertigte **Remonstranz** auf, deren Hauptinhalt wir hier mittheilen müssen. Gleich Anfangs wird das unstreitige Recht der Könige festgesetzt, nach welchem sie Stifter, Beschützer, Wächter und Vertheidiger der Freyheiten der gallikanischen Kirche sind, und als solche befugt sind, die Prälaten zu berufen und bey ihren Versammlungen den Vorsitz zu führen, um mit ihnen gemeinschaftlich allen schädlichen Neuerungen und Beinträchtigungen der Ruhe des Staats vorzubeugen. Man dringt alsdann auf die unumgängliche Nothwendigkeit, den seit Karl dem Grossen ergangenen königlichen Verord-

nun-

kungen die ganze Kraft eines Reichsgrundgesetzes zu 1467
geben. Man zeigt, daß diese Verordnungen in verschiedenen Zeiten zu Unterdrückung der Mißbräuche in der Staatsverwaltung mit Nutzen gebraucht worden sind. Die wesentlichsten Punkte dieser Verordnungen wurden der pragmatischen Sanktion Karls des Siebenten, die nur eine Erklärung oder vielmehr Erneuerung der Sanktion Ludwigs des Neunten ist, einverleibet. Dieses weise Gesetz war den alten Dekreten und dem Geist der allgemeinen Kirche vollkommen gleichförmig. Man zeigte dem König, daß es drey und zwanzig Jahre lang in Frankreich unverbrüchlich beobachtet worden; daß das Königreich während dieser Zeit eines Wohlstandes genossen, dessen Verlust durch die gegenwärtigen Umstände höchst bedauerlich werde, und daß erst nach Aufhebung der pragmatischen Sanktion die Mißbräuche, unter denen die französische Kirche seufze, wieder hervorgekeimt wären. Es folgen hierauf Anzeigen der unzähligen Unschicklichkeiten, die aus einer solchen Veränderung entspringen, welche auf die Verwirrung aller kirchlichen Stände, auf die Entvölkerung des Königreichs, auf die Verarmung des Staats, und auf den gänzlichen Untergang der Kirche abziele. — Bey der Auseinandersetzung dieser verschiedenen Gegenstände protestirte das Parlament, daß es im geringsten nicht Willens sey, der Hoheit, Heiligkeit, Würde, Ehre und dem Ansehen des Pabsts und des apostolischen Stuhls Eintrag zu thun, sondern es sey bereit, sich in allem dem Ausspruch der allgemeinen Kirche, **die nicht irren kann**, zu unterwerfen. Man nimmt hernach als Grundsätze an, es sey nothwendig, daß jeder Stand der geistlichen Hierarchie die ihm zustehenden Vorrechte genieſſe; das Wahlrecht komme den Kapiteln zu; im Fall einer Neuerung sey es den Unterthanen erlaubt, zum König,

1467 als zum einzigen Beschützer ihrer Freyheiten, Zuflucht zu nehmen; in Ansehung der Wahlen müsse man ganz natürlich glauben, daß das Verdienst der zur Besetzung erledigter Stellen bestimmten Personen besser durch die Wählenden, als durch den entfernten römischen Hof könne geschätzt werden ꝛc. Das Parlament kommt nun auf die Prüfung der Reservationen, der Expektativen, und andrer päbstlichen Tyranneyen, die das Königreich seit der Abschaffung der pragmatischen Sanktion mehr als jemahls empfunden habe. Es beweist ferner, daß durch diese Gefälligkeit des Königs die Habbegierde der apostolischen Kammer nur vermehrt worden; daß der römische Hof die ertheilten Freyheiten schon gemißbraucht; daß man in der einzigen Diöces Angers an sechshundert Expektativen für ein einziges Jahr gezählt habe. Die schädlichen Folgen dieses ärgerlichen Handels schildert das Parlament lebhaft, besonders wie die Päbste daher Gelegenheit nähmen, sich in bloß weltliche Angelegenheiten zu mischen. Die Italienischen Kardinäle ließen sich die besten Abbteyen und andre beträchtliche Pfründen geben, die sie hernach gleichsam verpachteten und dadurch dem Staate sowohl als der Religion den empfindlichsten Schaden zufügten. Ausser den gewöhnlichen mannigfaltigen Abgaben sind seit der Abschaffung der pragmatischen Sanktion drey Millionen Thaler aus Frankreich nach Rom gegangen ꝛc.

Am 15. Jun. In der Mitte dieses Jahrs war der bisherige Herzog von **Burgund, Philipp der Gute**, im 72sten Jahre seines Alters zu Brügge gestorben. Sein einziger rechtmäßiger Prinz, der **Graf von Charolois**, der unter dem Namen **Karl der Kühne**, oder vielmehr **der Verwegene**, so sehr bekannt ist, nahm sogleich Besitz von den hinterlassenen weitläuftigen Staaten und ansehnlichen Reichthümern.

Kaum

Kaum hatten dies die Lütticher erfahren, so glaubten 1467
sie dadurch gute Gelegenheit zu bekommen, die schwe-
ren Bedingungen zu brechen, die sie nach dem vori-
gen Krieg hatten eingehen müssen, und sich durch
Streifereyen in die burgundischen Länder zu berei-
chern. Der Herzog gieng ihnen entgegen, schlug sie,
und hielt seinen Einzug in Lüttich, durch eine in die Am 17.
Mauer gemachte Oeffnung, zog eine große Summe Nov.
Geldes von den Einwohnern, nahm alles schwere
Geschütz und andre Gewehr mit fort, und riß die
Mauern nieder. Siegreich gieng Herzog Karl von
den Ufern der Maas zurück an die Somme. Zu
gleicher Zeit ließ er alle Vasallen seiner Domänen,
sowohl in den Niederlanden als in Burgund, auf-
bieten und sie in die Gegend von St. Quentin be-
stellen, um ihm, wie es in dem Edikt hei[illegible], seinen
vielgeliebten Bruder, Monseigneur Karl
von Frankreich, und den Herzog von Bretagne
unterstützen zu helfen. Denn die Bretagner hatten
unterdes einen Einfall in die Normandie zu Gunsten
des Prinzen Karls, Bruders des Königs, gethan.
Da man sich in der Normandie dieses Einfalls nicht
vermuthet hatte, so waren bald Bayeux, Caen,
Avranches und einige andre feste Plätze in ihren Hän-
den; und der Herzog von Alençon, stets undankbar,
stets treulos, hatte sich mit dem Herzog von Bre-
tagne vereinigt, und ihm seine Plätze eingeräumt. —
Ludwig und seine Feldherren, der Marschall von
Loheac und der Bastard von Bourbon, nahmen in
kurzer Zeit die von den Bretagnern eroberten Plätze
wieder weg. Hierauf drung der König mit vierzig-
tausend Mann in Bretagne ein, und verwüstete den
ganzen Theil des Herzogthums, durch den er zog,
aus Rache wegen der von den Bretagnern in der
Normandie verübten Unmenschlichkeiten. Diese
wechselseitigen Streifereyen, wodurch ein Strich

landes von vierzig französischen Meilen zu Grunde
1468 gerichtet ward, endigten sich mit einem Stillstand,
Am 13. Jan. während dessen man die Streitigkeiten des Königs und des Herzogs beylegen und die Appanage des Prinzen Karls bestimmmen wollte.

So groß auch das Verlangen des Königs war, seine Eroberungen weiter zu treiben und den Herzog von Bretagne zu demüthigen, so sah er sich doch auf die Nachricht, daß der Herzog von Burgund eine große Armee in der Picardie zusammenziehe, genöthiget, auf einen Vertrag mit den Bretagnern zu denken. Man sorgte für die Sicherheit der Gränzen, man warb neue Truppen. Die Bürgermiliz zu Paris war vorher schon wegen des Kriegs in Bretagne von königlichen Kommissarien gemustert, und ohngeachtet der neulichen Entvölkerung durch die Pest, achtzigtausend Mann stark befunden worden, worunter dreyssigtausend in voller Rüstung waren. In den Augen des Königs, der unbilliger Weise über sie spottete, war dies doch eine sehr unerhebliche Macht. Die Zurüstungen beyder Theile daureten fort: als aber der Herzog von Burgund erfuhr, daß der Herzog von Bretagne, dem zu Gefallen er den König bekriegen wollte, einen Stillstand eingegangen hatte, so that er eben dies.

Nach einer Verlängerung des Stillstandes mit dem Herzog von Bretagne, und während der Unterhandlungen mit diesem und mit dem Herzog von Burgund, fand König Ludwig für nöthig, die schlechte Meinung, die seine eigne Unterthanen wegen des Betragens gegen seinen Bruder Karl hegten, zu tilgen, ihm eine anderweitige Appanage anzuweisen, und ihn von der Partey seiner Feinde abzutrennen. Dies sollte, um eines desto grössern Scheins der Gerechtigkeit willen, durch die drey Stände des Reichs geschehen, die zu dem Ende nach Tours

be-

berufen wurden. Man sagt, Ludwig habe die Abge- 1468
ordneten der Städte nach seinem Gefallen ausgesucht und viele von ihnen bestochen. Der König von Sicilien, der Herzog von Bourbon, der Graf von Perche und viele andre Grosse begleiteten den König nach Tours, wo der Kanzler, Juvenal des Ursins, Am 6. April.
die Versammlung der Reichsstände mit einer Rede eröffnete, worinn er nach vielen Lobeserhebungen der Nation und des Monarchen die Beweggründe auseinander setzte, die den König zur Versammlung der Reichsstände veranlaßt hätten; überhaupt geschähe dies, um über die kräftigsten Mittel zur Versicherung der öffentlichen Ruhe zu rathschlagen. Er zeigte hierauf insbesondere, wie unmöglich es sey, den Aufwand, den die Regierung des Staats erfordere, zu bestreiten, wenn eine so beträchtliche Provinz, wie die Normandie, dem Bruder des Königs zur Appanage dienen sollte; und wie nachtheilig für das Königreich, da sie den Engländern so nahe liege und ihren Landungen ausgesetzt sey. — Hierauf verließ der König die Versammlung, damit es nicht scheinen sollte, als wolle er durch seine Anwesenheit die Freymüthigkeit der Stände bey dem Ausspruch über eine ihn persönlich angehende Sache einschränken. Alles war aber schon so eingerichtet, daß durch einstimmiges Urtheil beschlossen wurde, die Normandie unter keinem Vorwand von der Krone zu trennen. Das Betragen des Herzogs von **Bretagne** wurde bey dieser Gelegenheit ohne alle Schonung verunglimpft; ihm gab man die Verführung des königlichen Bruders, und heimliche für Frankreich nachtheilige Verständnisse mit England Schuld; dies sowohl, als der feindliche Einfall in die Normandie, waren eben so viel Verbrechen der beleidigten Majestät. Man beschloß, den Herzog zur unverzüglichen Wiedergabe der weggenommenen Plätze aufzufordern, und ihn

im

1468 im Weigerungsfall durch die Gewalt der Waffen darzu zu nöthigen. Nachdem die Prinzen, Herren, Prälaten und Abgeordneten der Städte dem König allen möglichen Beystand versprochen, wählte man Kommissarien, die an der Verbesserung des Justizwesens in dem ganzen Königreich, arbeiten sollten, und dann gieng die Versammlung auseinander.

Vermöge des zu Ende des vorigen Jahrs getroffenen Vergleichs hatte man ausgemacht, daß die Im May. Prinzen Abgeordnete nach Kambray schicken sollten, um die Unruhen im Königreich durch einen allgemeinen Vertrag zu stillen. Der König, der sich wenig von dem Erfolg dieser Unterhandlungen versprach, wandte die wirksamsten Mittel an, den Entschluß der Reichsstände zu Tours auszuführen. Er wußte, bey einer Verlängerung des Stillstandes mit dem Herzog von Burgund, den Herzog von Bretagne auszuschließen, indem er seiner Seits zufrieden war, daß der lütticher dabey nicht gedacht wurde. Man vermuthet, der Herzog Karl, der sonst so fest an seinen Bundsgenossen hieng, habe dies deswegen gethan, weil er geglaubt, daß neue Bündniß des Herzogs von Bretagne mit England werde jenen für den Anfällen des Königs von Frankreich sichern.

Eduard der Vierte, König von England, Am 2. Jul. mit dessen Schwester, **Margarethe von York**, sich der Herzog von **Burgund** um diese Zeit vermählt, hatte sich durch den mit dem Herzog von **Bretagne** geschlossenen Vertrag verbindlich gemacht, diesem dreytausend Schützen auf sechs Monate zu überlassen, mit der Bedingung, daß die in Frankreich eroberten Plätze den Engländern sollten eingeräumt werden. Kaum ward Ludwig hiervon benachrichtiget, so suchte er durch die Geschwindigkeit, mit der er den Herzog überfiel, die Anschläge seiner Feinde zu vereiteln. Um den Herzog, der den Kö-

nig

wig von England ängstlich um Hülfe anrief, desto 1468
mehr zu kränken, zog der König alle Herrschaften
ein, die in Frankreich lagen und der Frau von Ville-
quier, Antonette von Maignelais, der Geliebten des
Herzogs gehörten, und gab sie Tannegui du Chatel,
an dessen Ungnade bey dem Herzog diese Dame
Schuld war. Die Franzosen nahmen einen Platz
nach dem andern in Bretagne weg, besonders Chan-
toce' und Ancenis, wodurch sie sich den Weg zu
dem Innersten des Herzogthums öffneten, und den
Herzog zum Frieden nöthigten. Die Sache des
Prinzen Karl verursachte die größte Schwierigkeit;
dennoch wurde sie auch bald gehoben. Man bestach
Odet Daidie, Herrn von Lescün, der den Prinzen
regierte und ihn beredete, alles auf den Ausspruch
des Herzogs von Lothringen und Kalabrien, und des
Konnetabels, Grafen von St. Paul ankommen zu
lassen und unterdes den angebotenen Gehalt anzuneh-
men. Hierauf bestätigte der Herzog von Bretagne
den Vertrag, den man zu Ancenis entworfen hatte. Am 10. Sept.
Er entsagte durch denselben allen dem König von
Frankreich nachtheiligen Bündnissen, selbst dem
Bündniß mit dem Herzog von Burgund.

Während der Zeit, da der König von Sicilien
und die andern Herren zu Ancenis den Vertrag mit
dem Herzog von Bretagne zu Stande brachten,
hielt sich Ludwig zu Compiegne auf, und trieb Unter-
handlungen mit dem Herzog von Burgund. So
bald ihm der Wappenherold von Bretagne den Frie-
densschluß brachte, schickte er ihn auch gleich an den
Herzog von Burgund. Dieser heftige Fürst konnte
seinen Unwillen und seine Verwunderung nicht ber-
gen. Anfangs stellte er sich, als ob er die ganze
Sache nicht glaubte; er drohte so gar dem Herold,
ihn als einen Betrüger umbringen zu lassen. Als er
aber die überzeugendsten Beweise von dieser unerwar-

teten

1468 teten Wahrheit vor sich sahe, brach er in Vorwürfe und Schmähungen gegen die hinterlistige Politik des Königs und gegen die Schwachheit des Herzogs von Bretagne aus. Unterdes hielt ihn diese widrige Begebenheit nicht ab, sich ferner zum Krieg zu rüsten. Dies hatte der König nicht vermuthet; er fieng also neue Unterhandlungen mit dem Herzog an, ohngeachtet ihm der Graf von **Dammartin** vorgestellt hatte, wie nachtheilig für seine Ehre, und wie thunlich es sey, den Herzog anzugreifen. Der **Kardinal Balüe** bestärkte den König in seinem Vorhaben, und die Unterhandlungen endigten sich für diesen so schimpflich, daß er versprach, dem Herzog zur Entschädigung wegen der gehabten Kriegskosten sechsundzwanzigtausend goldene Schildthaler zu bezahlen, wovon die Hälfte auf der Stelle erlegt wurde.

So bald dies geschehen war, that König **Ludwig** einen sehr seltsamen Schritt, zu dem ihn auch der Kardinal **Balüe** verleitete. Dieser niederträchtige Schmeichler bestärkte den König täglich mehr in der Einbildung, er sey der geschickteste Unterhändler seines Jahrhunderts, und versicherte ihn, er werde durch eine **persönliche Unterredung mit dem Herzog von Burgund** den Vortheil über diesen gewinnen und alle noch vorhandene Zwistigkeiten mit leichter Mühe beylegen können. Dies schmeichelte der Eigenliebe Ludwigs ungemein; er ließ dem Herzog sein Vorhaben kund machen. Karl äusserte Bedenklichkeiten, besonders wegen der **Lütticher**, von denen er einen neuen Einfall besorgte. Der an ihn geschickte Balüe stellte ihm vor, daß dies nicht glaublich sey, weil er die Lütticher ja erst im vergangenen Jahr entwaffnet habe. Und doch hatte Ludwig kurz vorher Abgeordnete nach Lüttich geschickt, die Bewohner dieser Stadt zum Krieg gegen Burgund zu reitzen und ihnen mächtigen Beystand versprechen lassen. Ob

der

der Herzog von dieser geheimen Unterhandlung unter- 1468
richtet gewesen, weiß man nicht; genug, er willigte in die Zusammenkunft mit dem König, und schickte ihm zu dem Ende einen alle Sicherheit versprechenden Geleitsbrief zu. Unterdes war die große Begierde nach einer Unterredung mit dem Herzog Karl bey Ludwigen ziemlich wieder erkaltet, und schon war er auf Anrathen einiger treuen Räthe willens, sein Vorhaben aufzugeben, als der Kardinal von Balüe und noch mehr ein Brief von dem Konnetabel St. Paul ihn auf andre Gedanken brachte. Der Konnetabel versicherte ihn, Karl wollte keinen andern Bundsgenossen haben, als ihn, und es lägen ihm so wichtige Dinge auf dem Herzen, daß er sie keinem Minister anvertrauen möchte. Solche Versicherungen nöthigten den König, von Noyon abzureisen und sich nach Peronne zu begeben. Einige Her- Am 9. od. 10. Oktob.
ren, eine kleine Anzahl von Bedienten, achtzig Schützen von der Schottischen Leibwache, und sechzig Reuter machten die ganze Bedeckung des Königs aus. Unterwegs begegneten ihm zweyhundert Lanzen, die der Herzog von Burgund zu seinem Empfang abgeschickt hatte. Der Herzog selbst kam ihm vor der Stadt entgegen; sie begegneten einander äusserst höflich, und der König legte seine Hand auf die Schulter des Herzogs.

Der erste Tag vergieng, ohne daß der König einen Theil der Gefahr, in die ihn seine Unbesonnenheit gestürzt, bemerkt hätte, ohngeachtet noch an demselben Tag die Truppen, die Karl vor einiger Zeit aus seinem Herzogthum Burgund hatte kommen lassen, bey Peronne anlangten. Der Marschall von Burgund, Ludwigs persönlicher Feind, führte sie an. Bey ihm befand sich Philipp von Savoyen, den Ludwig, wider sein gegebenes Wort, so lang im Gefängniß behalten; ferner der Herr von Lau, der kaum

den

1468 den Fesseln entwischt war, Poncet de la Riviere, von Urfé, lauter erklärte Feinde des Königs! Er sah sie vor seinem Fenster vorbey kommen. Bey diesem fürchterlichen Anblick verlohr er alle Standhaftigkeit, und es fiel ihm unmöglich seinen Schrecken zu verbergen. Um ihn zu beruhigen, mußte man seine Wohnung aus der Stadt in die Citadelle verlegen. Da sie für sein ganzes Gefolge nicht geräumig genug war, so sah er sich genöthiget, den größten Theil desselben in der Stadt zu lassen. Auf diese Art überlieferte er sich vollends ganz der Willkühr des Herzogs. Die beyden ersten Tage wurden mit Unterhandlungen der beyderseitigen Minister zugebracht. Der König erbot sich, alle Forderungen des Herzogs zu bewilligen, wofern dieser nur allen ihm widrigen Bündnissen entsagen und so wie der Herzog von Bretagne versprechen würde, ihm gegen jedermann zu dienen. Allein, Karl versicherte, er würde seinen Bundsgenossen nie untreu werden.

Unterdes betrugen sich die beyden Fürsten so gefällig gegen einander, daß man alle Hoffnung zu einem glücklichen Vergleich vor sich sah: aber auf einmahl zerstreute ein unvermutheter Vorfall alle Wünsche und Hoffnungen. Die Gesandten, die der König nach Lüttich geschickt hatte, um diese Stadt zum Aufruhr zu bewegen, waren nicht genau genug in Ausführung ihres Auftrags. Vor seiner Abreise nach Peronne hatte Ludwig eilig neue Befehle ausfertigen lassen, wodurch die Empörung gehindert oder aufgeschoben werden sollte: aber es war zu spät; die Lütticher hattten sich schon gewaffnet. Sie bemächtigten sich der Stadt Tongern, nahmen daselbst ihren Bischoff gefangen, tödteten auf das grausamste vor dessen Augen sechzehn Domherren, und hatten, wie man versichert, die französischen Gesandten zu beyfälligen und ermunternden Zuschauern. Kaum

wa-

waren zween Tage nach der Ankunft des Königs zu 1468
Peronne verflossen, als der Herzog Nachricht von dieser Begebenheit erhielt. Der Zorn, in den er darüber gerieth, ist kaum zu schildern; er gab öffentlich dem König die Schuld, schalt ihn ohne Rückhalt einen Meineydigen und Verräther, und ließ ihn in sein Zimmer einsperren, so daß kaum einigen Bedienten der Eingang in dasselbe verstattet ward. Vergebens rief **Ludwig** den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld an; vergebens verschwendete er seinen höchsten Schwur, **Pasque-Dieu!** Versprechen, Versichern, Bitten, nichts war fähig, die Hitze des Herzogs zu dämpfen. Die meisten Herren, die um ihn waren, erbitterten sein Gemüth noch mehr, um entweder ihren natürlichen Haß zu befriedigen, oder um irgend einen Vortheil aus einer so ausserordentlichen Begebenheit zu ziehen. Wenige, die uneigennützig dachten, schwiegen und wagten es nicht, gemässigte Rathschläge zu geben. Jedermann war in der ängstlichsten Erwartung, und man kann versichern, daß das Leben des Königs, während des ersten Tags, nur von einem Entschluß abhieng, der alle Augenblicke verändert wurde. Diese Unentschlossenheit rettete ihn. Der Herzog versammlete am andern Tage seinen Staatsrath, und er hörte fast eben so viel Meinungen als Personen gegenwärtig waren. Einige riethen, man sollte den König nöthigen, alle Bedingungen, die man ihm vorlegen würde, zu unterschreiben: andre, man sollte ihn gefangen behalten und den **Monsieur de Normandie** — so nannte man den Bruder des Königs — eiligst und unter guter Bedeckung kommen lassen und einen für alle Prinzen vollkommen vortheilhaften Vertrag schliessen. Neue Vorschläge von Seiten des Königs hintertrieben die Abreise des Couriers. Dieser Fürst schwebte auf die peinlichste Art zwischen Furcht und

1468 Hoffnung; Stille und Bekümmerniß umgaben ihn, da er sich in den Händen eines gewaltthätigen und billig aufgebrachten Feindes sahe. Unterdes verabsäumte er nicht, seinen Fehler wieder gut zu machen, und alle mögliche Standhaftigkeit zu äussern. Seine Versprechungen, seine zur rechten Zeit angebrachten Geschenke gewannen ihm einige der vertrautesten Räthe des Herzogs. Er erbot sich, alle, nur nicht ganz unbillige Bedingungen einzugehen, und zur Sicherheit der Erfüllung verschiedene Herren als Geissel zu hinterlassen. Nach vielen Bitten willigte endlich der Herzog in den Entwurf eines Vergleichs, der auch noch an demselben Tage dem König mitgetheilt wurde. Man konnte es erwarten, daß die Bedingungen sehr hart seyn würden; dennoch beschwerte sich Ludwig über einige, worauf aber die Minister des Herzogs nichts weiter antworteten, als: **Unser gnädiger Herr will und verordnet es also.** Er schwieg hierauf und unterzeichnete; denn man hatte ihm gerathen, alles einzugehen, und sich nicht durch unzeitige Weigerungen vollends ins Verderben zu stürzen.

Durch den Vertrag zu Peronne wurden die vornehmsten Artikel des Friedensschlusses zu Arras erneuret und die noch nicht vollzogenen Bedingungen des Vergleichs zu Conflans hinzugesetzt. Die wichtigsten und die neu entworfenen Punkte waren diese: der König bewilligte die Fortdauer aller Bündnisse des Herzogs mit dem König von England, den Fall ausgenommen, wenn dieser eine Landung in Frankreich thun würde; ferner erließ er die Huldigung und Lehnspflicht wegen Ponthieu, Beauvoisis und andrer durch den Vertrag zu Conflans dem Herzog abgetretenen Landschaften, und entsagte überhaupt den Befugnissen, Steuern in den Domänen des Herzogs auszuschreiben und Bedienungen in den-

sel-

selben zu besetzen; die Kastellaneyen Ryssel, Douay 1468
und Orchies sollten in Zukunft blos von dem flandrischen Staatsrath abhängen; die Unterthanen und Vasallen des Herzogs sollten nicht mehr gehalten seyn zu schwören, **daß sie dem König wider und gegen jedermann und insbesondre gegen ihren eigenen Herrn dienen wollten**, wie sie bisher die königlichen Diener darzu zu zwingen gesucht hätten. Alle Bundsgenossen des Herzogs von Burgund wurden in diesen Vertrag mit eingeschlossen, namentlich Philipp von Savoyen, und dessen Brüder, der Bischoff von Genf und der Herr von Romont. Der König machte sich überdies verbindlich, dem ersten dieser drey Prinzen die Plätze, die er ihm in Bügey und Bresse weggenommen, wieder einzuräumen. Alle diese Bedingungen sollten von den Prinzen von Geblüte, die der Herzog nennen würde, unterzeichnet werden; und im Fall der König darwider handeln würde, sollten der Herzog und alle seine Nachkommen auf immer von dem Eyd der Treue und von aller Lehnspflicht los seyn; und die Gewährleistenden Prinzen sollten alsdann gleichfalls von jeder Verbindlichkeit gegen ihren Oberherrn frey seyn und ihre Armeen mit der Macht des Herzogs vereinigen können; dahingegen dieser in die Einziehung und Vereinigung seiner Domänen mit der Krone willigte, wenn er seinen Versprechungen nicht nachkommen würde. Der König machte sich anheischig, den Vertrag in die Bücher des Parlaments sowohl als der Rechnungskammer und andrer hohen Gerichtshöfe eintragen zu lassen, und die Verordnungen gegen die Veräusserung der königlichen Krongüter sollten ihm nicht nachtheilig seyn. Endlich versprach auch der König, im Fall der Uebertretung des Vertrags, die Aussprüche des römischen Hofs und dessen Censuren und Exkommunikationen zu erkennen und zu be-

1468 folgen. Dergleichen leere Formeln dienten nicht sowohl zur Bestärkung erzwungener Versprechen, als vielmehr zur Bewirkung der Unmöglichkeit ihrer Erfüllung. — Zu gleicher Zeit verglich man sich wegen der Appanage des Prinzen **Karl von Frankreich**. Der König sah es als eine besondre Gunst an, daß der Herzog von Burgund in Ansehung dieses Punkts nachließ; denn er bestand nicht weiter auf dem Herzogthum Normandie, sondern war zufrieden, daß der Prinz Champagne und Brie erhalten sollte. Das neuliche Betragen des Herzogs von Bretagne hatte den Herzog von Burgund zu dieser Sinnesänderung bewegt. Ueberdem konnte er leicht glauben, daß König Ludwig sich so, wie vorher, der Normandie bald wieder bemächtigen würde; er hielt es daher für vortheilhafter, dem Bruder des Königs den Genuß zwoer Provinzen zu versichern, die ihm eine bequeme Gemeinschaft zwischen den Niederlanden und den burgundischen Ländern gewährten.

Während dieser Zeit hatte die Nachricht von Ludwigs Gefangenschaft durch das ganze Königreich Schrecken ausgebreitet. Der Graf von **Dammartin**, Befehlshaber der französischen Truppen, wußte nicht, was er bey so bedenklichen Umständen thun sollte, und erwartete von den Umständen, ob er zur Befreyung seines Königs herbeyeilen oder dessen Untergang rächen sollte. Es ist gewiß, daß man dem klugen Betragen des Grafen die Errettung des Königs und des Reichs zum Theil schuldig war. Der König schrieb ihm auf Antreiben des Herzogs von Burgund, daß der Friede geschlossen sey, und daß er sogleich mit dem Herzog gegen die Lütticher zu Felde ziehen werde, blos in Begleitung eines Theils seiner Ordonnanzkompagnien, die der Konnetabel anführen würde; er sollte also die Vasallen und die Freyschützen wieder auseinander gehen lassen. Diesem

sem Befehl gehorchte der Graf nicht; es sey nun, 1468
daß er die wahre Gesinnung des Königs aus dem Brief selbst geschlossen oder durch einen andern Weg erfahren, oder sich von selbst nach dem Zusammenhang der Umstände gerichtet: vielmehr machte er sich auf alle Fälle gefaßt, um dem Herzog von Burgund die Spitze bieten zu können. In der Folge bezeugte der König dem Grafen für diese Klugheit den lebhaftesten Dank.

Am 15ten Oktober gieng der Herzog von Burgund nach **Lüttich** ab, und führte den König von Frankreich gleichsam im Triumph mit sich. — Lüttich wurde geplündert, auf eine so unmenschliche wütende Art geplündert, wie es damahls gewöhnlich war, das ist, bey Ausübung aller Gattungen von Gewaltthätigkeit. Und der vornehmste Urheber dieser Menge von Verbrechen, König Ludwig, mußte aus dem bischöflichen Pallast den Untergang seiner Bundsgenossen mit ansehen. Einige Tage nach Einnahme der Stadt wagte er es, den Herzog um Erlaubniß zu seiner Rückreise zu ersuchen. Karl zögerte; endlich aber ließ er sich durch die vielfältigen Vorstellungen des Königs erweichen, nachdem er ihm erst noch einmahl den zu Peronne geschlossenen Vertrag hatte vorlesen und dessen Vollziehung sich von ihm eydlich versichern lassen. Ludwig eilte in seine Staaten zurück, begab sich nach Senlis, (denn er schämte sich, nach Paris zu kommen, und sich den gewöhnlichen Spöttereyen der Pariser auszusetzen) und bestellte dahin die Abgeordneten des Parlaments und andrer Kollegien. Er ließ ihnen durch den Kardinal Balüe die Bedingungen des mit dem Herzog von Burgund getroffenen Vergleichs vortragen; und um allen Vorstellungen, welche die Abgeordneten darüber hätten machen können, auszuweichen, erklärte er ihnen vorher ausdrücklich, daß alles ohne Widerrede

1468 müsse registrirt werden, vermuthlich in der Absicht, daß man nicht glauben möchte, er habe den Vertrag aus Furcht oder Unbedachtsamkeit geschlossen. Die Magistratspersonen schwiegen: aber sie verschoben doch die Einregistrirung von einer Zeit zur andern,
1469 worüber auch Ludwig nicht unzufrieden schien. Denn kaum war er von der Gefahr, worinn er sich bey dem Herzog von Burgund befunden, frey, so dachte er schon auf die Nichterfüllung des Vertrags zu Peronne. Der erste Punkt, den er umzustossen suchte, war derjenige, der die Appanage seines Bruders betraf. Er bediente sich hierbey vorzüglich des Herrn von Lescün, der seit kurzem **Graf von Commin-ges** hieß und der vornehmste Vertraute des Prinzen war. Die Unterhandlung gieng um so leichter von statten, da der König seinem Bruder das Herzogthum Güyenne statt der Grafschaften Champagne und Brie gab: aber der Herzog von Burgund, der dadurch den vorhin erwähnten Vortheil verlohr, war darüber desto empfindlicher. Er ließ dem Prinzen durch Gesandte vorstellen, daß der Vorschlag seines Bruders mehr Glanz als Gründlichkeit hätte, und daß man ihm bey einer so weiten Entfernung von Burgund und den Niederlanden nicht würde beyspringen können. Der Herzog zweifelte so wenig an dem guten Erfolg dieser Vorstellungen, daß er sich ganz gleichgültig gegen die deshalb von dem König an ihn ergangene Nachricht bewies; zumahl da der vertrauteste Minister des Königs, der alles bey ihm geltende und lastervolle Kardinal **Balüe**, den Absichten Ludwigs verrätherisch entgegen arbeitete. Der Böse-wicht bediente sich hierbey des damahligen Bischoffs zu Verdün, **Wilhelm von Harancourt**, der ehedem der vornehmste Rathgeber des Herzogs von Kalabrien gewesen, seit einiger Zeit aber um die Person des Prinzen Karl war. Als der König diesen

Bischoff

Bischoff gewinnen wollte, versprach er alles: aber in 1469
der That hielt er es mit dem Kardinal, der dem Kö-
nig zuvorgekommen war. Auf solche Art mißbrauch-
ten diese beyden unwürdigen Prälaten die Unvorsich-
tigkeit und Leichtgläubigkeit des Monarchen. Indem
sie sich mit dem sichern Fortgang ihrer Treulosigkeit
schmeichelten, zog man einen Bedienten des Bischoffs Im
von Verdün gefänglich ein; man fand Briefe vom April.
Kardinal Balüe bey ihm, aus denen man die ersten
Nachrichten von ihrer Verrätherey schöpfte. Der
Kardinal hatte mit eigner Hand an den Bruder des
Königs geschrieben, und ihn ermahnt, kein anderes
Besitzthum anzunehmen, als was ihm der Herzog
von Burgund durch den Frieden zu Peronne ver-
schafft hätte. Allem Ansehn nach sollte dieses Schrei-
ben durch einen andern Weg an den Prinzen kom-
men, weil der Ueberbringer, als er von Tours weg-
gieng, nicht die Strasse nach Bretagne betrat, und
weil er noch andre an den Herzog von Burgund ge-
richtete Briefe bey sich hatte, in denen man diesem
berichtete, der Prinz Karl stehe im Begriff, seinen
Vergleich mit dem König zu schliessen; der König
habe mit dem König von England und dem Herzog
von Bretagne blos in der Absicht Unterhandlungen
getrieben, um den Krieg in die Niederlande zu spie-
len; der Herzog habe also keine Zeit zu verliehren,
wenn er dieser Gefahr zuvorkommen wolle. Man
rieth ihm, seine Plätze in der Picardie zu befestigen,
den Bruder des Königs in die Niederlande zu locken,
und alsdann frey die Vollstreckung des Vertrags zu
Peronne zu fordern. Man versicherte ihn, er wer-
de bey Ergreifung solcher Maaßregeln im Stande
seyn, nach Belieben Gesetze vorzuschreiben; die Gra-
fen von Foix und Armagnac warteten nur auf Ge-
legenheit, los zu brechen; der Herzog von Bourbon
sey nur zum Schein treu, und nichts würde leichter

1469 seyn, als den Konnetabel zu gewinnen. Um den Herzog ganz in Wuth und Feuer zu setzen, gab ihm Balüe Nachricht von den ehrenrührigen Aeusserungen des Königs gegen ihn; wie er ihn einen Fürsten ohne Verstand, ohne Sitten, ohne Treue, ohne Ehre, ohne Religion, nenne; wie er zu allen diesen Beschimpfungen noch hinzusetze, er sey mit der Epilepsie behaftet ꝛc. Der Bote wurde nach Amboise gebracht, wo sich damahls der Hof aufhielt. Man stellte ihn dem König vor, dem man zugleich die bey ihm gefundenen Briefschaften übergab. Ludwig, aufs heftigste erzürnt, ließ sogleich die beyden Treulosen herbey holen. Sie erschienen mit einer eisernen Stirn, die nur den geübtesten Bösewichtern eigen ist: aber ihre ganze Unverschämtheit verließ sie, als sie durch die unwidersprechlichen Beweise ihres Verbrechens überzeugt waren. Man schaffte sie Anfangs nach Tours, und dann ins Schloß Montbazon. Zugleich bemächtigte man sich aller Personen, die man für verdächtig hielt, oder von denen man einige Erläuterungen zu erlangen hoffte. Der Bischoff von Verdün, der sich der Strafe würdig fühlen mochte, gestand, in Hoffnung der Verzeihung, sein Verbrechen, ohne Widersetzlichkeit. Balüe dachte sich durch Lügen und Ausflüchte zu helfen: da er aber unzählige Widerlegungen derselben vor sich sah, versprach er alles zu entdecken, wenn ihm erst der König Begnadigung zusichern würde. Ludwig that es, hielt sich aber nicht verbunden, sein Versprechen zu erfüllen, weil Balüe beym Geständniß seiner Schandthaten in vielen Stücken zurückhaltend gewesen wäre. Er befahl daher, ihn und den andern Pfaffen nach aller Strenge der Gesetze zu behandeln. Balüe, ein Priester, ein Bischoff, ein mit dem römischen Purpur beehrter Mann, gestand vor seinen Richtern die niederträchtigsten, die schwärzesten Missethaten. Er

er-

erklärte nicht allein, daß die aufgefangenen Brief- 1469
schaften von ihm selbst geschrieben worden; sondern
er fügte auch noch diesem Geständniß eine Erzählung
vieler andrer Verbrechen bey, die er vorher begangen
und die sein elender Ehrgeitz zur Erhaltung seines An-
sehns erzeugt hatte. Durch ihn hatte der Herzog von
Burgund alle Geheimnisse der königlichen Regierung
erfahren. Er hatte alle ersinnliche Triebfedern spie-
len lassen, um die Uneinigkeit zwischen dem König
und dessen Bruder zu nähren, den wechselseitigen
Haß des Monarchen und des Herzogs von Burgund
zu stärken, und alle Unterhandlungen so einzurichten,
daß dieser letztere stets furchtbar bliebe, damit man
seiner Dienste immer nöthig haben möchte. Zu der
Unterredung in Peronne hatte er den König blos in
der Absicht verleitet, um die beyden Fürsten desto un-
versöhnlicher gegen einander zu machen. Er war es,
der den Entwurf zu dem schimpflichen Vertrag ge-
macht hatte; er war es endlich auch, der dem Her-
zog von Burgund gerathen hatte, den König mit
nach Lüttich zu nehmen und ihn zum Augenzeugen des
Untergangs seiner Bundsgenossen zu machen.

Der König begieng die Schwachheit, dem im Aug.
Pabst von diesen Verräthern Nachricht zu geben,
und ihn um Kommissarien bey dem gegen sie angefan-
genen Proceß zu ersuchen. Die Gesandten Causi-
not und Grüel, die deshalb nach Rom geschickt wur-
den, empfieng der Pabst Anfangs auf eine sehr ehren-
volle und schmeichelhafte Art: nachdem sie aber ihren
Auftrag ausgerichtet hatten, änderten sich die Minen
des Pabsts und seiner Kardinäle; denn der römische
Hof murrete schon darüber, daß der König einen
Kardinal und einen Bischoff hatte gefangen nehmen
und gerichtlich verhören lassen, und behauptete, ein
gefangen gesetzter Kardinal müsse, bey Strafe des
Banns, in vier und zwanzig Stunden den geistlichen

1469 Richtern ausgeliefert werden, er möge begangen haben was er wolle. Der burgundische Gesandte zu Rom arbeitete dem französischen auch auf alle Art entgegen, und diese mußten nach vielen nachdrücklichen aber vergeblichen Vorstellungen unverrichteter Dinge wieder nach Frankreich zurückgehen.

Unter den Mitschuldigen des Kardinals und des Bischoffs befanden sich auch einige Priester, um deren Auslieferung an die weltlichen Gerichte der Erzbischoff von Tours ersucht wurde. Anstatt zu gehorchen, gieng der Trotz dieses Prälaten so weit, daß er denen, welche die Priester gefangen genommen, mit dem Bann drohte. Als er diese Drohungen nicht zurücknehmen wollte, wurde verordnet, seine weltlichen Güter einzuziehen und ihn persönlich vor Gericht zu laden. Es erfolgte hierauf kein Bann, und die Gefangenen wurden nicht losgelassen. Der Kardinal Balüe und der Bischoff von Verdün hatten das Leben verwürkt: um aber doch den römischen Hof nicht zu sehr zu beleidigen, schenkte ihnen Ludwig das Leben, und ließ den Bischoff in der Bastille in einen eisernen Käfig setzen, der acht Fuß ins Gevierte hatte, und davon er, wie man vorgiebt, selbst der Erfinder war. Was den Kardinal betrift, so scheint es, daß er in einer Zeit von zwölf Jahren in verschiedene Gefängnisse gebracht worden sey. So viel ist gewiß, daß er im Jahr 1480, als ihm der König die Freyheit wiedergab, im Schlosse zu Loches gefangen saß; da er denn auch einen Theil seiner Pfründen, unter andern das Bißthum Angers, wieder bekam.

Wir kommen wieder zurück auf die endliche Bestimmung der **Appanage für den Prinzen Karl.** Nach einigen Schwierigkeiten wegen der Lehnspflicht der Grafschaften Foix und Armagnac, die der Prinz verlangte, der König aber nicht abtrat,

gieng

gieng Karl den Vertrag ein, durch den er Herzog 1469
von Güyenne wurde, und allen seinen übrigen
Ansprüchen entsagte. Ehe er Bretagne verließ,
machte er mit dem Herzog seinem alten Freund einen
Vergleich, den der König zwar erfuhr, aber sich
nichts deshalb merken ließ: vielmehr ertheilte er allen,
die der Parten seines Bruders bisher gefolgt waren,
Vergessenheitsbriefe.

Ohngefähr sieben Wochen vor diesem Vergleich Am 1.
hatte König Ludwig den Ritterorden von St. Aug.
Michael gestiftet. Er sollte nur aus sechs und
dreyßig Mitgliedern bestehen, deren Anführer oder
Souverän, wie man sich damahls ausdrückte, der
König selbst war. Man mußte, um der Aufnahme
in den Orden würdig zu seyn, ein ächter Edelmann
seyn, und schwören, daß man die Rechte der Krone
und das Ansehn des Königs aus allen Kräften ver-
theidigen, daß man die Ehre des Ordens gegen je-
dermann beschützen, daß man sich ohne alle Aus-
flucht nach den Erinnerungen seiner Mitbrüder rich-
ten, und sich sogar der Verstossung aus dem Orden
unterwerfen wolle. Ketzerey, Verrätherey und Feig-
heit waren die drey Verbrechen, welcherwegen diese
Strafe sollte zuerkannt werden. Aber andre Stra-
fen und Erinnerungen erstreckten sich auf sehr vieler-
ley Fälle, und der König selbst wollte nicht davon
ausgenommen seyn. Ausser den sechs und dreyssig
Rittern gehörten noch vier Personen zu dem Orden:
der Kanzler, der in den Versammlungen der Ritter
das Wort führte, und die Geschäfte eines General-
advokaten verrichtete; ein Sekretar, der in die Bü-
cher des Ordens die wichtigsten Thaten der Ritter,
ihre Strafen und andre Ordensangelegenheiten auf-
zeichnen mußte; ein Schatzmeister, der die Einkünf-
te des Ordens verwalten; und ein Herold, der
Mont-Saint-Michel heissen, die Befehle des

Mo-

1469 Monarchen ausrichten, auf das Betragen der Ritter genau Achtung geben und ihre Handlungen, sie seyen rühmlich oder schimpflich, dem Sekretar hinterbringen sollte. Sieben Jahre hernach that Ludwig auch einen Cärimonienmeister hinzu, der ein kluger und erfahrner Ritter seyn mußte. Unter den ersten Rittern war der Herzog von Güyenne, der Herzog von Bourbon, der Graf von St. Paul, der Marschall von Loheac ꝛc.

Nach seiner Ankunft in Güyenne fieng Herzog Karl sogleich an, die Lage und die Gegenden des Landes zu besehen, und fand dabey häufig Gelegenheit, sich über die Gränzen, in die man seine Appanage eingeschlossen, zu beschweren. Er fand sich mit vielen festen Plätzen umgeben, die sich der König vorbehalten hatte; die ihm abgetretenen Städte hatten nach Vertreibung der Engländer so ansehnliche Privilegien erhalten, daß sie fast nichts abwarfen, und was den Prinzen am meisten kränkte, der König hatte sich die Lehnshuldigung über die Grafen von Armagnac, Foix und Albret, die eigentlich unter die Lehnsherrlichkeit der Herzoge von Güyenne gehörten, ausbedungen. Dadurch verlohr der Prinz mächtige Vasallen, die ihn, ihrer Pflicht gemäß, hätten beschützen müssen; und seine Einkünfte waren so eingeschränkt, daß er kaum seinem Stande gemäß leben konnte. Der König mochte die Gerechtigkeit der Klagen und Vorstellungen seines Bruders wohl fühlen, und er sah die Nothwendigkeit ein, ihnen abzuhelfen. Daher trat er ihm noch einige Domänen ab. Er wiederrief auch zu seinem Vortheil die neuesten Privilegien der Städte in Güyenne, und setzte sie wieder in den alten Stand unter der englischen Herrschaft. Dafür verlangte Ludwig von dem Herzog die feyerlichste Verzichtleistung auf alle seine Ansprüche in Ansehung der Provinzen Limousin, Angoumois

Am 18. Sept.

mois und Poitou, wie auch auf die Lehnspflicht der 1469
Grafschaften Foix, Armagnac und Albret. Der Prinz, von Natur empfindsam und erkenntlich, wurde durch das Verfahren seines Bruders gerührt, versprach alles, und schien dessen Zutrauen aufrichtig verdienen zu wollen.

Nun wollte man auch dem Herzog von Güyenne eine **Gemahlin** geben. Die Feinde des Königs wünschten, daß dies die einzige Tochter des Herzogs von Burgund werden möchte. Ludwig hingegen schlug eine spanische Prinzessin vor, und ließ würklich um Isabellen, die Schwester des damahligen Königs von Kastilien, Heinrichs des Vierten, und als diese von ihrem Aragonischen Ferdinand nicht lassen wollte, um die Tochter des Königs, **Johanne**, werben: weil aber die rechtmässige Geburt dieser letzten bezweifelt wurde, so schlug der französische Gesandte, Kardinal-Bischoff von Albi, dem König Heinrich vor, seine Tochter öffentlich für seine rechtmässige Erbin zu erklären und sie dem Herzog von Güyenne zu überlassen. Heinrich ließ sich auch bald willig finden. Der Herzog von Burgund suchte diese Vermählung zu vereiteln, und schickte deshalb Gesandte an den Herzog von Güyenne, die ihm den Orden des goldenen Vliesses überbrachten, ihm die einzige Tochter ihres Herrn zur Gemahlin anboten, und ihm die Bestimmung der dazu gehörigen Bedingungen überliessen. Allein, der König von Frankreich war diesem allen schon zuvorgekommen, und seine Gesandten waren so glücklich, den Herzog von Güyenne zu bewegen, daß er den Orden des goldenen Vliesses verbat, weil er schon den Orden des heiligen Michael trüge, und den Vorschlag wegen der Vermählung sehr höflich ablehnte. Er ließ die burgundischen Gesandten von sich, ohne ihnen die sonst gewöhnlichen Geschenke zu geben. Ludwig triumphir-

te,

1469 te, und seine Freude wuchs, da er hörte, daß ihn sein Bruder besuchen wollte, ohne sich an die verhaßten Maaßregeln, die man bey ihrer neulichen Unterredung genommen, zu binden. Der ganze königliche Hof nahm den Prinzen mit den größten Bezeugungen der Achtung und Freundschaft auf, und der König bezahlte nicht allein den Aufwand, den dessen Bediente machten, sondern er beschenkte sie auch alle ansehnlich. Ludwig war von Natur sparsam: aber wenn es darauf ankam, sich an den benachbarten Höfen Kreaturen zu machen, so wurde er verschwenderisch.

Mitten unter Festen und Ergötzungen verlohr doch König Ludwig seine Staatsgeschäfte nicht aus den Augen. Er suchte die guten Gesinnungen seines Bruders zu benutzen, und ihn zu bereden, daß er mit ihm an der Wiederherstellung der oberherrlichen Macht in den mittäglichen Provinzen des Reichs arbeiten möchte. **Gascogne** war damahls unter mächtige Vasallen vertheilt, die sich durch Hülfe ihrer Lage an den äussersten Gränzen des Königreichs und durch die Unfälle der vorigen königlichen Regierungen fast unabhängig gemacht hatten. An der Spitze der unruhigsten standen die Prinzen von **Armagnac**. Das Haupt dieser uralten Familie, Graf **Johann der Fünfte**, hatte sich durch Empörungen gegen seinen Oberherrn, durch Vermählung mit seiner leiblichen Schwester, und durch Gewaltthätigkeiten gegen alle seine Nachbarn einen allgemeinen Haß zugezogen. Er unterhielt einen stehenden Haufen Soldaten, die auf räuberische Art lebten, weil er nicht im Stande war, ihnen den gehörigen Sold zu reichen. Man wuste, daß er während des Aufenthalts des Königes zu Peronne den König von England heimlich gereitzt habe, Güyenne wieder wegzunehmen, indem er sich erbot, englische Trup-

pen

pen in seine Plätze zu lassen und mit funfzehntausend 1469
Mann guter Truppen zu den Engländern zu stossen; und da er Eduarden hierzu nicht bewegen konnte, unterhielt er doch stets heimliche Verständnisse mit den Feinden des Staats, und fachte neue Unruhen in dem Innern des Königreichs an. Als **Ludwig** von diesen Missethaten unterrichtet wurde, und damahls noch nichts dagegen unternehmen konnte, bot er dem Grafen zehntausend livres an, mit der Bedingung, seine Gensdarmes abzudanken. Armagnac empfieng das Geld, und behielt seine Truppen beysammen. Zu dem Unwillen, den der König hierüber empfinden muste, gesellte sich ein neuer unruhiger Gedanke, die List und Kühnheit des Grafen möchte nemlich über kurz oder lang den Prinzen Karl zur Theilnehmung an seinen Empörungen verleiten. Doch diese Furcht verbarg er sorgfältig für seinem Bruder, und stellte ihm vor, wie sehr es der Ruhe des Staats zuträglich sey, wenn dergleichen Ausschweifungen nicht ungestraft blieben. Damit er ihm auch desto mehr zu Willen leben möchte, versprach er ihm eine Vermehrung seiner Appanage durch die länder des ungehorsamen Grafen. Hierauf ließ er den Grafen von **Dammartin** mit einer guten Armee zumarschiren, bey deren Annäherung der Graf von Armagnac den Muth verlohr; er versah seine besten Plätze mit Mannschaft und Lebensmitteln, und floh zu seinem Bundsgenossen, dem König von Aragonien. Dadurch wurden die Besatzungen und die Einwohner der Städte, welche Dammartin belagern wollte, so verzagt, daß sie sich nicht länger widersetzten, als zur Erlangung der Gnade und zur Erhaltung ihrer Privilegien erforderlich war. Durch die schnelle Flucht des Grafen von Armagnac sah sich der Herzog von Nemours allein dem gerechten Zorn seines Oberherrn ausgesetzt. **Jakob von Armag-**

nac,

1469 nac, Herzog von Nemours und Graf von la Marche, ein Sohn Bernhards von Armagnac, Hofmeisters des Königs Ludwig, war mit diesem erzogen worden und hatte lange dessen Gunst genossen. Unter andern hatte man ihn zur Würde eines Herzogs und Pairs von Frankreich erhoben, ohngeachtet damahls nur den Prinzen vom Geblüt diese Ehre vorbehalten war. Dennoch war er der einzige Beförderer des sogenannten Kriegs für das gemeine Beste. Mehr als einmahl hatte er in der Folge unter den feyerlichsten Eydschwüren versprochen, dem König treu zu bleiben; und doch begünstigte er alle Vergehungen des Grafen von Armagnac, des Oberhaupts seines Hauses. Der König Ludwig erklärte ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, und Dammartin sollte ihn als einen solchen behandeln. Nemours bat um Gnade, und erlangte sie durch Vorbitte des bourbonischen Hauses, mit dem er verbunden war, und des Grafen von Dammartin selbst, nachdem man ihn durch die stärksten Eydschwüre und andre Maaßregeln ausser Stand zu setzen gesucht hatte, neue Treulosigkeiten zu begehen; denn im Fall des Meineydes sollte ihm wegen aller jetzt verziehenen Verbrechen der Proceß noch gemacht werden. In einige seiner festen Plätze mußte er königliche Truppen einnehmen und sie auf seine Kosten unterhalten. Unterdes hatte der König den flüchtigen Grafen von Armagnac vor Gericht fordern, und, da er nicht erschien, ihn ihm folgenden Jahr für einen Verbrecher der beleidigten Majestät erklären und seine Güter einziehen lassen. Diese sollten zur Vermehrung der Appanage des Herzogs von Güyenne dienen, Ludwig aber theilte sie unter die vornehmsten Befehlshaber, die bey dieser Sache waren gebraucht worden, so daß dem Prinzen nichts übrig blieb, als der feste Platz Lectoure.

Eine

Eine mit soviel Entschlossenheit und Geschwin- 1469
digkeit ausgeführte That verursachte dem Herzog von Bretagne die lebhafteste Unruhe. Sein Land war einem eben so schnellen Ueberfall ausgesetzt; er befestigte daher seine Plätze, verlangte Englands und Burgunds Beystand, und suchte allen seinen Nachbarn das Betragen des Königs verdächtig zu machen. In der That würde ihn Ludwig nicht besser, als den Grafen von Armagnac behandelt haben; aber die Eroberung des Herzogthums Bretagne muste nothwendig langwierig und schwer werden. Der König wollte aber doch wenigstens den Herzog in Furcht setzen. Um mit ihm brechen zu können, bediente er sich eines sonderbaren Umstandes. Er schickte dem 1470
Herzog den Michaelsorden; nahm ihn dieser an, so im Jan.
gab dies dem König Gelegenheit, ihn durch neue Eidschwüre sich verbindlich zu machen: schlug er ihn aus, so konnte dies als eine Beleidigung ausgelegt werden und ein Recht zur Rache geben. Das letztere geschah würklich. Der Herzog, den schon sein Bundsgenosse, der Herzog von Burgund, gewarnt hatte, lehnte aus vielerley Gründen die ihm zugedachte Ehre von sich ab, und zeigte insonderheit, daß in den Ordensstatuten verschiedene seinem Rang und seinen Vorrechten zuwiderlaufende Artikel befindlich wären. Ohne mit Untersuchung dieser Gründe Zeit zu verlieren, ließ König Ludwig ein Gerücht ausstreuen, nach welchem die Engländer eine Landung in der Normandie thun sollten. Unter diesem Vorwand ließ Ludwig in den angränzenden Provinzen ein allgemeines Aufgebot ergehen und seine Gendarmerie an die bretagnischen Gränzen rücken. Der Herzog merkte sehr leicht die Absicht des Königs, setzte sich in Vertheidigungsstand, und rief seine Bundsgenossen zu Hülfe. Der Herzog von Güyenne stellte seinem Bruder vor, daß er, ohne sich zu beschimpfen, die

1470 mit dem Herzog von Bretagne so eng und vielfach geknüpfte Bündnisse unmöglich verlassen könne; und ermahnte ihn deswegen, die durch alle Theile des Königreichs herrschende Einigkeit nicht zu stöhren, sondern durch einen Vergleich seine Streitigkeiten mit dem Herzog von Bretagne zu endigen. Mehr verlangte die Schlauheit des Königs nicht. Es kamen im Jun. von beyden Theilen Bevollmächtigte in der Stadt Angers zusammen, und brachten es endlich so weit, daß der Herzog allen der Ruhe des Staats widrigen Bündnissen förmlich entsagte. Ludwig verlangte, daß alle bretagnische Herren wegen des Vertrags Gewähr leisten sollten. Dies war ein sicheres Mittel, sie besser kennen zu lernen, und viele derselben an sich zu ziehen. Drey Tage nach der Unterzeichnung des Vertrags zu Angers, schloß Herzog Franz einen andern zu Etampes mit dem Herzog von Burgund, der eigentlich ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß gegen den König war. Dieser bekümmerte sich wenig darum, zumal nachdem er den Herrn von Lescün, der die ganze Regierung von Bretagne verwaltete, unterdes der Herzog sich mit seiner geliebten Antonette von Magnelais beschäftigte, gewonnen zu haben glaubte. Diese wichtigen Schritte beobachtete der Herzog von Burgund sehr genau und sorgfältig. So bald er die erste Nachricht von dem Schicksal des Grafen von Armagnac erfuhr, waffnete er seine Unterthanen, ohne jedoch Feindseligkeiten zu verüben. Als aber die königlichen Bedienten bey dem Aufgebot gegen die Engländer oder vielmehr gegen den Herzog von Bretagne, verschiedene burgundische Herren unter diesem Aufgebot begreifen, und sie unter der Bedrohung des Verlusts ihrer Lehen, die sie in Frankreich besassen, zum persönlichen Dienst unter der königlichen Armee zwingen wollten, schickte Herzog Karl Gesandte an den Kö-

nig,

nig, die sich sowohl hierüber, als eine Ver- 1470
letzung des Vertrags zu Peronne, als auch über das Betragen gegen den Herzog von Bretagne beschweren musten. Ludwig ließ dagegen an Karl'n Gesandte abgehen, die über seine Beschwerden ziemlich trotzige und lebhafte Erklärungen äusserten, die aber der Herzog noch trotziger beantwortete. Zu diesen wechselseitigen Kränkungen gesellte sich bald ein unvermutheter wichtiger Umstand, der den Ausbruch des Kriegs vollends beförderte.

Richard von Neuvil Graf von **Warwick**, der von dem Herzog Johann von Lancaster, König Eduard des Dritten Sohn, herstammte, hatte die Partey des Hauses Lancaster oder der rothen Rose gestürzt, und den Herzog Eduard von York auf den englischen Thron gesetzt. Dieser Prinz, mit seinen Vergnügungen und Wollüsten beschäftigt, überließ die Regierung fast ganz seinem Beförderer, dem Grafen von **Warwick**. Verschiedene Ursachen, über welche die englischen Geschichtschreiber selbst uneinig sind, machten diesen sowohl, als seinen Schwiegersohn, den jüngern Bruder des Königs, Herzogen von Clarence, mißvergnügt. Es entstand ein Aufruhr in den nördlichen Gegenden Englands, den diese beyde Herren vielleicht nicht erregt hatten, aber doch unterstützten, indem sie von Calais, wo Warwick Oberbefehlshaber und wohin er mit dem Herzog von Clarence geflohen war, mit einem Theil der Besatzung nach England eilten, die Aufrührer verstärkten und anführten, aber auch geschlagen und aus England vertrieben wurden.

Ludwig, der mit der genauen Verbindung Eduards und Karls von Burgund unzufrieden war, nahm den unglücklichen Warwick mit den größten Ehrenbezeugungen auf, da er mit demselben schon ehemals ein heimliches Verständniß gehabt hatte,

1470 und ihn noch immer als ein Werkzeug, die englische Regierung umzustossen und das Haus Lancaster wieder auf den Thron zu bringen, betrachtete. Denn so eingewurzelt auch der Haß des Grafen gegen das Haus Lancaster war, so bewegte ihn doch seine gegenwärtige grosse Noth und Ludwigs Anhalten, daß er Friedensvorschlägen Gehör gab, und mit Margarethen von Anjou, der Gemahlin des gefangen sitzenden Königs Heinrichs des Sechsten, die sich damahls zu Angers aufhielt, einen Vergleich eingieng. Es wurde festgesetzt, daß Warwick Heinrichs Partey ergreifen und und sich bemühen sollte, ihn wieder in Freyheit und auf den Thron zu setzen; daß die Regierung während der Minderjährigkeit Eduards, Heinrichs Sohns, von dem Grafen von Warwick und dem Herzog von Clarence gemeinschaftlich geführet; daß der Prinz Eduard mit Annen, der zwoten Tochter des Grafen von Warwick, vermählt werden, und daß die Krone, im Fall der Prinz keine männliche Erben hinterliesse, auf den Herzog von Clarence, mit völliger Ausschliessung des Königs Eduard und seiner Nachkommen, fallen sollte. Die Vermählung des Prinzen Eduard mit Annen, wurde sogleich in Frankreich vollzogen.

Hierauf schritte man näher zur Entscheidung des Schicksals der englischen Krone. König Ludwig rüstete eine Flotte aus zur Bedeckung des Grafen von Warwick, und bot ihm Zuschuß von Truppen und Geld an. Der Herzog von Burgund rüstete dagegen eine noch grössere Flotte aus, die in Vereinigung mit englischen und bretagnischen Schiffen den Kanal beschützen, und Warwicken aufhalten sollte. Der Herzog ließ zugleich seinen Schwager, den König von England, wegen der ihm drohenden Gefahr warnen: allein, obgleich Eduard jederzeit tapfer und oft wirksam war, so hatte er doch nicht die Gabe etwas

was vorherzusehen, oder eine Sache zu durchdringen. 1470
Er merkte seine Gefahr nicht, machte keine Anstalten zur Vertheidigung, und gieng dem Grafen von Warwick und dem Herzog von Clarence erst entgegen, als diese schon unter Begünstigung eines Sturms, der die burgundische Flotte zerstreuet hatte, zu Dortmouth gelandet waren, und mit einer täglich wachsenden Macht auf London zueilten. Vielleicht hätte Eduarden doch seine Tapferkeit gerettet, wenn ihn nicht Verräther umgeben und gestürzt hätten: aber der Marquis von Montague, der zwar Warwicks Bruder, aber doch Eduards Vertrauter war, hielt es heimlich mit seinem Bruder, und würde diesem den König in die Hände geliefert haben, hätte dieser sich nicht mit genauer Noth gerettet und sich dem Herzog von Burgund in die Arme geworfen, welcher dadurch in nicht geringe Verlegenheit gesetzt wurde. Im Sept.

Unterdes machte König Ludwig alle erdenkliche Vorbereitungen znm Krieg. Er trat mit den Schweitzern, die über das Betragen des burgundischen Landvoigts im Elsaß, Peter von Hagenbach, verdrießlich waren, in ein Bündniß, oder erneuerte vielmehr die alte Vereinigung. Er schickte auch bald eine Gesandschaft an Heinrich den Sechsten, den Warwick nunmehr wieder aus dem Gefängniß geholt und auf den englischen Thron gesetzt hatte. Er war ferner auf die Sicherheit der innern Provinzen Frankreichs bedacht, und suchte sich deswegen der Treue seines Bruders zu versichern und den Herzog von Bretagne zu hindern, daß er dem Herzog von Burgund nicht beystehn könnte. Bishieher hatte er ein tiefes Stillschweigen in Absicht des Vertrags zu Peronne beobachtet: jetzt aber fieng er an, Schriften auszustreuen, worinn die Treulosigkeit des Herzogs von Burgund und die Verrätherey des Kardinals

1470 von Balüe geschildert wurde. Das Parlament zu Paris, das sich erst nach langem Widersetzen zur Einregistrirung eines den Grundsätzen des französischen Staats so widrigen Vertrags bequemt hatte, war kaum von den Gesinnungen des Königs unterrichtet, als es sich wieder in den Besitz aller der Rechte, die es sich selbst entzogen hatte, zu setzen suchte; es nahm die Appellationen der Niederländer an, und schickte einen Staatsboten in die Niederlande, um daselbst gerichtliche Vorladungen anzusagen. Herzog Karl ließ den Boten ins Gefängniß werfen; und mit einem Präsidenten, der dieser Sache wegen abgeschickt war, verfuhr er nicht besser. Beyde erlangten ihre Freyheit nicht eher, als bis sie versprochen hatten, ihre Aufträge nicht weiter zu vollziehen. Diejenigen Niederländer, die sich unterstanden hatten, an das Parlament zu appelliren, wurden hingerichtet. Ludwig war hierüber nicht mißvergnügt; er führte ein genaues Verzeichniß über alle Vergehungen des Herzogs. Die Probsteyen Vimieu, Foulois und Beauvoisis waren durch den Vertrag zu Peronne dem Herzog von Burgund abgetreten worden, mit der Bedingung, daß er deshalb dem König huldigen sollte. Karl hatte die Probsteyen in Besitz genommen, ohne die Huldigung abzulegen, wozu ihn aber auch niemand aufgefodert hatte. Diese Nachricht wurde jetzt für eine Verletzung des Vertrags erkläret, und der König ließ die Landschaften wieder wegnehmen. Dieser und andrer Kränkungen wegen beschwerte sich Herzog Karl bey dem Parlament und dem König, und als er keine befriedigende Antwort erhielt, forderte er den König von Sicilien und den Herzog von Bretagne auf, ihm wegen des Vertrags zu Peronne Gewähr zu leisten, oder sich zu seinem Vortheil zu erklären, so wie sie sich hierzu verbindlich gemacht hätten. Ludwig seiner

Seits

Seits schickte Gesandte an den Herzog von Bretag- 1470
ne oder vielmehr an den Herrn von Lescün, und
ließ ihm vorstellen, daß der König den Vertrag zu
Peronne, dessen Bedingungen der Herzog von Bur-
gund eigenmächtig entworfen, in vielen Stücken er-
füllt, welches aber der Herzog nicht gethan habe.
Die Gesandten führten die übrigen Beschwerden des
Königs an, und verlangten, der Herzog sollte sich
als Kronvasall mit den Waffen des Königs vereini-
gen, und mit ihm Karl'n zur Genugthuung anhal-
ten. Eine solche Zumuthung war für den Herzog
von Bretagne sehr verdrießlich. Da er stets auf Un-
abhängigkeit dachte, so hatte er bey diesem Vorha-
ben niemand mehr zu fürchten, als den König von
Frankreich, der allein das Recht hatte, ihn in die
alten Gränzen der Lehnschaft einzuschränken, da hin-
gegen Karl sein natürlicher Bundsgenosse und seine
stärkste Stütze war. In einer jeden andern Lage
würde er sich nicht so lange bedacht haben, Karls
Partey zu ergreifen: aber unter den damaligen Um-
ständen foderte die Klugheit eine Uebertretung der
gewöhnlichen Regeln. Seit länger als einem Jahr-
hundert erhielten sich die Herzoge von Bretagne auf
keine andre Weise in einer gewissen Unabhängigkeit, als
durch Englands Beystand und durch ihre Bündnisse
mit den Herzogen von Burgund. Nun aber hatte
Franz der zweete bey der damaligen Gestalt der Sa-
chen von den Engländern keinen Beystand zu gewar-
ten: vielmehr muste er befürchten, sie möchten ihn
zur See anfallen, unterdes die Franzosen zu Land in
seine Staaten eindrängen. Und Karl hatte mit sei-
ner eigenen Vertheidigung genug zu thun. Das
Sicherste, wobey er sich auch beruhigte, war dieses,
daß er sich zum Schein für den König erklärte, und
ihm eine Zeitlang das Uebergewicht über den Herzog
von Burgund verschaffte, unterdes aber beyde unver-

1470 merkt auf eine Sache zu lenken suchte, wobey er und die andern Großen des Reichs sich in Sicherheit setzen könnten. Dies war die schon entworfene Vermählung des Herzogs von Güyenne mit der Erbin von Burgund. Man kannte Karls Widersetzlichkeit in Ansehung des Eydams, den man ihm vorschlug, aber man schmeichelte sich, er würde bey der äussersten Verwirrung, in der er sich befand, nicht sowohl seinem Geschmack, als vielmehr seinem Interesse folgen, und die Wohlfahrt seiner Länder und seine eigene Erhaltung durch ein Opfer erkaufen, das im Grunde keines war. Bey dem Herzog von Güyenne fand gar keine Schwierigkeit mehr Statt, zumahl da der König endlich in diesem Jahr einen **Dauphin** erlangt hatte.

Die Großen des Königreichs, die von der Freygebigkeit des Königs Güter oder Jahrgelder besassen, und die nur so lange, als er ihrer Dienste nicht entbehren konnte, auf dessen Güte rechneten, suchten Ludwigs Unruhe zu nähren. Der erste Urheber und geheime Beförderer dieses ganzen Handels war der berühmte **Konnetabel von St. Paul**, ein verschmitzter Kopf, der, weil er mehr als die andern Großen zu verliehren oder zu hoffen hatte, das Feuer der Uneinigkeit zwischen Karl'n und Ludwigen anfachte. Er war sehr reich, Schwager des Königs, der erste Kronbediente, ein feiner Staatsmann, ein unerschrockener Krieger, und genoß die höchste Achtung im Königreich. Am burgundischen Hof, dessen höchste Würden er auch an sich gezogen, galt er eben so viel. Seine Söhne und sein Bruder waren Befehlshaber unter den Truppen des Herzogs; er besaß einige feste Plätze auf den Gränzen der königlichen und herzoglichen Staaten: er hoffte, bey überhandnehmenden Unruhen sein Vermögen ansehnlich zu vergrössern, und sich mit der Zeit einen unabhängigen

Staat

Staat zu erwerben. Nachdem er alle Beredsamkeit 1470
angewendet hatte, um den Herzog zu bewegen, daß
er zu einer Vermählung, die als die Gewährleistung der
öffentlichen Freyheit angesehen wurde, seine Einwilli-
gung geben möchte; so stellte er dem König auf das
lebhafteste die Nothwendigkeit vor, von den ganz
sonderbaren Verhältnissen, in denen damals Frank-
reich mit England stand, Gebrauch zu machen und
gemeinschaftlich an der Demüthigung eines Prinzen,
welcher der Monarchie mit einem gänzlichen Umsturz
drohte, zu arbeiten; und damit er einen desto herr-
lichern Triumph über das Mißtrauen und die Unent-
schlossenheit des Königs davon tragen möchte, ver-
sprach er nicht allein ihm den Besitz der Städte an
der Somme zu verschaffen, sondern auch zu seinem
Vortheil ganz Flandern und die vornehmsten Städte
in Brabant zu einem Aufruhr zu bewegen. So
scharfsichtig auch Ludwig war, so konnte er doch nicht
in dieses Geheimniß eindringen; dennoch betrieb er
das Heurathsgeschäfte seines Bruders. Er schickte
Gesandte nach Kastilien, die eine päbstliche Bulle
bey sich hatten, durch welche Johanne für Heinrichs
Tochter und Erbin erklärt wurde, und ließ im Na-
men des Herzogs von Güyenne um die Prinzessin
werben. Der Herzog ertheilte ohne Schwierigkeit
seine Vollmacht zu diesem Geschäfte, ohngeachtet er
nicht den Willen hatte, diese Vermählung jemals
zu vollziehen; und da er die Nachricht von dem Ver-
löbniß erhielt, gab er zu Libourne ein prächtiges Tour-
nier, wobey Gasto Phöbus, Prinz von Viana, alle
Preise davon trug, aber auch so gefährlich verwun-
det wurde, daß er einige Tage hernach starb. Durch
die häufigen Vorstellungen des Konnetabels betäubt,
ließ sich also König Ludwig in einen Krieg ein, dessen
geheime Triebfedern er nicht kannte. Schon zogen
die Ordonnanzkompagnien gegen die Gränzen der Pi-

1470 tardie; schon war eine Menge von Emissarien nach Burgund und Flandern abgeschickt, um die Treue der Bewohner dieser Länder zu prüfen: aber Eine Bedenklichkeit hielt noch Ludwigen von dem würklichen Ausbruch der Thätlichkeiten zurück. Der Vertrag zu Peronne war ohne Einschränkung von den obersten Gerichtshöfen registrirt und von allen Prinzen und Grossen des Reichs garantirt worden. Es sey nun, daß Ludwig nicht aus eigner Macht einen so feyerlich geschlossenen Vertrag umstossen, oder daß er wegen des ungewissen Ausgangs sich vorsehen wollte; genug, er berief eine **Versammlung der Grossen** (Notables) des Reichs nach **Tours**, die den Herzog von Burgund für einen Verbrecher der Majestät erklärte, und dem Parlament zu Paris den Auftrag that, ihm den Proceß zu machen. Das Parlament schickte einen seiner Boten nach Gent zu dem Herzog von **Burgund**, um ihn als Vasallen des Königs von Frankreich vor das höchste Gericht zu laden. **Karl**, von Zorn schäumend, warf wütende Blicke auf den Boten, ließ ihm Fesseln anlegen, und ihn nach einigen Tagen ohne Antwort wieder fortreisen. Ob er nun gleich nicht weiter an den wahren Absichten des Königs von Frankreich zweifelte, so glaubte er doch nicht, daß man ihn vor dem Frühjahr angreifen werde. Es war damahls mitten im Winter, und Karl hatte seine Armee wieder auseinander gehen lassen: aber das war eben der Zeitpunkt, den Ludwig zum Angriff wählte. Durch einen heimlichen Boten, den der Herzog von **Bourbon** abgeschickt, erfuhr Karl, daß er keinen Augenblick zu verliehren habe, daß schon die königlichen Truppen auf seine Lande losgiengen, daß seine Unterthanen zu Empörungen bereit ständen. Zu gleicher Zeit versicherte man ihm, daß Mörder nach seinem Leben strebten; und dies machte die Flucht seines na-

tür-

türlichen Bruders Balduin, den Ludwig aufgenom- 1470
men und ihm ein gutes Auskommen verschafft, und einiger andrer Herren, sehr wahrscheinlich. Karl erkannte die ihm drohende Gefahr und ließ ein Aufgebot ergehen. Aber die Truppen konnten so geschwind nicht versammlet werden, weil man in Burgund noch keine Ordonnanzkompagnien hatte. Man unterhielt daselbst blos so genannte gens à gages ménagers, eine Art von Miliz, die während des Friedens einen sehr mässigen Sold erhielt, weil sie alsdann dem Ackerbau oder Handwerk obliegen durfte, die aber auch auf den ersten Wink zusammenkommen mußte. In Hoffnung, daß diese Miliz marschfertig sey, begab sich Herzog Karl mit fünfhundert Reutern an die Gränzen der Picardie. Bey seiner Ankunft meldete man ihm, St. Quentin habe dem Konnetabel die Thore geöffnet und französische Besatzung eingenommen. Aufgebracht durch dieses 1471
Verfahren, schickte er einen Herold an den Konne- Am 10. Jan.
tabel, um diesen, als seinen Vasallen, zu seinem Am 12.
Dienst aufzufordern; und als der Konnetabel ei- Jan.
ne trotzige Antwort gab, ließ Karl alle dessen Ländereyen in Flandern und Artois einziehen. Dafür bemächtigte sich der Konnetabel aller Güter seiner eigenen Kinder, die sie in Frankreich besassen, weil sie dem Herzog dienten. Dem Beyspiel der Stadt St. Quentin folgten noch andre feste Plätze in der Picardie, z. B. Amiens. Der Herzog hielt sich nach dem Verlust dieses Platzes zu Dourlens, wo er damals war, nicht mehr für sicher, sondern zog sich unter die Mauern der Stadt Arras, Am. 5.
die er zum Sammelplatz seiner Truppen bestimmt Febr.
hatte. Seine Gränzen gegen die Picardie und Burgund waren angegriffen; wollte er den Franzosen mit gehöriger Macht begegnen, so muste er seine ganze Macht dazu brauchen: dies konnte aber nicht anders

ge-

1471 geschehen, als daß er Flandern oder Holland den Engländern preißstellte. Zur Vermeidung dieser Gefahr fand er kein schicklicheres Mittel, als dieses, daß er den letztern in ihrer Insel zu schaffen machte, und daselbst, wo möglich, eine neue Revolution bewürkte. Eduard, dem der Herzog seit dem eilften Oktober des vorigen Jahrs, ausser vielen andern Geschenken, monatlich fünfhundert goldene Schildthaler hatte reichen lassen, konnte noch auf viele Anhänger in England Rechnung machen, und es war zu hoffen, er würde, wenn er unvermuthet daselbst erschiene, das Glück nicht vergebens versuchen; wenigstens erlangte doch der Herzog seinen Zweck, daß die Aufmerksamkeit der englischen Regierung von dem festen lande abgezogen wurde. Um aber den Beystand, den er seinem Schwager leisten wollte, möglichst geheim zu halten, rüstete er im Namen einiger Kaufleute vier grosse Schiffe zu Veere in Zeeland aus, und nachdem er heimlich vierzehn Schiffe von den Hanseståden gemiethet hatte, überließ er diese kleine Flotte Eduarden, der, nachdem er auch eine Summe Geldes von dem Herzog erhalten, sogleich
Im Febr. nach England abgesegelte. Kaum war dies geschehen, so verbot er allen seinen Unterthanen, ihm Schutz oder Beystand zu leisten. Er selbst hatte unterdes eine sehr zahlreiche Armee zusammengebracht; denn sie soll sich auf achtzigtausend Mann belaufen haben. Nachdem er verschiedene französische Plätze beunruhiget hatte, griff er plötzlich mit dem größten Theil seiner Armee die feste Stadt Pequigni an, eroberte sie schnell, legte sie in die Asche, gieng hierauf über die Somme, näherte sich den Mauern der Stadt Amiens, und schlug zwischen dieser Stadt und der königlichen Armee sein lager auf.

Ludwig und seine Heerführer waren sehr unschlüssig, ob sie die von dem Herzog angebotene

Schlacht

Schlacht annehmen sollten oder nicht. Dammartin 1471
und die meisten drungen auf die Annahme derselben, zumal weil man von Amiens aus den Feinden in den Rücken fallen konnte. Der König aber und einige Befehlshaber stimmten dagegen und glaubten, es sey nicht rathsam, zuverlässige Vortheile aufs Spiel zu setzen. Ludwig blieb also bey seinem ersten Vorsatze, fuhr fort die burgundische Armee auf alle mögliche Art zu beunruhigen und ihr die Zufuhren wegzunehmen, und blieb in seinem stark befestigten Lager stehen. Dieses sowohl als seine Festungen waren mit allen Lebensmitteln überflüssig versehen; die burgundische Armee hingegen litte den größten Mangel und nahm durch Krankheit und Ueberläufer täglich ab. Zu dem Verdruß, den Karl über ein solches Schauspiel empfand, gesellten sich die widrigsten Nachrichten, welchennach die Truppen, die er zur Vertheidigung des Herzogthums Burgund zurückgelassen, einigemal durch die königliche Armee, die der Dauphin von Auvergne und der Marschall von Comminges anführten, waren geschlagen worden. Das Herzogthum wurde dadurch ein Raub der französischen Kriegsleute und von ihnen unmenschlich verwüstet. Er suchte zwar seinem Heere diese Nachrichten zu verbergen, und es vielmehr durch Gerüchte von wichtigen Siegen aufzumuntern: aber endlich konnte er die Wahrheit nicht länger unterdrücken. In dieser peinigenden Verlegenheit wählte er einen Ausweg, der seinem Stolz nothwendig viel kosten mußte. Er ersuchte den König um einen Waffenstillstand, und damit er ihn desto gewisser erlangen möchte, ließ er ihm hinterbringen, wie sehr er sich wundre, daß ein so kluger Fürst einen Krieg unternommen habe, dessen geheime Triebfedern er nicht kenne. Er gab Ludwigen einige Erläuterungen hierüber, der sich denn schämte, daß er sich hatte hin-

1471 hintergehen lassen, und es bereute, daß er sich so leichtsinnig in einen Handel verflechten lassen, der ihm nun nichts als trübe Aussichten darbot. Sein natürliches Mißtrauen schilderte ihm die Gefahr gröſſer, als sie würklich war; er verlohr seinen gedemüthigten Feind aus den Augen, und dachte blos an die mißlichen Umstände, denen er sich ausgesetzt hatte, und die ihn noch umgaben. Obgleich der Stillstand auch nachtheilig war — denn Herzog Karl verlangte ihn blos, um sich aus der Schlinge zu ziehen — so schien
Am 9. April. dessen Bewilligung doch dienlicher, als das Beharren in einer peinlichen Lage. Unterdes mißfiel der Stillstand, der erst nur drey Monate, hernach ein Jahr lang dauren sollte, und während dessen die Beschwerden des Königs und des Herzogs untersucht und beygelegt werden sollten, den aufrichtigen und treuen Unterthanen Ludwigs so sehr, als denen, die ihn verrathen wollten. Da beyde Parteyen die Beweggründe nicht kannten, die ihn zu diesem, dem Besten des Staats widrig scheinenden Entschluß gebracht hatten, so erdachten sie andre, die weder seinen Einsichten noch seiner Tapferkeit Ehre machten. Der Herzog von Burgund war vielleicht damals der einzige, der dem König Gerechtigkeit widerfahren ließ, der aber schwieg und sich so für seinen Leuten schämte, daß er lange nicht aus seinem Zelte kam. Ludwig, der auch nicht für rathsam hielt, das Geheimniß zu entdecken, legte seine Truppen in die festen Plätze der Picardie, und zog ohne Geräusch nach Touraine zurück. Bey seiner Durchreise durch Paris suchte er sich das Volk geneigt zu machen, durch Besuche bey den vornehmsten Bürgern und durch allerhand Herablassungen. Er setzte hierauf seinen Weg weiter fort, und erhielt unterdes die Nachricht von der in England vorgefallenen traurigen Staatsveränderung, durch welche Graf War-

wick

wick in dem Treffen bey Barnet blieb, Eduard der Vierte den Thron wieder bestieg, Heinrich der Sechste heruntergestossen, nebst seinem Prinzen Eduard ermordet, und seine Gemahlin, Margarethe von Anjou, ins Gefängniß gesetzt wurde. 1471

Obgleich der unerwartete Ausgang des letzten Kriegs mit dem Herzog von Burgund den Plan der Grossen, die den Herzog von Güyenne mit der Burgundischen Prinzeßin Marie vermählt wissen wollten, ziemlich zerrüttet hatte; so liessen sie sich doch nicht abschrecken, sondern beeiferten sich mehr als jemals um die Einwilligung des Herzogs von Burgund. Um sich dieser Zudringlichkeiten wenigstens auf eine Zeitlang zu entledigen, stellte er sich, als wenn er ihr Verlangen erfüllen und in Kurzem die Vermählung seiner Tochter vollziehen wollte. Der Herzog von Güyenne ließ sich durch dieses Versprechen hintergehen, und verbarg nicht länger seine wahren Gesinnungen gegen seinen Bruder. Vergebens drung Heinrich, König von Kastilien, durch Ludwigen angetrieben, auf die Vermählung des Herzogs mit seiner Tochter. Sein vermeintlicher Schwiegersohn gieng nunmehr so weit, daß er schon zu Rom um die Dispensation zur Vermählung mit der Burgundischen Prinzeßin anhalten ließ. König Ludwig bekam Argwohn; aber er wußte doch nicht die wahre Beschaffenheit der ganzen Intrigue: ein Zufall klärte ihm hierinn mehr auf als seine unruhige Wachsamkeit. **Olivier le Roux**, bisheriger Gesandter des Königs in Kastilien, erhielt Befehl, sich auf der Rückreise nach Frankreich eine Zeitlang an dem kleinen Hof des Grafen von Foix aufzuhalten, die Gesinnungen dieses Herrn zu erforschen, und einige Aufklärungen in Ansehung des Bündnisses der Grossen überhaupt zu erlangen. le Roux bekam zu seinem Aufenthalt eben das Zimmer, das einige Tage zuvor ein Abgeord-

1471 ordneter des Herzogs von Bretagne bewohnt hatte. In einem Winkel desselben entdeckte er einen Haufen zerrissener Papiere, die er begierig sammlete, und es so weit brachte, daß er verschiedene wichtige Depeschen lesen konnte, die er sogleich seinem König zuschickte. Nach einer von diesen Schriften boten der Herzog von Güyenne und dessen Anhänger dem Herzog von Burgund als die erste Bedingung ihres Bündnisses die Wiedererstattung der Städte St. Quentin, Roye und Amiens an. Eine andre enthielt den Plan eines Trutzbündnisses zwischen Karl'n und Eduarden, und einer Theilung der besten Provinzen Frankreichs unter sie. Eduard sollte Normandie und Güyenne, Karl aber Champagne und Isle de France bekommen. Diese Entwürfe beunruhigten Ludwig den Eilften und zertheilten seine Aufmerksamkeit. Als er von der Bestrebung seines Bruders um päbstliche Dispensation Nachricht erhielt, schickte er eilig eine Gesandtschaft an den neuerwählten Pabst, Sixtus den Vierten, um ihn gegen seinen Bruder einzunehmen. Zu gleicher Zeit suchte er diesen durch den Herrn du Bouchage auf andre Gedanken zu bringen; indem er ihm nicht allein vorstellen ließ, wie gefährlich und sündlich es sey, den auf das Kreutz zu St. Lo abgelegten Eyd zu brechen, sondern auch wie nachtheilig die Vermählung mit der burgundischen Prinzeßin für ihn ausfallen könne. Diesen Vorstellungen setzte der Prinz nichts als leere Klagen und vergebliche Unwahrheiten entgegen. König Ludwig hatte nun keine Hoffnung mehr, das Mißtrauen und die Hartnäckigkeit seines Bruders zu besiegen; er wendete daher seine Kunstgriffe gegen den Herzog von Burgund selbst. Weil er aber von dem eingewurzelten Groll desselben befürchten muste, offenbare Vorschläge zur Güte möchten von ihm verworfen und wohl gar bekannt gemacht

macht werden; so ließ er eine Privatperson nach Bur- 1471
gund gehen, die bey dem Herzog vorgeben muste, als hätte sie bey ihren eigenen Angelegenheiten am französischen Hofe Gelegenheit gefunden, öfters mit dem König zu sprechen, und von ihm zu hören, wie hoch er den Herzog schätze, und wie sehr er wünsche, mit ihm in Freundschaft zu leben; daß er sogar einen Plan zu Erreichung dieses Zwecks verfertiget habe, den er auch dem Herzog selbst zuschicken würde, wenn er versichert wäre, daß er mehr Zutrauen, als bisher, gegen ihn hege. Es sey nun, daß Karl die list gemerkt, oder sich mit diesem Gedanken die Zeit habe vertreiben wollen, genug er antwortete halb im Ernst halb im Scherz: diese schönen Versicherungen kämen zwar nicht mit andern Nachrichten, die er von den Gesinnungen des Königs habe, überein; unterdes, wenn der König ernstlich an eine völlige Aussöhnung denken wollte, so gäbe es ganz ein einfaches Mittel, ihn von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen; er dürfe nur mit der Rückgabe der Städte St. Quentin, Amiens und andrer, die er ihm wider die Feyerlichkeit der Verträge entrissen, den Anfang machen ꝛc.

Herzog Karl kam um dieselbe Zeit auf den höchsten Gipfel des Glücks. Die Unfälle des letztern Kriegs hatten ihm dauerhaftere Vortheile verschafft, als die schimmerndsten Siege. Gleich nach getroffenem Stillstand hatte er die Stände aller seiner Provinzen zusammenberufen, um ihnen zu zeigen, daß der König ihn blos in der Absicht, ihn zu erniedrigen, bekriegt habe; daß, wenn dies jetzt noch nicht geschehen wäre, es sich in der Folge zutragen könne, wenn man nicht darauf bedacht wäre, eine stehende Armee, nach dem Beyspiel des Königs, zu unterhalten; daß diese zur Sicherheit eines jeden Bürgers des Staats dienende Anstalt durch einen neuen Fonds, der jährlich

Bayerische Staatsbibliothek München

1471 lich sechsundzwanzigtausend Thaler abwürfe, und wovon achthundert Lanzen könnten erhalten werden, zu bewerkstelligen wäre. — Die Stände bewilligten es, ohne zu überlegen, was für Folgen dieser erste Schritt würken könne: aber bald sahen sie ihren Fehler ein. Denn Karl, dessen Ehrgeitz mit den Mitteln, ihn zu befriedigen, täglich wuchs, stiftete nach und nach zwey bis dreymal mehr Ordonnanzkompagnien, und erhöhete den Fonds bis auf fünfhunderttausend Thaler, ohne die übrigen Abgaben dabey zu mindern. Sein Hof war damals der Mittelpunkt der Unterhandlungen; viele Fürsten geitzten nach Bündnissen mit seiner Macht, und Karl kam oft in Verlegenheit, welche von allen vortheilhaften Anträgen, die man ihm that, die aber meistens gegen einander liefen, er wählen sollte. Die Herzoge von Güyenne und Bretagne, der Konnetabel und viele andre grosse Vasallen des Königs von Frankreich forderten ihn auf, den letzten Stillstand zu brechen, und erboten sich, das Volk zu seinem Vortheil aufrührisch zu machen. Sie boten ihm die Wiedergabe der Städte Amiens und St. Quentin an, wenn er nur dafür seine einzige Tochter dem Herzog von Güyenne überlassen, und dem Vorhaben, die Engländer nach Frankreich zu locken, entsagen würde. Auf einer andern Seite that ihm Eduard, der seine Rechte auf Normandie und Güyenne ausführen wollte, der aber dies ohne Karls Beystand nicht wohl vollführen konnte, den Vorschlag, Frankreich mit ihm zu theilen: aber dafür wollte er versichert seyn, daß der Herzog seine Tochter nie dem Bruder des Königs von Frankreich geben wolle; sonst würde er sich mit Ludwigen vereinigen, um eine Verbindung zu hindern, die für England nachtheiliger sey, als für Frankreich. Eduard hatte Grund zu dieser Behauptung; denn bey der schwächlichen Gesundheit des Dauphins betrach-

trachtete jedermann den Herzog von Güyenne als 1471
vermuthlichen Thronfolger Ludwigs des Eilften; hätte dieser Herr nun durch eine Vermählung mit der burgundischen Prinzessin in der Folge die wichtigen Staaten seines Schwiegervaters mit der Krone Frankreich vereinigt; was für Hoffnung würde den Engländern zur Wiedererlangung der verlohrnen französischen Provinzen übrig geblieben seyn? Wie würden sie Calais haben erhalten können? Der Herzog wankte schon, als die mißvergnügten Grossen Frankreichs ihn durch Drohungen von der Verbindung mit Eduarden zurückhielten.

Ludwig, der die geheimen Gesinnungen des Herzogs von Burgund in Absicht auf die Vermählung seiner Tochter nicht wußte, fieng auch neue Unterhandlungen an, um nur seinen Feind dadurch einzuschläfern und ihn an Ergreifung eines gewissen Entschlusses möglichst lange zu hindern. Die schlecht befriedigende Antwort, die der Herzog dem vorhin erwähnten und von Ludwig abgeordneten Privatmann ertheilt hatte, schreckte den König nicht. Weil er doch die Neugierde des Herzogs erregt zu haben glaubte, so schickte er ihm einen Entwurf zum Frieden und zur Vereinigung, dessen vornehmste Artikel folgende waren: Es soll zwischen dem König und dem Herzog Bündniß und Brüderschaft errichtet werden; der Herzog soll den Orden des heiligen Michaels und der König den Orden des goldenen Vliesses annehmen; der Dauphin soll die Tochter des Herzogs von Burgund heyrathen, und im Fall dies nicht geschehen könnte, sollte Karl versprechen, sie niemals dem Herzog von Güyenne zu geben; der König soll dem Herzog den Konnetabel, und den Grafen von Nevers mit ihren Besitzthümern, und der Herzog dem König auf gleiche Art die Herzoge von Güyenne und Bretagne überlassen; der König soll dem Herzog die Städte St. Quentin, Amiens,

1471 Roye und Montdidier wieder abtreten. — Unter allen diesen Bedingungen gefiel Karl'n keine als die letzte; er hoffte, daß sie zum Präliminarartickel gemacht werden sollte, und dann erst wollte er seine wahre Gesinnung in Ansehung der übrigen entdecken. Er stellte sich demnach, als wenn er den Vereinigungsplan billige, und ernennte Bevollmächtigte zu den Unterhandlungen: weil er aber nicht zweifelte, die Furcht sey bey dem König der einzige Beweggrund zum Friedensschluß, so urtheilte er, dieser würde desto leichter zu Stande kommen, und für ihn vortheilhafter ausfallen, wenn diese Furcht vergrössert würde. Zu dem Ende schloß er zu eben der Zeit, da er mit dem König Unterhandlungen anfieng, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Ferdinanden und Isabellen, Königen von Kastilien, und mit dem Aragonischen König Johann, Ferdinands Vater. Stolz auf diesen neuen Vortheil machte Karl eine Erklärung bekannt, durch welche er den König einer Verletzung des Vertrags zu Peronne beschuldigte, und ihn zu der in demselben ausgemachten Strafe verurtheilte, nach welcher die Provinzen und Staaten des burgundischen Hauses der Gerichtsbarkeit des Parlaments und der Oberhoheit des Königs entzogen werden sollten. Zu dem Ende errichtete er einen **souveränen Rath zu Malines**, der die Appellationssachen beurtheilen sollte, und verbot allen seinen Unterthanen bey lebensstrafe, sich an das Pariser Parlament zu wenden. Ludwig stellte sich, als wenn er nichts von dieser Erklärung wisse; er bevollmächtigte seinen Kanzler Peter'n von Oriole, und den Herrn von Craon, um mit den Ministern des Herzogs das entworfene Bündniß zu schliessen, den bald verlaufenen Stillstand zu verlängern, solche Schwierigkeiten zu erdenken, die zwar den Friedensschluß aufhalten, aber doch immer Hoffnung dazu übrig lassen

möch-

möchten, den Herzog in Unthätigkeit zu erhalten, 1471
und sich zu nichts ganz verbindlich zu machen, als bis es nicht möglich sey, wieder zurück zu treten.

Während der Zeit, da Ludwig durch hinterlistige Unterhandlungen seinen furchtbarsten Feind einschläferte, richtete er sein vornehmstes Augenmerk auf Güyenne und sann auf Mittel zu einem plötzlichen Ueberfall dieser Provinz. Allein dies konnte so heimlich nicht geschehen, daß nicht die Feinde des Königs Nachricht davon erhalten hätten; sie begaben sich häufig nach Güyenne, als dem künftigen Schauplatz des Kriegs, und wurden daselbst mit Freuden aufgenommen. Daraus entstand eine allgemeine Gährung im Reich, die der stets thätige Lescün, Ludwigs stärkster Nebenbuhler in Ansehung listiger Staatskünste, immer mehr unterhielt und beförderte. Güyenne, Bretagne, Aragonien, Savoyen, Burgund droheten den Staaten des Königs von Frankreich auf allen Seiten. Jedoch Lescün fand selbst an dem Hofe seines Herrn, dem er so eifrig diente, Widersprüche und Hindernisse. Colette de Jambes, Dame von Monsoreau, voll von Eifersucht über die Gunst dieses Ministers, hatte eine Kabale gegen ihn geschmiedet, an deren Spitze der Herr von Malicorne, Liebling des Herzogs, stand. Diese Dame übertraf, nach dem Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller, an Schönheit der Seele und des Körpers, alle Frauenzimmer in Frankreich. Sie tanzte, sang und reimte mit vielem Beyfall. Noch in ihrer zarten Jugend hatte sie dem Vicomten von Thouars, Ludwig von Amboise, die lebhafteste Leidenschaft eingeflößt, so daß er sich mit ihr vermählte. Nach dem Tode des Vicomten gewann sie die Liebe des Herzogs von Güyenne, der zwo Töchter mit ihr zeugte. Da nun die Entwürfe des Herrn von Lescün auf eine Vermählung des Herzogs, die

1471 ihr nachtheilig werden konnte, abzielten, so hat man sich nicht zu wundern, daß sie sich ihm in seinen Geschäften widersetzte; unterdes ließ sich der unermüdliche Minister dadurch nicht irre machen. Ludwig seiner Seits ließ die zur Eroberung des Herzogthums Güyenne bestimmten Truppen ausrücken; Dammartin sollte von Gascogne her, Crüssol durch Saintonge, und Tannegui du Chatel durch Poitou eindringen. Indem man mit den Kriegsrüstungen beschäftiget war, erfuhr man, daß die Frau von Monsoreau ihrem Ende nahe und daß der Herzog von Güyenne gefährlich krank sey. Man hat von jeher geglaubt, daß beyde durch eine Pfirsche vergiftet worden, und daß die Urheber dieses Verbrechens Johann Faure von Vercors oder Versoi, ein Benediktinermönch, Abbt von St. Jean d'Angeli, und Heinrich von la Roche, des Prinzen Küchenmeister, gewesen. Je schwächer der Herzog von Güyenne wurde, desto mehr beeiferte er sich um die Ausführung seiner Entwürfe. Er schickte Couriere an seine Bundsgenossen, befestigte seine Plätze, und ließ in seinen Staaten ein allgemeines Aufgebot ergehen. Weil er befürchtete, man möchte ihn, wenn es zur Sache käme, verlassen, so ließ er sich von seinen Vasallen aufs neue die eydliche Versicherung geben, ihm gegen jederman, selbst gegen den König, zu dienen. Verschiedene, die den Eyd nicht ablegen wollten, flohen: andre legten ihn zwar ab, traten aber hernach mit den königlichen Feldherren in geheime Unterhandlungen, oder ergriffen minder verhaßte Mittel, bey dem König wieder Gnade zu erlangen.

Ludwig, der nur kurze Zeit zu gewinnen suchte, schickte neue Gesandte an den Herzog von Burgund, um die Unterhandlungen noch länger zu verzögern. Zu gleicher Zeit suchte er dem Herzog von Bretagne, der sich in Vertheidigung setzte, Furcht ein-

einzusagen: allein, dieser ließ sich nicht irre machen, 1472
sondern ermahnte den Herzog von Burgund desto lebhafter, dem verzweifelnden Herzog von Güyenne zu Hülfe zu eilen. Der König erfuhr dies, und weil er aus den Zurüstungen des Herzogs von Burgund merkte, daß keine Zeit weiter zu versäumen wäre, gab er seinen Bevollmächtigten Befehl, den Frieden zu schliessen, die Bedingungen möchten auch beschaffen seyn, wie sie wollten. Diesem betrügerischen Vergleich zu Folge sollte der König vor allen Dingen dem Herzog von Burgund die Städte Amiens, St. Quentin, Montdidier und Roye wiedergeben, und der König sollte dem Konnetabel und dem Grafen von Nevers gegen den Herzog nicht mehr beystehn: eben dies sollte der Herzog Karl in Ansehung der Herzoge von Güyenne und Bretagne thun. Karl hatte keineswegs den Vorsatz, diesen Vertrag zu erfüllen; er war nur auf die Besetzung der abgetretenen Städte bedacht; nachher wollte er öffentlich erklären, er werde dem Konnetabel und dem Grafen von Nevers verzeihen, wenn dies auch der König in Ansehung der Herzoge von Güyenne und Bretagne thun würde: widrigenfalls werde er den letzten Beystand leisten. Ludwig suchte, wie gesagt, blos Zeit zu gewinnen, den Tod seines Bruders abzuwarten, und hernach erklären zu können, daß er nicht verbunden sey, einem Prinzen ohne Treu' und Glauben Wort zu halten.

In Erwartung dieser Dinge verordnete Ludwig Processionen und öffentliche Gebete; und weil er stets eine besondere Ehrfurcht gegen die heilige Jungfrau Maria äusserte, so befahl er, daß man täglich zur Mittagszeit die Glocke läuten, und daß dabey jedermann mit einem Knie auf die Erde fallen und dreymal das Ave Maria beten sollte. Unterdes näherte sich die letzte Stunde des Herzogs Karl von

1472 Güyenne; er verzieh nicht allein dem König seinem Bruder, sondern setzte ihn auch zu seinem Universalerben ein. Sein Tod verursachte unter seinen Leuten grosse Bestürzung; jeder suchte sich, so gut er konnte, wegen der Zukunft in Verfassung zu setzen. Lescün entdeckte die Giftmischer und legte sie in Fesseln. Sie gaben den König als den Urheber ihres Verbrechens an; es sey nun, daß sie durch ein solches Geständniß ihr Leben retten, oder daß sie der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren lassen wollten. Lescün nahm seine Zuflucht zu dem Herzog von Bretagne, nahm die Missethäter mit sich, stellte sie dem Herzog vor, und bat ihn in den feyerlichsten Ausdrücken, die strengste Gerechtigkeit an ihnen auszuüben.

König **Ludwig** glaubte nunmehr durch den Tod seines Bruders von allen Verbindlichkeiten gegen den Herzog von **Burgund** frey zu seyn, zu denen sich seine Bevollmächtigten in seinem Namen anheischig gemacht hatten, und erklärte ohne Zurückhaltung, daß er einen Vertrag nicht bestätigen werde, bey dessen Entwurf der Herzog seine Treulosigkeit und schädliche Absichten so sehr an den Tag gelegt hätte. **Karl**, der sich schämte, daß ihn ein Feind überlistet, den er selbst zu hintergehen gesucht, mäßigte nunmehr seinen Grimm nicht mehr; er machte ein wütendes Manifest bekannt, worinn er dem König Schuld gab, er habe ihm nach dem Leben getrachtet; er sey Willens, alle Prinzen des französischen Hauses auszurotten, er habe seinen eigenen Bruder durch Gift, Hexerey und teuflische Anrufungen umgebracht, wie man sich durch die Aussage der beyden Elenden, die er verführt, überzeugen könne; für diese beyden Verbrechen, wovon das eine gegen den ersten Pair des Königreichs, das andre gegen den ersten Prinzen vom Geblüt verübt worden, verdiene

diene Ludwig die Namen eines Mörders, eines Ver- 1472
brechers der beleidigten Majestät gegen die Krone, gegen die Prinzen und gegen das gemeine Beste, eines Verräthers, eines Abgöttischen. Jede dieser Behauptungen war mit Stellen aus der Bibel, aus den Dekretalen und Kirchenvätern bewiesen, und zum Beschluß ermahnte der Herzog alle christliche Fürsten, ihre Waffen gegen diesen allgemeinen Feind der Staaten zu vereinigen.

Dieses Manifest that die Würkung nicht, die Karl erwartet hatte, ohngeachtet es durch seine Anhänger in allen Städten Frankreichs ausgebreitet ward. Ludwig, mit der Wiederbesetzung der Provinz Güyenne beschäftigt, würdigte dasselbe keiner Antwort. Achtzehn Monate vergiengen, ehe er auf die Schmähungen seiner Feinde einige Rücksichten zu nehmen schien. Alsdann aber war er desto eifriger für die Rettung seines guten Namens besorgt; er wählte Kommissarien zur Untersuchung des Mords seines Bruders, gab ihnen öffentliche, noch vorhandene Instruktionen, und suchte alles anzuwenden, um dieses dunkle und schreckliche Geheimniß an den Tag zu bringen: dennoch entsprang aus dem ganzen Proceß nicht die geringste Erläuterung. Indem man damit beschäftiget war, starb der Mönch in seinem Gefängniß; einige Schriftsteller sagen, er habe sich aus Verzweiflung erhängt; andre, der Bliß habe ihn getödtet und in Asche verwandelt; noch andre, der Teufel habe ihm unter einem schrecklichen Getöse den Hals umgedrehet. Von dem Schicksal des andern Gefangenen weiß man noch weniger. Die Akten dieses Processes sind verborgen geblieben. Die Feinde des Königs machten über dessen Betragen in dieser Sache die Bemerkung, daß er erst nach seiner Aussöhnung und nachdem er den Herrn von Lescün in seine Dienste gezogen gehabt, an seine Rechtferti-

1472 gung gedacht habe; daß die Mörder zu einer für ihn allzubequemen Zeit gestorben wären, als daß man sich vorstellen könnte, sie wären eines natürlichen Todes gestorben, und daß selbst das Wunderbare, das man hiervon zu verbreiten suche, diesen Verdacht bestärke. Sie machten ferner zu Ludwigs Nachtheil die Bemerkung, daß Ludwig von Amboise, einer der Kommissarien, im folgenden Jahr das Bißthum Albi erhalten, und daß Peter von Sacierges, der dabey die Stelle eines Sekretärs versehen, Requetenmeister wurde. Mit einem Worte, die meisten Franzosen, und fast ganz Europa zweifelte um so weniger, daß Ludwig dieses Verbrechen begangen habe, da er, als Dauphin, seinen Vater, Karl den Siebenten, wegen eines Vatermords in Furcht gesetzt hatte. Nun darf es ihm freylich die Geschichte ohne strenge Beweise nicht zur Last legen: allein sie muß ihn doch beklagen, daß er sich eines solchen Argwohns schuldig gemacht hat.

Güyenne widersetzte sich nicht der Wiedervereinigung mit der Krone; die Städte dieser Provinz beeiferten sich, durch Abgeordnete ihre Unterwürfigkeit dem König zu versichern, und um die Erhaltung ihrer Freyheiten anzusuchen. Ludwig bewilligte ihnen dies sehr gerne; denn seine Politik beförderte stets das bürgerliche Regiment, um dadurch die Macht der Grossen zu verringern. Den Einwohnern der Stadt **Rochelle** verstattete er sogar freyen Handel mit den Engländern und andern Feinden des französischen Staats, selbst zur Zeit des Kriegs: daher der Grund zu der nachherigen Stärke dieser Stadt, wodurch dieselbe die Gestalt einer Republik bekam. **Bayonne** hingegen wurde, nach eigenem Verlangen der Bürger, auf immer mit den Krongütern verknüpft. Den Städten **Montignac** und **Pezenas**, die nicht zur Appanage des verstorbenen Her-

Herzogs von Güyenne gehört und doch dessen Partey 1472
ergriffen hatten, verzieh der König. Zu **Bourdeaux** stellte er das Parlament wieder her, das, bey der Abtretung des Herzogthums Güyenne an den Prinzen Karl, nach Poitiers war verlegt worden. Mit dem Grafen von **Armagnac** stiftete er, weil ihn andre Geschäfte aus Güyenne abriefen, eine Art von Vergleich, nach welchem er sich in den Ländereyen und Plätzen, die ihm der Herzog von Güyenne abgetreten hatte, ruhig verhalten, und gegen diejenigen, die man ihm noch zurückbehielt, nichts unternehmen sollte. Nachdem der König den Herrn von **Beaujeu**, Bruder des Herzogs von Bourbon, zum **Statthalter in Güyenne** bestellt hatte, eilte er mit einem Heer von funfzigtausend Mann nach **Bretagne**, womit er den Herzog Franz, der sich auf englische Hülfe stützte, demüthigen wollte; jedoch ließ er sich sehr bald den Stillstand, den der Herzog vorschlug, gefallen, ohne zu bedenken, daß sein Feind dadurch nur Zeit gewinnen wollte, sich in furchtbare Verfassung zu setzen.

Zu diesem Stillstand mochte wohl der **Herzog von Burgund** das Meiste beygetragen haben. Denn dieser Fürst war mit einem Heere von achtzigtausend Mann in der Picardie über die Somme gegangen, hatte die Stadt **Nesle** eingenommen, und die schauderhaftesten Grausamkeiten verübt. **Roye** und **Montdidier** wurden dadurch bewegt, sich gutwillig zu ergeben. Aber die Stadt **Beauvais** in Isle de France gab ein desto seltneres Beyspiel der Treue und Unerschrockenheit. Männer und Weiber und Kinder thaten der ganzen burgundischen Macht hinter ihren schlechten Festungswerken so lange den ausserordentlichsten Widerstand, bis sie von Paris, Rouen und andern benachbarten Städten Truppen, Geschütz und Lebensmittel zu ihrem Beystand erhielten,

1472 ten, und auch alsdann fochten sie an den gefährlichsten Oertern mit, hielten einen allgemeinen wütenden Sturm aus, tödteten sehr viele Feinde, und nöthigten sie endlich zur Aufhebung der Belagerung, die am 27sten Junius angefangen und am 22sten Julius geendiget wurde. Dafür ertheilte König Ludwig der Stadt Beauvais die herrlichsten Privilegien, die zum Theil die Vorzüge des Adels übertrafen.

Von Beauvais zog Herzog Karl, voll Verdruß, und von den Franzosen unter dem Konnetabel und dem Grafen Dammartin beunruhiget, durch viele Gegenden der Normandie, eroberte durch Sturm die Städte Eu und St. Valeri, verbrannte Longueville und alle benachbarte Oerter, und lagerte sich unter den Mauern der Stadt Rouen. Er hielt sich daselbst vier Tage lang auf, nicht in der Absicht, sich dieser grossen Stadt zu bemächtigen, sondern um dem Herzog von Bretagne zu zeigen, daß er sein Versprechen zu erfüllen suche, und daß er sich durch nichts habe abhalten lassen, an den Ort zu kommen, wo die Vereinigung beyder Armeen vor sich gehen sollte. Unterdes aber verwüsteten die Besatzungen zu Amiens und St. Quentin die benachbarten Provinzen des Herzogs, und in Champagne wüteten alle Greuel des Kriegs. Der Graf von Roussi, ältester Sohn des Konnetabels, der die Armee des Herzogs von Burgund zu eben der Zeit anführte, da sein Vater an der Spitze der französischen Heere stand, verheerte die Gegend von Tonnere, Joigni, Troyes und Langres, verbrannte Städte und Dörfer, die in seine Hände fielen. Eben dieses that der Dauphin von Auvergne auf Befehl des Königs in Ansehung des Herzogthums Burgund. Karl sah sich endlich genöthigt, die Normandie zu verlassen und sich über die Somme zurück zu ziehen. Kaum war er aufgebrochen, so ergaben sich die Städte

Eu

Eu und St. Valeri dem König wieder. Auf 1472
diese Art blieb ihm von diesem ganzen Feldzuge nichts übrig, als der Beyname des Schrecklichen, und eine beständige Reue, durch sein Verschulden eine der schönsten Armeen zu Grunde gerichtet zu haben; denn als er sie zu Pequigni musterte, war sie so geschmolzen, daß er sie zu andern Unternehmungen untüchtig fand.

Während der Zeit, da dies geschehen war, hielten der König und der Herzog von Bretagne einander durch Unterhandlungen auf; doch fieng endlich jener die Feindseligkeiten wieder an, nahm in kurzer Zeit verschiedene bretagnische Städte weg, und bot dem Herzog ein Treffen an, wozu dieser so wenig lust hatte, als zum Frieden. Weil aber seine Unterthanen abgesagte Feinde der Engländer waren, so sah er sich gezwungen, ernstlich an einen Vergleich zu denken und einen Stillstand auf ein Jahr lang einzugehen. Während desselben und bis zum Friedensschluß sollte der König im Besitz der weggenommenen bretagnischen Städte bleiben. Der Herzog von Burgund hatte vorher schon einen Stillstand mit dem König getroffen, jedoch nur auf fünf Monate; denn er hoffte den Krieg bald mit besserm Vortheil wieder anzufangen.

Der glückliche Fortgang der königlichen Waffen 1473
während des letzten Feldzugs schuf noch keine Ruhe für Frankreich. Neue Feinde standen auf, indem ludwig mit der Demüthigung der Herzoge von Burgund und Bretagne beschäftigt war. Der kühnste war der Graf von Armagnac. Nach so vielerley Schicksalen, die ihn seines Vermögens beraubt, zum Tode verdammt, nach Spanien gescheucht, wieder nach Frankreich gerufen und durch den Herzog von Güyenne in einen Theil seiner Besitzthümer wieder eingesetzt hatten, fühlte er sich nach dem Tode dies-

ses

1473 ses seines Beschützers stark genug, der königlichen Armee eine Zeitlang Widerstand zu thun. Weil Ludwig genöthiget wurde, seine Waffen anders wohin zu kehren, so traf er einen Vergleich mit dem Rebellen. Allein, kaum wuste der Graf, daß Ludwig in Bretagne beschäftigt war, daß die Picardie und Normandie von dem Herzog von Burgund ungestraft verheert würden, daß der König von Aragonien auf einen Einfall in Roussillon denke; so schmiedete er Anschläge gegen die Stadt **Lectoure**, die damals als die Schutzwehr gegen Güyenne und Gascogne angesehen wurde. Durch allerhand listige Mittel und durch die Verrätherey des Herrn von Montignac

im Okt. bemächtigte er sich nicht allein dieses Platzes, sondern auch der Person des Herrn von **Beaujeu**, Statthalters des Königs in Güyenne.

Um eben diese Zeit war der König von Aragonien mit Bezwingung der Katalonier fertig geworden, und that nunmehr einen Einfall in **Roussillon**. Die Bürger zu Perpignan ergriffen, aus Liebe zu ihrem alten Landesherrn, die Waffen, und nöthigten den Herrn du Lau, Statthalter der Provinz, sich in die Citadelle zu werfen. Die andern Städte folgten diesem Beyspiel, vertrieben ihre Besatzungen, und den Franzosen blieb in Roussillon nichts weiter übrig, als Salces, Collioure und die Citadelle zu Perpignan. Zu diesen niederschlagenden Vorfällen gesellte sich die Nachricht, daß der Herzog von **Alençon**, ein Prinz vom Geblüte und Schwiegervater des Grafen von Armagnac, heimlich mit dem Herzog von **Burgund** in Unterhandlungen stehe, um ihm seine festen Plätze in der Normandie und in Maine einzuräumen. Dieser Handel, der dem unversöhnlichsten Feinde der französischen Krone feste Plätze und einträgliche Besitzthümer mitten in Frankreich verschafft hätte, würde vielleicht den Unter-

tergang der Monarchie nach sich gezogen haben. 1473
Auch Nikolaus von Anjou, Herzog von Lothringen, Titularherzog von Kalabrien, erklärte sich öffentlich für den Herzog von Burgund, und hielt sich an dessen Hof auf. Dieser Prinz war von seiner Kindheit her mit Annen, der ältesten Tochter des Königs, versprochen: weil aber Ludwig ihn nicht zu achten schien, und sogar die junge Prinzessin dem Herzog von Güyenne angeboten hatte, begab er sich an den burgundischen Hof und begleitete den Herzog bey Belagerung der Stadt Beauvais. Karl, den die Tapferkeit und die übrigen liebenswürdigen Eigenschaften des Herzogs von Kalabrien entzückten, der überdies wohl einsah, wie wichtig eine Verbindung mit dem Prinzen sey, der schon Lothringen besaß, und dereinst Barrois, Anjou und Provence erben sollte, versprach ihm seine Tochter; er nöthigte sogar die Prinzessin, ihrem neuen Liebhaber eine eigenhändig geschriebene Eheversprechung zu geben. König Ludwig war überzeugt, daß sich der Herzog von Kalabrien in eine solche Verbindung nicht ohne Beystimmung seines Großvaters Renatus, Titularkönigs von Neapel, eingelassen habe; und wir werden in der Folge sehen, wie er diesem dafür gelohnt hat.

Um sich mit Ehren aus so vielen Verdrießlichkeiten herauszuwickeln, nahm der König zu einer Verlängerung des Stillstandes mit dem Herzog von Burgund Zuflucht; denn mit dem ersten April dieses Jahrs gieng der Stillstand zu Ende. Ihn zu vermitteln, bediente er sich des Herzogs von Bretagne, dem er versprach, ihn während des verlängerten Stillstandes zum Schiedsrichter seiner Streitigkeiten mit dem Herzog von Burgund zu erkennen und anzunehmen. Er gab ihm zum Beweis seiner Zuneigung die Stadt Ancenis wieder, die er sich bey dem letzten Vergleich vorbehalten, und ließ ihm etwas von dem

da-

1473 damals bewilligten Gehalt auszahlen. Der Still-
im Feb. stand ward also durch den Herzog von Bretagne auf
und ein Jahr verlängert; die mit dem Herzog von Bur-
März. gund verbundenen Prinzen wurden mit in denselben
eingeschlossen, sogar der König von Aragonien, so
sehr dies auch dem König von Frankreich mißfiel.
Der Stillstand war noch nicht unterzeichnet, als
zu Ende König Ludwig dem Grand Prevot, Tristan l'Her-
des mite, Befehl gab, sich der Person des Herzogs von
Febr. Alençon zu versichern. Tristan, geübt in dergleichen Geschäften, richtete seinen Auftrag um so viel schneller aus, da der Herzog ohne Mißtrauen auf seinen Gütern lebte. Er wurde nach Paris gebracht und dem Parlament ausgeliefert. Nicht eben so leichte konnte man sich des Grafen von Armagnac bemächtigen; er hatte alle Maaßregeln zu einer möglichst standhaften Gegenwehr ergriffen. Ludwig wollte seine Staaten dem Herzog von Burgund nicht blosstellen; er schickte also nur die Miliz aus den mittäglichen Provinzen gegen den aufrührischen Grafen, dem der Herzog von Nemours den Rath gegeben, mit seinem Gefangenen, dem Herrn von Beaujeu, nach Aragonien zu fliehen. Mehr als eine Ursache bewegten ihn, diesem Rath nicht zu folgen, sondern eine Belagerung in **Lectoure** auszuhalten. Die Belagerung währte würklich zwey Monate lang; die Jahrszeit verstrich, und der König von Aragonien machte sich vollends unter Begünstigung eines Aufstandes der Bürger zu Perpignan gegen die Franzosen, **Roussillon** unterwürfig. Ludwig befahl, mit dem Grafen in Unterhandlung zu treten. Nach einigen unvernünftigen Forderungen, die man ihm sogleich abschlug, schränkte er sich darauf ein, daß er sicheres Geleite verlangte, um sich zu dem König zu begeben und sich der angeschuldigten Verbrechen wegen zu rechtfertigen; ferner ein Auskommen für seine

Gemahlin, wobey sie ihrem Stande gemäß leben 1473
könnte; dann eine allgemeine Vergessenheit für alle seine Freunde und Bundsgenossen; endlich die Erhaltung der Freyheiten der Stadt Lectoure. Der Kardinalbischoff Joffredi von Albi, der das Belagerungsgeschäfte regierte, bewilligte alle diese Punkte; man sagt sogar, daß er sich darbey einer geweyhten Hostie bedient, und sie zur Versicherung seines Versprechens mit dem Grafen getheilt habe. Der Anfang mit Vollziehung der Artickel war schon gemacht, als die königlichen Truppen sich der Sicherheit der Belagerten bedienten, in die Stadt eindrangen, den Grafen in seiner Wohnung überfielen und ihn mit vielen Dolchstichen ermordeten. Man zweifelte gar nicht, daß Ludwig diese niederträchtige That gestiftet; denn Gorgias, der Mörder des Grafen, empfieng zur Vergeltung ein silbernes Gefäß voll Thaler, und wurde Schütze unter der Leibwache. An der Gemahlin des Grafen, an ihren Bedienten, an allen Einwohnern der Stadt wurden von den französischen Soldaten die schrecklichsten und die Menschheit im höchsten Grad entehrenden Grausamkeiten und Schandthaten verübt. Die ganze Stadt ward ein Raub der Flammen. Zuletzt begieng man noch die allerschwärzeste mehr als henkermässige That: man zwang die schwangere Gräfin einen Trank einzunehmen, der das Kind in ihrem Leibe tödtete; sie selbst erlag unter solchen Gewaltthätigkeiten, und gab zween Tage hernach ihren Geist auf. Verschiedene Herren von der Parten des Grafen wurden gerädert oder geköpft: der vornehmste aber, Jakob von Lomaigne, Herr von Montignac, kam nach halbjährigem Gefängniß wieder in Freyheit.

Nach dem Tode des Grafen von Armagnac ließ Ludwig seine Truppen in Roussillon einfallen, und begab sich, unter dem Vorwand einer

1473 Wallfahrt nach Bayonne, heimlich selbst dahin. Er glaubte, durch einen plötzlichen Ueberfall, zur Zeit des Waffenstillstandes, mit einer Armee von dreyßigtausend Mann, die Philipp von Savoyen, Graf von Bresse, anführte, seinen Zweck bald zu erreichen: allein der alte König von Aragonien hatte so kräftige Maasregeln genommen, daß die Franzosen die Stadt Perpignan, in die sich Johann mit seinen besten Truppen selbst geworfen, vergebens belagerten und einen vierteljährigen Waffenstillstand eingehen mußten. Auf der Rückkehr von seiner vorgegebenen Wallfahrt wollte König ludwig die Beleidigung des Herzogs von Kalabrien in Ansehung seiner Prinzessin rächen. Weil er glaubte, der Großvater des Herzogs, König Renatus, unterstütze die Anschläge seines Enkels, so fieng er mit der Wegnahme der Stadt Angers an. Hierauf ließ er im Namen seiner Tochter Anne eine Ermahnung an den Herzog Nikolaus ergehen und ihn zur Erfüllung seiner Versprechen anhalten. Der Herzog würde vielleicht nicht darauf geachtet haben, wenn er sich auf die Versprechen seines künftigen Schwiegervaters, des Herzogs von Burgund, vollkommen hätte verlassen können: so aber merkte er an diesem einigen Kaltsinn, der auch in der That dessen Seele, die damals mit neuen Entwürfen beschäftiget war, eingenommen hatte. Er hatte erst vor kurzem durch Besetzung des Herzogthums Geldern und der Grafschaft Zütphen seine Staaten vergrössert, und gieng mit dem Gedanken schwanger, das alte Königreich Burgund wieder zu errichten. Der Erzherzog Siegmund von Oesterreich, der ihm einige Jahre vorher fast ganz Elsaß verpfändet hatte, schlug ihm die Vermählung seines Neffen, des Erzherzogs Maximilian, mit dessen Tochter Marie vor. Unter dieser Bedingung versprach er, daß sein Bruder, Kaiser Friedrich

rich der Dritte, nicht allein das burgundische Haus 1473
zu einem Königreich erheben, sondern ihm auch das kaiserliche Vikariat in den Niederlanden ertheilen würde. Es kam zu Unterhandlungen, und Herzog Karl bewilligte, ausser einer grossen dem Kaiser auszuzahlenden Summe Geldes, seine Tochter dem Erzherzog Maximilian. Daß er dieses sehr ernstlich gemeynt habe, erhellet daraus, weil er hinterlistiger Weise dem **Herzog Nikolaus von Kalabrien** und Lothringen alle Papiere aus den Händen spielte, die auf dessen Vermählung mit der Prinzessin Marie Beziehung hatten. **Nikolaus** starb bald hernach zu Nancy eines plötzlichen Todes, entweder aus Verdruß über seine fehlgeschlagene Hoffnung und über die Falschheit des burgundischen Karls, oder, wie andre wissen wollen, an Gift, oder nach andern Berichten, an der Pest.

Da Herzog Nikolaus ohne rechtmässige Nachkommen gestorben war, geriethen die **Lothringer** in grosse Verlegenheit wegen der Wahl seines Nachfolgers. Die Erbfolge war zwar von Rechts wegen an den **König Renatus** zurückgefallen, der ehemals das Herzogthum seinem Sohne Johann, dem Vater des jüngstverstorbenen Nikolaus, abgetreten hatte. Allein, Renatus war zu alt; dieselbe Schwierigkeit würde sich nach dessen Absterben ereignet haben; man glaubte also, das gemeine Beste verlange eine dauerhafte Wahl. Renatus hatte noch zwo verwitwete Töchter; die erste, **Yolande**, hatte den Grafen Friedrich von Vaudemont, einen Prinzen von der jüngern Linie des alten lothringischen Hauses, zum Gemahl gehabt: die zwote aber, **Margarethe**, Heinrich den Sechsten, König von England, und sie saß damals gefangen im Tower zu London. Eben deswegen und weil sie keine Kinder hatte, kam sie bey den lothringern in keine Betrachtung; ihre Schwester

1473 hingegen lebte in Lothringen und hatte einen Sohn, **Renatus Friedrich**, zu dessen Bestem sie Verzicht auf das Herzogthum that, und nur den Titel desselben und das Ansehn einer Regentin beybehielt. Auf diese Art kam das Herzogthum Lothringen, das durch Heurath an das Haus Anjou gefallen war, wieder an das alte lothringische Haus, dessen Nachkommenschaft, mit östreichischem Geblüte vermischt, heut zu Tage dem römischen Kaiserthron Glanz und Herrlichkeit giebt.

Der Herzog von **Burgund** suchte unter solchen Umständen **Lothringen** an sich zu reissen; zu dem Ende ließ er den jungen Herzog aufheben, und näherte sich mit Truppen den lothringischen Gränzen. Die Regentin rief den König von Frankreich um Beystand an, der dann sogleich zu einiger Wiedervergeltung einen Neffen des Kaisers, der zu Paris studirte, aufheben ließ; er hoffte Karl'n, der damals an dem Interesse des Kaisers so innigen Antheil nahm, zu bewegen, daß er den Herzog von Lothringen für den Verwandten des Kaisers auswechseln möchte. Um dies desto gewisser zu bewürken, ließ er gleich Truppen an die Gränze von Lothringen rücken. Dies bewegte Karln, mit seinem Gefangenen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den König von Frankreich zu errichten, und dabey unter dem Schleyer eines beständigen Bündnisses zwischen den burgundischen und lothringischen Staaten Bedingungen zu entwerfen, die ihn gewissermassen zum Herrn von Lothringen machten. Er setzte den jungen Renatus wieder in Freyheit, und dachte nun ernstlicher, als jemals, an die Errichtung eines neuen Königreichs, womit es ihm aber, wie aus unsrer teutschen Geschichte bekannt ist, nur in so fern gelung, daß ihm der Kaiser bey einer persönlichen Zusammenkunft zu Trier die Erfüllung seines Ansuchens ernstlich versprach,

sprach, daß aber auch die Sache nicht zur Reife ge- 1473
diehen, theils weil der Herzog durch sein Zaudern mit der Vermählung seiner Tochter mit dem Erzherzog Maximilian den Kaiser mißtrauisch machte, theils weil die Kurfürsten ihre Einwilligung nicht darzu geben wollten, theils weil ein Schreiben des Königs von Frankreich, worinn die Absichten des Herzogs in dieser Sache als sehr gefährlich und nachtheilig für das teutsche Reich geschildert wurden, den Kaiser auf andre Gedanken leitete.

In eben diesem Jahr, nachdem die Franzosen den Stillstand gebrochen und Perpignan aufs neue vergebens belagert, war ein Vergleich zwischen den Königen von Frankreich und von Aragonien zu Stande gekommen, nach welchem der erste versprach, dem andern die Grafschaften Roussillon und Cerdagne wieder abzutreten, so bald dieser die Summen, für welche die Grafschaften verpfändet worden, würde abgetragen haben; dies sollte binnen Jahresfrist geschehen. Der König von Aragonien sollte dem König von Frankreich zween Herren vorschlagen, von denen dieser einen wählen und ihn in seinem Namen zum Statthalter der beyden Grafschaften bestellen sollte, nachdem er sowohl dem König von Frankreich als dem König von Aragonien eydlich würde versprochen haben, die Provinz gut zu verwalten, und während seiner Statthalterschaft weder den Befehlen des einen noch des andern zu gehorchen. Hingegen sollte der König von Frankreich dem von Aragonien vier Männer vorstellen, wovon dieser einen zum Befehlshaber der Schlösser bey Perpignan und Collioure ernennen sollte. Dieser Befehlshaber sollte dem König von Aragonien schwören, den Frieden aufrecht zu erhalten und die ihm anvertrauten Plätze dem König von Aragonien abzuliefern, so bald dieser sich seiner Verbindlichkeiten entlediget

1473 haben würde. Keiner von beyden Königen und keiner ihrer Bevollmächtigten sollte während des ausbedungenen Jahres in die Plätze der beyden Grafschaften gelassen und aufgenommen werden. Um das Bündniß noch fester zu knüpfen, erklärten beyde Könige, daß sie einerley Freunde und einerley Feinde haben wollten. Durch diesen künstlichen Vertrag wurde es Ludwigen leicht, sich die von ihm besetzten Plätze noch mehr zu versichern und den König von Aragonien von Perpignan zu entfernen. Er lenkte ihn von der Partey der Herzoge von Burgund und Bretagne ab, und bereitete sich Mittel zur Wiedererersetzung seines Verlusts, indem er den König von Aragonien sicher machte.

Während dieser ganzen Zeit, überhaupt den ganzen Stillstand hindurch, wurden unaufhörliche Unterhandlungen zwischen den Räthen des Königs von Frankreich und des Herzogs von **Burgund** gehalten, durch welche aber nichts ausgerichtet ward. Bey einer derselben beschuldigte der **Konnetabel, Graf von St. Paul**, den burgundischen Minister, Herrn von Imbercourt, einer Unwahrheit, wobey jedoch dieser viele Mässigung äusserte, und blos sagte, die Beleidigung beträfe nicht so wohl ihn, als den Herrn, den er vorstellete. Dergleichen Zufälle erbitterten unterdes die Gemüther heftiger, und man entfernte sich mehr vom Frieden, als daß man sich ihm hätte nähern sollen. Dadurch kam der Konnetabel auf den Gedanken, seinen längst gefaßten Vorsatz auszuführen, und sich nach und nach unabhängig zu machen. Ausser den Schlössern Ham und Bouchain, die er eigenthümlich besaß, hatte er die Verwaltung der Stadt St. Quentin behalten; aus dieser trieb er die königlichen Truppen, besetzte sie mit seinen eigenen, und ließ sich von den Einwohnern den Eyd der Treue schwören. Ludwig, durch diese

Kühn-

Kühnheit aufgebracht und beleidigt, zog den Gehalt 1473
des Konnetabels ein, bemächtigte sich der Stadt Meaux und anderer Güter, die der Rebelle in Frankreich besaß. Weil er aber doch befürchtete, er möchte durch ein solches Verfahren bewegt werden, ganz zu dem Herzog von Burgund überzutreten, so änderte er es und wollte die Rechtfertigung des Konnetabels hören. In der That rechtfertigte er sich durch Ausflüchte: aber damit war Ludwig noch nicht zufrieden; er suchte ihn unter allerhand Vorwänden an den Hof zu locken, erreichte aber seinen Zweck nicht, sondern mußte seine Rache verbergen und eine günstige Gelegenheit abwarten. Der Konnetabel, der den König kannte, traute dessen Versicherungen der Gunst und des Vertrauens keineswegs, sondern eilte, mit den Herzogen von **Burgund**, **Bretagne**, **Bourbon** und **Nemours** eine neue Verrätherey zum Untergang des Königs zu stiften.

Der Herzog von **Burgund**, den wir zu Trier gelassen haben, athmete nichts als Rache gegen den Kaiser und gegen den König von Frankreich, der an seinem neulichen Unfall Theil hatte. Er arbeitete unablässig an Vergrösserung seiner Macht, borgte eine ansehnliche Summe Geldes von der Bank zu Venedig, und bemühte sich, den berühmten italienischen Feldherrn Coglione in seine Dienste zu ziehen. Kaum erfuhr Ludwig von diesem letzten Umstand etwas, so vereitelte er das Vorhaben seines Feindes. Aber Karl hielt sich für diesen Verlust hinreichend entschädigt, als er Nikolaus von Montfort, Grafen von Campobasso, und Jakob Galliot, zween Anführer alter italienischer Räuberbanden, die den Prinzen aus dem Hause Anjou lang ergeben gewesen, und die ihre Dienste ohne Unterschied allen Fürsten verkauften, zu Anführern seiner Truppen erlangt hatte. Er übte hierauf gegen die Schweitzer und ge- 1474

1474 gen den Grafen Heinrich von Würtemberg Feindseligkeiten aus, nahm diesen letztern gefangen, und hätte ihn beynahe wegen der Stadt Mümpelgard, die sich ihm nicht ergeben wollte, tödten lassen. Von Mümpelgard gieng er nach Dijon, wo er Nachricht erhielt, daß der Adel in Nivernois und in den benachbarten Provinzen bereit stehe, sich zu empören, und sich für ihn zu erklären. Ob nun gleich der Stillstand mit Frankreich noch nicht zu Ende war, so konnte er sich doch nicht enthalten, eine so schöne Gelegenheit zu benutzen. Er befahl, heimlich Truppen an die Gränze zu bringen und in Frankreich einzudringen. Chatillon in Bazois, Chatenai und einige Plätze wurden überfallen und stürmend eingenommen; aber die königlichen Feldherren bemächtigten sich ihrer eben so geschwind wieder, als sie verlohren gegangen waren. Die Empörung, auf welche die Burgunder gerechnet hatten, brach nicht aus, und alles kam wieder in die vorige Ordnung.

Am 23. Jan.

Es wurde auch gleich darauf wieder durch Vermittelung des Herzogs von Bretagne eine Verlängerung des Stillstandes zwischen dem König von Frankreich und dem Herzog von **Burgund** bis zum ersten May des folgenden Jahrs zu Stande gebracht. Der letzte suchte dadurch noch mehr Zeit zur Verstärkung seines Bündnisses gegen Frankreich zu gewinnen: und der erste wollte unterdes Roussillon wieder an sich bringen. Der letzte Vertrag, den Ludwig mit dem König von **Aragonien** getroffen, war ziemlich seltsam und konnte nicht wohl vollzogen werden. Beyde Könige waren darauf bedacht, wie sie sich Anhänger in **Roussillon** erwerben, und wie sie denjenigen, die sie nicht an sich ziehen konnten, Verdruß erwecken könnten. Ludwig, dem es gelungen war, den König Johann von Perpignan und ganz Roussillon zu entfernen, machte heimlich Anstalten zu einem unver-

vermutheten Einbruch in die Grafschaft: Johann 1474
hingegen konnte und wollte nicht erfüllen, wozu er sich anheischig gemacht hatte; er hoffte, der Krieg, der zwischen Frankreich und Burgund bevorstand, würde dem König von Frankreich so viel zu schaffen machen, daß er Roussillon aus den Augen verlieren müßte; überdies glaubte er, Ludwig suche nur einen bequemen Vorwand, durch den er sich einer mehr Schaden als Nutzen bringenden Erwerbung entledigen könne. Alle diese Vorstellungen vernichtete die Nachricht von der Verlängerung des Stillstandes, und Johann merkte nun wohl, daß Ludwig dies hauptsächlich seinetwegen betrieben habe. Er schickte deswegen Gesandte an den französischen Hof, um wegen der Vermählung des Dauphins mit der jungen Prinzessin Isabelle Bedingungen zu machen. Die Gesandten sollten sich auch über die täglichen Verletzungen des Vertrags durch die französischen Statthalter beschweren, und dem König von Frankreich die unwidersprechlichen Rechte der aragonischen Krone auf die Grafschaften Roussillon und Cerdagne beweisen. Dies waren die öffentlichen Beweggründe ihrer Reise: heimlich aber hatten sie den Auftrag, die Gesinnungen des französischen Monarchen zu erforschen, ein geheimes Verständniß mit Burgund und Bretagne zu unterhalten und sie immer mehr dem Interesse des aragonischen Hauses gegen einen allzugefährlichen Nachbar geneigt zu machen. Die Gesandten versprachen sich keine Vortheile von ihrer Reise; in allen Städten, durch die sie kamen, nahm man sie unfreundlich auf, und sie trafen sehr spät zu Paris ein. Hier wurden sie zwar prächtig empfangen; aber von einer Zeit zur andern vertröstet. Diese Verzögerung wandten sie zu einem geheimen Briefwechsel zwischen den zu Compiegne versammleten Räthen der Herzoge von Burgund und Bretag-

1474 ne an, und beklagten sich gegen dieselben, daß die Herzoge ohne Zuziehung ihres Königs, ihres Bundsgenossen, den Stillstand verlängert hätten, da doch ihr Herr stets für ihr gemeinschaftliches Beste handle. Der französische Hof merkte bald diesen verdächtigen Briefwechsel, und suchte ihn zu unterbrechen. Die Gesandten erlangten endlich Gehör, sahen aber bald ein, daß die Streitigkeit ihres Herrn mit dem König von Frankreich mit den Waffen müsse entschieden werden. Sie reiseten ab: man machte ihnen aber bey dieser Rückreise noch mehr Schwierigkeiten, als bey der Herreise. Unter vielerley nichtswürdigen Vorwänden hielt man sie so lang auf, bis die schon einige Monate vorher in Roussillon eingerückte Truppen sich verstärken konnten, einige Städte erobert und Perpignan belagert hatten. Da diese Belagerung acht ganze Monate währte, so müssen wir hier abbrechen und erst noch andre Begebenheiten erzählen.

Bey der letzten Verlängerung des Stillstandes zwischen Frankreich und Burgund hatte man, wie gewöhnlich, Friedenshandlungen angesagt. Die beyderseitigen zu Bouvines versammleten Bevollmächtigten verglichen sich mit einander, den Konnetabel als das größte Hinderniß ihres Vorhabens anzusehen. Er ist es, sagten sie, der zur Sättigung seines ausschweifenden Ehrgeitzes den Krieg für das gemeine Beste veranlasset, der zuerst die verdrüßliche Vermählung des Herzogs von Güyenne mit der burgundischen Prinzessin in Vorschlag gebracht, der den König zur Uebertretung des Vertrags zu Peronne verleitet, der seit der Zeit den Groll des Königs und des Herzogs durch Verläumdungen und falsche Berichte zu nähren gesucht hat; und es ist keine Hoffnung, daß er jemahls ablassen werde, Rotten und Verräthereyen zu stiften. Sein Untergang ward

be=

beschlossen. Man verglich sich dahin, daß der Kö- 1474
nig dem Herzog Ham, Bouchain und St. Quentin abtreten, und daß der Herzog dem König die Person des Konnetabels ausliefern sollte, wenn er Gelegenheit bekäme, sich desselben zu bemächtigen. Aller angewandten Vorsicht ohngeachtet, erfuhr St. Paul diese Verabredung. Er schrieb an den König, beschwerte sich über den Herzog, daß er ihm aller Orten nachstelle, versicherte, die Rechtfertigung sey nicht schwer, und bat, nicht auf die Anerbietungen des Herzogs zu achten. Ludwigs Neugier und Mißtrauen achtete auf diese Vorstellungen; und er bildete sich gar ein, der Herzog möchte selbst den Konnetabel von dem, was vorgefallen war, benachrichtiget haben. Er gab daher seinen Bevollmächtigten Befehl, ihr Wort, wenn sie es schon von sich gegeben, wieder zurückzunehmen, und willigte in die vom Konnetabel vorgeschlagene Unterredung. Sie geschah unter vielem Mißtrauen auf einer mit einer starken Scheidewand versehenen Brücke zwischen la Fere und Noyon. Der Konnetabel erschien zuerst mit einer Bedeckung von dreyhundert Mann, und hatte einen Harnisch an. Der König seiner Seits kam in Begleitung des Grafen von Dammartin und sechshundert Mann. Vor allen Dingen bat der Konnetabel um Verzeihung, daß er gerüstet erschien; es geschehe dies wegen des Grafen von Dammartin, seines Todfeindes; er suchte sich hernach wegen seines Betragens in Ansehung der Stadt St. Quentin zu vertheidigen. Ludwig stellte sich, als wenn er die Richtigkeit dieser Vertheidigung empfände, und verbarg seine wahre Denkart so listig, daß der Konnetabel auf einmal von dem äussersten Mißtrauen zu der unüberlegtesten Sicherheit übergieng, die Scheidewand öffnete, sich unter die Hofleute mischte, und den König bis nach Noyon begleitete. Nachdem ihn

Lud-

1474 Ludwig mit Dammartin ausgesöhnt hatte, überhäufte er ihn mit Höflichkeiten und erlaubte ihm die Rückkehr. Der Konnetabel, der durch eine langwierige Erfahrung den Charakter des Königs genau kennen gelernt hatte, baute so wenig auf dessen Freundschaft, daß er vielmehr seinen Untergang für ausgemacht hielt. Ungewiß schwankte sein Gemüth hin und her; unentschlossen, ab er sich dem Herzog von Burgund unterwerfen und von dessen Eigensinn abhängen sollte, bot er ihm dreymal St. Quentin an und schlug es ihm dreymal wieder ab.

Nach der Rückkehr von dieser der Majestät des Königs so nachtheiligen Zusammenkunft kam **Ludwig** nach Paris, wo er sich aber nicht lange aufhielt, vermuthlich wegen des bevorstehenden Zeitpunktes, da dem Herzog von **Alençon** sein Urtheil sollte gesprochen werden. Dieser Prinz war einige Monate in ein enges Gefängniß gesperrt gewesen, und wurde hernach dem Parlament ausgeliefert, welches ihn wegen verschiedener Verschwörungen gegen den König, wegen geheimer Verständnisse mit den Feinden des Staats, wegen Todschlags und falscher Münze, und endlich wegen des aufrührischen Vorsatzes, seine Plätze dem Herzog von Burgund zu verkaufen, für einen Verbrecher der beleidigten Majestät erklärte, und ihn als einen solchen zum Tode verdammte und alle seine Güter dem König zuerkannte; doch sollte die Vollstreckung dieses Urtheils dem Gutdünken des Königs heimgestellt seyn. Da er einer der ersten Prinzen vom Geblüte und des Königs Pathe war, so ward die Todesstrafe in ewiges Gefängniß verwandelt, worinn er auch nach zwey Jahren starb. Der beste Theil seines Vermögens wurde seinem Sohne, dem Grafen **Renatus von Perche**, wiedergegeben, und der König behielt blos

die

festen Plätze Domfront, Pouancé, St. Susanne 1474
und Seez, die er mit den Krongütern vereinigte. Er überließ sogar dafür dem Grafen die Nutznieſſung der Grafſchaft Beaumont le Roger.

Dieſes schrecklichen Beyſpiels ohngeachtet fuhren die meiſten Groſſen des Reichs fort, auf die Sicherheit ihres Anſehns zu denken und ſich gegen die Eingriffe des Königs in ihre Rechte und Freyheiten durch mächtige Bündniſſe in Sicherheit zu ſetzen. Sie arbeiteten damals an nichts geringerm, als an dem Umſturz der ganzen Staatsverfaſſung. Die Herzoge von **Burgund** und **Bretagne**, welche einerley Intereſſe und ein gemeinſchaftlicher Haß gegen Ludwigen in Verbindung erhielt, hatten blos deswegen in eine zweymalige Verlängerung des Stillſtandes gewilliget, damit ſie Zeit gewinnen möchten, die ganze engliſche Macht nach Frankreich zu locken. **Eduard der Vierte** hatte, wie ſchon oben erinnert worden, nach der Demüthigung des Grafen von Warwick und der lancaſtriſchen Partey, dem Herzog von Burgund verſprochen, einen Einfall in Frankreich zu thun, und dieſes Königreich mit ihm zu theilen, unter der Bedingung, daß Karl ſeine Tochter nicht mit dem Herzog von Güyenne vermählen ſollte. Obgleich dieſer Vorſchlag Karls Ehrgeiz ſehr ſchmeichelte, ſo ſcheuete er ſich doch für ſeinen Bundsgenoſſen in Frankreich, welche auf die Vermählung ſeiner Tochter mit dem Herzog von Güyenne drungen. Der Tod dieſes Prinzen hob dies Hinderniß: allein, nun war Eduard in ſeine alte Trägheit und Wolluſt zurück gefallen. Vergebens munterten ihn die Herzoge von Burgund und Bretagne auf; er hörte ihre Vorſchläge an, machte ihnen Hoffnung, und erfüllte ſie nicht. Sie bemühten ſich alſo bey der engliſchen Nation, den alten Groll gegen Frankreich wieder anzufachen. Dies gelung; der König, erweckt

durch

1474 durch das unaufhörliche Verlangen nach Krieg, und gereitzt durch die Hoffnung, bey dieser Gelegenheit Geld von seinen Unterthanen zu erpressen, gab den Vorstellungen der Herzoge von Burgund und Bretagne Gehör, und schloß mit dem ersten ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den König von Frankreich. Sie erklärten ihn für einen öffentlichen Feind, versprachen einander, ihn gemeinschaftlich zu entthronen, und schwuren jedem französischen Prinzen, der nach Ludwigen König werden wollte, eben denselben Haß. Eduard allein wurde für den rechtmässigen Besitzer der französischen Krone erklärt, und als solcher trat er Karl'n ab, das Herzogthum Bar, die Grafschaften Champagne und Nevers, und die Städte an der Somme, mit Inbegriff der Besitzthümer des Konnetabels. Alle diese länder und diejenigen, die Karl schon besaß, erklärte Eduard für unabhängig von der Krone Frankreich und von dem Parlament, und er versprach, alles dies durch die französischen Reichsstände bestätigen zu lassen. — Durch einen besondern Vergleich erhielt der Herzog von Bretagne Poitou; dafür verlangte er dreytausend Engländer, und versprach durch seine heimliche Verständnisse in Frankreich in einem Monat mehr auszurichten, als die vereinigten Kräfte Englands und Burgunds in sechsen. Er beding sich auch die Erlaubniß aus, seine Verstellung gegen Ludwigen fortsetzen zu dürfen, um ihm desto gewissere Stösse beyzubringen. Der Konnetabel, als Beförderer aller dieser Ränke, vergaß sich nicht bey einer so wichtigen Gelegenheit; er schmeichelte sich mit Erwerbung der Grafschaften Champagne und Brie: aber aus dem eben angeführten Vergleich erhellet deutlich, daß dieser unglückliche Staatsmann eines der vornehmsten Opfer war, die dem Ehrgeitz des Herzogs von Burgund dargebracht wurden.

Von

Von diesem fürchterlichen Bündniß ward Kö- 1474
nig Ludwig durch den König von Schottland, Ja-
kob den Dritten, benachrichtiget. Dieser Fürst war
gleichfalls unter vielen Versprechungen darzu einge-
laden worden, hatte aber alle Anerbietungen standhaft
ausgeschlagen. Ludwig hätte nun gerne gesehn, wenn
er seine Partey ergriffen, und ließ ihm zehntausend
Thaler anbieten, wenn er England mit Krieg über-
ziehen würde: aber er erklärte sich für parteylos. Un-
terdes verabredeten die Verbündeten den Plan des
bevorstehenden Feldzugs. Allem menschlichen Ansehn
nach hätte Ludwig unterliegen müssen, wenn die Aus-
führung des Plans zu Stande gekommen wäre. Un-
möglich hätte er so viel Feinden auf einmal wider-ste-
hen können. Ausser den vereinigten Kräften des
Königs von England und der Herzoge von Burgund
und Bretagne, hatte man den Konnetabel von St.
Paul, der unter dem Adel in so grossem Ansehn stand,
zu fürchten. Der Herzog von Bourbon war miß-
vergnügt über den Hof, ein Freund und Bundsge-
nosse des burgundischen Hauses. Der König Rena-
tus von Anjou, Graf von Provence, der Ludwigen
sein Mißgeschicke beymaß, hatte sich schon vorgesetzt,
den Herzog von Burgund zu seinem Erben einzusetzen.
Der Herzog von Nemours war durch seine Demü-
thigung und durch den neulichen Tod des Grafen von
Armagnac, des Oberhaupts seines Hauses, gegen
den König äusserst aufgebracht; so auch Ludwigs ei-
gene Schwester die Herzogin von Savoyen, welche
die Hoffnung, ihren Sohn mit der Erbin von Bur-
gund zu vermählen, zu Karls Partey gezogen, und
die den Herzog von Mayland zu ihrem Bundsgenos-
sen hatte. Ferner der König von Neapel, dessen
Sohn sich am burgundischen Hofe aufhielt. End-
lich der König von Aragonien und sein Sohn Ferdi-
nand, welche damals ohnehin schon in einen Krieg

mit

1474 mit Frankreich verwickelt waren. Herzog Karl, die Seele dieser mächtigen Ligue, hätte, wenn er sich blos darauf eingeschränkt hätte, sie zur Thätigkeit zu bringen, damals Frankreichs Schicksal entscheiden können: allein, da er sich stets durch seine natürliche Heftigkeit und durch einen ausschweifenden Ehrgeitz fortreissen ließ, so fand er nicht Stärke genug in sich, dem verführerischen Reiz des Glücks zu widerstehen. Ganz unbesonnen und zur Unzeit ließ er sich in einen andern Krieg ein, der seine Truppen verzehrte, ihm viele Feinde erweckte, und ihn ausser Stand setzte, den Erwartungen seiner Bundsgenossen zu entsprechen. Er nahm sich seines Verwandten und Nachbarn, des Kurfürsten und Erzbischoffs von Köln, Ruprechts von der Pfalz, an, der mit seinem Domkapitel und seinen Unterthanen in einen heftigen Streit verwickelt war. Er belagerte Neuß, und als unter der hartnäckigsten Gegenwehr der Belagerten der Winter herbeykam, suchte er die Stadt durch eine bloße Einschliessung auszuhungern. Der Kaiser und die Reichsstände kamen mit ihren Kriegsrüstungen gegen den Herzog von Burgund spät zu Stande. Der König von Frankreich nahm Anfangs gar keinen thätigen Antheil an diesem Krieg: aber destomehr bemühte er sich, den Kaiser gegen den Herzog zu erbittern. Er ließ ihn ermahnen, den Friedensvorschlägen des Königs Christian von Dänemark, der sich damals eine Zeitlang zu Köln aufhielt, und zwischen dem Kaiser und dem Herzog Frieden vermitteln wollte, kein Gehör zu geben, noch mit dem Herzog von Burgund Frieden zu schliessen: vielmehr möchte er sich der Gelegenheit bedienen, um die zum teutschen Reich gehörigen länder, als Brabant, Limburg, Luxemburg, Hennegau, Holland, Seeland und andre dem Herzog zu entreissen; dagegen Ludwig mit Burgund, Artois und Flandern eben dies

thun

thun wollte, um dadurch die Macht des übermüthi- 1474
gen Herzogs Karl zu schwächen. Allein der Kaiser
fertigte den französischen Gesandten mit der bekann-
ten Fabel ab, von der verkauften Bärenhaut, ehe
noch einmal der Bär gefangen war. Denn ob er
gleich zu Köln, nebst vier Kurfürsten, ein Bündniß 1475
mit Frankreich geschlossen, wobey beyde Monarchen Am 25.
sich eine wechselseitige Hülfe von zwanzigtausend März.
Mann versprochen; so trauete er doch Ludwigen nicht,
weil er wohl merkte, daß dessen Absichten nur darauf
abzielten, ihn und den Herzog von Burgund, ei-
nen durch den andern, aufreiben zu lassen, um da-
bey seinen eigenen Vortheil zu machen. Nach vielem
Zögern und mit nicht wenig Phlegma rückte endlich
der Kaiser mit der Reichsarmee vor das burgundische
lager bey Neuß, hatte aber bey aller seiner Ueber-
macht den Muth nicht, die Burgunder anzugreifen;
er verlangte sogar dazu noch die von Ludwigen bewil-
ligten zwanzigtausend Mann, die aber dieser, we-
gen des bevorstehenden Ueberfalls der Engländer,
nicht hergab. Ein päbstlicher Legat beeiferte sich un-
terdes so anhaltend, Frieden zu stiften, daß es ihm
endlich damit gelang, nachdem die Belagerung der
Stadt Neuß eilf Monate lang gewährt und der Her-
zog von Burgund in sechsundfunfzig vergeblichen
Stürmen an funfzehntausend Mann eingebüßt hatte.
Diese Schwäche, ein verheerender Einfall der durch
den Kaiser und den König von Frankreich aufgebrach-
ten Schweitzer in die Grafschaft Burgund, und die
Feindseligkeiten der Franzosen gegen seine Ländereyen
in der Picardie und in dem Herzogthum Burgund,
bewegten den Herzog, den Friedensvorschlägen des
päbstlichen Legaten Gehör zu geben, nach welchen er
sich verbindlich machte, von der Unterzeichnung des
Friedensschlusses an in vier Tagen sein Lager gänzlich
zu räumen, und sich nach seinen Ländern zurück zu

1475 ziehen, und dem Kurfürsten Friedrich von Pfalz und seinem Bruder, dem entsetzten Kurfürsten Ruprecht von Köln, weiter keinen Beystand zu leisten. Es mußte auch Karl die zwischen seiner Tochter Marie und dem kaiserlichen Prinzen Maximilian schon vorhin verabredete Vermählung nochmals bestätigen; doch scheint dieser Punkt nur in geheim festgesetzt worden zu seyn, damit die teutschen Fürsten und Stände, die ohnehin über diesen Frieden mißvergnügt waren, diese Bedingung so bald nicht erfahren möchten. Einige Tage nach dem Friedensschluß brach der Herzog von Burgund würklich auf, und zog sich zuerst nach Geldern.

Am 27. Jun.

Der König von Frankreich würde die Staaten des Herzogs von Burgund in der Picardie und in Artois während der Belagerung der Stadt Neuß noch länger beunruhiget haben, wenn er sich nicht durch eine falsche Nachricht des Konnetabels von einem Einfall der Engländer in die Normandie irre machen lassen, und seine Truppen in diese Provinz geführt hätte. Er erwartete Eduarden daselbst über einen Monat lang: allein, dieser hatte beschlossen, nicht bey la Hogue, wie ihm der Herzog von Burgund gerathen, sondern bey Calais zu landen.

König Ludwig war zu Rom, als man Wilhelmen von Chalons, Fürsten von Oranien, zu ihm brachte. Philibert von Golee hatte ihn gefangen genommen, als er dem Herzog von Burgund zu Hülfe ziehen wollte, und ihn dem König von Frankreich für vierzigtausend Thaler verkauft. Weil nun dieser Prinz dem König ein so starkes Lösegeld nicht bezahlen konnte, so trat er ihm für sich und seine Nachfolger die Oberherrschaft über Oranien ab, unter der Bedingung, daß er dafür auf freyen Fuß gestellt werden sollte. Hierauf huldigte der Prinz dem König, und dieser erlaubte ihm, sich, so wie zuvor, der Formel

mel zu bedienen: Von Gottes Gnaden, Fürst 1475
von Oranien; ferner, Münzen zu schlagen, die aber von eben solchem Gehalt seyn sollten, wie die königlichen Münzen im Delphinat; und Begnadigungen zu ertheilen, nur nicht wegen Verbrechen der Ketzerey und der beleidigten Majestät.

Diese leichte Erwerbung besänftigte nicht den Zorn des Königs über die List, die ihm der Konnestabel gespielt hatte. Die Begierde sich an diesem Treulosen zu rächen, wuchs durch die Entdeckung neuer Ränke. Er erfuhr, daß der Konnetabel die Herzoge von Bourbon und Nemours lebhaft ermahne, ihre Vasallen aufzubieten und sich mit den Truppen der Verbündeten zu vereinigen. Dies muste den König um so mehr beunruhigen, da die ehmaligen mißvergnügten Handlungen des Herzogs von Bourbon bey ihm noch im Andenken waren, und er glaubte bey den damaligen Umständen kein besseres Mittel zu seiner Sicherheit in Ansehung des Herzogs zu ergreifen, als wenn er ihm die Anführung des Heers, das in das Herzogthum Burgund einfallen sollte, anvertraute. **Bourbon** zeigte bey dieser Gelegenheit Nachahmungswürdige Großmuth und Rechtschaffenheit, indem er seine Rachgierde zum Besten seines Vaterlandes unterdrückte. Er fiel in Burgund ein, nahm Chinon ein, schlug das Heer des Grafen von Roussi, Sohns des Konnetabels, und nahm diesen nebst vielen andern vornehmen Herren gefangen. Der König wollte nunmehr den Herzog von Bourbon näher um sich haben, und ließ ihn zu wiederholtenmahlen zu sich einladen: aber vergebens. Bourbon, der sein Vaterland, aber nicht den König liebte, hatte beschlossen, sich nie von seinen Ländern zu entfernen, versicherte aber auch den König, daß er dessen Feinden kein Gehör geben und die Waffen nie wider ihn ergreifen werde.

1475 Indem dies vorgieng, und da der Herzog von Burgund noch vor Neuß stand, landete der König von England, seinem Versprechen zu Folge, mit einer Armee von funfzehnhundert Mann schwerer Reuterey und eben so vielen Bogenschützen bey Calais, in Begleitung der vornehmsten Edelleute seines landes, die sich viel Glück prophezeiten und gern auf diesem Schauplatz der Ehre erschienen. Allein, alle ihre grosse Hoffnungen verschwanden, als sie nach Frankreich kamen, und fanden, daß weder der Konnetabel ihnen die Thore der nächsten Städte öffnete, noch der Herzog von Burgund ihnen den geringsten Beystand brachte. Denn nach der Belagerung der Stadt Neuß schämte sich der Herzog, mit einer so geschwächten Armee vor seinen Bundsgenossen zu erscheinen, und er hatte sie nach Luxemburg und Hennegau verlegt, um diese Provinzen vor den Einfällen der Franzosen und des Herzogs von Lothringen, der sich auch vor Kurzem auf Antrieb des Königs von Frankreich wider ihn erklärt hatte, sicher zu stellen.

Am 14. Jul. Karl kam ohne Gefolge in das Lager des Königs von England, der sich dann nicht enthalten konnte, ihm wegen der schlechten Erfüllung seiner Versprechen Vorwürfe zu machen. Zu Eduards Besänftigung versprach Karl, ihm zu dem Besitz der Stadt St. Quentin und andrer dem Konnetabel zugehörigen Plätze zu helfen. Sie giengen also mit einander auf St. Quentin zu: allein, der Konnetabel ließ die Kanonen gegen sie richten, und, als sie näher anrückten, das Feuer verdoppeln. Die Engländer zogen sich, voll von Unmuth und Grimm, in ihr Lager zurück, und Herzog Karl verließ sie trotzig, indem er mehr Eifer zeigte, sich an dem Herzog von Lothringen zu rächen, als sich zum zweytenmal zur englischen Armee zu begeben.

König Eduard gerieth über das Betragen des 1475
Herzogs von Burgund und des Konnetabel, wie auch des Herzogs von Bretagne, in nicht geringe Verlegenheit. Da unterdes ein französischer Gefangener losgelassen ward, weil er der erste und bis jetzt der einzige war, den die Engländer gemacht hatten — denn dies war damals so gewöhnlich — so trugen ihm die Lords Howard und Stanley auf, den König von Frankreich ihrer Hochachtung und Ergebenheit zu versichern. Nach einigem Mißtrauen hörte ihn Ludwig an, und er schloß aus diesem Kompliment, daß die Engländer geneigt wären, mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Hierinn bestärkte ihn das, was der Herold, den Eduard kurz vor seiner Landung bey Calais mit der Kriegserklärung an ihn geschickt, gesagt hatte, daß sich nemlich der König von Frankreich, im Fall er Friedensvorschläge zu thun hätte, an jene beyde englische Herren wenden könne. Ludwig glaubte, die Engländer wollten nur nicht den ersten Schrit zu Friedensunterhandlungen thun; weil er nun in diesem Stück nicht so eigensinnig dachte, und sich überhaupt mehr durch politische Aussichten als durch Ehrliebe leiten ließ, so sann er gleich auf die Benutzung dieses Winks. Er schickte einen Laquay, der guten gesunden Verstand besaß, in Heroldskleidung an die beyden Lords, die ihn vor Eduarden brachten, da er denn vorstellte, daß dem König von Frankreich nichts mehr am Herzen läge, als mit England stets im Frieden zu leben; daß er, so lange er den Thron besitze, der englischen Nation keinen Anlaß zu Klagen gegeben; daß er den Grafen von Warwick blos deswegen in Schutz genommen habe, um ihn dem Herzog von Burgund, diesem ewigen Feinde der Eintracht und des Friedens, entgegen zu stellen; daß dieser Herzog und dessen Anhänger die Engländer nach Frankreich gerufen hätten, um sie nur als Werkzeuge

1475 ihres Ehrgeitzes zu brauchen und sie hernach aufzuopfern, wie ihr Betragen deutlich genug bestärke; daß Ludwig wohl wisse, die Engländer würden bey Annäherung des Winters auf ihren Rückzug denken; daß er die Verfassung Englands sehr wohl kenne, und die Möglichkeit eines bürgerlichen Kriegs daselbst leicht begreife; er glaube sogar, daß der Herzog von Burgund blos in dieser Absicht den König mit Truppen herüber gelockt habe; daß demohngeachtet der König, sein Herr, geneigt wäre, die Hände zum Frieden zu bieten, weil er hinreichend überzeugt wäre, daß alle Souveräns ein gemeinschaftliches Interesse hätten, aufrührische Unterthanen zu demüthigen, und weil er die Vortheile in Betrachtung gezogen, die England sowohl als Frankreich aus diesem Frieden ziehen könnten.

Die englischen Räthe nahmen dieses Erbieten mit Freuden an, und der Lord Howard und zween andre Herren erhielten vom König Befehl, sich nach Pequigni ohnweit Arras zu begeben und mit den französischen Bevollmächtigten über die Friedensbedingungen zu rathschlagen. Man wurde bald einig, und fertigte über jeden Artikel des Friedensschlusses eine besondre Urkunde aus. Nach der ersten machten sich beyde Könige verbindlich, alle ihre Streitigkeiten durch Schiedsrichter beylegen zu lassen; und Eduard versprach, Frankreich zu verlassen, so bald ihm Ludwig fünf und siebzigtausend goldene Schildthaler würde ausgezahlt haben. Die zwote Urkunde betraf einen siebenjährigen Waffenstillstand, in welchem alle Bundsgenossen der beyden Könige, namentlich die Herzoge von Burgund und Bretagne, begriffen seyn sollten, wenn sie es verlangen würden. Die dritte enthielt eine wechselseitige Angelobung der Freundschaft und Brüderschaft, und Verabredung, die Vermählung des Dauphins mit Elisabeth, Edu-

ards ältesten Tochter, betreffend. Die vierte Ur- 1475
kunde ward in Gestalt offener Briefe ausgefertiget, vermöge welcher sich Ludwig verbindlich machte, Eduarden jährlich, so lange beyde leben würden, funfzigtausend goldene Schildthaler auszuzahlen; die eine Hälfte sollte zu Ostern, die andre zu Michael erlegt werden. Endlich versprach noch Eduard, die Königin Margarethe von Anjou in Freyheit zu setzen, wenn Ludwig funfzigtausend Thaler Lösegeld für sie zahlen würde. Dieses Lösegeld erfolgte würklich, und die unglückliche Königin ward zu Anfang des Novembers dieses Jahrs ihrer Haft entlassen. Diese Großmuth würde Ludwigen Ehre machen, wenn uns sein eigennütziges Betragen gegen Margarethens Verwandte nicht zu dem Verdacht Anlaß gäbe, er habe sie aus gewinnsüchtigen Absichten befreyet.

Se bald der Herzog von Burgund Nachricht von den Unterhandlungen der beyden Könige erhielt, so eilte er selbst zu Eduarden, um ihn davon abwendig zu machen: allein, bey seiner Ankunft war der Stillstand schon unterzeichnet. Der Herzog machte dem König hierüber bittere Vorwürfe, welche dieser eben so bitter erwiederte, ihm aber doch dabey sagte, daß er ihn mit in den Stillstand eingeschlossen habe. Aber der Herzog antwortete stolz, er bedürfe seiner Vermittelung nicht, und er werde mit Ludwigen nicht eher Frieden schliessen, als drey Monate nach Eduards Zurückkunft nach England. Sie verliessen hierauf einander sehr mißvergnügt. Der Konnetabel von St. Paul bemühte sich sehr lebhaft, Eduarden zu einem Bruch des Stillstandes zu bewegen, indem er ihm St. Quentin und ein Darlehn von funfzigtausend Thalern versprach: er wurde aber mit seinen Ränken nicht gehört, und man bezeugte ihm wohlverdiente Verachtung.

1475 Ehe Eduard nach England zurückkehrte, so wünschte er sich eine persönliche Unterredung mit Ludwigen. So bald dieser seine Einwilligung darzu gegeben, wurde bey Pequigni ein Staket queer über die Brücke dieses Orts gezogen, mit so kleinen Zwischenräumen, daß man eben einen Arm hindurchstecken konnte, ohngefähr so, sagt Comines, wie an Löwenbehältnissen. Eduard und Ludwig kamen an beyde entgegen gesetzte Seiten, unterredeten sich heimlich mit einander, gaben einander die Hände und beschwuren bey den Reliquien, die der Bischoff von Eli herbeygebracht hatte, die Bedingungen des Vergleichs. Nachdem sie sich wechselseitige Komplimente gemacht hatten, schieden sie bald nachher wieder von einander. Ludwig bemühte sich, nicht nur die Freundschaft des Königs von England, sondern auch seiner Nation und der Vornehmsten am englischen Hofe zu gewinnen, und theilte zu dem Ende jährlich sechzehntausend Thaler unter die Lieblinge des Königs aus.

Der Herzog von **Burgund** ließ sich endlich auch bewegen, einen Waffenstillstand von neun Jahren einzugehen. Hätte ihm Ludwig Amiens und St. Quentin abgetreten, so wäre der völlige Friede zu Stande gekommen: so kam es aber nur zu einem Stillstand, worüber man sich zu Soleure, einem Städtchen in Luxemburg, verglich. Es geschah dies auf Unkosten beyderseitiger Bundsgenossen, besonders des Konnetabels, der für einen Feind der öffentlichen Ruhe erklärt wurde, und dem Karl nie zu verzeihen schwur, und ihn, wo möglich, dem König auszuliefern versprach. Unter dieser Bedingung wollte Ludwig an Karl'n St. Quentin, Ham und Bouchain, wie auch alle Baarschaften und Güter des Konnetabels abtreten. Ferner versprach der König, dem Herzog von Lothringen, den er doch selbst

wider

wider Karln aufgewiegelt, weder unmittelbar noch 1475
mittelbar beyzustehen; er sagte so gar Karln gegen den Kaiser, die Stadt Köln und ihre Anhänger, Beystand zu. Als der König von England Nachricht von diesem Vergleich erhielt, suchte er den König davon abzuhalten, indem er ihm versprach, im nächsten Frühjahr mit seiner ganzen Macht über das Meer zu kommen und ihm zur Demüthigung eines so stolzen Vasallen behülflich zu seyn: aber Ludwig war zu klug, als daß er dieses Erbieten angenommen hätte.

Unterdes hatte Ludwig auch mit dem König Am 4. Sept.
Johann von Aragonien den Stillstand, den er nach Eroberung der Stadt Perpignan und des übrigen Theils der Grafschaft Roussillon im vorigen Jahr auf sechs Monate geschlossen, auf ein Jahr weiter hinaus verlängert. Drey oder vier Tage vorher hatte Ludwig ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem König **Alphons von Portugal**, der sich der Prinzessin Johanne, deren Vater Heinrich, König von Kastilien, im vorigen Jahr gestorben war, annahm, unterzeichnet, und durch dasselbe versprochen, einen Einfall in Aragonien zu thun, wenn unterdes Alphons den Sohn des Königs von Aragonien, Ferdinand, der mit der Prinzessin Isabelle, Heinrichs von Kastilien Schwester, vermählt war, aus Kastilien vertreiben würde.

So hatte demnach König Ludwig die Engländer wieder zurückgeschickt, sich wenigstens dem Scheine nach mit dem Herzog von Burgund versöhnt, den Konnetabel zu Erregung neuer Unruhen unvermögend gemacht, und seine Gränzen gegen Spanien durch listige Verträge sicher gestellt. Nun war also nur noch der Herzog von **Bretagne** übrig, mit dem er sich noch nicht verglichen hatte. Ob er gleich mit in den Verträgen mit Eduarden und Karln einge-

1475 schlossen war, und jener sogar erklärt hatte, ihn, im Fall er angegriffen würde, in eigener Person zu vertheidigen; so glaubte doch Ludwig, er dürfte die damaligen Umstände nicht ungenutzt lassen, und müsse etwas mehr als bloße Parteylosigkeit von seinen Vasallen verlangen. Er schickte den Herrn von Beaujeu nach Bretagne, mit Befehl, von allem, was der Herzog zeither gegen den König und den Staat unternommen, genaue Erkundigung einzuziehen, und zugleich von dem Herzog zu verlangen, daß er sich eilig und bey Strafe des Kirchenbanns anheischig machen sollte, sich auf keine Weise mit den Feinden des Königs und des Staats in Verbindungen einzulassen, sondern vielmehr dem König gegen jedermann ohne Ausnahme beyzustehen und die darüber auszufertigende Schrift von den drey Ständen des Herzogthums bestätigen zu lassen. Ueberdies sollten sich die Stände zugleich verbindlich machen, den Herzog, im Fall er den beschwornen Vergleich überträte, nicht allein zu verlassen, sondern auch für den König wider ihn zu fechten; und damit alles um so viel pünktlicher vollzogen werden möchte, sollte er dem König eine gewisse Zahl von Geiseln ausliefern. Der Stolz des Herzogs von Bretagne ward durch diese Zumuthungen freylich sehr beleidiget; unterdes fand er sich schuldig, war von seinen Bundsgenossen entfernt und ausser Stand, mit seiner Macht allein dem König Widerstand zu thun. Die Bevollmächtigten von beyden Seiten kamen also in der Abbtey Victoire bey
Am. 9. Okt. Senlis zusammen und brachten den Vergleich zu Stande. Ob es nun gleich dabey das Ansehn hatte, als wenn der König sich selbst den meisten Bedingungen, die er von dem Herzog verlangte, unterwürfe, so blieb doch dabey immer der große Unterschied, daß der Herzog den König zur Erfüllung seiner Versprechen mit Gewalt nicht anhalten konnte, welches aber

im entgegen gesetzten Fall Ludwig thun konnte; denn 1475
die feyerlichsten Eydschwüre wurden damals so wenig,
als in andern Jahrhunderten, geachtet, wenn es auf
Befriedigung der Eifersucht und des Ehrgeitzes an-
kam. Um jedoch den Herzog einigermassen zu ent-
schädigen, ertheilte ihm der König den Titel seines
Generalstatthalters durch das ganze Königreich; ein
Titel, um den sich der Herzog keineswegs bewarb,
der auch unter einem solchen König nicht anders als
eine ehrenhafte Dienstleistung betrachtet werden
konnte.

Während der Unterhandlungen mit dem Her-
zog von Bretagne fiel Herzog Karl in **Lothringen**
ein, und suchte sich durch Eroberung dieses Landes
an dem jungen Herzog **Renatus** zu rächen, welcher
vergeblich den König von Frankreich, der ihn doch
zu Feindseligkeiten gegen Karl'n verleitet hatte, um
Unterstützung gegen einen ihm zu mächtigen Feind
anflehte. Ludwig beschäftigte sich vielmehr mit dem
Verderben eines Feindes, dem er schon lange nach-
getrachtet und dessen Schritte er seit einigen Jahren
sehr sorgfältig beobachtet hatte. **Ludwig von**
Luxemburg Graf von St. Paul, sah wegen
verschiedener, vor kurzem ihn und seine Familie be-
troffenen Unfälle ein, daß es Zeit sey, den Gedan-
ken auf Unabhängigkeit zu entsagen und für die Ret-
tung seines Lebens zu sorgen. Er wandte sich an den
Herzog Karl, und erbot sich, ihm den Besitz aller
seiner Plätze zu verschaffen, wenn er ihn in seinen
Schutz nehmen würde. Ohngeachtet seiner neulich
eingegangenen Verbindlichkeiten nahm er doch die
neuen Anerbietungen des Konnetabels an, bewilligte
ihm sicheres Geleit, schwur ihm vollkommenen Schutz
zu, und schickte eilends Truppen ab, St. Quentin
in Besitz zu nehmen. Allein, Ludwigs Wachsam-
keit kam der Ausführung dieses Anschlags zuvor.

Mit

1475 Mit zwanzigtausend Mann rückte er unter die Mauren der Stadt, wo er heimliche Verständnisse unterhielt. Bey seiner Annäherung floh der Konnetabel unter Karls sicherem Geleite zu dem Herrn von Aimeries, Statthalter zu Mons. St. Quentin öffnete dem König die Thore, so auch Ham, Bouchain und Beaurevoir. Und nun forderte Ludwig den Herzog zur Erfüllung seines Versprechens auf, und verlangte von ihm die Auslieferung des Konnetabels: dafür versprach er ihm, dem Vertrag zu Folge, die Abtretung der genannten Plätze. Karl wankte lange zwischen der Begierde, sich durch die Habe eines Unglücklichen zu vergrössern, und zwischen der Schande, einen Mann, dem er Schutz zugesagt hatte, auszuliefern. Er belagerte damals Nanci, und suchte dadurch Zeit zu gewinnen, daß er versprach, nach Eroberung dieser Stadt dem König Antwort zu ertheilen: allein, Ludwig drung in ihn, und ließ Truppen an die lothringische Gränze rücken. Karl sah ein, daß bey Ludwigs Widerstand die Eroberung des Herzogthums Lothringen sehr erschweret werden würde; er trug also den Herren von Hugonet und von Imbercourt auf, den Konnetabel von Mons zu holen, und ihn nach acht Tagen den königlichen Abgeordneten auszuliefern. Er hoffte vor Verlauf dieser Frist Nanci zu überwältigen und alsdann seinen beyden Ministern einen andern Befehl zufertigen zu können: allein, der Platz hielt sich einige Tage länger; dennoch ließ er einen andern Befehl abgehen, der aber um drey Stunden zu spät kam. Ohngeachtet Hugonet und Imbercourt wußten, wie viel dem Herzog an Erhaltung des Konnetabels gelegen war; so eilten sie doch mit der Vollziehung ihres Auftrags, und überlieferten, so bald sie konnten, den Konnetabel dem Admiral von Bourbon und dem Herrn von St. Pierre, die ihn nach Paris in die Bastille brachten.

Der

Der Proceß nahm seinen Anfang und ward bald 1475
geendiget, weil der **Konnetabel** durch seine eigenen Briefe und Siegel seiner vornehmsten Verbrechen leicht überführt ward. Als einem Verbrecher der beleidigten Majestät wurde ihm öffentlich auf einem Schavot vor dem Rathhause der Stadt Paris Am 19. Dec.
der Kopf abgeschlagen.

Der Herzog von **Burgund** erhielt, dem getroffenen Vergleich zu Folge, die Städte **St. Quentin**, **Ham** und **Bouchain**, wie auch die Schätze und das Hausgeräthe des Konnetabels: der König hingegen bekam nichts, als die Ländereyen, die dieser unglückliche Herr in Frankreich besessen hatte. Aber ansehnlicher ward die Vergrösserung der burgundischen Staaten durch die Eroberung des Herzogthums **Lothringen.** Nanci war nach einer ziemlich langen Gegenwehr, und nachdem alle Hoffnung des Entsatzes verschwunden war, an Karl'n übergegangen. Er ließ hierauf die Stände des Landes zusammenkommen und erklärte ihnen, daß er keineswegs gesonnen sey, sie als ein unterwürfig gemachtes Volk, sondern so wie seine alten Unterthanen zu behandeln; er wollte sogar in Zukunft Nanci zur Hauptstadt seiner Länder machen; und da er jetzt genöthiget sey, den Schweizern die Herrschaft Pfirt zu entreissen, so wolle er unterdes den Herrn von Bievres als Statthalter bey ihnen lassen, dessen Klugheit, Gerechtigkeit und Mässigung allgemein bekannt war. Die Beschreibung der darauf erfolgten Schlachten **Herzogs Karls von Burgund** mit den Schweizern, die ihn um seine Reichthümer, um seine besten Völker, und zu Anfang des Jahrs 1477 um sein Leben brachten, überlassen wir gern dem geschickten Mann, dem die zur Fortsetzung dieses Werks dienende Geschichte der Eydgenossen aufgetragen worden ist.

Kö-

1476 König Ludwig, der weder Mitleiden mit Karl dem Verwegenen hatte, noch den Schweizern Beystand leistete, so sehr dies auch die mit ihnen getroffenen Verträge heischten, fuhr während dieser Kriege fort, seine übrigen Kronvasallen entweder zu demüthigen oder zu Grunde zu richten. Der alte **Titularkönig von Neapel, Renatus von Anjou**, liebte seinen Neffen, den König von Frankreich, nicht, weil er ihn für den Urheber seiner meisten Unfälle hielt. Dennoch würde er bey seiner Liebe zu den Künsten und zur Einsamkeit, in Frieden mit Ludwigen gelebt haben, wenn ihn nicht besondere Zärtlichkeit gegen seinen Enkel Nikolaus zu einem unüberlegten und in der That sträflichen Schritt verleitet hätte. Nikolaus entsagte, wie vorhin schon erinnert worden, der Vermählung mit Annen von Frankreich, der ältesten Prinzessin Ludwigs, und bewarb sich um die burgundische Marie. Renatus war, wo nicht der Urheber, doch ein Mitschuldiger dieser Beleidigung. Aus Rache bemächtigte sich Ludwig des Herzogthums Anjou. Einige Zeit hernach starb Nikolaus, und die Lothringer übertrugen, wie schon ist erzählt worden, den Besitz ihres Herzogthums der Gräfin von Vaudemont, einer Tochter des Königs Renatus, die dasselbe ihrem Sohn, Renatus Friedrich, abtrat. Als hernach dieser und seine Mutter, die Regentin, den König um Beystand gegen die Gewaltthaten des Herzogs von Burgund anriefen, ließ er unter diesem Vorwand seine Truppen in **Barrois** einrücken, so wie er vorher mit Anjou gethan hatte. Cossa, Statthalter in Barrois, protestirte im Namen seines Herrn. Statt aller Antwort befahl Ludwig, ihn, wenn er sich nicht bald entfernen würde, in einen Sack zu stecken und ins Wasser zu werfen. Solche Tyranneyen und der Verlust eines beträchtlichen Theils seiner Einkünfte

fränk-

kränkten den guten König Renatus. Seine Geduld 1476
ward vollends erschöpft, da Ludwig, als Sohn und Erbe der Prinzessin Marie von Anjou, die Hälfte aller seiner Einkünfte verlangte, wie auch über zweyhunderttausend Thaler, die er dem jungen Nikolaus als Brautschatz der Prinzessin Anne, die er nicht geheurathet, gegeben; endlich noch funfzigtausend Thaler, die er dem englischen König Eduard, als Lösegeld für die Königin Margarethe, versprochen; und noch überdies die Interessen von allen diesen Summen. Voll von Verzweiflung und Unmuth warf sich Renatus dem Herzog von Burgund in die Arme, versprach ihm, ihn an Kindesstatt anzunehmen, und ihm noch bey seinem Leben das Eigenthum aller seiner Provinzen abzutreten. Man wurde des Handels einig; und schon war Chateaugüyon, ein Bruder des Fürsten von Oranien, mit ansehnlichen Summen nach Italien gegangen, um daselbst Truppen zu werben und sie nach Provence zu führen. Die Niederlage des Herzogs von Burgund bey Granson vereitelte alle Maaßregeln, die man in dieser Absicht genommen hatte. Ludwig, der eine Wallfarth in die Gegend von Lyon gethan hatte, um die Bewegungen seiner Feinde desto besser beobachten zu können, und sich doch scheute, einen ehrwürdigen Alten, seinen Oheim, öffentlich anzufallen, fragte das Parlament um Rath wegen des Betragens in dieser Sache, und erhielt zur Antwort, der König von Sicilien habe sehr verdient, daß man nach der strengsten Gerechtigkeit mit ihm verführe und ihn gefangen nähme: weil er aber ein naher Verwandter des Königs und bejahrt sey, so müsse man ihn wegen dieser und andrer Ursachen auffordern, persönlich vor dem König oder vor dessen Kommissarien zu erscheinen, bey Strafe der Verbannung aus dem Königreich, bey Verlust seines Lebens und seiner Güter. Als Renatus

1476 tus sahe, wie lebhaft man gegen ihn verfuhr, und er damals nicht auf den Schutz des Herzogs von Burgund rechnen konnte, schickte er seinen Neffen, **Karl von Maine, Herzog von Kalabrien**, ab, um den König zu besänftigen und ihm wegen der Besitznehmung der Herzogthümer Anjou und Bar Vorstellungen zu thun. Ludwig wollte die Sache nicht weiter treiben, und ließ sich erbitten. Renatus mußte beschwören, künftig kein Verständniß noch Bündniß mit dem Herzog von Burgund zu unterhalten und ihm niemals die Grafschaft Provence zu überlassen. Renatus besuchte hierauf selbst, ohngeachtet seines hohen Alters, Ludwigen zu Lyon, und erhielt von ihm Anjou und Bar wieder. Ludwig machte überdies ihm und seinem Gefolge ansehnliche Geschenke. Zugleich machte man wegen der Erbfolge des alten Königs aus, daß nach seinem Tode Karl von Maine, der letzte natürliche Zweig des Stammes Anjou, Provence erhalten, Anjou aber wieder mit der Krone verknüpft werden sollte.

Nachdem König Ludwig für die mittägigen Provinzen seines Reichs gesorgt hatte, gieng er von Lyon zurück, nach dem gewöhnlichsten Orte seines Aufenthalts, dem Schlosse **Plessis-les-Tours**. Ohngeachtet dies nichts ausserordentliches war, so ward doch der Herzog von **Bretagne** unruhig darüber. Er bildete sich ein, Ludwig nähere sich den bretagnischen Gränzen, um ihn plötzlich zu überfallen, zu einer Zeit, da weder von dem König von England, noch von dem Herzog von Burgund einiger Beystand zu hoffen war. In diesem Gedanken bestärkte ihn noch mehr die beständige Weigerung des Monarchen, auf das wahre Kreutz von St. Lo zu schwören, wie er in dem letzten Vertrag versprochen hatte. Dies geschah, wie dieser sagte, weil die Klauseln des Vertrags dunkel und unzureichend, folglich

lich mehreren Auslegungen, die ihnen alsdann der Herzog nach Belieben geben könnte, unterworfen wären. Der Herzog versammlete seine Stände, und man beschloß, die Auslegungen des Königs, die er über diese Klauseln gemacht, zuzulassen. Allein diese liefen auf eine neue noch unbestimmtere Klausel hinaus. Er verlangte, der Herzog sollte schwören, die dem König in Bretagne zugehörigen Rechte und Güter zu bewachen und zu beschützen. Weil man nun nicht erklärte, worinne diese Rechte bestehen, so siehet man klar, daß Ludwig dadurch ein Mittel in Händen behielt, den Herzog zu beunruhigen und ihm nach Gutdünken Krieg anzukündigen. 1476

Der Tod des letzten Herzogs von Burgund verursachte dem König von Frankreich unsägliche Freude, die er auf keine Weise verbergen konnte, so sehr er sich auch sonst bey andern Angelegenheiten zu verstellen wußte. Er beschloß sogleich, seine Truppen möglichst geschwind zu versammlen und von allen Seiten in die Staaten des burgundischen Hauses einzudringen. Günstiger konnten diese Umstände nicht seyn. Der einzige Ueberrest des burgundischen Hauses war die zwanzigjährige Tochter Karls des Kühnen. Die angesehnsten und wackersten Diener des burgundischen Hauses waren in den drey letzten Treffen mit den Schweitzern getödtet oder gefangen worden. Unter diesen letztern bemerkte man den so genanten großen **Bastard von Burgund**, mit Namen **Anton**, der wegen seines Ranges und seiner persönlichen Eigenschaften zur Regierung der burgundischen Staatsgeschäfte am tüchtigsten gewesen wäre. Ludwig lag dem Herzog **Renatus von Lothringen**, der nun wieder zum Besitz seiner Staaten gelanget war, so lange an, bis er ihm den Bastard Anton, der dessen Gefangener war, auslieferte. Herzog Renatus brachte ihn selbst an den 1477

1477 französischen Hof, ward aber so kaltsinnig behandelt, daß er heimlich wieder in seine Staaten zurückkehrte: Anton hingegen wurde mit Höflichkeiten und Ehrenbezeugungen überhäuft.

Nach diesem Anton war einer der mächtigsten Herren in Burgund, **Johann der Zweete von Chalons, Fürst von Oranien.** Wir haben gesehen, wie dessen Vater, Fürst Wilhelm, ein Vasall des Königs von Frankreich geworden. Sein Sohn, Johann, überwarf sich mit dem Herzog von Burgund, und hatte seine Besitzthümer in der Grafschaft Burgund verlohren, die nun dessen Oheime besassen. Um ihn in seine Dienste zu ziehen, versprach ihm König Ludwig nicht allein die Wiedereinräumung aller seiner Ländereyen, sondern auch die Statthalterschaft in den beyden Burgundien. So schönen Verheissungen konnte der Fürst von Oranien nicht widerstehen; er schlug sich zu Georgen de la Tremouille, Herrn von Craon, und zu Karl'n von Amboise, Herrn von Chaumont, die der König mit siebenhundert Lanzen nach **Burgund** schickte. Diese Feldherren wurden begleitet von Ludwigen von Amboise, Bischoffen zu Langres und einigen Parlamentsräthen, die wegen der Besitznehmung dieser Provinz im Namen des Königs mit den unumschränktesten Vollmachten versehen waren. Diese Abgeordnete wandten sich an die zu **Dijon** versammleten Stände, und forderten sie auf, dem König von Frankreich längstens in zwölf Tagen Gehorsam zu leisten.

Ludwigs Recht auf das **Herzogthum Burgund** schien unwidersprechlich. Dieses Land war als Appanage vom König Johann seinem Sohn, Philipp dem Kühnen, abgetreten worden. Nun aber konnten, nach einem allgemeinen Gesetz, die Appanagen nicht von Töchtern besessen werden, sondern

sie

sie mußten, in Ermangelung männlicher Erben, oh- 1477
ne Einschränkung an die Krone zurückfallen. In
unsern Tagen würde man nicht auf die Schwierig-
keit verfallen, welche die drey burgundischen Stände
abhielt, sich sogleich dem König von Frankreich zu
unterwerfen. Dies war der Wahn, Karl sey nicht
todt; er habe sich, glaubte man, nach Teutschland in
die Einsamkeit begeben, um die Busse, die er sich
aufgelegt, zu erfüllen. Ob man gleich seinen Kör-
per zu Nanci sechs Tage lang zur Schau ausgestellt
hatte, so wollte man sich doch nicht von seinem wirk-
lichen Absterben überzeugen. Man versicherte sogar,
man habe ihn in der Kleidung eines Einsiedlers ge-
sehen, und er werde nächstens, schrecklicher als je-
mals, wieder zum Vorschein kommen. Andre träum-
ten von einer Wallfahrt, die er zur Besänftigung
des göttlichen Zorns nach Jerusalem gethan habe.
Diese Gerüchte wurden durchgehends für so wahr
gehalten, daß die burgundischen Stände vorläufig
eine Bedingung machten, nach welcher der König
versprechen mußte, seine Truppen zurück zu rufen,
so bald der Herzog wieder erscheinen würde, und den
zu Soleure getroffenen Stillstand von neun Jahren
heilig zu beobachten; im Fall der Herzog todt wäre,
sollte niemand, der die Partey des Herzogs und sei-
ner Prinzessin gehalten, deswegen beunruhiget wer-
den. Der König machte hierüber keine Schwierig-
keiten; er versprach sogar zum voraus, die Privile-
gien der Städte zu bestätigen und zu erweitern, die
Geistlichen bey ihren Pfründen, die Adelichen bey
ihren Vorzügen und alle Bediente in ihren Aemtern
zu schützen. So lebhaft auch die Abgeordneten des
Königs auf einen endlichen Entschluß drungen, so
wollten ihn die Stände doch nicht eher von sich stel-
len, als bis sie der Prinzessin Marie und ihrem
Staatsrathe die Forderungen Ludwigs und die Ge-

1477 fahr, der sie die Provinz im Weigerungsfall aussetzen würden, angezeigt und vorgestellt hatten. Marie und ihre Räthe antworteten, daß es mit dem Herzogthum Burgund nicht eben die Bewandniß habe, wie mit andern Appanagen; dieses Herzogthum sey nie ein Theil der Krongüter gewesen, und dürfe deswegen auch nicht mit der Krone vereiniget werden. Sollte aber der König ja auf seinen Ansprüchen bestehen, so gäbe es doch verschiedene Herrschaften in Burgund, auf die sich keine machen liessen. So sey die Grafschaft Charolois von ihrem Urgroßvater Philipp dem Grafen von Armagnac abgekauft, und die Grafschaft Macon und Auxerre durch den Vertrag zu Arras ihrem Großvater, Philipp dem Guten, abgetreten worden, und zwar für sich und seine männlichen und weiblichen Nachkommen; man könne ihr also auch unter keinem Vorwand diesen Theil ihrer Güter entziehen. Die Prinzessin ermahnte die Stände zur Treue; aber sie fand keine Folgsamkeit. Der Vorschlag, Burgund zu zerstücken, mußte ihnen mißfallen; und im Fall eines Kriegs, der leicht voraus zu sehen war, stand die Provinz der größten Gefahr offen. Sie unterwarfen sich daher dem Kö-
Am 29. Jan. nig von Frankreich und schwuren ihm Treue und Gehorsam. Am folgenden Tag errichteten sie einen Provinzialrath, um einen Aufsatz zu entwerfen, der die Vorstellnngen und Bitten an den König enthalten sollte. Die ersten Artikel betrafen die Verwaltung der Gerechtigkeit, das Prägen der Münzen, die Werbung und Bezahlung der Truppen. Man bat ferner den König, der Provinz eine Summe von ohngefähr hunderttausend livres, die sie dem verstorbenen Herzog geliehen, wieder zu erstatten; ihre von undenklichen Zeiten her gültigen Privilegien zu bestätigen; eine große Menge von Auflagen, die erst neuerlich gemacht worden, wieder aufzuheben; zu ver-

bie-

bieten, daß Geld nach Rom geschafft würde ꝛc. Der 1477
König bewilligte nicht allein alle diese Punkte, sondern er gab auch einzelnen Herren Proben seiner Freygebigkeit.

Indem sich Burgund ohne Schwerdstreich dem König von Frankreich ergab, nahm er auch von den Städten an der Somme Besitz, und breitete seine Eroberungen bis in Artois aus. So bald Ludwig die erste Nachricht von der Schlacht bey Nanci erhalten hatte, schickte er den Admiral von Bourbon und Philipp von Comines an die Gränzen der Picardie, und ließ die Städte ermahnen, wieder unter die Herrschaft ihres rechtmässigen Oberherrn zurückzukehren. Die Einwohner der Stadt Abbeville unterwarfen sich, ohngeachtet die burgundische Besatzung sich widersetzte. Bey der Annäherung des Königs ergaben sich die Städte Ham, St. Quentin, Montdidier und Montreuil. Peronne hätte sich lange halten können: aber der Befehlshaber, der dem verstorbenen Herzog sein ganzes Glück zu danken hatte, war niederträchtig genug, sich bestechen zu lassen und den Franzosen den Platz einzuräumen. Die Stadt Arras versprach sich zu erklären, so bald sich eine bequeme Gelegenheit zeigen würde.

Vermöge des Plans, den Ludwig sich gemacht hatte, die Erbin von Burgund durch Freundschaftsbezeigungen und Heurathsvorschläge zu hintergehen, unterdes er ihre Provinzen raubte, schickte er den Meister Olivier, seinen Barbier und Liebling, als Gesandten nach Gent, wo sich die Prinzessin aufhielt. Meister Olivier war aus einem flandrischen Städtchen gebürtig, und hieß eigentlich Olivier le Mauvais oder le Diable. Der König konnte diesen Namen nicht leiden, änderte ihn, adelte den Barbier, und schenkte ihm die Hauptmannschaft Meu-

1477 lant. Dies machte ihn so stolz, daß er sich Grafen von Meulant nennen ließ. Dieser Barbier, Graf und Gesandter, erschien zu Gent in einem prächtigen Aufzug. Die vorgebliche Ursache seiner Sendung bestand in Ermahnungen, die Prinzessin möchte sich in den Schutz des Königs, ihres Pathen, begeben. Eigentlich aber war dem Olivier aufgetragen, die Genter, die zur Rebellion sehr geneigt waren, durch große Versprechen in das Interesse des Königs zu ziehen, oder sie wenigstens zu reitzen, daß sie auf die Abschaffung der in die Regierung eingeschlichenen Mißbräuche und auf die Wiedererlangung ihrer alten Privilegien, dringen möchten. Zur Ausführung dieses letzten Auftrags war Olivier um so viel geschickter, da er die Landessprache verstand, alte Bekanntschaften zu Gent hatte, und das Beyspiel seines Glücks hinreichend bewies, daß der König zu belohnen wisse. Als er zu Gent ankam, besuchte er seine alten Freunde, zog viele Leute an sich, und eilte keineswegs mit der Ausrichtung seines vorgeblichen Geschäfts. Allein, man entdeckte seine Schliche, und die Prinzessin eilte, ihm Audienz zu geben. Er überreichte seine Beglaubigungsschreiben; da man ihn aber bat, sich über den Endzweck seiner Gesandschaft zu erklären, versicherte er, er dürfe dies nicht anders thun, als durch eine besondere Audienz bey der Prinzessin. Man sagte ihm, der Wohlstand erlaube nicht, daß ein Mensch von seinem Stande mit einer jungen Prinzessin geheime Unterredung hielte: und wenn der Zweck seiner Unterhandlung nichts sträfliches wäre, so habe er keine Ursache, eine Heimlichkeit daraus zu machen. Olivier blieb hartnäckig bey seinem Vorsatz; man machte ihn lächerlich; man trieb ihn unter Spöttereyen zum Saal hinaus; man drohte sogar, ihn ins Wasser zu werfen. Meister Oli=

Olivier, für Schrecken auſſer ſich, ergriff die Flucht 1477
und begab ſich nach Dornick.

Die einem öffentlichen Miniſter widerfahrne Beleidigung fiel auf den König zurück; weil er ſich aber dieſelbe durch eine ſo niedrige Perſon ſelbſt zugezogen hatte: ſo fand er für dienlich, ſich nicht darüber zu beſchweren und das Geſchehene in Vergeſſenheit zu ſtellen. Bald hernach kam der burgundiſche Kanzler Hugonet, der Herr von Imbercourt und einige andre Herren an den franzöſiſchen Hof, um dem König im Namen ihrer Prinzeſſin zu melden, daß ſie ſelbſt die Regierung ihrer Staaten übernehmen, und daß ſie ihren Staatsrath mit der verwitweten Herzogin, (der dritten Gemahlin Karls des Kühnen, einer engliſchen Prinzeſſin aus dem Hauſe York,) mit Adolfen, Herrn von Ravenſtein, mit dem Kanzler Hugonet und dem Herrn von Imbercourt beſetzt habe. Ehe ſie Audienz erlangten, hatte der König ſich mit jedem in beſondere Geſpräche und Unterhandlungen eingelaſſen und ſie auf ſeine Seite zu ziehen geſucht. Diejenigen nun, deren Güter und ländereyen entfernt von Frankreich lagen, wollten ſich zu nichts verbindlich machen, es müßte denn die Vermählung des Dauphins mit der Prinzeſſin zu Stande kommen. Hugonet aber und Imbercourt, die gern länger das große Anſehn, in dem ſie bisher geſtanden, genoſſen hätten, und deren Güter größtentheils im Herzogthum Burgund und in der Picardie lagen, gaben den Vorſchlägen und Anerbietungen Ludwigs Gehör, jedoch unter der Bedingung, daß der Dauphin mit der Prinzeſſin vermählt würde. Allein, davon wollte der König nichts hören; er wurde ſogar unwillig über dieſe Bedingung. Vielmehr verlangte er als einen vorläufigen Schritt zu dem Vergleich die Abtretung desjenigen Theils der Stadt Arras, den man la Cité nennet. Nun hat-

1477 ten zwar die Abgeordneten der Prinzessin keine Vollmacht hierzu: aber nach vielen Vorstellungen liessen sie sich, besonders Hugonet und Imbercourt, bewegen, diese Forderung des Königs zu bewilligen. Zu dem Ende liessen sie dem Befehlshaber zu Arras, des Cordes oder Desquerdes, der ohnedem schon in einem geheimen Verständniß mit dem König lebte, andeuten, daß er la Cité dem König einräumen sollte. Anstatt also daß diese Gesandschaft der Prinzessin Marie hätte Vortheil bringen sollen, war sie ihr sogar nachtheilig; denn Ludwig wußte sich hernach bald der Stadt Arras, die für die Prinzessin so wichtig war, ganz zu bemächtigen; und da er einmal in dem Besitz der Hauptstadt war, so mußte sich fast die ganze Provinz Artois auch bald zum Gehorsam bequemen. Hugonet und Imbercourt verlohren durch die Gewaltthätigkeit der Genter das Leben, obgleich die Prinzessin das Aeusserste für die Erhaltung dieser beyden würdigen Männer gewagt hatte.

Der schnelle Fortgang der Waffen und die Bestechungen Ludwigs in Burgund, Picardie und Artois machte dem Herzog von Bretagne grosse Sorgen. Er glaubte gewiß, der König werde ihn angreifen, so bald er seine Absichten gegen die burgundischen Staaten würde ausgeführt haben. Die rachgierige Denkart des Königs, dessen Ausflüchte wegen des Vertrags zu Senlis und andre Umstände liessen ihn an der Annäherung eines neuen Ungewitters keinesweges zweifeln. Bey diesen peinlichen Vorstellungen bat er den König von England unaufhörlich, sich den Eroberungen der Franzosen zu widersetzen, indem er ihm die Gefahr schilderte, mit der alle benachbarte Mächte bedrohet würden, im Fall Frankreich durch die Staaten des burgundischen Hauses sich vergrössern sollte. Zu gleicher Zeit schickte er aber auch mehr als einmal Gesandte an Ludwigen,

um

um entweder dessen Anschläge zu erforschen, oder 1477
ihm seine Ergebenheit zu versichern. Ludwig, der al-
ler Orten seine Spione hielt, ward bald von den
Ränken des Herzogs von Bretagne unterrichtet, in-
dem ihm zweyundzwanzig geheime Briefe, die der
König von England und der Herzog von Bretagne
selbst an einander geschrieben hatten, in die Hände
fielen. Nach dieser Entdeckung glaubte der Herzog
von Bretagne gewiß, der König von Frankreich wer-
de ihn mit seiner ganzen Macht überziehen, warb des-
wegen neue Soldaten und ließ in seinen Ländern ein
allgemeines Aufgebot ergehen. Dies verursachte ihm
unnöthige Kosten. Ludwig hatte damals keine Lust,
Artois zu verlassen, um in Bretagne Krieg zu füh-
ren. Er griff den Herzog von einer andern nicht
minder empfindlichen Seite an. Ausser seinem Her-
zogthum besaß er in Frankreich die Grafschaft Etam-
pes und einige andre Herrschaften, die ihm durch
den königlichen Generalprokurator waren streitig ge-
macht worden. Der König hatte seinem Prokura-
tor Stillschweigen aufgelegt: nunmehr aber erlaubte
er, den Proceß fortzusetzen, und Etampes sollte
durch einen Parlamentsschluß wieder mit der Krone
vereinigt werden. Ludwig aber beschenkte damit den
Vicomten von Narbonne, Schwager des Herzogs
von Bretagne, und Sohn des Grafen von Foix.
Weil aber solche Mittel noch nicht würksam genug
schienen, näherte sich Ludwig, unter dem Vorwand
einer Wallfarth, den bretagnischen Gränzen. Der
Herzog schickte Gesandte ab, die durch ihre Demü-
thigung den Zorn des Königs besänftigten, worauf
man den Vertrag zu Senlis mit neuen Klauseln ver-
sah, wodurch sich der Herzog verbindlich machte, dem
König sowohl zu Wasser als zu Land gegen jeder-
mann, ohne alle Ausnahme, zu dienen. Man that
verschiedene andre Artikel hinzu, und beschloß aus-

1477 drücklich, daß keine von beyden Parteyen verbindlich seyn sollte, auf das wahre Kreutz zu St. lo zu schwören. Dadurch glaubte der König den Herzog immer in einer Art von Unruhe zu erhalten: dieser aber schwur dennoch bey gedachtem Kreutz, um dadurch den König desto stärker von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen.

Von Unsrer lieben Frauen de la Victoire, wohin Ludwig gewallfahrtet war, begab er sich nach Cambray. Diese Stadt, die wie eine Republick regiert wurde, stand unter den teutschen Kaisern, und die letzten Herzoge von Burgund hatten blos die Rechte eines Schutzherrn daselbst genossen. Jetzt öffnete Cambray dem König von Frankreich die Thore und nahm französische Besatzung ein. Ludwig schwur der Stadt die Erhaltung aller ihrer Privilegien zu, und verabsäumte nichts, was ihm die Gemüther der Einwohner geneigt machen konnte. Während seines Aufenthalts daselbst bekam er Nachricht, daß seine Truppen die Stadt **Dornick**, die fast eben die Regierungsform hatte, wie Cambray, nur mit dem Unterschied, daß sie die Könige von Frankreich für ihre Oberherrn erkannte, überfallen und eingenommen hätten. Dies war durch List des Olivier le Diable geschehen, der sich, wie vorhin gesagt worden, von Gent dahin begeben hatte. Hierauf belagerte Ludwig **Bouchain**. Tanneguy du Chatel, einer der treusten und uneigennützigsten Diener Ludwigs, verlohr vor dieser Stadt durch eine Falkonetkugel das Leben, die eigentlich auf den König gerichtet war, der sich auf die Schulter dieses Herrn gestützt hatte. Der König beklagte diesen Unfall sehr, und setzte dem Platz desto lebhafter zu, und eroberte ihn durch Sturm; so auch le **Quesnoi** nach zween Tagen. **Avesne** that stärkere Gegenwehr. Als Gewalt nichts helfen wollte, nahm Ludwig zur List

im Jul.

seine Zuflucht, lockte die Befehlshaber der Besatzung 1477
unter dem Vorwand einer Unterhandlung in sein La-
ger, und ließ unterdes den Platz durch den Grafen
von Dammartin mit stürmender Hand einnehmen
und ihn plündern. Ein andres Heer unter der An-
führung der Herren Desquerdes und du Lude griff
St. Omer an und eroberte eine Bastion. Allein
die Besatzung und die Einwohner waren geschwind
mit einer neuen fertig, und thaten überhaupt die
hartnäckigste Gegenwehr. Der König, hierüber auf-
gebracht, ließ dem Befehlshaber — und dies war
Philipp, ein Sohn des Bastards Anton von Bur-
gund, — sagen, wenn er ihm den Platz nicht über-
liefere, so wolle er seinen gefangenen Vater vor sei-
nen Augen umbringen lassen. Philipp antwortete,
dies würde ihn zwar sehr schmerzen, weil er seinen
Vater zärtlich liebe; unterdes wäre ihm seine Pflicht,
nach welcher er den Platz bis aufs Aeusserste verthei-
digen müßte, noch werther, und er kenne den König
viel zu gut, als daß er von ihm eine so barbarische
und seinen Charakter entehrende That sollte erwarten
können. Man ward genöthiget, die Belagerung
aufzuheben, und anstatt daß der König den Bastard
von Burgund bestraft hätte, fuhr er vielmehr fort,
ihn mit Ehrenbezeugungen und Geschenken zu über-
häufen. Der Krieg aber wurde von nun an weit
heftiger und schädlicher, als vorher, da man doch
noch der Landleute und der Felder geschont hatte. Nun-
mehr befahl Ludwig dem Grafen von Dammartin
ausdrücklich, nicht zu schonen, sondern zu plündern
und zu verheeren.

So lange der Krieg in Burgund, Luxem-
burg, Hennegau und Artois geführt wurde,
so schienen die Flamländer ganz ruhig, und sahen
das Glück der französischen Waffen mit einer Art
von Zufriedenheit an. Ihre Herzogin hielten sie bey-

nahe

1477 nahe wie gefangen, und weil sie nicht gern allzumächtige Oberherren hatten, so würden sie sich nicht gegrämt haben, wenn aus ihr eine bloße Gräfin von Flandern geworden wäre. Allein, da nun die Franzosen an ihre Gränzen rückten, und die Besatzung zu Dornick Streifereyen in Flandern that, so empfanden sie die Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, und in kurzer Zeit hatten sie zwanzigtausend Mann zusammen gebracht. Zu ihrem Anführer wählten sie den Herzog Adolph von Geldern, der bisher wegen des niederträchtigen Verfahrens gegen seinen alten Vater, im Gefängniß zu Courtrai gewesen war. Die Genter versprachen ihm ihre Prinzessin, wenn er das Land vor den Einfällen der Besatzung zu Dornick sicher stellen würde. Adolf, erhitzt durch einen so mächtigen Beweggrund, führte die Truppen vor Dornick: weil sie aber uneinig unter einander waren und keine Mannszucht hielten, wurden sie bey einem Ausfall der Besatzung zerstreut, und Adolf blieb selbst im Gefechte. Dies war die angenehmste Neuigkeit, die man der Erbin von Burgund bringen konnte; wäre Adolf als Sieger zurückgekehrt, so hätte sie sich diesem Ungeheuer aufopfern müssen. Nun aber gelangte noch der Erzherzog **Maximilian von Oesterreich**, Kaiser Friedrichs des Dritten Sohn, zum Besitz dieser Prinzessin und ihrer Staaten, die der französischen Gewaltthätigkeiten ohngeachtet immer noch sehr ansehnlich waren.

Am 18. Aug.

Unterdes war auch in dem **Herzogthum und in der Grafschaft Burgund** das Kriegsfeuer ausgebrochen, und zwar auf folgende Art. Ludwig hatte die Herren von **Craon** und **Chaumont** in das Herzogthum Burgund geschickt, wie auch den **Fürsten von Oranien, Johann von Chalons**, den er unter Versprechung der Oberstatthalterschaft in dem Herzogthum und der Grafschaft Burgund und

der

der Wiedererstattung aller Güter seines Hauses in 1477
seine Dienste gezogen hatte. Der Prinz bediente sich seines Ansehns bey dem burgundischen Adel und in den Städten sehr geschickt, indem er sie beredete, sich dem König von Frankreich freywillig zu unterwerfen. Die Stände des Herzogthums hatten den Eyd der Treue geleistet, und schienen mit den bewilligten Bedingungen zufrieden. Die königlichen Truppen rückten in die Grafschaft Burgund, und wurden in den meisten Städten ohne Widerstand aufgenommen: aber der Adel äusserte mehr Zuneigung zu seinem alten Herrn, und zog sich in die Schlösser. Ludwig, der ohngeachtet der wichtigen Dienste, die ihm der Fürst von Oranien geleistet, doch noch kein völliges Zutrauen zu ihm hatte, glaubte nicht verbunden zu seyn, ihm die Statthalterschaft in diesen beyden Provinzen zu ertheilen, sondern gab sie dem Herrn von Craon, mit einer fast unumschränkten Gewalt. Hierauf erst ernannte Ludwig den Prinzen von Oranien zum allgemeinen Statthalter in der Grafschaft Burgund: allein, damit war der Prinz nicht zufrieden: er hielt es für unanständig unter Craon zu stehen oder mit einem blossen Titel vorlieb zu nehmen. Er beschwerte sich darüber, aber ohne Nutzen; denn Ludwig, der ihn für ohnmächtig hielt, ihm zu schaden, und der den Herrn von Craon nicht mißvergnügt machen wollte, drung nicht ernstlich auf die Vollziehung seiner Befehle. Da sich also der Fürst von Oranien aufs Aeusserste gebracht sah und von Rache glühte, so trug er kein Bedenken, sich mit seinen Vettern zu versöhnen, und durch ihre Vermittelung erlangte er von der Herzogin Marie nicht allein Begnadigung, sondern auch die Oberstatthalterschaft in den beyden Burgundien. Er fieng mit dem vornehmsten Adel dieser Länder Unterhandlungen an, und als er sich für stark genug hielt, sich öffentlich zu erklären, schrieb

er

1477 er an den Bürgermeister und die Schöppen zu Dijon, die Franzosen würden bald aus der Grafschaft Burgund gejagt werden, sie möchten ihnen aber ja keinen Aufenthalt in Dijon verstatten, weil sonst der Krieg dadurch in die länge gezogen und das Land desto mehr dabey leiden würde. Die beyden Brüder, Claudius und Wilhelm von Vaudrai, versammleten zuerst einige Truppen in der Grafschaft Burgund, und nahmen mit grosser Geschwindigkeit Vesoul, Rochefort und Auxonne weg. Craon wollte den ersten Ort wieder erobern, mußte sich aber mit grossem Verlust wieder in das Herzogthum begeben. Ludwig gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und ließ dem Prinzen von Oranien den Proceß machen, nach welchem er, als ein falscher und verrätherischer Ritter, bey den Beinen aufgehangen und alle seine Güter eingezogen werden sollten. Sein Bildniß wurde würklich in einigen Burgundischen Städten gehängt; man riß seinen Pallast zu Dijon nieder. Dadurch wurde der Prinz nur immer thätiger gemacht; er brachte durch sein eigenes Geld, und durch Summen, die er aus Burgund gezogen, mehr Truppen zusammen und erlangte von den Schweitzern Verstärkung; denn obgleich diese auch Jahrgelder von dem König von Frankreich empfiengen, so fürchteten sie sich doch vor der Nachbarschaft der Franzosen. Ludwig beschwerte sich durch Gesandte über diese Verletzung der mit den Kantonen getroffenen Verträge, und brachte es dahin, daß die Schweitzer ihren jungen Leuten verboten, bey Lebensstrafe nicht gegen die Franzosen zu fechten. Allein, sie konnten doch nicht hindern, daß nicht viele Freywillige aus Hoffnung der Beute nach Burgund gegangen wären und dem Fürsten von Oranien Beystand geleistet hätten. Grai war noch der einzige Platz, den die Franzosen in der Franche Comté be-

besassen, ward ihnen aber auch noch entrissen. Hu- 1477
go von Chalons, oder wie er gemeiniglich heißt, Chateaugüyon, belagerte ihn, wurde aber von Craon geschlagen und selbst gefangen genommen. Allein, unterdes giengen Toulonjon und Marigni in das Herzogthum, nahmen einige Plätze weg, und erregten eine allgemeine Gährung. Ein gewisser Chretiennot stellte sich an die Spitze einer Partey zu Dijon, tödtete die erste Magistratsperson, und hätte sich beynahe der Stadt bemächtiget; allein, Craon brachte alles wieder in Ordnung. Nicht eben so gelung es ihm in der Grafschaft; mit grossem Verlust mußte er die Belagerung der Stadt Dole aufheben. Die Brüder von Vaudrai setzten ihm sogar nach, und tödteten noch den größten Theil von dem Ueberrest seines Heeres. In dem Herzogthum breitete sich darüber aufs neue Furcht und Schrecken aus, und man glaubte gewiß, die siegreiche Armee der Vaudrai würde über die Saone gehen und Dijon belagern. Diese unangenehme Zufälle bewegten den König, den Vorschlägen Maximilians Gehör zu geben und einen Stillstand zu errichten. Er wurde in den Niederlanden genau beobachtet, aber in Burgund machte man ihn nicht bekannt. Ludwig wurde endlich durch die Klagen, die aus dieser Provinz fast täglich gegen Craon einliefen, ermüdet, und weil er überdies dem Geitz dieses Generals alle Unfälle dieses Kriegs beymaß, so nahm er ihm seine Statthalterschaft und verwies ihn auf seine Güter. An seine Stelle ernennte er **Karl'n von Amboise** oder von **Chaumont**, der im hohen Grade Tapferkeit, Großmuth, Menschenliebe und Uneigennützigkeit besaß.

Während des bisher beschriebenen Kriegs war Ludwig mit dem König von **England** Eduard in Unterhandlungen getreten, und hatte ihn und dessen Mini-

1477 Minister durch Bestechung bewegt, daß sie den Stillstand, der nur sieben Jahr lang dauren sollte, auf die ganze Lebenszeit der beyden Könige und noch ein Jahr darüber verlängerten. Zugleich machte sich Ludwig verbindlich, Eduarden jährlich funfzigtausend Thaler auszuzahlen. Auch mit **Lothringen** erneuerte König Ludwig seine alten Bündnisse; er fand den Herzog Renatus sehr bereitwillig hierzu. Die **Venetianer**, die bey Karls des Kühnen Leben von den Franzosen feindselig waren behandelt worden, schickten nunmehr Gesandte nach Paris, um sich mit dem König zu versöhnen und die Handlungsfreyheit wieder herzustellen. Dies wurde ihnen unter den Bedingungen bewilliget, daß sie kein Bündniß mit der Erbin von Burgund machen und mit der Republick Florenz, die der König in Schutz genommen, in Friede leben sollten. **Spanien** war die einzige Macht, die Ludwig zu fürchten hatte. Um sich also auch von dieser Seite Sicherheit zu verschaffen und seine Absichten auf das burgundische Haus ungestört ausführen zu können, entschloß er sich, Ferdinanden und Isabellen für rechtmässige Könige von Kastilien zu erkennen, und unter dieser Bedingung erhielt er eine Verlängerung des Stillstandes. Zugleich entsagte man von kastilischer Seite allen bisher mit dem König von England und dem Erzherzog Maximilian geschlossenen Bündnissen, und von französischer Seite demjenigen, das mit dem König von Portugal und der Donna Johanne von Kastilien geschlossen worden.

Während dieser Unterhandlung übte König Ludwig ein Beyspiel der Strenge aus, welches vielleicht die Umstände nothwendig machten, dessen Würkung aber schmerzlich und schreckhaft war. **Jakob von Armagnac, Herzog von Nemours**, hatte, ohngeachtet der wiederholten Eydschwüre und Versiche-

sicherungen der Treue gegen den König, an allen 1477
Verschwörungen, die gegen das oberherrliche Ansehn
ludwigs des Eilften waren angesponnen worden,
Theil genommen. Seine letzte Meuterey bestand in
einem geheimen Verständniß mit dem unglücklichen
Konnetabel von St. Paul; und dieser eben hatte
desselben bey seiner Aussage erwähnt. Der Herr
von Beaujeu mußte ihn aus Carlat holen und ihn
nach Vienne bringen; von da ward er nach Pierre-
Encise in ein feuchtes und kaltes Gefängniß geschafft,
wovon nach einigen Tagen seine Haare schneeweiß
wurden; nachher bekam er in der Bastille ein leid-
licheres Gefängniß. Als er aber seine Wächter zu
bestechen suchte, sperrte man ihn in einen eisernen
Käfig. Beym Anfang des Processes fanden sich kei-
ne offenbare und überführende Beweise: vielmehr
widersprachen die gegen ihn aufgestellten Zeugen ein-
ander mehr als einmal; und der Herzog selbst ver-
theidigte sich lange, mit vieler Gegenwart des Gei-
stes. Endlich gestand er, aus Furcht vor der Fol-
ter, mehr als man verlangt hatte. Es sey nun, daß
er seiner Sache eine für ihn günstige Wendung zu
geben glaubte, wenn er die angesehensten Männer
des Staats darein verwickelte, oder daß er sich nur
an denen, die ihn schlecht unterstützt hatten, und
denen er sein Unglück Schuld geben mochte, dadurch
rächen wollte, genug er entdeckte oder ersann eine
neue Verschwörung, in welche Johann von Bour-
bon, die Prinzen des Hauses Anjou, der Graf von
Dammartin, und fast alle Kapitäne der Ordonnanz-
kompagnien verwickelt seyn sollten. Nachdem da-
durch und durch viele andre Ausflüchte der Proceß
über zwey Jahre lang gedauret hatte, und der Kö-
nig sich stets unerbittlich bewies, wurde endlich im
Jahr 1477 unter dem Vorsitz des Herrn von Beau-
jeu das Urtheil gefällt, nach welchem Jakob von Ar-

1477 magnac, Herzog von Nemours und Graf von la Marche, als ein Verbrecher der beleidigten Majestät enthauptet werden und alle seine Güter dem König anheim fallen sollten. Die Güter wurden zuerst eingezogen und unter die Herren vertheilt, die der König belohnen wollte, wobey man sich wundern muß, daß unter den Erben dieses unglücklichen Herrn diejenigen, die ihm den Proceß gemacht, oben an standen, und daß die drey Söhne und drey Töchter des Herzogs, die noch alle Kinder waren, so ganz gewissenlos mit dem Verlust derselben gestraft wurden. So bekam der Herr von Beaujeu, in dessen Namen das Urtheil war ausgesprochen worden, die Grafschaft la Marche; der Ritter Boufile, die Grafschaft Castres; Blosset, Herr von St. Pierre die Vicomtey und Grafschaft Carlat; Ludwig von Graville, die Stadt Nemours und Pont für Yonne; der Herr von l'Isle, die Vicomtey Murat. Johann von Daillon und Philipp von Comines theilten alles unter sich, was der Herzog zu Dornick und im Dornicker Gebiete besaß. Imbert von Batarnai, Herr von Bouchage, erhielt die ländereyen Fai, Servisses, Biran, Chateau-neuf, Anglas und la Foret d'Ailli. Dem Vicomten von Narbonne, Sohn des Grafen von Foix, fiel die Grafschaft Perdriac zu; Johann von Avaudignon, Colommiers, Pont und Nogent für Seine ꝛc.

Hierauf befahl der König, daß man zur Vollstreckung des Urtheils schreiten, und daß diese Vollstreckung vor den Kaufmannshallen zu Paris geschehen sollte. Das Zimmer, wohin der Gefangene gebracht werden sollte, wurde mit schwarzem Tuch behängt; das Pferd, worauf man ihn setzte, war mit einer schwarzen Schabracke belegt, und obgleich auf diesem Platz ein beständig bleibendes Schavot befindlich war, so errichtete man doch ein neues, und be-

bedeckte es gleichfalls mit schwarzem Tuch. Unter 1477
das Schavot wurden die unglücklichen Kinder des
Herzogs von Nemours gestellt, damit sie mit dem
Blute ihres Vaters bespritzt werden möchten, wie
hernach würklich geschah. Einer so barbarischen That Am 4.
konnte nur die blutdürstige und Empfindungslose Aug.
Seele Ludwigs des Eilften fähig seyn! Nemours
ward in das schwarze Zimmer, wo sich das Parla-
ment versammlet hatte, geführt; sagte, daß er zu
Befreyung seines Gewissens genöthiget wäre zu er-
klären, daß dasjenige, was er von einer Verschwö-
rung gegen den König und den Dauphin angegeben,
und in welche die vorhin genannte Herren verwickelt
seyn sollten, keinen Grund habe, sondern sich nur
auf ungewisse Gerüchte und leere Muthmassungen
stütze. Er bekannte noch verschiedene an Privatper-
sonen verübte Erpressungen, und verlangte, daß man
sie von seinen Gütern entschädigen sollte. Obgleich
durch dieses letzte Bekenntniß des Herzogs von Ne-
mours der Herzog von Bourbon, der Graf von Dam-
martin und die andern Diener des Königs vollkom-
men gerechtfertiget waren, so war doch Ludwigs arg-
wöhnischer Geist, der, wie aus allem erhellet, sich
wenig rechtschaffener Handlungen bewußt war, mehr
geneigt, Böses von diesen Herren zu denken, als sie
zu entschuldigen; er fuhr fort, sie als verdächtige
Leute zu betrachten, und erwartete den Zeitpunkt, da
er sich würde rächen können. Das Pariser Parla-
ment selbst bekam bey dieser Sache Verdruß. Drey
Parlamentsräthe, die votirt hatten, man möchte
aus dem Kriminalproceß des Herzogs von Nemours
einen Civilproceß machen, wurden blos deswegen von
dem König ihrer Aemter entsetzt. Als das Parla-
ment Vorstellungen deshalb that, so antwortete Lud-
wig, er wüßte nicht anders, als daß sie Unterthanen
der Krone Frankreich wären, und daß sie als solche

1477 ihre Schuldigkeit zu thun hätten; nun aber wüßten sie, daß er ein für allemal befohlen habe, Verbrecher der beleidigten Majestät keineswegs zu schonen; es wäre daher nöthig, den Gerichtshof von solchen Leuten zu reinigen. So ausschweifend, so anhaltend war Ludwigs Zorn; und doch empfand er in seinen letzten Stunden Gewissensbisse über den Tod des Herzogs von Nemours. Die Aussagen dieses Unglücklichen machten ihn vollends so unruhig und argwöhnisch, daß er das bekannte Gesetz gab, nach welchem alle diejenigen, die von einer Verschwörung gegen die Person des Königs, der Königin oder des Dauphins, auch nur die geringste Wissenschaft haben und sie verschweigen, als Theilnehmer an der Verschwörung sollen angesehen und behandelt werden.

1478 Der Stillstand, den **Ludwig** und **Maximilian** mit einander gemacht hatten, sollte zur Stiftung eines beständigen Friedens angewendet werden: allein hierzu war keine Hoffnung vorhanden. Maximilian wollte nichts abtreten, und Ludwig nichts wieder herausgeben. Beyde waren blos darauf bedacht, wie sie sich Bundsgenossen machen und sich in den Stand setzen könnten, den Krieg mit Vortheil wieder anzufangen. Der König von **England** mochte sich wenden, auf welche Seite er wollte, so mußte er den Ausschlag geben. Das Interesse seiner Krone knüpfte ihn an Maximilians Partey; sein persönliches Interesse aber und seine Lebensart, an Ludwigen. Weil jedoch dieser befürchten mußte, das Verlangen der englischen Nation, die Ruhmbegierde, oder irgend ein andrer Beweggrund möchte Eduarden aus seiner natürlichen Unthätigkeit ziehen und ihn bewegen, einen seinem Range würdigen Entschluß zu fassen; so unterließ er nichts, was ihn zur Beybehaltung seiner damaligen Gesinnungen bewegen, und den Anerbietungen Maximilians die Wage halten

ten konnte. Daher gieng er so weit, daß er ihm 1478
Hennegau und Flandern anbieten ließ, wenn er mit gewaffneter Hand Besitz davon nehmen wollte. Ludwig versprach so gar, ihm zum Besten Flandern von der Krone Frankreich unabhängig zu machen. Dieses Anerbieten war zu glänzend, als daß man es für aufrichtig hätte halten können. Eduard merkte auch die Schlinge, und antwortete, es würde zu schwer fallen so grosse und mit festen Plätzen angefüllte Provinzen zu erobern: wollte ihm aber Ludwig, als ein treuer Bundsgenosse, Beweise seiner Freundschaft geben, so möchte er ihm nur die Städte Ardres, Boulogne und einige andre Plätze in der Nachbarschaft von Calais abtreten; unter dieser Bedingung würde er ihm mit gewaffneter Hand beystehen und ihm aus allen Kräften zu dem Besitz der Provinzen Hennegau und Flandern verhelfen. Weil nun Ludwig nichts mehr scheute, als die weitere Ausbreitung der Engländer in Frankreich, so suchte er dadurch den Forderungen Eduards auszuweichen, daß er die Grafschaft **Boulogne** mit der Krone verband. Diese Grafschaft hatte ehedem den Dauphinen von **Auvergne** gehört; ihre Rechte waren an das Haus **la Tour** gekommen: aber dieses war nicht mächtig genug, sie gegen die Ermächtigungen der Herzoge von Burgund geltend zu machen. Ludwig der Eilfte trat wegen dieser Rechte mit Bertranden von la Tour in Unterhandlungen, und gab ihm für Boulogne die Grafschaft Lauraguais in Languedok. Es zeigte sich aber noch eine Schwierigkeit; die Grafschaft Boulogne war ein Lehn von der Grafschaft Artois; Ludwig hatte diese noch nicht ganz im Besitz, und man wußte nicht, ob er bey einem Friedensschluß die weggenommenen Plätze behalten würde. Denn die Grafschaft war ein Weiberlehn und gehörte folglich von Rechtswegen der Herzogin Marie von Burgund;

1478 diesemnach wäre der König, als Graf von Boulogne, Vasall eines seiner Vasallen geworden. Um diese Schwierigkeit zu heben, übertrug er aus königlicher Macht die Lehnspflicht dieser Grafschaft dem Marienbilde zu Boulogne, opferte ihm, als einen Lehnzinß, ein goldenes Herz, dreyzehn Mark schwer, und verband alle seine Nachfolger zu eben dieser Pflicht; wie sie denn Ludwig der Funfzehnte noch erfüllt hat.

Hieraus sieht man, wie weit Ludwig entfernt war, die Grafschaft Boulogne den Engländern abzutreten; und doch war es bey den damaligen Umständen für ihn eine Sache von Wichtigkeit, Eduarden in der Unthätigkeit zu erhalten. Eine neue Gesandschaft von diesem Monarchen verursachte ihm lebhafte Unruhe. Er ließ von ihr vorläufig und heimlich ausforschen, worinn ihr Auftrag bestehe, und erfuhr, daß Eduard nichts eifriger wünsche, als eine Vermählung seiner Prinzessin Elisabeth mit dem Dauphin; daß man in England darüber murre, daß der König von Frankreich von den funfzigtausend Thalern, die er für die loslassung der Königin Margarethe bewilliget, noch nichts bezahlt habe; daß die Engländer mit Ungeduld die Ankunft des Fürsten von Oranien erwarteten, welcher den Auftrag habe, im Namen Maximilians und der verwitweten Herzogin von Burgund mit dem englischen Hof in Unterhandlungen zu treten; der König von Frankreich könne aber allezeit auf seine Freunde in Eduards Staatsrathe Rechnung machen. Kaum wußte Ludwig dies, so schickte er einen Courier mit zehntausend Thalern auf Abschlag der lösegelder für Margarethen an Eduarden ab, der dann damit so wohl zufrieden war, daß er sogleich seinen Gesandten Befehl zuschickte, mit dem König von Frankreich einen dauerhaften Frieden zu schliessen, wenn es dem König von Frankreich an-

angenehm wäre: aber Ludwig lehnte den Vorschlag 1478
von sich ab; er hätte nur neue Verbindlichkeiten eingehen müssen, und der Stillstand, der so lange dauren sollte, als beyde Könige leben würden, war ihm zur Erfüllung seiner Absichten hinreichend.

König Ludwig wollte sich auch in **Teutschland** Freunde und Bundsgenossen machen. Die Lütticher, deren Zustand ohnehin noch traurig war, mochten keinen Theil an seinen Händeln nehmen; aber die Grafen von **Würtemberg** und **Mümpelgard** versprachen, gegen ein Jahrgeld von sechstausend livres, ihm gegen jedermann Hülfe zu leisten. Auch mit **Philippen von Savoyen, Grafen von Bresse**, der seit einiger Zeit über den französischen Hof mißvergnügt gewesen, söhnte sich Ludwig wieder aus: aber mit den **Schweitzern**, seinen alten Bundsgenossen, wollte es ihm nicht gelingen. Sie waren unzufrieden und eifersüchtig über die Vortheile, welche die französischen Truppen in ihrer Nachbarschaft in der Grafschaft Burgund, erwarben. Ludwig ließ ihnen zwar die Hälfte dieser Grafschaft oder eine Summe Geldes für ihre Ansprüche anbieten, wenn sie die bundsmässige Hülfe leisten würden: aber diesmal fand er kein Gehör. Die Eydgenossen schlossen vielmehr mit Burgund einen Vergleich, und liessen sich die ihnen ehemals versprochene hundert und funfzigtausend Gulden verschreiben.

Indes Ludwig geschäftig war, die benachbarten Nationen sich zu Freunden zu machen, verabsäumte er nicht, die angesehensten Herren, die es noch mit der Partey Maximilians und dessen Gemahlin hielten, durch grosse Geschenke und Verheissungen an sich zu ziehen. So gab er dem Bastarden **Anton von Burgund** die Landschaft **Ostrevand** in Hennegau, die Kastellaney **Bapaume** in Artois und die Herrschaft **Bouchain**. Eben so

1478 freygebig, jedoch verhältnißmäßig, bezeigte er sich gegen alle Grosse, die er schon vom Dienst ihres rechtmäßigen Oberherrn abgezogen hatte. Das Parlament, das diese vielfache Schenkungen einregistriren mußte, hielt es für Pflicht, Vorstellungen deshalb zu thun, und erneuerte zu dem Ende seine Widersetzlichkeit gegen alle den Krongütern zum Nachtheil gereichende Schenkungen. Dadurch erwarb sich das Parlament die Liebe der Nation, welche über den König laute Klagen führte, weil er zu einer Zeit, da ein kostbarer Krieg zu führen war, und deswegen neue Auflagen entstanden, mit Geschenken so verschwenderisch umgieng. Unter andern verlangte der König in diesem Jahr von der Provinz languedok 260424 livres mehr, als in den vorhergehenden Jahren, indem er die Stände dieser Provinz versicherte, diese Beysteuer sey nothwendig, sollte er anders Burgund, Artois und Flandern wieder mit der Krone vereinigen, welche Provinzen man ihm so unrechtmäßiger Weise vorenthalte. Das Recht des Königs von Frankreich auf diese beyden letzten Provinzen war so unstreitig und deutlich nicht, als er zu glauben schien. Gewiß ist, daß sie vor Zeiten von der französischen Krone abgetrennt worden, und daß sie bey derselben zu lehn giengen: aber sie waren auch von jeher als Lehen betrachtet worden, die auf weibliche Nachkommen vererbt werden konnten. Sie waren überdies nur durch Vermählung eines burgundischen Prinzen mit der Erbin von Flandern an das Haus Burgund gekommen; folglich konnte der König von Frankreich von diesen Grafschaften nichts weiter verlangen, als die Huldigung und den Eyd der Treue. Er nahm also bey der Schwäche seiner Ansprüche zu jenem Grundgesetz des Lehnrechts Zuflucht, nach welchem ein der Felonie überführter Vasall sein Lehn verliehrt. Demnach konnte freylich

Lud-

ludwig den letzten Herzog von Burgund, Karl'n, 1478
vor den Hof der Pairs von Frankreich fordern, ihn für einen Rebellen erklären und alle seine von der französischen Krone abhängende Güter einziehen: allein, Karl war zu furchtbar, als daß man ihm auf solche Art den Proceß hätte machen können. Nun, da er todt war, wollte man dieses noch thun; ein bisher beyspielloses Verfahren! Damit es aber nicht das Ansehen haben möchte, als wollte man einen Menschen verdammen, ohne ihn hören zu wollen, bot ludwig dem Erzherzog Maximilian und dessen Gemahlin sicheres Geleit an, damit sie entweder selbst vor den Gerichtshof der Pairs kommen, oder Prokuratoren schicken könnten, um das Andenken des letzten Herzogs von Burgund zu vertheidigen, welcher wegen des Verbrechens des Ungehorsams und der Untreue nach den Gesetzen des Königreichs gerichtet werden sollte. Zu dieser Versammlung wollte der König einen päbstlichen Legaten, wie auch Abgeordnete des Kaisers und der teutschen Stände, zulassen. Weil nun Maximilian und Marie sich wohl hüteten, sich in eine so verfängliche Sache einzulassen, so fieng man vor dem Pariser Parlament den Proceß gegen den verstorbenen Herzog Karl an, stellte alles Ungemach, das er dem Königreich zugezogen, nach der Reihe lebhaft vor, und griff sogar auch seine Tochter, die Prinzessin Marie an, indem man ihr ein Verbrechen aus den Briefen machte, die sie an die burgundischen Stände geschrieben und worinn sie dieselben ermahnt hatte, sich dem König von Frankreich nicht zu unterwerfen: noch mehr aber aus den Briefen, durch die sie die Schweizer und Engländer gegen ludwigen aufwiegeln wollte. Kaiser Friedrich der Dritte schlug sich bey diesem Proceß ins Mittel, und schrieb einen langen Brief, oder vielmehr ein Manifest an den König von Frankreich, worinn er

1478 diesem alle seine Ungerechtigkeiten gegen das teutsche Reich und gegen das burgundische Haus vorwarf. Ludwig verantwortete sich in einem andern Schreiben, wodurch im Grunde so wenig ausgerichtet wurde, als durch den Proceß gegen Karl'n und Marien, so daß beyde Theile wohl einsahen, das Glück der Waffen müsse die Entscheidung geben.

Man gieng diesemnach wieder **zu Felde.** Die Franzosen eroberten nach tapferer Gegenwehr die zwischen Dornick und Valenciennes gelegene Stadt **Conde'. Maximilian** kam hierauf mit flandrischer Miliz und mit einigen teutschen Truppen, die ihm sein Vater, der schon zu Anfang des Jahrs ein allgemeines Aufgebot in Teutschland gegen den König von Frankreich hatte ergehen lassen, zugeschickt, bis nach Valenciennes, um seinem Feind ein Treffen anzubieten: allein, Ludwig, der die Vortheile, die ihm die Politik erwarb, dem ungewissen Ausgange eines Gefechts nicht aussetzen wollte, verlegte seine Truppen in die festen Plätze, und er selbst begab sich nach Cambray. Maximilian ließ hierauf das Land verwüsten und bis unter die Mauern von Quesnoi Streifereyen thun. Man verglich sich endlich über

Am 11. Jul. einen **neuen Stillstand** auf ein Jahr, durch welchen der König von Frankreich nicht allein alle Eroberungen in Hennegau und Franche-Comte' an Maximilian abzutreten, sondern auch seine Truppen aus Dornick, Cambray, Quesnoi und Bouchain, welche Plätze zum teutschen Reich gehörten, zu ziehen versprach. Die bisherigen Streitigkeiten sollten durch Schiedsrichter ausgemacht werden: allein damit hat man nicht zu Stande kommen können.

Die Franzosen wunderten sich und murrten über die Willfährigkeit ihres Königs gegen Maximilian; selbst die Staatsräthe, denen Ludwig seine geheimen Anschläge verbarg, konnten sich ein so sonder-

derbares Betragen nicht erklären, sondern bezeugten 1478
öffentlich ihre Verwunderung. Dennoch kann man beweisen, daß Ludwig hierbey klug gehandelt habe. Er hatte Nachricht erhalten, daß der Kaiser seinem Sohn in Zukunft kräftiger beystehen werde, und daß ein fürchterliches Bündniß zwischen den teutschen Reichsfürsten, den Venetianern, den Königen von Aragonien und Kastilien, vielleicht auch dem König von England, im Werke wäre. Dieses Bündniß hinderte er durch seine scheinbare Mässigung; er entwaffnete seine Feinde durch die Abtretung der Plätze, die er doch über kurz oder lang hätte abliefern müssen, weil sie nicht von seiner Lehnsherrlichkeit abhiengen. In Dornick, welche Stadt einer eigenen Regierungsform genoß, hätte er zwar Besatzung lassen können: weil aber diese Besatzung die Flamländer beunruhigte und sie nöthigte, ihre eigenen Besitzthümer zu vertheidigen, und deswegen fest an Maximilian zu hängen, so urtheilte der König mit Grunde, sie würden bey der Entfernung dieses Zwangs wieder aufrührisch, und ihrem Fürsten, an statt ihn zu unterstützen, untreu und lästig werden. Der Erfolg rechtfertigte dieses Urtheil.

In **Burgund** wurde der Stillstand später bekannt gemacht; und inzwischen hatte **Chaumont von Amboise** verschiedene Vortheile erlangt und sich einiger Plätze, besonders Baume bemächtiget, trieb Brandschatzungen ein, und vereitelte auf diese Art die Hoffnung des Prinzen von **Oranien**. Dieser soll darüber so in Verzweiflung gerathen seyn, daß er den König von Frankreich durch einen Landstreicher wollte vergiften lassen: allein mit Zuverlässigkeit kann dies nicht behauptet werden. Dennoch glaubte der mißtrauische Ludwig dem Landstreicher, und ließ öffentlich im Parlament die Aussage desselben verlesen,

da-

1478 damit jedermann die Verrätherey und Niederträchtigkeit des Prinzen erkennen möchte.

Ohngeachtet der vorherigen Verträge währten doch die Unterhandlungen der englischen und französischen Minister immer fort. Eduard kannte seinen Vortheil und die Furcht des Königs von Frankreich vor seiner Macht; daher vervielfältigte er stets seine Forderungen. Der geringste Vorwand, ein Brief aus den Niederlanden, war für ihn Beweggrund genug, neue Gesandte nach Frankreich zu schicken, welche Ludwig allemal mit grossen Geschenken von sich ließ. Die verwitwete Herzogin von Burgund, Eduards Schwester, war damals Ludwigs gefährlichste Feindin. Sie suchte heimlich die englische Nation zum Krieg mit Frankreich anzufrischen; und ihren Bruder bat sie unaufhörlich um Beystand. Eduard bot endlich seine Vermittelung an. Dies sah Ludwig sehr ungern, und doch getraute er sich nicht, dies von sich abzulehnen. Bey jedem neuen Vorschlag zahlte er Eduarden etwas von dem bewilligten Jahrgeld oder Tribut, oder von den Lösegeldern der Königin Margarethe von Anjou. Auf die Klagen der verwitweten Herzogin von Burgund antwortete er, es sey aus Bosheit geschehen, daß man ihr Witthum auf die an die französische Krone rückfällige Länder angewiesen; diese Länder wären überdies von ihm schon in Besitz genommen gewesen, ehe man daran gedacht habe, sie der Herzogin abzutreten; er glaube, ihr eine starke Probe seiner Ergebenheit abgelegt zu haben, daß er ihr Quesnoi eingeräumt; er sey so gar bereit, ihr die Plätze in Burgund, auf die sie Ansprüche mache, abzuliefern, wenn sie ihm dafür die Huldigung leisten würde; er wolle endlich, wenn sie ihren Aufenthalt in Frankreich nehmen möchte, ihr Witthum mit einem beträchtlichen Jahrgeld vermehren und ihr mit aller ihrer Geburt

und

und ihrem Range gebührenden Achtung begegnen. 1478
Aber über die Vermählung des Dauphins mit der englischen Prinzessin Elisabeth, woran Eduarden am meisten gelegen war, erklärte sich Ludwig nicht deutlich. Diese Prinzessin war nun mannbar geworden, und Eduard drung auf die Vermählung, oder, wenn dies die Gesundheitsumstände des Dauphins nicht verstatten sollten, auf die Auszahlung des in dem Vertrag zu Pequigni bewilligten Brautschatzes. Ludwig versicherte, er sey zu allem bereit, den Brautschatz werde er aber nicht eher, als an dem Vermählungstag auszahlen lassen.

Nachdem sich Ludwig von Seiten Teutschlands und Englands einige Ruhe verschafft hatte, trat er mit **Spanien** in Unterhandlung. Der Stillstand mit den Königen von Aragonien und Kastilien gieng zu Ende. Den letzten war, wegen ihres Kriegs mit Portugal, an der Beylegung des ganzen Streits gelegen, und Ludwig wünschte wegen der Ausführung seiner Anschläge auf Burgund eben dies: aber desto mehr widersetzte sich der alte König von Aragonien, welcher überzeugt war, daß Ludwig blos aus dieser Ursache Frieden suche. Er zweifelte auch nicht, daß dieser eben deswegen die Prinzessin **Anne von Savoyen**, seine Nichte, dem König von Neapel, **Ferdinand dem Ersten**, des Königs Johanns des zweeten von Aragonien Brudersohn, für den Prinzen Don **Friedrich von Taranto**, seinen zweeten Sohn, mit **Roussillon und Cerdagne** zum Brautschatz, zur Gemahlin vorgeschlagen habe; indem Ludwig durch diese Veranstaltung Friedrichen zum Vasallen bekommen hätte, und dadurch dem König von Aragonien alle Hoffnung wäre benommen worden, diese Domänen wieder zu erlangen, ohngeachtet dieser Fürst behauptete, er wäre dem König von Frankreich nichts dafür schuldig. Doch

alle

1478 alle seine Vorstellungen fruchteten nichts, weil die Königin Isabelle auf dem Frieden bestand, der ihr zur Endigung des Kriegs mit Portugal nöthig schien; und Don Ferdinand, ihr Gemahl, war eben dieser Meynung. Es wurde daher festgesetzt, daß die Prinzen des aragonischen Hauses nicht anders zu dem Besitz der Grafschaften Roussillon und Cerdagne sollten gelangen können, als nach Auszahlung der 250000 Thaler, wofür sie an Frankreich waren verpfändet worden; wollten sie aber ihren Rechten auf Roussillon und Cerdagne entsagen, so sollte der König von Frankreich in fünf Jahren noch 250000 Thaler darzu legen. Unter dieser Bedingung versprach Ludwig, dem König von Portugal und dessen Nichte, der Prinzessin Johanne von Kastilien, nicht mehr beyzustehen. Ferdinand und Isabelle hingegen hoben ihr Bündniß mit dem Erzherzog Maximilian und dessen Gemahlin Marie auf.

1479 Zu Anfang des folgenden Jahrs starb König Johann der Zweete; folglich kam Aragonien an dessen Sohn, Don Ferdinand, den Gemahl der Königin Isabelle von Kastilien.

Weil nunmehr König Ludwig für allen Feinden, ausser nur für dem Erzherzog Maximilian, sicher zu seyn glaubte, so dankte er verschiedene Ordonnanzkompagnien ab und mit ihnen die Inhaber derselben. Unter diesen war auch der alte so sehr verdiente Graf von **Dammartin**. Man weiß hiervon keine andre Ursache anzugeben, als die erdichtete Aussage des Herzogs von Nemours, die er jedoch selbst in seiner letzten Stunde zurückgenommen hatte. Ludwigs argwöhnische Seele begnügte sich unterdes mit dieser Aeusserung der Ungnade; denn Dammartin blieb Großmeister von Frankreich und behielt seinen Gehalt, der sich über fünfundzwanzigtausend livres belief. Strenger aber wurden die andern Kapitäne

behandelt. Für das Geld, das durch die Aufhe- 1479
bung der Ordonnanzkompagnien erspart wurde, nahm
ludwig Schweitzer in Sold, und war nun ernst-
lich auf die Eroberung der Grafschaft Burgund
bedacht. Ehe noch der einjährige Stillstand verlau-
fen war, machten die Franzosen einen Anschlag auf
Dornick, wurden aber verrathen; hierauf hielt sich
Maximilian auch nicht länger für verbunden, den
Stillstand zu halten, sondern gieng mit einer stär-
kern Armee, als vorher, zu Felde. Die Bemühun-
gen des Pabsts, den Ausbruch des Kriegs zu hin-
dern, waren demnach vergeblich. Maximilian be-
setzte Cambray, und ließ von da aus heftige Strei-
fereyen in die benachbarten französischen Ländereyen
thun. Dafür eroberten und verbrannten die Fran-
zosen Dole in der Grafschaft Burgund. Sie be-
mächtigten sich hierauf der übrigen festen Plätze, und
verwüsteten dabey auf eine sehr unmenschliche Art
die öffentlichen Archive, die doch sonst mitten unter
den Greueln des Kriegs verschont bleiben. Unterdes
belagerte Maximilian Terouanne in Artois, mußte
aber davon ablassen, als die Marschälle von des Cor- zu Ende
des und von Sie zum Entsatz kamen. Dies veran- des Jul.
laßte ein Treffen zwischen beyden Armeen bey dem Am 7.
Dorfe Guinegate, welches die Franzosen durch Aug.
ihre Begierde nach Plündern und nach Gefangenen,
von denen sie große Lösegelder zu ziehen hofften, ver-
lohren, und dabey fast achttausend Mann nebst
dem Lager und Geschütz einbüßten. Die französischen
Geschichtschreiber machen den Verlust Maximilians
eben so groß, und versichern, dessen ganze Reuterey
sey dadurch zu Grunde gerichtet worden. Sie räu-
men deswegen Maximilian blos die Ehre ein, das
Schlachtfeld behauptet zu haben. Gewiß ist, daß
sich Maximilian seines Siegs schlecht bedient, und
vielleicht wegen des grossen Verlusts nicht bedienen

konn-

1479 konnte; denn sonnst hätte er die leeren Plätze Terouanne und Arras besetzen können, wenn er gleich nach der Schlacht davor gerückt wäre. Ueberhaupt verrichtete er in diesem Feldzuge weiter keine wichtige That, indem er sich blos mit Eroberung einiger von den Franzosen besetzten Raubschlösser beschäftigte. Ludwig seiner Seits gab auf Veranlassung dieses Treffens, welches hauptsächlich durch die Raubbegierde seiner Truppen verlohren gieng, die Verordnung, daß jetzt und in Zukunft alle Gefangene, die von gemeinen Reutern gemacht worden, sollten gemeinschaftlich ausgeliefert und die Lösegelder in gleiche Theile unter die Officiere und Gensdarmes vertheilt werden. Der Verdruß, den Ludwig über den Verlust des Treffens bey Guinegate empfand, wurde durch die Nachricht gemildert, daß der französische Admiral Coulon die holländische Heringsflotte und achtzig flandrische Getraidschiffe weggenommen habe. In der Grafschaft Guines eroberten die königlichen Truppen siebzehn Schlösser, und verübten dabey, so wie in den Niederlanden und in Burgund, die unmenschlichsten Verheerungen: Maximilians Truppen verfuhren aber eben so.

Während des Winters dieses Jahrs, und zum Theil im Jahr 1480, dachte Ludwig der Eilfte weiter auf die Vervollkommnung seiner Truppen. Die Freyschützen, die sein Vater errichtet hatte, blieben nur zur Zeit des Kriegs beysammen und in der Waffenübung: wurde Friede, so schickte man sie wieder nach Hause in die Dörfer, die sie gestellt hatten. Sollten sie zusammenziehen, so begiengen sie unterwegs viele Ausschweifungen, die man selten zu hemmen im Stande war; und dann im Felde selbst waren sie mehr zum Plündern als zum Fechten aufgelegt; mit einem Worte, Truppen ohne Mannszucht. Ludwig faßte daher den Vorsatz, sie

zu

zu unterdrücken; man berechnete den Aufwand, den 1479
jede Gemeinde oder Pfarrey zur Unterhaltung eines Freyschützen machen mußte, und der König bediente sich dieser Summe zur Unterhaltung eines Haufens von sechstausend Schweitzern. Denn die Kantone neigten sich nun wieder auf französische Seite, nachdem der Kaiser und der Erzherzog Maximilian sie vergebens ermahnt hatten, ihren in Ansehung der Grafschaft Burgund eingegangenen Verträgen nachzukommen. Die Saumseligkeit oder vielmehr das Unvermögen der Burgunder in Bezahlung der versprochenen 150000 Gulden, mußte den Eydgenossen zu einem scheinbaren Vorwand dienen, daß nunmehr die übrigen Kantone den vorhin nur von Bern allein besiegelten Bund bekräftigten. Der König Am 9.
versprach dafür, die wegen Burgund angebotenen Sept.
200,000 Gulden in verschiedenen Fristen von 30,000 Gulden, und zwar allemal auf Ostern, zu entrichten. Hingegen erhielt er die versprochenen 6000 Mann, unter der Bedingung, daß sie allein zur Beschützung seines Königreichs, auch nie zu einigem Kriege, ohne Vorwissen der Kantone, insonderheit nicht wider das teutsche Reich und andre Verbündete der Eydgenossen, gebraucht oder widrigen Falls von ihren Obern sollten zurückberufen werden dürfen. Diese sechstausend Schweizer sollten, in Verbindung mit den Ordonnanzkompagnien, eine stehende Armee, stets zum Fechten bereit, ausmachen, und sie sollte, nach Art der alten Römer, in einem befestigten Lager sich aufhalten und sich allezeit so betragen, als wenn sie den Feind vor sich hätte. Der Marschall Desquerdes war der Urheber dieser Anstalt. Es scheint jedoch nicht, als wenn die Sache zur völligen Ausführung gekommen wäre; wenigstens sind die Schweitzer nur bis nach Chalons in Burgund gekommen, und wurden wegen des zwischen Ludwig und

1480 Maximilian getroffenen Vergleichs wieder abgedankt. Ohne diese sechstausend Schweizer hatte König Ludwig während des damaligen Kriegs wohl noch eben so viele, die nicht mit Vorwissen ihrer Obrigkeit in französischen Diensten standen, im Sold.

Ausser dieser neuen Einrichtung des Heers machte König Ludwig noch verschiedene andere Anstalten zur nachdrücklichen Eröffnung des bevorstehenden Feldzugs. Unterdes wünschte er doch auch sich und seinen Staaten die Wiederherstellung des Friedens. Die Unterhandlungen mit England daureten fort, zumal da sich Maximilian immer mehr um ein Bündniß mit Eduarden bemühte. Ludwig reitzte den König von Schottland, Jakob den Dritten, zum Krieg gegen England. Eduard erfuhr Ludwigs Ränke, verstellte sich aber, und trat heimlich mit Maximilian in nähere Verbindungen; nichts, als die ansehnlichen Geldsummen, die er und seine Minister von Zeit zu Zeit aus Frankreich bekamen, hielten ihn ab, sich öffentlich zu erklären. Zu gleicher Zeit wollte Ludwig den Herzog von Bretagne zwingen, die bisherige Parteylosigkeit zu brechen, und sich mit ihm wider Maximilian zu vereinigen. Er ließ dem Herzog Chantoceaux und Ingrande wegnehmen, und kaufte dem Hause Penthievre seine Rechte auf Bretagne ab. Herzog Franz ließ sich dadurch nicht abschrecken, die alten Verträge mit Maximilian und Marien zu erneuren, zumal da König Eduard die Gewährleistung derselben übernahm, und sich mit ihnen, wenn es Zeit seyn würde, gegen Frankreich zu verbinden versprach. Eduards Absicht gieng eigentlich dahin, Ludwigen zur Vollziehung der Vermählung des Dauphins mit seiner Tochter Elisabeth zu nöthigen, welche durch französische Ränke von einer Zeit zur andern aufgeschoben wurde.

Kö-

König Renatus von Neapel, Herzog von Anjou, Ludwigs Oheim von mütterlicher Seite, starb in diesem Jahr zu Aix in seinem zweyundsiebenzigsten Jahr. Dieser Todesfall verursachte in dem Innern Frankreichs einige Veränderungen. Dem Testament dieses Herrn zu Folge kam Provence an seinen Neffen, Karl'n von Maine, und das Herzogthum Bar an Yolande, seine älteste Tochter. Die zwote, welche die verwitwete Königin Margarethe von England war, erhielt nichts, als tausend Thaler, und dann zweytausend livres Renten, die auf Barrois angewiesen waren. Der dritten, Johanne von Laval, die er in der zwoten Ehe erzeugt hatte, vermachte er desto ansehnlichere Einkünfte in Provence, Anjou und Barrois. Das Marquisat Pont a Mousson und die Ländereyen St. Remi und St. Cannat schenkte er seinem natürlichen Sohne, Johann. Das Herzogthum Anjou fiel an die Krone zurück; Ludwig war auch in Ansehung der Provence zufrieden, weil Karl von Maine keine Kinder hatte: aber desto mißvergnügter bezeigte er sich wegen der ganz unbilligen Enterbung der Königin Margarethe. Diese unglückliche Frau, die blos von Ludwigs Wohlthaten lebte und ihre übrigen Tage in Ruhe beschliessen wollte, übertrug aufs neue dem König ihre Erbgerechtigkeit auf Provence, Lothringen und Bar. Dem zu Folge behielt Ludwig nicht allein das vorher schon von ihm besetzte Herzogthum Bar, sondern erneuerte auch seine Ansprüche an Lothringen. Er verlangte, daß man von Rechtswegen wenigstens die Hälfte dieses Herzogthums abtreten müsse; eigentlich könne man es ganz für sie verlangen, weil ihre Schwester Yolande durch ihren Ehevertrag mit dem Grafen von Vaudemont, nach erhaltenem Brautschatz, allen Ansprüchen auf die väterliche und mütterliche Erbfolge

1480

Am 10. Jul.

1480 in Lothringen entsagt, Margarethe hingegen sich zu nichts, was ihren Rechten nachtheilig seyn könnte, verbindlich gemacht habe. Ueberdies behauptete er, daß er schon für sich selbst, ohne Rücksicht auf Margarethen, Ansprüche an Lothringen machen könne, weil er den Herzogen Johann und Nikolaus und dem König Renatus selbst über eine Million Thaler vorgestreckt habe. Ausser allem dem forderte er die Rückgabe der Stadt Epinal, die er dem Herzog Johann durch den Vertrag zu Conflans abgetreten hatte.

Der junge Herzog **Renatus**, der mit seinen Nachbarn in Frieden lebte, hielt sich damals zu Venedig als Feldherr der Truppen dieser Republik auf, die mit Ludwigen im Bündniß stand, und ihm, zum Vortheil des Herzogs von Lothringen, die lebhaftesten Vorstellungen thun ließ. Der König gab ihnen schriftlich seine Bewegursachen zu Klagen über den Herzog Renatus. Er zeigte, daß er ihn jederzeit, besonders gegen den Herzog von Burgund, in Schutz genommen; daß Renatus dennoch Maximilians Partey begünstiget habe, ohngeachtet er sein gebohrner Unterthan sey, und er durch seine Mutter von dem Hause Frankreich abstamme; und daß fast alle seine Staaten bey der Krone Frankreich zu lehn giengen. Er setzte hinzu, Lothringen sey kein Mannlehn; dennoch besitze es Renatus von seiner Mutter her; unter den Töchtern finde kein Recht der Erstgeburt Statt, folglich müsse Yolande mit Margarethen theilen. Zuletzt verlangte er die Wiedererstattung oder eine Vergütung der den letzten Herzogen von Lothringen vorgeschossenen Summen. Durch dieses Verfahren wurde Renatus wenigstens abgehalten, seine Absichten auf Provence auszuführen; Karl von Maine wurde von den Ständen dieser Provinz für ihren rechtmässigen Oberherrn und Grafen erkannt:

kannt: Ludwig aber fuhr fort, Bar besetzt zu halten, 1480
und seine Ansprüche an Lothringen immer weiter zu treiben.

Ausser einigen Eroberungen, welche die Franzosen in **Luxemburg** machten, die ihnen aber auch im folgenden Jahr wieder genommen wurden, und ausser vielen wechselseitigen Streifereyen und Verheerungen wurde in dem Feldzug dieses Jahrs, der spät anfieng und bald wieder aufhörte, keine wichtige That verrichtet. Der König von Frankreich gieng einen **Waffenstillstand** von sieben Monaten ein, theils weil es ihm an Gelde fehlte, theils weil der König von England mit einem fürchterlichen Krieg drohte. Die verwitwete Herzogin von Burgund hatte Eduarden schon im vorigen Jahr eine Vermählung zwischen dem zweyjährigen burgundischen Erbprinzen Philipp, Grafen von Charolois, und der jüngsten Tochter Eduards, Anne, vorgeschlagen, und sie war selbst nach England gereiset, weil Eduard, vom französischen Gelde geblendet, nicht zu bewegen war. Die deshalb angestellten Unterhandlungen waren unterdes fortgesetzt worden, so daß im August 1480. der Ehevergleich zu Stande kam, welchen Maximilian und Marie nochmals beschwuren. Gleich darauf erneuerten auch beyde Theile das ehemals zwischen Eduard und dem Herzog von Burgund gemachte Bündniß. Jener versprach, dem Erzherzog Maximilian mit sechstausend Mann beyzustehen, und dieser machte sich verbindlich, dem König von England den jährlichen Tribut von funfzigtausend Thalern, den er von Frankreich zog, zu bezahlen, wofern ihn Ludwig zurückhalten sollte. Allein in dem folgenden Vertrag ward dieser Tribut, oder wenn man lieber will, dieses Jahrgeld, wegen des Heurathsguts der Prinzessin Anne, das man auf hunderttausend Thaler setzte, abgerechnet. Fer-

1480 ner versprach Eduard, Frieden zwischen Ludwigen und Maximilian zu vermitteln, oder dem erstern den Krieg anzukündigen, wenn er die Vermittelung ausschlagen würde. Doch keiner von diesen Verträgen ist in Erfüllung gegangen; Ludwig wußte durch seine unerschöpflichen Ränke die Anschläge seiner Feinde zu vernichten. Er brachte sogar den Pabst, der in diesem Jahr einen legaten nach Frankreich schickte, um gegen die Türken, die Italien mit einem Ueberfall bedrohten, Beystand zu erflehen, gegen Maximilian auf, machte mit dem böhmischen König ladislaus, der auf luxemburg Ansprüche machte, ein Bündniß, und reitzte die Niederländer zu Empörungen.

Bey allen diesen Unterhandlungen verlohr König Ludwig die innere Verfassung seines Reichs nicht aus den Augen. Er bemühte sich in der **Grafschaft Burgund** Ruhe und Ordnung herzustellen, und sein Ansehn sowohl daselbst als in andern eroberten landschaften festzusetzen. Zu **Dijon** legte er einen neuen Münzhof an, und ließ daselbst goldene, silberne und kupferne Münzen prägen. Er bestrafte die von Kriegern und Steuerbedienten verübten Bedrückungen des Volks. Er beförderte den Handel zu land und zu Wasser, indem er allen Leuten, sie mochten seyn, von welchem Stande sie wollten, Erlaubniß darzu gab. Aus Griechenland und Italien ließ er viele Fabrikanten kommen, um goldene, silberne und seidene Stoffe, wofür bisher so viel Geld aus dem Königreich gegangen, zu verfertigen. Die Aufsicht über diese **Manufakturen** vertraute er dem Wilhelm Briçonnet; und damit diese neue Anstalt sich bald ausbreiten und vergrössern möchte, verordnete er, daß nicht allein die Fremden, sondern auch die Franzosen, die bey diesen Manufakturen gebraucht würden, von allen Auflagen und Steuern frey seyn sollten,

ten, und diese Freyheit dehnte er auf ihre Weiber, 1480
Witwen und Kinder aus.

Eine andre weit nützlichere Anstalt ist die Anlegung der Posten. Ludwig hatte sich schon ein paar Jahre nach seiner Thronbesteigung damit beschäftiget, und sie bey Gelegenheit einer gefährlichen Krankheit des Dauphins zuerst in Gang gebracht. Weil er alle Tage Nachricht davon haben wollte, so bestellte er von Amboise bis an die Oerter, wo er sich damals aufhielt, eine gewisse Anzahl frischer Pferde und Reuter. Im Jahr 1480. gab er diesem Werk einen gewissen Grad der Vollkommenheit. Anfangs durften die Couriere blos in päbstlichen und königlichen Angelegenheiten gebraucht werden, und sie standen unter dem Oberstallmeister. Diese Einschränkung schien in einem Jahrhundert, das noch von innerlichen Unruhen voll war, nothwendig. Nachdem aber die oberherrliche Macht glaubte, man könne ohne Gefahr auch Privatpersonen den Gebrauch der Posten verstatten, so wurde diese Anstalt, die vorher dem Staat zur Last war, ein beträchtlicher Zweig der königlichen Einkünfte.

Im folgenden Jahr wurde der Stillstand 1481
mit Maximilian verlängert. Ludwig that dies um so viel lieber, da ihn nicht lange vorher der Schlag gerührt, und ihn zu seiner gewöhnlichen Betreibung der Staatsgeschäfte ziemlich untüchtig gemacht hatte. Der Herzog von Bretagne schloß in diesem Jahr ein Schutz- und Trutzbündniß mit Maximilian gegen Frankreich, und mit Eduarden erneuerte er nicht allein die alten Verträge, sondern versprach auch dem ältesten Prinzen Eduards, oder, im Fall dieser vor seinem Vater sterben sollte, dem Prinzen, der Eduarden auf dem englischen Thron folgen würde, seine älteste Tochter Anne, die vermuthliche Erbin des Herzogthums Bretagne, und

1481 wofern diese vor der Zeit sterben sollte, ihre jüngere Schwester Isabelle, jedoch unter der Bedingung, daß Bretagne nie einen Theil des Königreichs England ausmachen, und daß der zweete Sohn, der aus dieser Ehe würde gebohren werden, das Herzogthum bekommen und sich in demselben aufhalten sollte. Unter solchen Umständen, da Eduard, Maximilian und Franz fertig standen, Frankreich anzufallen, und da zu besorgen war, Spanien, Lothringen und alle Mißvergnügte im Königreich möchten sich mit ihnen vereinigen, war an Ludwigs Gesundheit vorzüglich viel gelegen. Auf den jungen Herzog von **Lothringen** mußte der Hof ein besonderes Augenmerk richten. Er bestrebte sich, seine Ansprüche auf Provence und Bar mit Hülfe der Schweitzer, Venetianer und andrer Italiener auszuführen. Ludwig ließ ihn sorgfältig beobachten, und gab gemessene Befehle, keine Lothringer, Teutsche oder Venetianer nach Provence kommen zu lassen. Er erneuerte den Proceß gegen die Herzogin Yolande und ihren Sohn Renatus wegen des Herzogthums Lothringen, und damit dieser Proceß in der strengsten Form geführet werden möchte, ließ er alle Aktenstücke durch die berühmtesten Rechtsgelehrten zu Paris und zu Metz untersuchen. Zu gleicher Zeit arbeitete er an den Festungswerken zu **Bar-le-Duc**, und an den lothringischen Gränzen standen zahlreiche Truppen, die mit einem Ueberfall drohten. Diese Maaßregeln thaten gewünschte Würkung; Yolande und Renatus wurden dadurch gehindert, sich in andre Unternehmungen einzulassen.

König **Ludwig** wurde von Tag zu Tag schwächer und zugleich mißtrauischer. Er ließ verschiedene angesehene Hofleute verabschieden, blos deswegen, weil sie ihn, als er vom Schlag betroffen wurde, abgehalten hatten, an das Fenster zu treten. Er

setzte den rechtschaffenen, beherzten und unermüdeten 1481
Generalprokurator **St. Romain** ab, ohngeachtet er selbst ehedem eine Verordnung gemacht hatte, nach welcher Magistratspersonen in dem unwiderruflichen Besitz ihrer Aemter bleiben sollten. Er ließ den **Grafen von Perche, Renatus von Alençon,** den unglücklichen Sohn eines schuldigen vor einigen Jahren im Gefängniß gestorbenen Vaters, aus blossem Argwohn gefangen nehmen, in einen eisernen Käfig sperren und ihn auf eine höchst unmenschliche und unbillige Art behandeln. Die Rechtfertigung des Grafen war so redend, bündig, und gegen die feinsten oder abscheulichsten Kunstgriffe des Königs und der Richter so gut verwahrt, daß das Parlament ihn lossprechen mußte: aber freylich unter sehr lästigen Bedingungen, worunter z. B. diese war, daß der König dessen feste Plätze besetzen würde.

In diesem Jahr war Ludwig schon so glücklich, die gewünschte **Vereinigung der Grafschaft Provence mit seiner Krone** zu bewerkstelligen. Graf Karl von Maine, Titularkönig von Jerusalem und Neapel, hatte kaum von seinen neuen Staaten Besitz genommen, als er seine Gemahlin, die er aufs zärtlichste liebte, verlohr. Der übergrosse Schmerz, den ihm dieser Verlust verursachte, legte ihn selbst ins Grab. Da er keine Kinder hatte, und er der letzte Am 11. Dec.
Zweig des königlichen Stammes von Anjou war, so glaubte er, ohne auf den Herzog von Lothringen Rücksicht zu nehmen, Ludwig der Eilfte, der durch seine Mutter von diesem Hause abstammte, und der überdem als König von Frankreich den Stamm vorstellte, von dem alle königliche Aeste ausgiengen, sey der einzige, dem Provence anheim fallen müsse. In diesen Gesinnungen starb er am 11ten December, und am 19ten desselben Monats empfieng **Palamedes von Forbin,** Ludwigs Geschäftträger bey dem

1481 Verstorbenen, Briefe, wodurch er bevollmächtiget wurde, im Namen des Königs von der Grafschaft Provence Besitz zu nehmen. Ludwig versprach bey seinem königlichen Wort und Glauben, alles, was Forbin thun würde, zu bestätigen. Forbin war auch, so wie der König seines Orts, so thätig und wachsam, daß der lothringische Herzog Renatus, der die Wappen von Anjou und Provence angenommen und sich durch Ludwigs Drohungen nicht abschrecken ließ, von seinen Forderungen abstehen und den König in dem Besitz beyder Provinzen lassen mußte. Als Erbe des Hauses Anjou erlangte nun Ludwig auch die zum Theil seltsamen Ansprüche desselben auf Jerusalem, Neapel und Sicilien. Allein schwere und entfernte Eroberungen waren nicht nach dem Geschmack dieses Königs; und zudem hatten ihn häufige Anfälle von fallender Sucht so geschwächt, daß er an dergleichen Unternehmungen gar nicht mehr denken konnte.

1482 Diesem ohngeachtet unterhielt der König sorgfältig das gute Verständniß mit Pabst Sixtus dem Vierten, um ihn zur Ausführung seiner Absichten auf Spanien und die Niederlande brauchen zu können; und Sixtus, der in Feindseligkeiten mit dem König Ferdinand von Neapel und dessen Bundsgenossen, Ludwig Sforza mit der Maulbeere, der die Mayländer tyrannisirte, verwickelt war, bewies sich sehr willfährig, weil er den König von Frankreich zum Krieg mit Ferdinanden zu bewegen hoffte. Er that ihm deshalb die herrlichsten Versprechungen: allein Ludwig, der damals mit Anschlägen gegen Spanien beschäftiget war, ließ sich nicht blenden. Ferdinand, der Sohn und Nachfolger Johanns des Zweeten von Aragonien, war durch seine Vermählung mit Isabellen, Heinrichs des Vierten in Kastilien Schwester, zum Besitz des kastilischen Throns

ge-

gelangt, indem Heinrichs einziges Kind, die Prin- 1482
zessin Johanne, deren Geburt verdächtig gemacht war, von der Erbfolge ausgeschlossen wurde. Mit Verdruß hatte Ludwig die Vereinigung der spanischen Staaten angesehn und den König Alphons von Portugal, Johannens Beschützer, zum Krieg gegen Ferdinanden und Isabellen gereitzt: weil er ihm aber keine thätige Hülfe geleistet, so oft er sie auch versprochen, so wurde Alphons einigemal geschlagen und genöthigt, seinem glücklichen Nebenbuhler Kastilien zu überlassen. Vergebens war er selbst nach Frankreich gekommen, um Beystand zu erlangen: Ludwig war zufrieden, daß ihm Roussillon und Cerdagne blieb. König Alphons war nun todt und die verlassene Prinzessin Johanne ins Kloster gegangen. Sie wieder herauszulocken und mit seinem Neffen, Franz Phöbus von Foix, Erben des navarrischen Throns zu vermählen, war damals Ludwigs vorzüglichstes Geschäfte. Daher bewarb er sich um ein Bündniß mit Alphonsens Sohn und Nachfolger, Johann, damit er durch dessen Beystand den allzumächtig werdenden Ferdinand vom kastilischen Thron stürzen könnte. Schon hatte Franz Phöbus von Navarra Besitz genommen und die bürgerlichen Unruhen, die seit langer Zeit dieses Königreich zerrüttet, größtentheils gedämpft; schon war Johanne durch ihren Vetter den König von Portugal wieder aus dem Kloster gezogen worden; als sie Nachricht von dem Tode des jungen ihr zugedachten Prinzen erhielt, dem, nach der Behauptung verschiedener Schriftsteller, Ferdinand hatte Gift beybringen lassen.

Noch im vorigen Jahr war die **Herzogin Marie von Burgund**, Maximilians Gemahlin, in ihrem 25sten Jahr an einer Wunde, die sie bey einem Sturz vom Pferd empfangen, **gestorben**. Ihr kaum vierjähriger Prinz **Philipp** sollte nach den

Be-

1482 Bedingungen ihres Ehevertrags ihr Nachfolger in ihren Staaten seyn. **Maximilian** verlangte die Vormundschaft und Regentschaft während der Minderjährigkeit seines Sohns. Die Flandrer, besonders die Genter, widersetzten sich seinem Verlangen, und wurden hierinn von **Ludwigen**, der bisher immer heimliche Verständnisse mit ihnen unterhalten, gereitzt und unterstützt. Sie bemächtigten sich sogar der Person des jungen Prinzen, und setzten ihm nach Belieben Vormünder. Ludwigs Arglist hielt dies für den bequemsten Zeitpunkt, von Maximilian einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen. Durch Vermählung seines Dauphins, der bisher zu Amboise wie ein Gefangener war erzogen worden, mit **Margarethen**, der **Tochter Maximilians**, hoffte er einen guten Theil der burgundischen Erbschaft, in dessen Besitz er schon war, zu behalten. Diese Heurath hatte bey den Gentern so viel Beyfall gefunden, daß sie sich deshalb mit Ludwigen in Unterhandlungen einliessen. So sehr sich auch Maximilian widersetzte, so machten sie doch mit dem König zu Arras einen Vertrag von zweyundzwanzig Artikeln, nach welchem die Prinzessin **Margarethe mit dem Dauphin Karl vermählt** und ihr die Grafschaften Artois und Burgund nebst fünf Herrschaften zum Heurathsgut gegeben **werden** sollten, und

Am 23. Dec. 1483 Maximilian sahe sich endlich genöthigt, den Vertrag zu unterzeichnen. Im folgenden Jahr wurde die Prinzessin wirklich nach Frankreich geschafft, und dadurch der Vertrag in der Hauptsache erfüllet.

Am 9. April. Ohngefähr ein Jahr nach dem Tode der Herzogin Marie von Burgund starb auch **Eduard der Vierte, König von England**, im zweyundvierzigsten Jahr seines Alters und im dreyundzwanzigsten seiner Regierung. Zu diesem frühzeitigen Tod mag der Verdruß, den Eduard über die französischen

Rän-

Ränke, besonders über die fehlgeschlagene Vermäh- 1483
lung seiner Tochter mit dem Dauphin, empfunden, das meiste beygetragen haben. Er war mit ernstlichen Zurüstungen zum Krieg wider Frankreich beschäftigt, als ihn der Tod übereilte. Sein unmündiger ältester Sohn, **Eduard der fünfte**, folgte ihm in der Regierung nach, wurde aber noch in demselben Jahr durch die Herrschsucht seines Oheims im Aug.
Richards, Herzogs von Gloceſter, nebst seinem jüngern Bruder, Herzog Richard von York, in den Tower gesetzt und erdrosselt.

Ludwig der Eilfte, am Körper und Gemüth täglich kränker, folgte seinem Nebenbuhler bald nach. Er starb am 30sten August, im einundsechzigsten Jahr seines Alters und im zweyundzwanzigsten seiner Regierung auf dem Schlosse les Plessis-les-Tours, wo er seit der Zeit, da ihn der Schlag gerührt, ein wahrhaft elendes Leben, sich und seinen Unterthanen zur Last, geführt hatte.

Regentschaft während der ersten Regierungsjahre Karls des Achten — Händel mit dem Herzog Ludwig von Orleans — Erwerbung des Herzogthums Bretagne, daraus entstandener Krieg, Friede zu Senlis — Anfang und Fortgang der französischen Kriege in Italien, wegen Neapel und Mayland, unter Karl dem Achten und Ludwig dem Zwölften — Ligue zu Kambray — Empörung der Genueser Ligue zu Mecheln. Von 1483 bis 1515.

Durch den Tod Ludwigs des Eilften erlitt die Re- 1484
gierung des französischen Staats eine grosse Veränderung. Einem alten, in Geschäften erfahrnen, an Arbeit gewöhnten, von seinen Nachbarn geehr-

1483 geehrten und von den Unterthanen gefürchteten Monarchen folgte ein Prinz, der nicht viel über dreyzehn Jahr alt, der von einer schwachen Leibesbeschaffenheit und ohne Kenntnisse war. Sein Vater hatte ausdrücklich befohlen, ihn wegen der Schwäche seines Körpers nicht zu ernsthaften Studien anzuhalten, und dieser Befehl ward nur allzugenau befolget. Karl der Achte konnte bey seiner Thronbesteigung weder lesen noch schreiben; und die Welt kannte er noch gar nicht. Der mißtrauische Ludwig hatte ihn immer in dem Schloß bey Amboise unter der Aufsicht sehr weniger Leute, die blos für seine Gesundheit sorgen musten, bleiben lassen; daher fand sich Karl in sehr großer Verlegenheit, als er einen glänzenden Thron in Besitz nehmen, mit Menschen umgehen und ein weitläufiges Reich beherrschen sollte. Er schämte sich bald seiner Unwissenheit, und die Ehrbegierde trieb ihn zu anhaltendem Fleiß. In kurzer Zeit konnte er lesen und schreiben, ließ sich Cäsars Kommentarien und Karls des Grossen Leben übersetzen, und wurde durch das Lesen dieser Schriften zu grossen Thaten angeflammt. Doch war alle seine Bemühung nicht hinreichend, die Mängel seiner ersten Erziehung zu ersetzen; es klebte ihm stets ein unüberwindlicher Widerwille gegen die Geschäfte an, und es fehlte ihm die Gabe, die Menschen auszusuchen und gehörig zu brauchen. Er überließ sich ganz seinen Günstlingen, die nur allzuoft sein Zutrauen mißbrauchten. Uebrigens war Karl freimüthig, edeldenkend, großmüthig, und, wie Comines sich ausdrückt, so gut, daß man unmöglich eine bessere Kreatur finden konnte.

Obgleich Karl der Achte nach den Gesetzen des Reichs die Regierung selbst hätte übernehmen können, weil er sein vierzehntes Jahr angefangen hatte, so erlaubte doch die Klugheit nicht, so schwachen Händen

den

den das Staatsruder anzuvertrauen. Ludwig der 1483
Eilfte hatte in seinem Testament verordnet, daß die Regierung seiner ältesten Tochter Anne, der Gemahlin Peters von Bourbon, Herrn von Beaujeu, anvertraut werden sollte. Bey dieser ausserordentlichen Wahl hatte Ludwig nicht so wohl auf die Liebe gegen seine Tochter, als vielmehr auf das Beste des Staats und auf die Sicherheit seines Sohns gesehen. Alle Geschichtschreiber dieses Zeitalters rühmen die Prinzessin wegen ihres hellen Geistes und wegen ihrer starken Seele, und versichern, daß sie mit den Reitzen ihres Geschlechts alle Tugenden, durch die sich grosse Männer auszeichnen, verbunden habe. Sie war überdem wegen ihres Standes am geschicktesten, innerliche Unruhen und Mißhelligkeiten, die über die Regentschaft entstehen konnten, zu hindern und zu tilgen. Dennoch fanden sich Personen, die dem letzten Willen Ludwigs des Eilften widersprachen, und ein näheres Recht zur Regentschaft zu haben glaubten. Die vornehmste war die verwitwete Königin, Charlotte von Savoyen, die von ihrem Gemahl wenig geliebt wurde, die fast immer in den Schlössern Amboise und Loches lebte, und sich selten öffentlich durfte sehen lassen. Diese Unthätigkeit, diese Entfernung von Geschäften war die vornehmste Ursache, daß ihr sonst sehr gegründetes Recht zur Regentschaft in geringe Betrachtung kam, und sie die Regierung des Staats während der Minderjährigkeit ihres Sohns ihrer Tochter lassen mußte. Sie überlebte auch ihren Gemahl nur ein Vierteljahr lang. Nunmehr trat Herzog Ludwig von Orleans, erster Prinz vom Geblüt, auf, und machte der Madame — so nennte man damals die älteste Tochter des Königs von Frankreich — die Regentschaft streitig. Dieser Prinz, der nachher auf dem Thron so grosse Beyspiele der Mäßigung und Klug-

heit

1483 heit gab, führte in seiner Jugend ein unruhiges Leben. Nachdem er schon in seiner zartesten Kindheit seinen Vater verlohren, blieb er unter der Vormundschaft seiner Mutter, Marie von Kleve, die an seiner Erziehung nichts fehlen ließ: aber der Sohn war sehr unfolgsam, und überließ sich, aller Strafen ohngeachtet, den Lustbarkeiten und Ausschweifungen. Er war der beste Tänzer und Reuter, und niemand brach die Lanze zierlicher, als er. Spiel und Frauen machten seine vornehmste Beschäftigung aus. Dennoch blieb sein Herz im Grunde unverdorben, und er schämte sich seiner Vergehungen. Man vermählte ihn nach erlangten Jünglingsjahren mit **Johannen von Frankreich**, einer Tochter Ludwigs des Eilften, die in allen Stücken das Widerspiel des Herzogs war, besonders in Ansehung der äussern Gestalt und Schönheit. So lang ihr Vater lebte, verbarg der Herzog von Orleans seinen Widerwillen: aber nach dem Tode dieses furchtbaren Königs und dessen Gemahlin gab ihm die Ungeschicklichkeit Karls des Achten und das Mißvergnügen der meisten Grossen Gelegenheit zur Aeusserung seiner wahren Gesinnungen. Er glaubte, wenn er Madame von Beaujeu von der Regentschaft verdrungen hätte; so würde die Scheidung von seiner Gemahlin leicht seyn; so würde er eine Vermählung eingehen können, die ihn in den Stand setzen würde, seine Ansprüche auf das Herzogthum Mayland auszuführen. Die Vollziehung dieser Entwürfe überstieg die Kräfte seines Geistes, und allem Ansehn nach würde er ihnen entsagt haben, wenn ihm nicht ein sehr geschickter Freund die Hand dabey geboten hätte. Dies war der Graf von **Dünois**, ein Sohn des berühmten Bastard von Orleans, dessen ruhmwürdige Thaten unter der Regierung Karls des Siebenten wir oben erzählt haben. Der Sohn war minder kriegerisch, als der Va-

ter:

ter: aber er besaß eine ganz ausnehmende Gabe zu 1483
Unterhandlungen. Er ward die Seele der Partey des Herzogs von Orleans, aus dessen Hause er herstammte. Zu dem Grafen von Dünois gesellten sich, der Graf von Angouleme, seines Vaters Bruders Sohn, der Vicomte von Narbonne, dessen Schwager der Herzog von Bretagne, und dessen Vetter der Herzog von Alençon, bisheriger Graf von Perche, und überdies noch ein beträchtlicher Theil des vornehmsten Adels, der sich beeiferte, dem vermuthlichen Kronerben zu höfeln. Dem vorigen König hatte etwas von dem, was nach seinem Tode vorgehen würde, geahndet; denn, als er kurz vor seinem Ableben den Dauphin besuchte, ließ er den Herzog von Orleans schwören, daß er sich nicht seiner Bündnisse mit dem Herzog von Bretagne und dem Grafen von Foix zur Vernichtung seiner Anordnungen, während der Minderjährigkeit seines Sohns, bedienen wolle. Nach Ludwigs Tode behauptete der Herzog von Orleans, der ihm abgenommene Eid sey erzwungen, und diene mehr zur Bestätigung seiner Rechte, als zu seinem Nachtheil. Seine Gegenpartey zog dafür in Ueberlegung, daß man ihm, als vermuthlichen Thronerben, die Person des Königs nicht wohl anvertrauen könne; und dann, daß er selbst noch minderjährig, nehmlich erst drey und zwanzig Jahr alt sey, und man ihm deswegen die Verwaltung der Staatseinkünfte nicht überlassen dürfe. Diese Gründe bewegten den Herzog von Bourbon, seine Rechtmässigkeit zur Regentschaft darzuthun. In Ansehung seiner fanden nicht eben die Bedenklichkeiten Statt, die man gegen den Herzog von Orleans einzuwenden hatte. Er war das Haupt eines vom Thron so entfernten Hauses, daß man keine Anmassung desselben von ihm befürchten durfte. Sein sechzigjähriges Alter, seine Erfahrung, seine unter Karl dem Sie-

1483 benten dem Staate geleisteten Dienste, seine unter Ludwig dem Eilften erlittenen Verfolgungen, alles sprach für ihn. Madame von Beaujeu war so jung, als der Herzog von Orleans, und wenn sie zum Vortheil ihres Mannes zur Regentin sollte gewählt seyn, um diesem die Regierung des Staats zu versichern, warum sollte dessen älterer Bruder, der Herzog von Bourbon, davon ausgeschlossen seyn? Nichts war also gegen diesen einzuwenden, als dessen schlimme Gesundheitsumstände; denn das Podagra machte ihn bisweilen acht bis neun Monate lang zu Geschäften untüchtig. Wie dem auch sey, die beyden Mitwerber um die Regentschaft erschienen am Hofe, von mächtigen Anhängern begleitet. Madame suchte sie durch Ehrenbezeugungen und durch Ertheilung ansehnlicher Stellen von ihrem Vorhaben abwendig zu machen. Am 9. Oktob. Dem Herzog von Orleans verschaffte sie die Statthalterschaft von Paris, von Isle de France, von Champagne und Brie, nebst dem Recht, allen Versammlungen des Staatsraths beyzuwohnen; Am 13. Nov. dem Grafen von Dunois die Statthalterschaft des Am 23. Oktob. Delphinats; und dem Herzog von Bourbon die Würde eines Konnetabels und allgemeinen Statthalters des Königreichs, wornach er schon lange gestrebt hatte. Dies beruhigte die Prinzen noch nicht. Sie besetzten beynahe den ganzen Staatsrath mit ihren Anhängern, und bemühten sich, durch allerhand Mittel, die Regentschaft der Prinzessin Anne verhaßt zu machen. Als sie ihren Zweck noch nicht erreichen konnten, drungen sie auf eine **allgemeine Versammlung der Reichsstände.** So nachtheilig dies auch für den König und die Regentin ausfallen konnte, so war eine förmliche Weigerung über diesen Punkt doch noch gefährlicher. Das Volk, das unter der Last der Auflagen seufzte, würde daraus geschlossen haben, man hege nicht einmal den Willen, ihm die-

se

se last zu erleichtern, und würde vielleicht zu den äus- 1483
sersten Mitteln geschritten seyn; hätten sich alsdann die Prinzen mit dem Volke vereiniget, so wäre Madame ohne Rettung verlohren gewesen, und das Glück und der Stand ihres Mündels mit ihr zu Grunde gegangen. Eine Zeitlang zögerte sie mit ihrem Entschluß: als sie aber sah, daß die Prinzen bey ihrem Vorsatz beharreten, so wählte sie unter zwey Uebeln das geringere. Die Versammlung der Stände ward auf den ersten Januar nach Tours angesagt.

Den Zwischenraum wendeten beyde Partheyen an, sich Freunde und Anhänger zu machen. Die Prinzen richteten ihr Augenmerk auf die Provinzialversammlungen, welche Abgeordnete zur allgemeinen Versammlung wählten, und suchten sie zu gewinnen: die Regentin hingegen bediente sich besserer und mehr erlaubter Mittel. Sie bestätigte den Kanzler, das Parlament, die Rechnungskammer, und andre Gerichtshöfe. Sie schränkte die Ausgaben ein, dankte Truppen ab, und glaubte dadurch der Nation Erleichterung zu verschaffen: aber die Ausschweifungen der abgedankten Soldaten brachten dem Lande mehr Schaden, als Vortheil. Unterdes setzte doch dies die Regentin in den Stand, dem Volk das letzte Quartal der Auflagen für dieses Jahr zu erlassen; und sie versprach eine ansehnliche Verminderung, so bald die Ordnung in den Krongütern, welche Ludwig der Eilfte zumal gegen das Ende seiner Regierung durch viele unüberlegte Schenkungen sehr geschwächt hatte, würde wieder hergestellt seyn. Zu dem Ende wurde allen Schatzmeistern der Provinzen Befehl ertheilt, alle unter der vorigen Regierung veräusserte ländereyen wieder mit den Krongütern zu vereinigen. Um auch dem Volke zu zeigen, daß die Regentin ihrem Bruder nicht die Grundsätze ih-

1483 res Vaters beybringe, nahm sie ein ganz entgegengesetztes Betragen an. Diejenigen, die unter der vorigen Regierung waren gedrückt worden, begnadigte sie. So erhielt der Prinz von Oranien, dessen Bildniß unter der vorigen Regierung war gehänget worden, seine Länder in Franche-Comté wieder. **Philipp von Savoyen**, Graf von Bresse, den der vorige König aus seinen Ländereyen nach Teutschland getrieben, erhielt eine Stelle im Staatsrath. Dem Herzog von **Lothringen**, den die Prinzen auf ihre Seite zu ziehen suchten, versprach die Regentin die Auslieferung der Erbschaft des verstorbenen Königs Renatus von Anjou. Hingegen strafte auch die Regentin einige Lieblinge ihres Vaters. **Olivier le Daim** ward vieler Mißethaten halber gehängt; **Johann Doyac**, ein schändlicher Angeber und Verläumder, der sich besonders den Haß des Herzogs von Bourbon zugezogen, verlohr beyde Ohren, wurde öffentlich gepeitscht, und ihm die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstochen; und der unersättliche Leibarzt **Cottier** mußte funfzigtausend Thaler erlegen, und alle seine liegende Güter wieder hergeben.

1484 Die Stände des Reichs waren zur bestimm-
Am 15. ten Zeit nach **Tours** gekommen. Der Kanzler er-
Jan. öffnete die Versammlung mit einer Rede, worinnen er die Beweggründe des Königs zu dieser Berufung der Reichsstände vortrug, und die bisherigen Verrichtungen desselben zur Verbesserung des Staats erzählte. Man machte hierauf aus der ganzen Versammlung sechs Abtheilungen nach den Nationen, deren jede für sich arbeiten und ihre Forderungen und Gedanken schriftlich verfassen sollte. Aus diesen verschiedenen Aufsätzen wollte man hernach einen Auszug machen. An diesen Aufsätzen ward die andre Hälfte des Januars hindurch gearbeitet. Zu Anfang des Februars versammleten sich wieder alle

Stän-

Stände gemeinschaftlich, und theilten einander ihre 1484
Schriften mit. Sie enthielten mancherley Klagen, welche mündlich noch weiter vorgestellt wurden. So drung der Mittelstand und selbst die Prälaten der zwoten Klasse wegen der vielfältigen Erpressungen des römischen Hofs auf die Wiederherstellung der pragmatischen Sanktion. Einige verlangten die Aufhebung der Salzsteuer und schilderten sehr lebhaft die Bedrückungen der darzu verordneten Steuerbedienten. Es erschienen auch verschiedene an die Stände gerichtete Bittschreiben. Vor allen Dingen arbeite te man an der Einrichtung der Regentschaft während der Jugend des Königs und an der Anordnung des Staatsraths. Nach vielen Ränken und Berathschlagungen schlugen einige Stände vor, die Person des Königs in den Händen derer, die ihn in seiner Kindheit so klug geleitet, zu lassen; dem Staatsrathe alle Gegenstände der öffentlichen Regierung vorzubehalten; den Prinzen vom Geblüt nicht allein nach ihrem Range, Sitz und Stimme in dem Staatsrath zu überlassen, sondern ihnen auch die Wahl von acht oder zwölf alten Räthen zur Beschützung des neuen Staatsraths zu gestatten; diesen acht bis zwölf alten Räthen, die man beybehalten würde, zwölf bis vier und zwanzig neue beyzufügen, die man unter den Reichsständen auf Ernennung der sechs Abtheilungen oder Nationen aussuchen sollte; und diese neuen sollten eben die Vorrechte und eben den Rang geniessen, wie die alten. Dieser Vorschlag, durch dessen Vollstreckung die ganze Macht der Regierung in die Hände des Volks kam, fand bald sehr viele Anhänger. Man drung darauf, sich nicht länger darüber zu besinnen; die Nation, sagte man, ist während der Minderjährigkeit ihres Oberherrn die Wächterin der obersten Gewalt, und hat das Recht, allen ihren Gliedern zu gebieten, folglich kann sie auch, im Fall der Noth,

1484 die Prinzen zur Annahme dieses Vorschlags nöthigen. Andre, und zwar die meisten, behaupteten eben so hitzig, daß in einem Erbreich, wie der französische Staat, die Nation kein Recht auf die oberste Gewalt habe, so lange rechtmässige Erben vorhanden wären; daß nach dem Tode des Königs diese Gewalt ganz auf seinen Sohn übergienge, wenn er im Stande wäre, dieselbe auszuüben: im Fall der Minderjährigkeit aber komme diese Gewalt an die Prinzen vom Geblüt, als dessen natürliche Vormünder; diese allein hätten demnach das Recht, den Staatsrath einzurichten, und alle Zweige der Staatsverwaltung zu besorgen; zur Anhörung der Rathschläge des Volks wären sie nicht eher verbunden, als wenn von Erhebung der Auflagen die Rede sey: und auch dies wäre eine blosse Herablassung von Seiten der Prinzen, welche man nicht mißbrauchen dürfe; mache man sie wegen eines vom Wohl der Nation entfernten Punkts mißvergnügt, so würden sie vielleicht die Versammlung zu trennen suchen, und man würde alle Vortheile, die man sich zu versprechen habe, verlieren; die Klugheit fordere also, daß man sich auf Materien einschränke, die mehr für die Versammlung der Reichsstände gehören, und daß man den Prinzen die Beylegung ihrer Streitigkeiten überlasse. Zwo Nationen, die von der Normandie und von Burgund, erklärten sich für den vorhin gedachten Vorschlag. Die übrigen vier hingegen, nemlich die von Paris, Aquitanien, Languedok und Languedoyl, beharrten darauf, den Prinzen vom Geblüt die Wahl der Staatsräthe zu überlassen. Ausser der Besorgniß, die Prinzen zu beleidigen, hatten diese vier Nationen besondere Ursachen, dem Vorschlag der beyden andern nicht beyzutreten. Einige von diesen Nationen bestanden aus so vielen Provinzen, und diese Provinzen hatten so verschiedene Interessen, daß die

Wahl

Wahl zweener Abgeordneten, die in den Staatsrath aufgenommen werden sollten, gewissermassen unthunlich wurde. 1484

Unterdes war der Tag herbey gekommen, den der König zur Ablesung der Aufsätze der sechs Nationen bestimmt hatte. Man wurde damit nicht fertig, und brachte die Sitzung des folgenden Tags auch damit zu. Als das Ablesen geendiget war, knieten alle Abgeordnete nieder, und erwarteten in dieser Stellung die Antwort des Königs. Nach einer kurzen leisen Ueberlegung mit dem Prinzen, eröffnete der Kanzler den Ständen die Willensmeinung des Königs, zu Folge welcher er die genauere Untersuchung aller Materien versprach und nur auf den Punkt, der den Staatsrath betraf, antwortete, er nehme ohne Einschränkung an, was sie hierüber ausgemacht hätten; er bestätige demnach hiermit seinen Staatsrath, als gewiß, wahr und bleibend; er wolle noch zwölf neue Räthe aus dem Mittel der Stände darzu nehmen, mit eben der Macht und den Vorzügen, deren die alten genössen; und endlich wollte er ehestens die einsichtsvollesten Personen der Versammlung zu sich kommen lassen, um mit seinem Staatsrathe die vornehmsten Artikel ihrer Aufsätze in Ueberlegung zu ziehen. Als der Kanzler noch sprach, trat Karl von Armagnac heran, warf sich vor dem Throne nieder, und bat um Gehör. Nachdem er dies erlangt hatte, hielt sein Advokat zu seiner und seines getödteten Bruders Vertheidigung und zur Anklage ihrer unmenschlichen Feinde, die fast alle gegenwärtig waren, eine so nachdrückliche, lebhafte, schauervolle und heftige Rede, daß der Graf von Dammartin, den Ludwig der Eilfte zur Demüthigung dieses Hauses gebraucht hatte, sich nicht enthalten konnte, öffentlich zu sagen, alles sey auf Befehl des vorigen Königs geschehen, und zwar mit Recht, weil der Graf ein Aufrührer und Verräther sey.

Am 11. Febr.

Am 12. Febr.

1484 sey. Die Herren von Albret und Lescün erklärten den Grafen von Dammartin für einen Lügner; dadurch ward dieser alte Krieger so sehr aufgebracht, daß er den Degen zog und auf seine ihn erwartende Feinde einstürzte. Die Gegenwart des Königs würde das Blutvergiessen nicht gehindert haben, wenn nicht viele anwesende Herren beyde Parteyen von einander abgehalten hätten. — Nach einigen Untersuchungen erhielt Karl von Armagnac Anfangs die Wiedererstattung der Grafschaften Armagnac und Rodes: weil aber seine Vernunft durch Tortur und durch andre in einem vierzehnjährigen Gefängniß erlittene fast unglaubliche Martern zerrüttet war, ließ sich der Herr von Albret, als nächster Verwandter, die Verwaltung seiner Güter geben, und sperrte den Unglücklichen in ein neues Gefängniß. Hieraus rettete ihn der König zum zweytenmal, und verordnete ihm Vormünder. Diese Wiederkehr des Glücks hatte nicht lange Bestand; Karl von Armagnac starb ohne Hinterlassung rechtmäßiger Nachkommen, und seine Güter wurden mit den Krongütern vereiniget. —

Wir kommen zurück zu der Versammlung der Reichsstände. Ihre in zwo Sitzungen vorgelesene Aufsätze sind von so großer Wichtigkeit und geben uns **von dem innern Zustand Frankreichs** so helle Ideen, daß wir einen Auszug aus denselben für wesentlich halten. Die Stände theilten ihre Vorstellungen und Forderungen in fünf Klassen; die erste betraf den **Zustand der Kirche**; die zwote, den **Zustand des Adels**; die dritte, den **Zustand des Bürger- oder Mittelstandes**; die vierte, den **Zustand der Justiz**; die fünfte, den **Zustand der Handlung**.

Zuerst also baten die Stände den König, seine Salbung nicht länger zu verschieben. Dann verlangten sie die Wiederherstellung der pragmatischen Sanktion.

tion. Sie nennten sie eine heilige Konstitution, die 1484
nach der Zucht der ersten Jahrhunderte der Kirche eingerichtet, durch die Kirchenversammlungen zu Kostnitz und Basel angenommen, und als der Grund der französischen Vorrechte und Freiheiten anzusehen sey. Sie beklagten die dem Staat und der Kirche zugewachsene Unfälle, seitdem Ludwig der Eilfte diese Konstitution aufgehoben und sein Reich der Habbegierde des römischen Hofs Preis gegeben; es sey hierbey keine Zeit zu verliehren, weil sonst alles noch übrige Geld aus Frankreich nach Italien gehen, die Pfründen und andre geistliche Würden ungesitteten und unwissenden Personen ertheilt, und der kleine Rest von Klosterzucht vollends verschwinden würde. Indem die Stände auf die Unterdrückung der Mißbräuche des römischen Hofs drungen, gaben sie zugleich Versicherungen von ihrem Gehorsam gegen den Pabst. Hierauf stellten sie dem König vor, daß seine Vorfahren den glorreichen Titel der allerchristlichsten Könige, wegen des Schutzes, den sie der Kirche angedeihen lassen, verdient hätten; daß, so lange sie die Diener der Altäre geehrt, der Staat blühend, mächtig und gefürchtet gewesen sey; daß seit einiger Zeit die Kirche unterdrückt worden; daß man auf falsche Berichte die Kirchengüter eingezogen und Bischöfe ins Gefängniß gesetzt; daß man von Stiftungen, die seit vielen Jahrhunderten von allen Abgaben frey gewesen, grosse Summen gefordert; daß man bey Sequestrirung des Zeitlichen der Kirchen sich so gar an den Opferungen und Zehenten vergriffen habe. Sie baten den König, in die Fußtapfen seiner gottesfürchtigen Vorfahren, besonders Karls des Siebenten zu treten, und die Immunitäten und Privilegien der Kirche zu ehren, sich in Zukunft ohne wichtige und gerechte Ursachen nicht an dem Zeitlichen der Kirche zu vergreiffen, und selbst in diesem

1484 Fall die Zehenten und Opferungen der Gläubigen zu verschonen.

Der zweete Artikel enthielt die Forderungen des Adels. Dieser Stand, der sich die Nerve des Staats nannte, beschwerte sich über den unter der vorigen Regierung eingeschlichenen Mißbrauch, fast alle Jahre allgemeine Aufgebote ergehen zu lassen. Da viele alte oder schwächliche Edelleute genöthiget waren, den Dienst, den sie wegen ihrer Lehngüter zu leisten hatten, durch Geld zu ersetzen, so hatte Ludwig hieraus einen neuen Zweig seiner Einkünfte gemacht. Der Adel verlangte, daß man ihn nur bey wichtigen Gelegenheiten, oder wenn der Staat in Gefahr stehe, zusammen berufen; daß man alsdann jederzeit die Vorsicht brauchen sollte, ihnen Lebensmittel zu reichen, damit sie nicht genöthiget seyn möchten, vom Raube zu leben; daß die Vasallen nicht verbunden seyn sollten, anders zu dienen, als unter dem Panier ihres Lehnsherren, und die Amtleute und Landvögte hierüber nicht nach ihrem Gutdünken etwas verfügen dürften. Der Adel beschwerte sich ferner über die seinem Jagdrechte gelegten Hindernisse; besonders darüber, daß unter der vorigen Regierung durch das gehegte Wild grosse Verwüstungen am Getraide geschehen waren, und sich die königlichen Kommissarien viele Bedrückungen erlaubt hatten. — Ludwig der Eilfte, der immer darauf sann, wie er seinen Feinden ihre Generale und Minister abspenstig machen und in seine Dienste ziehen möchte, hatte fast alle hohe Bedienungen mit Ausländern besetzt. Die drey Stände zeigten nun dem König, wie gefährlich es sey, die Schlüssel des Königreichs Personen anzuvertrauen, die Frankreich blos durch ein zeitliches Interesse zugethan wären. Sie führten sehr viele Verräthereyen an, die von Fremden, während des Kriegs mit England, verübt worden. Sie baten

den

den König, die Stellen der Statthalter, Landvögte 1484
und Amtleute nur den angesehensten Edelleuten in den Provinzen zu ertheilen, weil ihnen am meisten daran gelegen sey, daß die Plünderungen des Kriegsvolks gehindert werden, und weil sie aufmerksamer sind, sich gegen die Feinde vorzusehen. Was die Hofbedienungen betrift, sagten sie, so gebühren sie den Edelleuten vor allen andern, damit sie und ihre Kinder ihrem Oberherrn desto bekannter werden mögen.

Der dritte Artikel von der **Kommun**, oder vom **Mittelstande**, enthält eine grosse Menge von Umständen über die Ursachen der Entkräftung des Königreichs. Das Geld, sagten die drey Stände, ist in dem Staatskörper das, was das Blut in dem menschlichen Körper zu seyn pflegt. Wichtig ist es demnach, zu prüfen, was für Aderlässe und Ausleerungen — dies sind die eignen Worte des Aufsatzes — die Monarchie seit ohngefähr einem Jahrhundert erlitten habe. Die erste geschah zu den Zeiten der Päbste Alexander und Martin, welche in vier Jahren so beträchtliche Summen aus dem Königreich zogen, daß man sie auf mehr als zwo Millionen Goldes schätzte. Man machte zwar deshalb gewisse Konkordate mit dem Pabst Martin; dennoch wußte die römische Spitzfindigkeit durch eine Menge von Klauseln unendlich viel Gold und Silber nach Rom zu bringen. Die häufigen Unfälle, die das Königreich drückten, hemmten diesen Abfluß des Geldes keineswegs. Indem die Engländer unsre Provinzen eroberten, indem Armeen von Räubern unsre Felder verwüsteten, fuhren die Einnehmer ruhig fort, das Mark des Staats auszusaugen; und hätte nicht Karl der Sechste durch seine Verordnungen in den Jahren 1406 und 1418 einem Theil dieser Mißbräuche abgeholfen, so wäre Frankreich ohne Rettung

1484 tung verlohren gewesen. Jedermann weiß, wie tief der Staat gesunken war, als Karl der Siebente den Thron bestieg. Dieser grosse König stellte die allgemeine Polizey so wieder her, und sorgte so aufmerksam dafür, daß kein Geld mehr aus dem Königreich gehen sollte, daß der Staatskörper in kurzer Zeit wieder zu leben anfieng: aber ganz konnte er seine Kräfte nicht wieder erlangen. Dieser gute König ward der Nation zu früh entrissen; denn fast unmittelbar nach seinem Tode ward das Königreich aufs neue ein Raub der Fremden. Ludwig der Eilfte, durch die Kunstgriffe des Kardinals Joffredi verführt, widerrief die pragmatische Sanktion, und unterwarf sein Königreich dem Pabst, um sich dessen nach Gefallen zu bedienen; eine Handlung, die ganz und gar den Rechten und der Freyheit der Unterthanen zuwider, dem König selbst nachtheilig ist, und dem Königreich unermeßliche Summen geraubet hat. Denn in diesem Königreich sind hundert Bißthümer und eines, worunter kein einziges ist, daß nicht seit dem Tode Karls des Siebenten wenigstens ein oder zweymal erledigt worden wäre, und keines, dessen Vakanz dem heiligen Stuhl nicht wenigstens sechstausend Dukaten eingetragen hätte. Was die Abbteyen und Prioreyen, deren über dreytausend in Frankreich sind, betrift, so ist keine einzige, deren Erledigung, eins ins andre gerechnet, nicht fünfhundert Dukaten dem Staate entzogen hätte. Ausser diesen ungeheuren Summen muß man diejenigen noch in Betrachtung ziehen, die für Ablaß, Zehenten, Dispensationen und Reisen an den römischen Hof verschwunden sind. Man setze noch die für die legaten aufgelegten Taxen hinzu; denn unter der vorigen Regierung hat man deren drey bis vier gerechnet, die dieses arme Königreich auf eine unerlaubte Art geschwächt, und Maulesel, mit Gold und Silber beladen,

laden, mit sich weggeführt haben. Von dieser er- 1484
sten und vornehmsten Ursache der Entkräftung des Staats giengen die Stände zu andern Ursachen über. Sie rechneten dahin des vorigen Königs Gewohnheit, Frieden, Parteylosigkeit und Bündnisse zu erkaufen, und die Verschwendung dieser Summen, die er nach England, Teutschland, Portugal und Schottland gehen ließ. Ferner, die Räubereyen und Verwüstungen der Kriegsleute; vorzüglich aber die ausschweifenden Auflagen und die damit verknüpften Grausamkeiten und Bedrückungen der Einnehmer. Ueber diesen letzten Punkt drückten sich die Stände sehr lebhaft aus. Sie äusserten so gar, ihr Zustand sey noch schlimmer, als der ehemalige Zustand der Leibeigenen. Sie zeigten, daß die Pfarreyen, die zur Zeit Karls des Siebenten nur mit vierzig bis sechzig livres angelegt waren, jetzt zu Tausenden zahlen müßten; und daß Provinzen, die sonst Tausende abgaben, jetzt zu Millionen angesetzt wären. Languedok, das bey dem Absterben Karls des Siebenten ohngefähr funfzigtausend livres zahlte, fand sich bey dem Tode Ludwigs des Eilften mit einer Abgabe von sechshundert tausend livres beschwert. Die Normandie war mit gleicher Härte behandelt, indem diese Provinz, die zur Zeit Karls nur zweyhundert und funfzig tausend livres erlegte, unter Ludwigs Regierung auf zwölf hundert tausend taxirt wurde; worunter nicht einmal die kleinen Steuern, Auflagen und Gabellen begriffen sind, die zusammen drey hundert tausend livres betragen mochten. Diese schreckliche Plage hat diese von Natur fruchtbare Provinz zu Grunde gerichtet; ein Theil ihrer Bewohner ist nach England und Bretagne geflohen; andre und zwar noch mehrere, sind vor Hunger und Elend gestorben; einige, zur äussersten Verzweifelung getrieben, haben aus Mitleiden ihren Weibern und Kindern das

1484 leben genommen, und sich selbst auf den sterbenden Körpern derselben durchstochen. Viele Männer, Weiber und Kinder, haben, aus Mangel des Viehes, den Pflug selbst ziehen müssen. Andre haben zu Nacht gearbeitet, aus Furcht, ergriffen und zur Erlegung der Steuern gezwungen zu werden. Die Art, fuhren sie fort, mit der die Steuern eingenommen werden, ist eben so drückend, als die Steuer selbst. Wenn z. B. die Glieder einer Gemeinde mit vieler Mühe ihren Antheil bezahlt haben, so sind sie noch nicht für Verfolgungen gedeckt; alsdann hebt man sie auf, und setzt sie so lange gefangen, bis sie bezahlt haben, was eine benachbarte Gemeinde nicht erlegen konnte; und auch nach Bezahlung dieser doppelten Auflage, sind sie noch nicht frey; man nöthigt sie erst, die Kosten des Sergenten, des Schreibers und des Kerkermeisters zu tragen; des Schadens nicht zu gedenken, der ihnen und dem Staate durch den Verlust der Zeit und die Unterlassung des Feldbaues zuwächst. Aus diesen Betrachtungen schlossen die Stände, daß der König verbunden sey, Mitleiden mit seinem Volk zu haben, und ihm die drückende last der Steuern ganz abzunehmen. Sie zeigten auch die Mittel an, wie dies ohne Schwächung der königlichen Macht geschehen könnte. Das erste Mittel bestand in der Wiedervereinigung aller von den Domänen abgetrennten Güter und Einkünfte. Da die Domänen das eigentliche Erbtheil des Staats seyn, so sollten sie auch zur Bezahlung der Staatskosten angewendet werden; und überdem bewiesen sie, daß ein König nichts davon trennen könne, ohne Begehung einer offenbaren Ungerechtigkeit. Das zweyte Mittel war die Unterdrückung unnützer Diener und die Verringerung des Gehalts derer, die man beybehalten müsse. Das dritte Mittel, die Aufhebung oder wenigstens Verminderung der Pensionen, worüber sich der Bürgerstand sehr lebhaft ausdrückte.

Das

Das vierte Mittel sollte in einer Veränderung des 1484
Militarwesens bestehen. Der Staat, sagten sie, genießt jetzt des Friedens, und doch müssen mit grossen Kosten viele tausend unnütze Menschen erhalten werden. Glaubt man aber ja, man könne eine stehende Armee nicht entbehren, so sollte sie nicht stärker seyn, als unter der Regierung Karls des Siebenten. Dieser König triumphirte mit einer geringen Anzahl von Truppen und mit dem Kern des Adels über seine Feinde, eroberte Normandie und Güyenne, erwarb Frankreich Ruhe, ward von seinen Nachbarn geehrt und von seinen Unterthanen angebetet, weil er auf Gott sein Vertrauen setzte, dem Rath der Reichsstände folgte, die genaueste Gerechtigkeit gegen sein Volk ausübte, und ein gnädiger und barmherziger König war. Die beyzubehaltenden Truppen müssen unter einer strengen Mannszucht gehalten, und nur erprobten Anführern, die für das Betragen ihrer Soldaten stehen können, anvertrauet werden. Die gewöhnlichen Richter müssen Gewalt bekommen, die Verbrechen der Soldaten zu untersuchen und sich der Schuldigen zu versichern. In allen Plätzen, wo Besatzungen gehalten werden, bestelle man die rechtschaffensten und angesehensten Edelleute des Landes, die, in Begleitung des Sekretars der Marschälle, alle Monate die Gendarmes mustern, Nachrichten von den Gewaltthätigkeiten und Räubereyen, die in derselben Gegend geschehen, einziehen, und von dem Sold so viel abziehen, als zur Vergütung des Schadens nöthig ist. Nach Abschaffung aller verderblichen und überlästigen Unkosten — so fuhren die Abgeordneten weiter fort — wird es leichter seyn, die nothwendigen Ausgaben zu bestreiten. Wir wissen, daß der Hofstaat des Königs und der Königin, die Gesandschaften, die Besoldung der bürgerlichen und Kriegsbedienten, nothwendig Unkosten

ver-

1484 verursachen. Hierzu müssen die Einkünfte der Krongüter angewendet werden. Kann man aber beweisen, daß diese nicht zureichen, so wird die französische Nation, die stets eine Ehre darinn sucht, ihrem König Leben und Vermögen anzubieten, sehr bereitwillig alles hergeben, was durch die Stände wird verordnet werden. So lange, bis man uns nicht deutlich das Gegentheil darthun wird, werden wir überzeugt bleiben, daß die Krongüter, denen man die Gabellen beygefügt, mehr als hinreichend seyn, alle nothwendige Staatskosten zu tragen. Diesem zu Folge sollten alle Steuern und andre willkührliche Auflagen abgeschaft, und in Zukunft, nach der natürlichen Freyheit der Franzosen, keine andre gleichgeltende Steuern und Auflagen erhoben werden, ohne Vorwissen und freywillige Beystimmung der allgemeinen Reichsversammlungen.

Der **vierte** Artikel, den die Stände vorstellten, begreift eine grössere Anzahl von Materien, und verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Es gab sonst, sagten sie, keine bessere Justitz, als in Frankreich, und alle fremde Nationen sind deshalb zu uns gekommen, um sich dieser Sache wegen Raths zu erholen: heut zu Tage hat sich dies geändert, und es ist nöthig, die Quelle dieser unglückseligen Veränderung aufzusuchen. Da ein König allein nicht allen seinen Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren lassen kann, so ist es nothwendig geworden, daß eine grosse Anzahl von Dienern, die einander untergeordnet und durch alle Provinzen der Monarchie vertheilt sind, dessen Stelle vertrete. Hierbey aber ist sehr darauf zu sehen, was für Händen er diesen kostbaren Schatz anvertrauet, sonst muß er vor Gott und vor Menschen alle Ungerechtigkeiten, die sie in seinem Namen begehen, verantworten. Dieser Ursache wegen haben unsre grösten Könige verordnet, daß bey jedes-

mali-

maliger Erledigung einer Gerichtsstelle die übrigen 1484
Mitglieder des Gerichts durch die Mehrheit der Stimmen drey Männer wählen, die sie für vollkommen tüchtig zur Wiederbesetzung dieser Stelle halten würden, und sie dem König vorstellten sollten, der dann einem von diesen dreyen dieselbe ertheilte. Dadurch ward das Gewissen des Königs erleichtert, und die Stellen waren immer gut besetzt. Diese schöne Ordnung ist nach Karls des Siebenten Tode ganz umgekehrt worden, und man hat mit allen Aemtern einen schändlichen Handel getrieben. Dadurch sind die Aemter verächtlich, der Bestechung ist freyer lauf gelassen, und die Ausübung der Gerechtigkeit eine Räuberey geworden. Man hat in unsern Tagen gesehen, daß Vicomteyen, Probsteyen, landrichterstellen und andre Bedienungen, die eine vorzügliche Rechtschaffenheit und zuverlässige Einsicht erfordern, weil sie das Recht geben, über das leben und Vermögen der Bürger zu entscheiden, Leuten ertheilt worden, die ganz unfähig darzu waren, z. B. Kriegsleuten, Jägern, Fremden, Ungelehrten. Um diese ausschweifende Mißbräuche abzustellen und den Wunsch des Königs zu erfüllen, der ein Verlangen trägt, Gerechtigkeit über sein Volk walten zu lassen, dünkt es den Ständen am vortheilhaftesten, wenn vor allen Dingen die Wahl wieder eingeführt, und nie davon abgewichen wird, besonders, wenn es auf Besetzung einer Gerichtsstelle ankommt; denn Gerechtigkeit kann von niemand, als von gerechten leuten ausgeübt werden. Da auch einen Diener nichts stärker aufmuntert, seinem Herrn treu, redlich und eifrig zu dienen, als wenn er der Erhaltung seines Amts versichert ist, so lang er dasselbe genau verwaltet; so wäre es dienlich, daß kein Diener seines Amtes und der damit verknüpften Vortheile beraubet würde, als im Fall der Untreue. Daher

1484 glauben die Stände, es sey billig und nöthig, daß diejenigen, die von dem vorigen König auf eine rechtmässige Art Bedienungen erlangt und sie ohne gegründete Ursache verlohren, wieder eingesetzt werden, oder wenigstens Erlaubniß erhalten, die Wiedererstattung durch den Weg Rechtens zu suchen. Was die aufferordentlichen Bedienungen betrift, deren in unsern Tagen eine so grosse Menge angelegt worden, so meinen die drey Stände, diese Neuerung sey dem gemeinen Besten zuwider; denn die Vervielfältigung der Aemter verursachet eine Vermehrung der Besoldungen, und sind diese Aemter ohne Gehalt, so erfinden diejenigen, die sie bekleiden, ungewöhnliche Kunstgriffe, Geld zu erwerben. Dergleichen Aemter sollten demnach sofort abgeschafft werden. — Viele Verdrießlichkeiten sind dem Könige und dem Staate dadurch zugewachsen, daß ein einziger Mensch oft zwey, drey und wohl gar vier Aemter auf einmal besessen. Da ein solcher nicht im Stande ist, alle gehörig zu verwalten, so ist er genöthiget, dies durch Kommissarien thun zu lassen, die sie denn in Pacht nehmen und zum Schaden des Volks grossen Vortheil davon ziehen. Zur Abstellung dieser Unordnung ist es nothwendig, daß von nun an niemand mehr als Ein königliches Amt bekleiden darf, und daß bey der Erlangung eines zweyten das erste für erledigt erklärt werde.

Nach diesen allgemeinen Anordnungen richteten die Stände ihr Augenmerk auf besondere Zweige der Staatsverwaltung, auf die Einrichtung des hohen Raths, auf den Gebrauch des Siegels, auf die Verrichtungen der königlichen Sekretarien, auf die Appellationen in Proceßsachen, auf die Beurtheilung derselben, auf die Ordnung der Gerichtsstühle, auf den Mißbrauch der aufferordentlichen Kommissionen, auf die Verrichtungen der verschiedenen

nen Gerichtsbedienten ꝛc. Von allen diesen Dingen 1484
wollen wir nur das Nöthigste anzeigen. Obgleich der hohe Justitzrath damals mit wichtigen Angelegenheiten, welche die Rechte des Königs so wohl, als Processe vornehmer Personen betrafen, beschäftiget war, so hatte er doch keine beständig daurende Gestalt erlangt. Der Kanzler führte dabey den Vorsitz: aber er hatte nur einige Amtleute, Räthe und andre königliche Diener zu Beysitzern, so wie sie sich gerade am Hofe befanden, und die bisweilen gar die Sache der einen Partey zu führen hatten; oft urtheilten sie über eine Angelegenheit, ohne der rechtlichen Untersuchung beygewohnt zu haben. Die Stände verlangten, daß für dieses Tribunal eine gewisse Zahl von Räthen bestellt werden möchte, die in den Gesetzen und den verschiedenen Gewohnheiten des Königreichs unterrichtet seyn sollten, daß man ihnen Besoldungen geben, daß sie Beysitzer des Kanzlers seyn, und daß sie allein das Recht, in dem Rath zu votiren, haben sollten. Die Stände beklagten sich hernach über die Erpressungen der Diener des Siegels. Da diese selbst ihre Besoldungen taxirten, so forderten sie oft so übermässige Gebühren, daß viele Städte und Gemeinden lieber sich der Gefahr aussetzten, ihre Privilegien zu verlieren, als die verlangten Summen zu erlegen. Die Stände verlangten, daß man die Summe bestimmen möchte, die diese Diener von jeder Ausfertigung mit Recht fordern konnten, und daß sie nicht befugt seyn sollten, das Geringste daran zu ändern. Die königlichen Sekretarien waren eben so tadelnswürdig, als die Diener des Siegels. Die meisten waren in der Praxis so unerfahren, daß sie ihre Akten mit Nullitätsklagen anfüllten. Andre, die ganz unfähig waren, liessen ihre Dienste durch Notarien oder Schreiber, die oft schwerer als ihre Herren zu befriedigen

1484 waren, verrichten. Die Stände baten den König, daß bey jeder Erledigung einer Sekretarsstelle die Mitglieder des hohen Raths und die Requetenmeister sich versammlen und drey Personen wählen möchten, die sie zur Besetzung der Stellen am fähigsten hielten, und daß sie einem davon durch den König ertheilt werden möchte. Obgleich, sagten die Stände, die Appellation das einzige Mittel ist, die Unterdrückten aufzurichten, und die königliche Macht, die zur Beschützung der Schwachen da ist, jede Appellation anzunehmen verbunden ist; so hat man doch in den neuesten Zeiten tausend Beyspiele von dem Gegentheil gesehen. Eine unendliche Menge von Unterdrückungen des armen Volks, und der Verfall mancher guten Familie und der Tod armer unschuldiger Leute ist dadurch bewürkt worden. Ein andrer Mißbrauch unter der vorigen Regierung bestand darinn, daß man, wenn das Parlament bey Appellationen Vorladungsschreiben ergehen ließ, den Proceß vor den hohen Rath zog, und dadurch die Appellanten hinderte, ihre Appellation weiter zu treiben. Weil dadurch alle gerichtliche Ordnung gestöhrt wird, so ist es nöthig, daß allen obern Gerichtshöfen verboten werde, Appellationen in der ersten Instanz an sich zu ziehen, es sey in bürgerlichen oder peinlichen Sachen. — Selbst die Parlamentshöfe, die doch das Licht und die Richtschnur der übrigen Gerichtshöfe seyn sollten, haben sich nicht vor dem allgemeinen Verderbniß verwahren können. Man beschweret sich, daß die Processe zu langwierig und kostbar sind, daß man nicht verschwiegen dabey ist, daß die Sporteln von Tag zu Tag stärker und verderblicher werden. Alle diese Mißbräuche entstehen von der schlechten Wahl der obrigkeitlichen Personen; da die meisten ihre Aemter gekauft haben, so denken sie blos darauf, wie sie die daran gewendeten Kosten wieder erlangen und sich

noch

noch überdies bereichern können. Es ist daher noth- 1484
wendig, daß Personen von gehörigem Alter, hinreichender Gelehrsamkeit, Klugheit und gutem Gewissen, zu solchen wichtigen Stellen gewählt und daß es dabey gehalten werde, wie zur Zeit Karls des Siebenten. — Das hohe Gericht (*Echiquier*) in der Normandie, soll alle Jahr einmal gehalten und dazu Präsidenten und Räthe genommen werden, die in den Gewohnheiten und Gebräuchen des Landes unterrichtet sind. — Die Sergents oder Gerichtsdiener haben sich über die Maasse vermehrt; denn in einer Landshauptmannschaft, wo ehemals deren nur zwanzig oder dreyßig waren, rechnet man heut zu Tage hundert bis zwey hundert. Es ist um so viel nöthiger, sie auf ihre alte Anzahl herabzusetzen, da es größtentheils müssiggehende, exkommunicirte und liederliche Leute sind. Wider die unter Ludwig dem Eilften so gewöhnlich gewordenen ausserordentlichen Kommissionen erklärten sich die drey Stände sehr hitzig. Damals, sagten sie, wurde ein Angeklagter ohne nähere Untersuchung dem Prevot der Marschälle oder gewissen Kommissarien übergeben und sogleich gehängt. Sehr oft waren seine Ankläger auch seine Richter, oder, wenn diese kein Recht hatten zu votiren, ertheilte man ihnen Briefe, durch welche sie berechtiget wurden, dem ganzen Proceß beyzuwohnen. Nach dem Gutachten der drey Stände sollten in Zukunft dergleichen widersinnige Anklagen nicht gelten, und solche ausserordentliche Kommissarien nicht geduldet werden. Wenn aber jemand angeklagt worden, so müssen die gehörigen Untersuchungen von den gewöhnlichen Richtern und alles nach rechtlicher Form geschehen, so daß die Unschuldigen losgelassen und die Verbrecher und falschen Ankläger durch die gewöhnlichen Richter nach Beschaffenheit der Sache bestraft werden. Unwissende Richter sollen bestraft,

1484 und diejenigen, die unbillig durch sie verurtheilt wor-
den, schadlos gehalten werden.

Obgleich die französische Handlung damals noch nicht den Grad der Beträchtlichkeit, wie in neuern Zeiten, erlangt hatte, so stellten sie doch die Stände als die vornehmste Stütze des Reichthums und Ueberflusses eines Staats vor; sie zeigten, daß die Freyheit die Seele des Handels sey, und daß man also zur Beförderung ihres Flors die Hindernisse, die ihn drückten, wegzuräumen, und zu ihrer Beschützung einige Schiffe gegen auswärtige Mächte auszurüsten habe. Sie beschwerten sich über die ausschweifenden Zölle, die seit dem Absterben Karls des Siebenten auf gewisse Lebensmittel waren gelegt worden, und verlangten, daß die neuen abgeschaft, die alten aber so deutlich bestimmt werden möchten, daß die Richter auf der Stelle ohne processualische Umstände die Streitigkeiten zwischen den Auffehern und Kaufleuten entscheiden könnten. Sie behaupteten, die allzugrosse Menge von Märkten sey dem Wohl des Staats nachtheilig, weil dadurch das Geld für fremde Waaren aus dem Königreich geschaft werde. Dem zu Folge baten sie, daß die Zahl der Märkte zu Lyon verringert oder einige davon in andre Städte verlegt werden möchten, weil die lage der Stadt Lyon auf der Gränze des Reichs die Unterschleife begünstige und die Verbrecher der Justitz entziehe. — Was die Zölle von den aus- und eingehenden Waaren betrift, so solle der König nur auf den Gränzen des Reichs Zollhäuser anlegen und sie durch rechtschaffene Leute, die der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit der Oerter, wo sie angelegt sind, unterworfen seyn müßten, verwalten lassen. — Sie beklagten ferner, daß, da viele Oerter in Frankreich wären, wo man den Durchreisenden zur Erhaltung der Brücken und Strassen Abgaben abfordere, diejenigen,

gen, denen zum Besten solche Abgaben erhoben wür- 1484
den, die allernothwendigsten Ausbesserungen verab-
säumten; daß diese Nachlässigkeit schon viele Men-
schen und Lastthiere zu Grunde gerichtet; daß ver-
schiedene in der Nachbarschaft solcher Strassen gele-
gene Dorfschaften jetzt öde stehen und niemand mehr
dahin kommen könne. Sie baten nicht allein den
König, diejenigen, die diese Abgaben erheben, an-
zuhalten, daß sie dieselben zu ihrer wahren Bestim-
mung anwenden möchten; sondern sie verlangten auch,
daß die Herren, welche Zölle auf ihren Ländereyen
angelegt haben, die Kaufleute in dem ganzen Bezirk
derselben schützen sollten. Um endlich allen **Mono-**
polien vorzubeugen, ersuchten die Stände den Kö-
nig, die Verordnungen Karls des Fünften und des
Siebenten zu erneuern, durch welche allen Justiz-
und Finanzbedienten verboten worden, selbst Handel
zu treiben und an dem Gewinnst der Handelsleute
Theil zu nehmen.

Die Stände, die sich nach langem Wider-
streben der Wahl der neuen Räthe begeben hatten,
erwarteten nun wenigstens, daß man ihnen die Wahl
ihrer Repräsentanten gestatten werde. Allein in
Ansehung dieser beyden Punkte irreten sie sich. Der
König ließ seinen Staatsrath, so wie er war, und
forderte, ohne Theilnehmung der Stände, sechzehn
Abgeordnete, die den Berathschlagungen über die
vornehmsten Punkte der Aufsätze beywohnen sollten.
Dieses Verfahren erweckte bey den sechs Nationen
den empfindlichsten Verdruß. Man murrte über
die Wahl der Sechzehn; einige waren als königliche
Diener oder Pensionärs verdächtig; und die übrigen
besassen weder Standhaftigkeit noch Einsicht genug,
das Beste des Volks zu vertheidigen. Man verord-
nete, daß diejenigen, welche die Stände nicht au-
torisirt hätten, nicht als Repräsentanten derselben

1484 könnten angesehen werden. Der Kanzler, von diesem Vorhaben der Stände benachrichtiget, begab sich
Am 17. Febr. in den Versammlungssaal, äusserte harte Vorwürfe, behauptete, daß der König nicht einmal verbunden wäre, Abgeordnete der Stände zu den Berathschlagungen über ihre Aufsätze zu nehmen, erlaubte aber doch im Namen des Königs, daß sie selbst noch sechs Abgeordnete sollten wählen dürfen, die nebst den schon verlangten sechzehn den Berathschagungen beywohnen könnten. Die Stände vertheidigten sich wegen der ihnen gemachten Vorwürfe, und versicherten, daß ihnen die Wahl solcher neuer Abgeordneten nicht gefiele. Unterdes waren die sechzehn ersten Abgeordneten verdrießlich geworden, daß man sie im Verdacht habe, und verliessen den Staatsrath, worüber dieser in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Man sahe sich genöthiget, mit allen Ständen zugleich zu rathschlagen. Der Konnetabel machte den Anfang damit, daß er versicherte, den Landleuten sollte alle mögliche Erleichterung verschaft werden: in Ansehung des Militarwesens aber sey es unmöglich, daß zwey tausend Lanzen, oder zwölf tausend Reuter, wie die Stände wähnten, zur Vertheidigung des Staats hinreichten. Er bewies dies umständlich, und verlangte wenigstens 2500 Lanzen, das ist, funfzehn tausend Reuter und sechstausend Fußgänger. — Die Stände verlangten hierauf, daß man erst den Anfang mit der Untersuchung und Veränderung des königlichen Hofstaats, der Gerichts- und Finanzbedienten und der Pensionen machen, und dann erst das Militarwesen vornehmen sollte. Zu dem Ende baten sie um genaue Verzeichnisse der Ausgaben, die jene Artikel verursachten, und der königlichen Einkünfte. Sie versicherten, daß sie alles beytragen wollten, was nöthig seyn würde, damit die Einnahme des Königs dessen Ausgaben übersteigen möchte, so bald

genug

genug bewiesen seyn würde, daß jene zur Bestreitung 1484
dieser nicht hinreichend wären. Der Kanzler gerieth über diese Zumuthung in die peinlichste Verlegenheit. Endlich hielt er doch für dienlicher, nachzugeben, und dem Verlangen der Stände, so viel als möglich, zu willfahren, als durch Widersetzlichkeit und Vorhalten der königlichen Macht Widerwillen und vielleicht gar Empörung zu erwecken. Dem zu Folge empfien- Am 21.
gen die Abgeordneten der drey Stände in dem ge- Febr.
meinschaftlichen Saal aus den Händen der Finanzenverwalter die Verzeichnisse der königlichen Einkünfte von den Domänen. Anfangs schienen sie ihnen verdächtig. Die Normandie war nur zu 22000 livres angesetzt, und der ganze Betrag der königlichen Einkünfte, Steuern und Gabellen mit eingeschlossen, sollte sich nur auf 755000 livres erstrecken. Auf der andern Seite schien ihnen die Ausgabe des Königs zu sehr vergrössert. Sie war in sechs Fächer abgetheilt: 1) die Ausgabe für die Garderobe und die Tafel; 2) die Besoldung seiner Hausbedienten, der hundert Edelleute seiner Leibwache, der schottischen aus vierhundert Mann bestehenden Leibwache, der Gesandschaften und der Taschengelder; 3) die Löhnung der Truppen; bestehend aus 2500 Lanzen und 7 bis 8000 Mann Fußvolk, die Artillerie, die Befestigung und die Unterhaltung des von dem letzten König angelegten beständigen Lagers; 4) die Besoldung der Parlamentsglieder zu Paris, Bourdeaux, Toulouse, Burgund, Grenoble, des Gerichtshofs in der Normandie, der Rechnungskammer, der Kanzley, des Staatsraths, und der Finanzbedienten; 5) die ausserordentlichen Ausgaben; z. B. die Tilgung der Schulden des verstorbenen Königs und seiner Gemahlin, und selbst des jungen Königs Karls des Achten, der genöthiget gewesen war, sein Silberwerk und fast alle sein Hausgeräthe, über die sein

1484 Vater im Testament disponirt hatte, wieder zu kaufen; 6) die Jahrgelder. Bey diesem Artikel sieht man aber nur die Namen derer, die sie empfiengen, und diese beliefen sich auf neun hundert. Ueber dieses Verzeichniß geriethen die Abgeordneten in den heftigsten Zorn, und sie konnten sich nicht enthalten, den Finanzverwaltern unangenehme Dinge zu sagen. Sie berathschlagten sich hierauf wieder, konnten aber zu keinem Schluß kommen: vielmehr fielen sie immer tiefer in Angst und Verzweiflung. Endlich rieth der Redner der Nation von Languedoyl den Ständen die Forderungen nicht zu weit zu treiben, sondern sich damit zu begnügen, wenn die Angelegenheiten des Staats wieder auf den Fuß gesetzt würden, wie unter der Regierung Karls des Siebenten. Die Stände, ermüdet durch die Menge von Hindernissen, die sich ihren Absichten in den Weg legten, und voll von Verdruß über die Bosheit der Finanzverwalter, willigten fast einmüthig in die Ergreifung dieser Auskunft, und sie trugen dem Redner von der Normandie, **Masselin**, auf, in einer allgemeinen Versammlung, welcher der Kanzler und die Prinzen beywohnen sollten, ihren Willen deutlich vorzutragen. Masselin that dies mit vieler Fertigkeit und mit männlicher Beredsamkeit. Er sagte unter andern: die Stände erbieten sich, dem König als ein freywilliges Geschenk die Summe zu geben, die das Königreich dem glorwürdigsten König Karl dem Siebenten bezahlt hat; jedoch unter der Bedingung, daß dieses Geschenk nur auf zwey Jahre Statt finden soll, nach deren Verlauf sich die Stände aufs neue versammlen werden; sie verlangen deswegen, daß die Zeit und der Ort dieser Versammlung jetzt sogleich bestimmt werde. Nach Abschaffung aller überflüssigen Ausgaben glauben die Stände gewiß, daß die Summe von zwölf hundert tausend livres, verbunden mit den Einkünf-

künften der Krongüter, der Steuern und Gabellen, 1484
mehr als hinreichend seyn werde, alle nothwendige Ausgaben zu bestreiten, und daß man davon einen sehr beträchtlichen Theil zu unvermutheten Bedürfnissen werde entübrigen können. Man bedenke, daß Karl der Siebente weit geringere Einkünfte genoß, als unser jetzt regierender König, indem er Anjou, Maine, die beyden Burgund, Artois, einen grossen Theil der Picardie, das Delphinat, die Grafschaft Provence und Roussillon, nicht besaß. Karl der Siebente hatte auch mehr Unkosten zu bestreiten, als unser jetzt regierender König, weil er Söhne und Töchter hatte, und weil er dem König Renatus von Anjou und dem Grafen von Maine Jahrgelder gab; dennoch hatte Karl den glänzendsten Hof in Europa. Er war ein kriegerischer und großmüthiger Fürst; durch die Macht seiner Waffen nahm er Normandie und Güyenne wieder ein, und hinterließ bey seinem Ableben unermäßliche Schätze. Wir beschwören daher die königliche Treue und die eurige, über die von uns angebotene Summe nichts weiter zu verlangen.„ Die Prinzen und Räthe geriethen hierüber in heftige Bewegungen. Sie sahen wohl ein, daß man das Anerbieten der Stände nicht annehmen könne, ohne die Jahrgelder und Besoldungen ansehnlich zu verringern. Die Prinzen und andre Standspersonen wollten nicht, daß diese Verringerung sie und ihre Anhänger beträfe, und auf der andern Seite schien es schwer, die Stände zu einer Aenderung ihres letzten Entschlusses zu bewegen. Der Kanzler, Am 26. Febr.
der zwischen beyden Parteyen gedrängt schwebte, suchte die Stände auf andre Gedanken zu bringen, indem er ihnen den Unterschied der Zeiten Karls des Siebenten und des Achten zeigte, und ihnen zuletzt zu verstehen gab, es wäre Zeit, ihren Berathschlagungen ein Ende zu machen, und zu gehorchen. Seine

Re-

1484 Rede verursachte allgemeines Mißvergnügen unter den Ständen; sie berathschlagten sich abermals, und wurden selbst uneinig; doch beharrten die meisten am Ende bey dem letzten Entschluß. Die Prinzen, die von allem, was vorgieng, bald benachrichtiget wurden, befürchteten, diese letzten möchten die ganze Versammlung zum Beyfall bewegen und ihnen dadurch Schaden, Verdruß und Schimpf verursachen; sie beschlossen daher, mit jeder Nation in besondere Unterhandlungen zu treten, und sie theils durch gute Worte, theils durch Drohungen nach ihrem Willen zu stimmen. Dies hatte einen erwünschten Erfolg, und man entwarf folgende Artikel:

Erstlich baten sie den König, die Vorstellungen, welche die Kirche, den Adel, den Bürgerstand, die Justitz und die Kaufmannschaft betreffen, zu genehmigen, und hernach die besondern Beschwerden der Abgeordneten in der Provinz anzuhören. Zweytens bewilligten die drey Stände dem König zur Bestreitung der Staatskosten und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, als ein freywilliges Geschenk und nicht anders, eben die Summe, die zur Zeit Karls des Siebenten von dem Königreich erhoben wurde, und zwar nur für zwey Jahre und nicht mehr, so daß diese Summen durch alle Provinzen, die jetzt die Monarchie ausmachen, gleich vertheilt werde. (Dies waren zwölf hundert tausend livres, die nach dem heutigen französischen Münzfuß, der sich zu dem unter Karl dem Siebenten verhält, wie hundert zu siebenzehn, 7058825 livres, 10 Sols und 7 Deniers ausmachen.) Drittens bewilligten die Stände, denen das Wohl, die Ehre, das Glück und die Vergrösserung des Königs und des Reichs am Herzen liegt, und die ihrem Fürsten gehorsam und gefällig seyn wollen, die einmal zu bezahlende Summe von drey hundert tausend livres, als ein ausserordentliches Geschenk

schenk für die erfreuliche Thronbesteigung des Königs 1484
und für die Bestreitung der Kosten seiner Salbung
und seines Einzugs in Paris. Viertens baten die
Stände den König um Erlaubniß, daß sie einige
Abgeordnete ernennen dürften, die bey der Vertheilung dieser beyden Summen gegenwärtig seyn dürfen, und daß diese Abgeordnete mit den Finanzbedienten solche Maaßregeln treffen, die bey Erhebung dieser Summe am wenigsten lästig fallen. Fünftens baten sie den König, die Stände nach zwey Jahren wieder zu versammlen, und jetzt gleich Zeit und Ort dazu zu bestimmen. Denn sie hofften nicht, daß man von nun an irgend eine Abgabe fordern würde, ohne Einwilligung der Stände und nach der Richtschnur der Privilegien und Freyheiten des Königreichs. Sechstens, sollten bey dieser zukünftigen Versammlung die Angelegenheiten des Reichs eine Verringerung erlauben oder eine Vermehrung erfordern, so würden die Stände, als gehorsame Unterthanen, bereit seyn, Herz, Körper und Vermögen, Willen und Muth dabey anzuwenden, und sich so betragen, daß der König nicht Ursache finden möge, über sein gutes und redliches Volk mißvergnügt zu seyn.

Als diese Artikel in Ordnung gebracht waren, versprach der Herr von Beaujeu, der König werde sich am folgenden Tage mit dem Kanzler und den Prinzen zur bestimmten Zeit bey der Versammlung einfinden: allein, ein schreckliches Sturmwetter hielt Am 28.
den König in dem Schlosse Pleßies zurück, so daß Febr.
der Kanzler und die Prinzen allein in die Versammlung kamen. Dennoch sah der Redner der Stände, der patriotische Masselin, den König als gegenwärtig an, und richtete seine Rede an ihn, die von vortreflichen Ermahnungen, löblich zu regieren, und von unerschrockenen Vorstellungen voll war. Die

vor-

1484 vorhin angeführten Artikel wurden hernach vorgelesen, und der Kanzler antwortete, der König sey mit dem Betragen der Stände zufrieden, genehmige die vorgelegten Artikel, und erlaube den Ständen, Abgeordnete zu wählen, die den Berathschlagungen des Staats beywohnen könnten; zu dieser Wahl schritte man Nachmittags: aber nun erhoben sich Uneinigkeit, Mißtrauen und Eifersucht unter den Ständen. Weil der Kanzler nicht genau bestimmt hatte, wie viel Abgeordnete dem Staatsrathe beywohnen sollten, so wollte jede Provinz, jedes Amt bey der Vertheilung der bewilligten Abgabe seinen Repräsentanten haben. Einige Prälaten, die den römischen Hof begünstigten und auf der Abschaffung der pragmatischen Sanktion verharrten, vermehrten die Unruhe. Nach vielen lebhaften Streitigkeiten brachten sie es würklich dahin, daß ihnen die andern Prälaten beytraten und die pragmatische Sanktion nicht wieder eingeführt wurde, zumal da die Regentin ihre Ursachen hatte, die Bischöffe und den römischen Hof zu schonen. Desto mißvergnügter hierüber war der Bürgerstand und die zwote Klasse der Klerisey und des Adels. Der Eifer, den diese äusserten, war auch nicht ganz unnütz. Die Parlamenter wurden dadurch ermuntert, sich den Unternehmungen der Päbste standhaft zu widersetzen; die Wahl fand gemeiniglich Statt; die Fremden hatten viele Schwierigkeiten zu übersteigen, ehe sie zum Besitz der von dem römischen Hof erlangten Pfründen kommen konnten. Mit einem Wort, die pragmatische Sanktion wurde fast in allen Stücken bis zur Regierung Franz des Ersten beobachtet.

Zu gleicher Zeit untersuchte der Kanzler nebst acht Räthen, in Gegenwart einiger Abgeordneten der Stände, die Artikel, welche die Handhabung der Justitz und der allgemeinen Polizey betrafen. Anfangs

fangs wollte er den Abgeordneten nicht erlauben, zu 1484
sprechen und Einwürfe zu machen, und er fieng an, einen Punkt nach dem andern zu verwerfen, oder auf eine längere Untersuchung zu verschieben. Als aber die Abgeordneten ihren Unwillen hierüber äusserten, durften sie so viel darzu sprechen, als sie wollten, und es wurden nicht mehr als zwey bis drey Punkte verworfen, worunter vorzüglich dieser war, daß die königlichen Diener, die unter der vorigen Regierung ohne gehörige Form waren abgesetzt worden, ihre Aemter wieder erlangen sollten; denn hätte dies Statt finden sollen, so hätte der Kanzler selbst seine Stelle verlieren müssen.

Ueber die Vertheilung der Auflagen erhoben sich weit lebhaftere Streitigkeiten. Jede Provinz suchte einen Theil der zu erlegenden Summe auf die andre zu schieben, und hielt sich für zu hoch angesetzt. Die Abgeordneten der Picardie widersetzten sich am heftigsten. Sie sollten zu der dem König bewilligten Summe 55000 livres beytragen; dagegen thaten sie so viele klägliche und ungestüme Vorstellungen, daß man ihnen erst zehen, hernach funfzehen, endlich zwanzig tausend livres erließ. Als sie noch mehr verlangten, machten sie sich so verhaßt, daß man sie gar nicht mehr anhörte. Die Normandie, die in den vorhergehenden Jahren 996700 livres bezahlt hatte, wurde jetzt nur mit 363910 livres angesetzt. Dennoch that diese ansehnliche Verminderung der Abgeordneten dieser Provinz kein Genüge. Sie brachten es durch ihre Klagen über den schlechten Zustand ihres landes und durch den Herrn von Beaujeu, der ihnen wegen der Regentschaft viel zu danken hatte, dahin, daß 13910 livres erlassen wurden, und sie also nur 350000 livres bezahlen sollten. Darüber wurden nun wieder andre Provinzen unwillig. Doch war dies nur wenig gegen die Mißhelligkeiten

1484 ligkeiten, die bey der Vertheilung unter die besondere Bezirke jeder Provinz entstanden. Jeder Abgeordnete betraurete das Schicksal seines Kantons und erhob den Reichthum seiner Nachbarn. Eifersucht, Bosheit und Bitterkeit bemächtigten sich aller Abgeordneten, und gaben zu einem neuen Streit Anlaß, über die den Abgeordneten zu zahlenden Gebühren für den zweymonatlichen Aufenthalt zu Tours. Der Bürgerstand behauptete, jeder Stand müsse seine Abgeordnete bezahlen. Die Klerisey hingegen und der Adel verlangten, alle diese Kosten fielen auf den Bürgerstand. Es entstanden also daraus zwo neue Parteyen, die sich erhitzten und Reden gegen einander hielten. Der Kanzler entschied endlich despotisch genug zum Vortheil der Klerisey und des Adels; doch ermahnte er alle Stände, und jeden insbesondere, sich ihrer Rechte nicht nach der Strenge zu bedienen, und nur diesmal die Summe von funfzig tausend livres, die dem armen Volke gar zu lästig fallen würde, gemeinschaftlich zu tragen. Doch, dies war so viel als nichts gesagt, und der Bürger- oder Mittelstand mußte funfzig tausend livres Diätengelder aufbringen. Wenn man die damalige Mark Silber auf zehn livres, zehn Sols rechnet, so würden die den Abgeordneten bewilligten funfzig tausend livres, nach dem heutigen französischen Münzfuß 235294 livres, 2 Sols, 4 Deniers betragen. Nun waren ohngefähr drey hundert Abgeordnete, die für zwey Monate oder ein und sechzig Tage bezahlt werden mußten. Folglich kam auf jeden alle Tage nach heutigem Gelde ohngefähr 4 livres, 1 Sols, woraus man urtheilen kann, wie hoch sich der tägliche Aufwand der reichsten und angesehensten Leute des funfzehnten Jahrhunderts belaufen habe. Obgleich die Vertheilung der Auflage Uneinigkeit unter den Abgeordneten verursachet hatte, so fiengen sie doch her-

hernach wieder an, gemeinschaftlich zu rathschlagen. 1484
Sie suchten zuerst Mittel auf, um zu hindern, daß die nur für ein Jahr bewilligte Summe von drey hundert tausend livres, nicht zu der Summe von zwölf hundert tausend livres, die bis zu einer neuen Versammlung der Stände dauren sollte, möchte geschlagen und damit vereinigt werden. Sie setzten sich hernach vor, die besondern Einnehmer, die dem Volke so lästig waren, als die Auflage selbst, abzuschaffen. Endlich wollten alle Provinzen zu Pays d'Etat, oder zu solchen Landschaften, deren Stände die bewilligten Auflagen selbst unter sich vertheilen und heben, so wie Languedok und Normandie, gemacht seyn. Als der Kanzler dies erfuhr, eilte er mit der Ausfertigung der Aufsätze, bat den König, Am 7. März.
sich in die Versammlung zu begeben, und verabschiedete sie durch eine Rede im Namen desselben. Hierauf dankten die Stände, und baten den König nochmals, seine Krönung zu beschleunigen. Sie blieben nachher noch einige Tage beysammen, um an die Vertheilung der Auflage die letzte Hand zu legen, und die jeder Provinz besonders angehende Verordnung in Richtigkeit zu bringen. Endlich trennten Am 14. März.
sie sich, ziemlich zufrieden mit dem, was sie erlangt hatten, und verschoben die Untersuchung einiger Materien bis zu einer bestimmten Zeit.

So endigte sich diese berühmte Versammlung, die dem königlichen Ansehn so furchtbar geschienen. Die Prinzen, die am eifrigsten darauf gedrungen, erlangten dadurch keinen einzigen wahren Vortheil. Die Regentin triumphirte: allein, sie brüstete sich nicht mit ihrem Sieg, sondern suchte vielmehr ihren Nebenbuhlern zu schmeicheln und ihnen Vortheile zu verschaffen. Dem Herzog von Orleans ließ sie eine Kompagnie von hundert Lanzen nebst einem beträchtlichen Gehalt geben. Die Grafen von Angouleme

1484 und Dünois erhielten eben solche Kompagnien und einen Gehalt von 16000 livres.

Es war sehr wahrscheinlich, daß die Prinzen ruhig geblieben wären, wenn nicht die Bewegungen in Bretagne und die Ränke eines Bösewichts, der sich von dem niedrigsten Herkommen auf eine hohe Glücksstuffe geschwungen, ihren Ehrgeitz wieder geweckt, und sie nach und nach in Empörungen verwickelt hätte. Weil sich an dem bretagnischen Hof die ersten Funken eines Feuers, das Frankreich, die Niederlande, England und Spanien ergriff, bildeten, so müssen wir nothwendig den Zustand dieses Hofs und die Ursachen, welche die nächsten Verwandten gegen einander waffneten, beschreiben. Der damalige Herzog von Bretagne, Franz der Zweete, war zweymal vermählt, erstlich mit Margarethen von Bretagne, mit der er keine Kinder zeugte, und dann mit Margarethen von Foix, von der er zwo Töchter, Annen und Isabellen, erhielt. Seine fortdaurende leidenschaft gegen Antonetten von Magnelais, und das Ansehn, das er dieser gebieterischen Frau zugestanden, hatte ihn lange von einer zwoten Vermählung abgehalten, ohngeachtet er der letzte männliche Erbe von dem königlichen Zweige Montfort war, so daß er schon hinfällig wurde, als seine beyden Töchter noch Kinder waren, und er nicht hoffen konnte, sie noch bey seinem Leben zu vermählen. Diese Aussichten machten diejenigen, welche Rechte auf Bretagne hatten, eben so kühn, als diejenigen, die nach der Vermählung dieser beyden Erbinnen strebten. Es ist nöthig, den Grund oder die Hofnung dieser beyden Parteyen, so weit, als es möglich ist, zu untersuchen. Der Streit, der sich unter der Regierung Philipps des Sechsten zwischen den Häusern Blois und Montfort wegen der Erbschaft des Herzogthums Bretagne erhob,

war

war noch nicht ganz geendiget worden. Philipp hat- 1484
te Karl'n von Blois das Vorrecht bey dieser Streitigkeit zuerkannt: allein Englands Beystand und das Glück der Waffen hatte dem Grafen von Montfort den Triumph verliehen. Nach der blutigen Schlacht bey Aurai, in der Karl von Blois das Lehen verlohr, ward zwischen den kriegenden Parteyen ein Vergleich gestiftet, welchemnach das Haus Montfort in dem Besitz des Herzogthums blieb, und dem Hause Blois die Grafschaft Penthievre und verschiedene andere beträchtliche Ländereyen in Bretagne abtrat. Diese Theilung war allzu ungleich; die Penthievres — denn diese Benennung nahmen die Nachfolger Karls von Blois an — machten eine Verschwörung gegen den Herzog Johann den Fünften, und nahmen ihn gefangen. Als sie sich bald hernach genöthiget sahen, ihm die Freyheit wiederzugeben, verlohren sie alle ihre Besitzthümer in Bretagne, und wurden für Verbrecher der beleidigten Majestät erklärt. An dem Orte ihres Aufenthalts schritten sie zu neuen Unternehmungen, und beunruhigten die regierende Familie unaufhörlich. Endlich kam durch Vermittelung Arturs von Bretagne, Konnetabels von Frankreich, zwischen den beyden feindlichen Familien ein neuer Vergleich zu Stande, dem zu Folge Herzog Franz der Erste versprach, den Penthievres die Grafschaft dieses Namens und ihre andern Güter wiederzugeben. Er erklärte ferner durch offene und unter seinem Siegel ausgefertigte Briefe, daß, im Fall seine beyden Brüder, sein Oheim Artur und sein Vetter Franz ohne männliche Erben abgehen sollten, Johann und Wilhelm von Penthievre, Nikole, ihre Nichte, die mit dem Herrn von Brosses vermählt war, oder deren Kinder, das Herzogthum mit Ausschluß der Prinzessinnen aus dem Hause Montfort erben sollten. Die Geschichtschreiber von Bretagne

1484 behaupten, diese offene Briefe wären nur eine falsche Vorspiegelung, ein Kunstgriff gewesen, um die Ehre des Grafen von Penthievre zu retten, welcher befürchtete, man möchte ihm von Seiten des französischen Hofs vorwerfen, er habe sein Recht allzuleichtsinnig aufgeopfert; der Herzog habe bey Bewilligung dieser Briefe von dem Grafen ein Gegenschreiben erlangt, wodurch dieser erklärt habe, daß er die offenen Briefe wieder an den Herzog zurückschicken, nachdem er sie dem König, seinen Verwandten und Freunden würde gezeigt haben, und daß er nie weiter Gebrauch davon machen wolle. Wie dem auch sey, genug sie fielen in die Hände des von uns oftgenannten **Tannegüi dü Chatel**, der sie, aus Liebe für sein Vaterland, heimlich für sich behielt: aber nach seinem Tode übergab sie seine minder gewissenhafte Witwe Ludwig dem Eilften, welcher alle Rechte der Penthievres auf Bretagne an sich brachte, wie von uns vorhin schon erwähnt worden ist. So streitig auch diese Rechte waren, so setzte sich doch Ludwig vor, sie durch eine furchtbare Armee zu unterstützen, und wartete mit ihrer Bekanntmachung nur auf den Tod des Herzogs: allein, er selbst starb eher, und hinterließ diese Rechte seinem Prinzen. Nebst Karl'n dem Achten trat ein andrer Prätendent auf, dem jedoch kein rechtmäßiger Grund zu statten kam. Dies war **Franz**, legitimirter Prinz von Bretagne, und **Herr von Avaugour.** Ihn hatte der Herzog mit der Frau von Villequier erzeugt, und ihn mit Ehrenstellen und Reichthümern überhäuft. Unter andern hatte er ihn zum ersten Baron und allgemeinen Statthalter von Bretagne ernannt; und von diesen Ehrenstellen glaubte der Baron sey nur noch ein Schritt zu der Erbschaft seines Vaters. Er glaubte, sein Rang bedeckte hinreichend den Fehler seiner Geburt, und die an das Geblüt ihrer alten Landesherren

ge-

gewöhnten Bretagner würden, da sie eines Prinzen 1484
bedürftig wären, der sie zu regieren vermöchte, ihn einem Fremden vorziehen. Besser gegründete Ansprüche hatte der **Vicomte von Rohan** aufzuweisen. Er war der Schwager des regierenden Herzogs, und hatte Marien von Bretagne, die zwote Tochter Herzogs Franz des Ersten, zur Gemahlin, und von dieser zween Söhne, welche die schönsten Hoffnungen äusserten. Hätte Franz der Erste nur von seiner Gemahlin her das Herzogthum besessen, so wären die Söhne des Vicomten die unstreitigen Erben des Herzogthums gewesen, und hätten noch vor den Kindern Franz des Ersten und der Margarethe von Foix den Vorzug gehabt; da aber ein Gesetz in Bretagne galt, wodurch die Töchter von der Erbschaft des Herzogthums ausgeschlossen wurden, so lang männliche Erben, auch in einem entfernten Grade vorhanden wären; da ferner vermöge dieses Gesetzes Franz der zweete zur Nachfolge gelangt war, nicht als Gemahl der Prinzessin Margarethe, sondern als wahrhafter und natürlicher Erbe, so wagte es der Vicomte nicht, die Ausschliessung der Prinzessinnen Anne und Isabelle zu verlangen, und schränkte sich also darauf ein, daß er für seine Söhne alle Schätze und Meublen Herzogs Franz des Ersten, wie auch den Brautschatz und die beweglichen Güter ihrer ohne Nachkommen gestorbenen Tante Margarethe, ferner die durch Franz den Ersten geschehenen Erwerbungen liegender Güter, und die Hälfte derer, die Franz der Zweete während seiner ersten Vermählung an sich gebracht, forderte. Weil er überzeugt war, daß der Herzog diese Schuld niemals abtragen konnte, so schlug er zur Vermeidung aller Streitigkeiten eine Vermählung seiner beyden Söhne mit den beyden Prinzessinnen vor, um auf die Art die Rechte der beyden Häuser zu vereinigen.

1484 Der Marschal von Rieux und der vornehmste bretagnische Adel unterstützten den Vorschlag des Vicomten: aber der Herzog verwarf ihn mit Verachtung. Denn nachdem Franz der Zweete durch die Ermordung der beyden Prinzen Eduard des Vierten der Hoffnung war beraubet worden, seine ältere Prinzessin mit einem englischen Prinzen zu vermählen, hatte er seine Augen auf den Erzherzog Maximilian geworfen, und ihm den Vorschlag gethan, sich mit seiner ältern Tochter zu vermählen, und die jüngere Philippen, Herrn der Niederlande, einem Sohne eben dieses Maximilians und der Marie von Burgund zu geben. Noch müssen wir bemerken, daß auch der alte Alanus von Albret, mit dem Beynamen der Grosse, und der Herzog von Orleans sich um die Erbinnen des Herzogthums Bretagne bewarben. Dieser letztere, als erster Prinz vom Geblüte, als vermuthlicher Thronerbe, als ein Vetter des Herzogs von Bretagne, als ein angenehmer und wohlgebauter Mann, fand bey der Prinzessin am leichtesten Gehör. Alle diese Freyer hatten ihre besondern Parteyen an dem bretagnischen Hof, und erfüllten ihn dadurch mit Unruhe und Zwietracht. Zum Unglück war der Herzog ein schwacher unschlüssiger Prinz, der sich blos von seinen Ministern lenken ließ. Unter diesen war nach dem Herrn von Lescün, den Ludwig der Eilfte zu sich gezogen hatte, der Landois, ehemals ein Schneider, der vornehmste. Dieser Mensch, der den Herzog ganz von sich eingenommen hatte, stürzte verschiedene angesehene Männer, so gar den bretagnischen Kanzler Chauvin, den er auf eine erbarmungswürdige Art im Gefängniß verschmachten ließ. Die Grossen des Landes erwachten endlich, machten eine Verschwörung gegen den Liebling, brachen öffentlich und so gar mit Gefahr des Herzogs gegen ihn los, ohne

jedoch ihren Zweck zu erreichen. Nunmehr dachte 1484
aber auch landois auf alle mögliche Mittel, sich zu erhalten und zu rächen; er machte sich täglich mehr Anhänger, und lud endlich gar den Herzog von Orleans nach Bretagne ein, indem er ihm die Versicherung gab, sein Herr habe ihm seine älteste Tochter und Erbin zur Gemahlin bestimmt. Nun war zwar der Herzog von Orleans mit der zwoten Tochter Ludwigs des Eilften vermählt; aber man kannte seine Abneigung gegen diese unfruchtbare und mißgeschaffene Dame. Er flog also nach Bretagne, schloß eine genaue Freundschaft mit landois, und bekam Erlaubniß, die Prinzessin zu sehen, die schon in einem zarten Alter jene erhabene Eigenschaften blicken ließ, die sie in der Folge ihren Zeitgenossen bewundernswürdig machten. Ein so hastiger Schritt muste die Regentin nothwendig beunruhigen. Eifersucht war es wohl nicht, wie Brantome vorgiebt, sondern das Interesse ihrer mit dem Herzog von Orleans vermählten Schwester, das Interesse des Staats, und die Maasregeln, die man schon in Absicht auf die Erbfolge Franz des Zweeten genommen hatte. Sie fand also für nöthig, den Herzog von Orleans zurückzurufen, und hierzu gab die Krönung und Salbung des Königs die schönste Gelegenheit.
Der Herzog von Orleans stellte bey dieser feierlichen Am 30.
Handlung den Herzog von Burgund als ersten Pair May.
des Reichs vor.

Die Regentin Anne hatte hierbey und wegen verschiedener anderer Bedürfnisse so vielen Aufwand machen müssen, daß sie auf eine Verlängerung der von den Ständen nur auf ein Jahr bewilligten dreyhundert tausend livres antrug, indem sie vorstellte, daß die Nation dadurch nicht belästiget würde, wenn man die Summe unter alle Provinzen gleich vertheile. Das Parlament registrirte das des-

1484 wegen ergangene Edikt ohne Widerstand. Nicht eben so bereitwillig bezeigte es sich in Ansehung der Aufnahme des Kardinals **Balüe**, der gegen das Ende der vorigen Regierung aus seinem Gefängniß gelassen worden, sich hierauf nach Rom begeben hatte, und nun vom Pabst **Sixtus dem Vierten** als legate nach Frankreich geschickt wurde. Es ist werth, die Ursache dieser seltsamen Gesandschaft zu wissen. Die Päbste hatten von langen Zeiten her auf die Grafschaften **Die** und **Valence** Ansprüche gemacht. Sixtus, der ludwigs des Eilften Schwäche mißbrauchte, ließ sich gegen einige Reliquien diese Grafschaften abtreten: aber die königlichen Diener, durch das Parlament zu Grenoble unterstützt, hinderten die päbstlichen Abgeordneten an der Besitznehmung derselben. Karl der Achte hatte gleich nach seiner Thronbesteigung offene Briefe ergehen lassen, um alle unter der vorigen Regierung veräusserte Krongüter wieder zurückzunehmen. Sixtus wollte versuchen, ob er eine Ausnahme von dieser Verordnung für sich auswürken könnte. Der andre, nicht minder wichtige Beweggrund, warum er einen legaten nach Frankreich schickte, war das Verlangen der französischen Nation nach der Wiederherstellung der pragmatischen Sanktion. Endlich hatte er auch erfahren, daß man sich in Frankreich mit Verbesserung der Klerisey beschäftigte, und daß schon einige Bischöfe zu dem Ende Provinzialkoncilien gehalten hätten; solche ohne Mitwissen des heiligen Stuhls geschehene Unternehmungen auf die Zukunft zu hindern, erforderte das päbstliche Interesse. So sonderbar auch die Wahl des Kardinals Balüe zu diesem Geschäfte scheinen mag, so wohl überlegt war sie doch. Sixtus hätte keinen verschmitztern und mit den französischen Angelegenheiten bekanntern Mann finden können: Balüe seiner Seits bestrebte sich eif-

rig

rig um diese Würde; denn sie konnte ihm nicht allein 1484
Statt eines Triumphs über seine Feinde dienen, sondern ihm auch Gelegenheit geben, die Einkünfte seines Bißthums und seiner Pfründen in Frankreich, die er bisher nicht genossen, zu erlangen. Zeit seines Aufenthalts zu Rom hatte er sich bemüht, seine vorigen Vergehen wieder gut zu machen, und er brachte es so weit, daß sich Ludwig der Eilfte, wenigstens zum Schein, wieder mit ihm versöhnte. Nach dem Tode dieses Königs unterhielt er einen Briefwechsel mit dem jungen Karl und dessen Schwester, der Regentin Anne; beyde waren es auch, die ihn als Legaten verlangt hatten. Daher ward er auch in allen Städten, durch die er reiste, mit allen seinem Range schuldigen Ehrenbezeugungen aufgenommen, so sehr sich auch vorher die versammleten Reichsstände dawider gesetzt hatten: als er sich aber der Hauptstadt näherte, verbot ihm das Parlament den Eintritt in dieselbe. Nach einigen Tagen war er jedoch so weit gekommen, daß er Erlaubniß darzu erhielt: alsdann aber bekam er Nachricht von Am 24.
dem Tode des Pabsts. Sogleich kehrte er nach Rom Aug.
zurück; und weil man ihm die Vortheile seiner Legation entzogen hatte, so gab ihm der König zu einiger Schadloshaltung tausend goldene Schildthaler.

In **Bretagne** war unterdes die Bewegung des Adels gegen den Liebling **Landois** noch heftiger geworden, und dieser, der die mißvergnügten Herren durch den Herzog für Verbrecher der beleidigten Majestät erklären ließ, verfolgte und erbitterte sie so sehr, daß sie sich öffentlich empörten, und Abgeordnete nach Montargis, wo sich damals der Hof aufhielt, schickten, die dem König in ihrem Namen versicher- Am 22.
ten und schwuren, daß sie ihn für ihren einzigen Oktob.
und rechtmäßigen Herrn erkennen wollten, wenn ihr Herzog ohne männliche Erben würde gestorben

1484 seyn. Hierüber wurde eine förmliche Akte ausgefertiget; der König bewilligte alle darinn befindliche Bedingungen ohne Einschränkung, nahm die Herren in seinen Schutz, und ließ den Herzog ermahnen, von seinem Verfahren abzustehen, und den Schaden, den einige von seinen Vasallen durch ihn erlitten, wieder zu ersetzen. Landois seiner Seits beredete den Herzog, die mißvergnügten Herren vielmehr auf das Aeusserste zu treiben, indem er ihn auf den Beystand des Herzogs von Orleans und des englischen Hofs vertröstete.

Richard, vormals Herzog von Gloceſter, regierte nach der von ihm veranstalteten Ermordung der beyden Prinzen Eduards des Vierten den Staat von England. Heinrich Tudor, Graf von Richemont, ein entfernter Abkömmling von der Familie Lancaster, war schon unter der Regierung Eduards des Vierten nach Bretagne geflohen, hielt sich daselbst verschiedene Jahre lang auf, und war zweymal in Gefahr, an Eduarden ausgeliefert zu werden. Nach dem Tode dieses Königs und seiner beyden Prinzen machte sich Richard der Dritte durch seine Tyranneyen bey dem grösten Theil der englischen Nation verhaßt; das Haus Lancaster hatte noch viele mächtige Anhänger, Landois fieng heimlich Unterhandlungen mit denselben zum Besten des Grafen von Richemont an, und schlug eine Vermählung desselben mit der im Tower verwahrten Prinzessin Elisabeth von York, als rechtmässiger Erbin des Throns, vor. Nach gehörigen Verabredungen von beyden Seiten, segelte der Graf von Richemont mit einer bretagnischen Flotte nach England ab, fand aber wider Vermuthen die Küsten wohl besetzt, weil Richard unterdes die Verschwörung entdeckt hatte; und noch überdies zerstreuete ein heftiger Sturm die bretagnischen Schiffe. Dennoch gab der Graf nicht alle

Hof-

Hoffnung auf. Viele englische Herren, die den 1484
Verfolgungen Richards entgangen waren, hatten sich nach Bretagne begeben, und sich mit dem Grafen durch wechselseitige Eidschwüre verbunden. Richarden blieb dies nicht verborgen; er war überzeugt, daß ihm seine gewaltthätige Anmassung des Throns nichts helfen würde, so lange der Graf von Richemont am Leben und in Verbindung mit seinen Feinden wäre; und er hofte die treulose und feile Seele des Lieblings Landois durch ansehnliche Versprechen zu gewinnen, und zu seinem Vortheil zu gebrauchen. Daher ließ er dem Herzog von Bretagne die Grafschaft Richemont, welche die ältern Herzoge von Bretagne lange besessen, und dem Landois die Güter der dem Grafen von Richemont anhängenden Herren anbieten, wenn man ihm seinen Feind in die Hände liefern würde. Richards Vorschläge fanden Eingang, und Heinrich Tudor war ohne Rettung verlohren, wenn nicht der nach Flandern geflüchtete Bischof von Eli ihn vier Tage vor der verabredeten Auslieferung gewarnt hätte. Er floh mit dem Grafen von Pembroke und einigen andern Herren an den französischen Hof, wo ihn Madame gefälligst aufnahm, und ihn des Schutzes des Königs versicherte. Dennoch gab Landois nicht alle Hofnung auf. Seine Feinde in Bretagne konnte er durch die zu seinen Befehlen stehenden Truppen im Zaum halten, und von dem Erzherzog **Maximilian** und dem Herzog von Orleans erwartete er Unternehmungen gegen Madame und den König Karl, die ihm selbst vortheilhaft werden könnten. **Maximilian** hatte die Lütticher und ihren Anführer Wilhelm von der Mark gedemüthiget, und führte Krieg mit den Flandrern, die noch immer seinen Prinzen Philipp bey sich behielten, und ihm die Vormundschaft über denselben nicht zugestehen wollten. Die Regentin von Frankreich begünstigte die-

se

1484 se Unruhen; jedoch so, daß Maximilian ihr keine offenbare Verletzung des eben erwähnten Vertrags zu Arras zur last legen konnte. Mit dem tapfern Herzog von **Lothringen** verfuhr sie so, daß er dem Erzherzog Maximilian abgeneigt wurde, und die französische Partey ergriff; denn, nach seinem Ansuchen bey der allgemeinen Versammlung der französischen Stände um die von Ludwig dem Eilften ihm entzogenen länder, gab man ihm das Herzogthum Bar wieder, und sprach ihn von allen Summen, die man von ihm gefordert, und von den Ansprüchen, die Ludwig der Eilfte auf Lothringen gemacht hatte, frey. In Absicht auf Provence hatte man von beyden Theilen Kommissarien ernannt, welche die beyderseitigen Rechte auf diese Grafschaft untersuchen, und vor Verlauf von vier Jahren ihren Spruch äussern sollten; während dieser Zeit genoß der Herzog von Lothringen von dem französischen Hof ein Jahrgeld von sechsunddreyßig tausend livres.

1485 Am 5. Jan. In Paris handelte unterdes der Herzog von **Orleans** auf vielfache Art gegen die Regierung. Er gieng so gar, in Begleitung des Grafen von Dünois und seines Kanzlers, Dionysius Mercier, ins Parlament, zog gegen die Regentin los, und verlangte, daß man entweder ihm die Regierung des Staats anvertrauen, oder die Reichsstände zum zweytenmal versammlen, und daß man den König der Aufsicht der Regentin, die ihn gleichsam gefangen halte, entziehen sollte. Der erste Präsident, **Jakob de la Vacquerie**, antwortete aber mit edler Standhaftigkeit, das Parlament werde ohne ausdrücklichen Befehl des Königs selbst in dieses Verlangen nicht willigen. Doch beschloß man endlich, Abgeordnete an den König zu schicken und sich wegen des Betragens und der Forderungen des Herzogs von Orleans bey ihm zu erkundigen. Während der Zeit wand-

wandte sich der Herzog auch an die **Universität**, 1485
die damals an fünf und zwanzig tausend Studierende zählte, wovon die meisten Waffen tragen konnten, und suchte sie in einer allgemeinen Versammlung ihrer Mitglieder bey den Bernhardinern auf seine Seite zu ziehen, indem er beklagte, daß seine Bemühungen, die pragmatische Sanktion wieder herzustellen und die Privilegien der Studenten zu bestätigen, wären fruchtlos gemacht worden. Die Universität betrug sich aber eben so, wie das Parlament; sie ernannte Abgeordnete, die dem König von den Klagen des Prinzen Nachricht geben musten, ohne die geringste Theilnehmung an seinem Verlangen zu äussern. In andern Städten des Königreichs arbeiteten die Anhänger des Herzogs von Orleans, besonders der Herzog von Bretagne, gleichfals an Ausbreitung mißvergnügter und aufrührischer Gesinnungen. Madame, die alle Schritte des Herzogs von Orleans beobachten ließ, wollte durch Gefangennehmung dieses Prinzen dem Fortgang der innerlichen Unruhen wehren: der Anschlag ward aber verrathen, und der Herzog floh von Paris nach Verneuil, dem Herzog Renatus von Alençon, seinem Anhänger, gehörig. Hierauf hielt der König, in Begleitung seiner Schwester, seinen **Einzug in Paris**. Um den hohen Gerichtshöfen ihre Zufriedenheit über das bisherige Betragen derselben zu bezeigen, ließ die Regentin eine Verordnung bekannt machen, nach welcher alle hohe und niedrige Glieder gedachter Höfe von allen Kriegskosten frey seyn sollten; und diese Befreyung erstreckte sich auch auf ihre Witwen und Kinder. Hierauf wurde der Herzog von Orleans seiner Bedienungen verlustig erklärt. Die Statthalterschaft von Paris und Isle de France ertheilte die Regentin dem alten Grafen von Dammartin, und die Statthalterschaft im Delphinat, die auf

An-

1485 Ansuchen des Herzogs von Orleans dem Grafen von Dünois war gegeben worden, Philippen von Savoyen, Grafen von Bresse, Schwager des Herrn von Beaujeu. Sie hob die Ordonnanzkompagnien auf und zog die Jahrgelder ein, die diesen beyden Prinzen und dem Grafen von Anjouleme während der allgemeinen Reichsversammlung waren bewilliget worden. So bald es die Jahrszeit verstattete, gieng man auf Verneuil los, wo sich der Herzog von Orleans nebst wenigen Freunden aufhielt. Keine Stadt erklärte sich für ihn; selbst der Herzog von Bretagne schickte nicht die versprochene Hülfe. Der Herzog von Orleans hätte also damals gewiß seine Freyheit verlohren, wenn sich nicht der Adel, der nicht gern gegen den vermuthlichen Kronerben fechten mochte, ins Mittel geschlagen und ihn mit dem Hof wieder versöhnt hätte. Er ward genöthiget, sich zum König nach Evreux zu begeben, und erhielt seine Stelle im Staatsrath wieder: aber seine Bedienungen und Jahrgelder konnte er nicht wieder erlangen. Er verbarg seinen Verdruß und begleitete den König in die Normandie. Jedoch lange blieb er nicht ruhig. Er frischte die Eifersucht des alten Herzogs von **Bourbon** gegen die Regentin und ihren Gemahl auf, und brachte ihn zur Unterzeichnung eines Bündnisses mit ihm. Der Herzog von Orleans eilte nunmehr in die ihm zugehörige Stadt **Blois**, und ermahnte die Grafen von **Angouleme** und **Dünois**, wie auch den Vicomte von **Narbonne**, der damals die Grafschaft Foix und das Fürstenthum Bearn seiner Nichte, der Königin Katharine von Navarra, streitig machte, schleunig Truppen aufzubringen und zu ihm oder zu dem Konnetabel zu stossen. Der Herzog von **Bretagne** versprach, seine ganze Macht zu senden, so bald er mit Bezwingung der Rebellen seines landes fertig seyn würde. Denn **Landois**

war

war unterdes mit Verfolgung seiner Feinde sehr ge- 1485
schäftig gewesen, und er glaubte, sie gänzlich zu
stürzen und zu demüthigen, als ganz unvermuthet,
auf Befehl der Regentin von Frankreich, der Statt-
halter von Güyenne, Herr von Lescün, mit der Mi-
liz dieser Provinz den bedrängten bretagnischen Her-
ren zu Hülfe kam, und in ihrer Gesellschaft den
Truppen des Schatzmeisters Landois ein Treffen lie-
fern wollte. Beyde Heere standen schon gegen ein-
ander in Schlachtordnung, als die Anführer derse-
ben auf die Gedanken geriethen, es sey besser, ihres
und der Bürger Blut zu schonen, und lieber den Ur-
heber aller dieser Uneinigkeiten gemeinschaftlich zu ver-
tilgen. Als das Volk zu Nantes diese Versöhnung
der bretagnischen Herren erfuhr, äusserte es hierüber
eine so ungestüme Freude, daß es vor das Schloß
rückte, und von dem Herzog die Auslieferung des
Schatzmeisters verlangte. Der Kanzler schlug sich
ins Mittel, und bewegte den Herzog, seinen Liebling
den Händen der Justiz zu überlassen. Dies geschah,
der Proceß nahm seinen Anfang; die Folter zwang
den Landois zum Geständniß mancher Missethat, und
er ward zum Galgen verdammt. Die Vollziehung
des Urtheils geschah, ohne daß man erst den Herzog
darüber befragt hatte. Anfangs war er über die
Nachricht von dem Tode seines Lieblings untröstlich:
am Ende aber verzieh er den Richtern, und machte
den Herrn von Lescün wieder zu seinem Vertrau-
ten.

Für die verschwornen Prinzen war Landois
Hinrichtung nachtheilig. Sie würden, wenn sie
dies vorausgesehen hätten, ihre Gesinnungen später
geäussert haben: nun aber hatten sie einmal die Waf-
fen ergriffen, und sie musten die Ausführung ihres
Plans weiter verfolgen. Sie wollten die Stadt
Orleans zu ihrem vornehmsten Waffenplatz machen:

Ma-

1485 Madame kam ihnen aber zuvor, und ermahnte die Bürger zur Treue, so daß sie dem Herzog von Orleans die Thore zuschlossen. Dieser wählte hierauf Baugenci zum vornehmsten Aufenthalt seiner Partey; die Regentin begab sich selbst nach Orleans und ließ daselbst, gleichsam ihren Feinden zum Trotz, die von ihr entworfene Vermählung des Herzogs von Lothringen mit der Prinzessin Philippe von Geldern vollziehen. Der Herzog von Orleans sahe den Herzog von Lothringen für seinen ärgsten Feind, ja so gar für den ersten Urheber dieses Kriegs an. Dennoch trug Madame nicht ihm, sondern Ludwigen de la Tremouille die Anführung der Truppen gegen die Mißvergnügten auf. Dieser Held rückte vor Baugenci, und der Herzog von Orleans, der die Stadt noch nicht mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath hatte versehen lassen, bot, auf Anrathen des Grafen von Dünois, einen Stillstand und Friedensbedingungen an. La Tremouille bewilligte sogleich das erstere: aber über das letztere waren die Glieder des Staatsraths uneinig. Endlich beschloß man, auf folgende Art Frieden zu machen: der König sollte in die festen Plätze des Herzogs von Orleans, der seine Truppen abzudanken hätte, Besatzung legen; und der Graf von Dünois über die Alpen nach Asti, welche Stadt dem Hause Orleans gehörte, verwiesen werden. Dieser letztere, der die Grösse der Gefahr, in die er das Haupt seines Hauses verwickelt hatte, einsahe, war es, der den Herzog zur Annahme dieser Bedingungen beredete. Der Konnetabel, Herzog von Bourbon, machte auch keine Schwierigkeiten, als er von diesem Frieden Nachricht erhielt, indem er die Waffen im Grunde doch nur zum Vortheil des Herzogs von Orleans ergriffen hatte, und Madame schonte seiner um so vielmehr, da ihr Gemahl, der Herr von Beaujeu, dessen rechtmäßi-

Im Sept.

mäßiger Erbe war. Er, der Graf von Angoule- 1485
me und der Herr von Albret sollten blos die Waffen niederlegen und ihre Truppen abschaffen. Auf diese Art endigte sich der Krieg, den die gleichzeitigen Schriftsteller den thörichten nennen, ohne Zweifel wegen der Unachtsamkeit und Uebereilung derer, die ihn veranlasset hatten. Zu gleicher Zeit schloß man zu Bourges mit dem Herzog von Bretagne einen Vertrag, nach welchem dieser dem König eben die Treue und den Gehorsam, wie seine Vorgänger, versprach. Er machte sich ferner verbindlich, allen Bündnissen, die den Staat beunruhigen könnten, zu entsagen, allen Umgang mit den Feinden des Königs aufzuheben, und ihnen weder Mannschaft noch Waffen zu geben. Man schmeichelte sich desto mehr mit der Aufrichtigkeit dieser Versprechen, da der Herzog nach Landois Tode sich von seinen Baronen leiten ließ, welche der Regentin grosse Verbindlichkeiten schuldig waren. Madame zog sie noch mehr an sich, indem sie ihnen Jahrgelder, Statthalterschaften, und den Orden von St. Michael ertheilte. Sie war hierinn um so viel weniger sparsam, da das Glück, das ihr gegen die Prinzen vom Geblüt so günstig gewesen war, in den Niederlanden ihr den Rücken zukehrte.

Die Genter hatten sich unterdes, zum Schaden ihrer Stadt, mit Maximilian verglichen; der Marschall Desquerdes hatte Dornick vergeblich belagert; Wilhelm von der Mark war durch Arglist eines seiner Freunde in die Hände Maximilians gefallen, und enthauptet; Maximilian ward 1486
zum römischen König erwählt. Lauter Umstände, die dem französischen Hof unangenehm seyn musten. Hierzu kam eine neue Verbindung des Herzogs von Bretagne mit dem römischen König; denn die Regentin hatte jenen dadurch auf das heftigste gegen sich

1486 und ihren Bruder, den König, erbittert, daß sie die Stände von Bretagne hatte zusammen kommen und auf die feyerlichste Art schwören lassen, nach dem Tode des Herzogs niemand für Erben desselben zu erkennen und anzunehmen, als dessen beyde Töchter. Maximilian und Franz versprachen einander heiligst, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis der König von Frankreich diejenigen von sich würde entfernt haben, die ihm so böse Rathschläge gäben, und bis alle von den Ständen zu Tours angegebene Veränderungen getroffen seyn würden. Dies muste so gar auch der junge Prinz Philipp, dem man den Titel eines Herzogs von Oestreich und Burgund gegeben, beschwören. Mit den Summen, welche die Genter dem römischen König hatten erlegen müssen, warb dieser in Teutschland und in der Schweitz noch mehr Truppen; er erhielt so gar von Heinrich dem Siebenten aus England eine Beyhülfe von Mannschaft: wenigstens waren es Freywillige, denen es Heinrich nicht wehrte, unter Maximilians Fahnen zu dienen.

im Aug Madame ihrer Seits vermehrte auch die französischen Truppen und erhöhte die Auflagen. Indem man damit beschäftiget war, erklärte Maximilian dem französischen Hof, oder vielmehr der Regentin — denn den König entschuldigte er — öffentlich den Krieg, und fiel in Artois ein. Mortagne und Terouanne wurden von seinen Feldherren ohne Schwerdstreich eingenommen. Am französischen Hof und im Staatsrath herrschten Partengeist und Zwist. Der Konnetabel zog gegen die Regierung der Madame, ihres Gemahls und des Herrn von Graville ohne Mässigung los, zog mit der Armee, ohne vom König Abschied zu nehmen, gegen die Picardie, und erklärte, er werde mit dem römischen König nach seinem Gutbefinden Verträge schliessen. Er blieb so hartnäckig bey diesem Entschluß, daß der

Hof

Hof keine andre Auskunft vor sich sah, als ihm nachzufolgen. Man erreichte ihn bey Compiegne, und besänftigte ihn durch allerhand Entschuldigungen, und zwar so vollkommen, daß er die beyden ehemaligen Staatsräthe, **Comines** und **Ceulant**, die sich bisher bey ihm aufgehalten, ihn gegen die Regentin stets angefrischt, und auch jetzt die Aussöhnung hindern wollten, von sich jagte; denn seine Absicht gieng ohnedem nur dahin, seine Nebenbuhler zu demüthigen und sie seine Uebermacht fühlen zu lassen. Im Felde geschah nichts Wichtiges; man suchte einander durch Streifereyen Abbruch zu thun; darüber verstrich die noch übrige brauchbare Jahrszeit, und man ließ beyderseits die Truppen in die Winterquartiere gehen. 1486 Am 20. Sept.

Der König begab sich von Compiegne wieder nach Paris, in Hoffnung, den Winter daselbst zuzubringen. Allein, kaum war er daselbst angekommen, so erhielt er Nachricht von einer gefährlichen Krankheit des Herzogs von Bretagne. Der Staatsrath fand für gut, den König an die Gränzen dieses Herzogthums zu bringen, um nach dem zu vermuthenden Absterben des Herzogs desto leichter und nachdrücklicher die von dem Hause Penthievre erkauften Rechte auf Bretagne ausführen zu können. Der Hof begab sich nach Tours, wo man aber vernahm, daß der Herzog wieder vollkommen hergestellt sey, und daß sich von dieser Seite her ein neues Ungewitter aufziehe. Vielleicht war auch die Krankheit des Herzogs von Bretagne nur der Vorwand zur Reise nach Tours. Am 9. Oktob.

Denn es entstand damals ein neuer Bund gegen **Madame** und ihre Anhänger. Nicht allein der Herzog von **Orleans** und der Graf von **Angouleme** nahmen Theil daran, sondern auch das ganze Haus **Foix**, der Herr von **Albret**, sein Sohn, der König **von Navarra**, der Prinz von Ora-

1486 nien, Lescün, dessen Ansehn in Güyenne so viel galt, der alte Graf von Nevers aus dem Hause Burgund, die Herren von Pons und Orval, und sogar der Herzog von Lothringen. Letzterm hatte Madame, wie schon erwähnt worden, das Herzogthum Bar wieder eingeräumt und ihm zur Provence Hoffnung gemacht, ihn überdies mit der Nichte ihres Mannes vermählt, und ihm die Freundschaft Wilhelms von der Mark erworben. Mit dieses Wilhelms Tode verlohr sich die Ausführung der Absichten des Herzogs gegen Maximilian; aber das Glück zeigte ihm dafür fast zu gleicher Zeit eine schöne Gelegenheit, seine Tapferkeit in Italien zu üben. Der hohe Adel des Königreichs Neapel, überdrüssig der Tyranney Ferdinands von Aragonien, und zitternd vor der Herrschaft seines Sohns Alphons, faßte nebst dem Pabst den Entschluß, beyde zu vertreiben, und den Erben des Hauses Anjou nach Neapel zu rufen. Sie warfen also erst ihre Augen auf Karl den Achten; weil er aber noch zu jung und Madame mit ihrer eigenen Erhaltung zu sehr beschäftiget war, wandten sie sich an den Herzog von Lothringen, der von seiner Mutter her ein Enkel des Königs Renatus von Anjou war. Dieser nahm den Antrag freudig an, rüstete sich eifrigst zur Besitznehmung eines Königreichs, und erlangte sogar von dem französischen Hof einige Beyhülfe, als ganz unvermuthet die Nachricht von der Zerstreuung seiner Partey in Neapel und von der Dämpfung des Aufruhrs ihm die Waffen wieder aus der Hand nahm. Doch er tröstete sich mit der Hoffnung einer leichtern Erwerbung; die vorhin berührte Untersuchung wegen Provence währte noch fort; unterdes hatte sich Renatus eine mächtige Partey in dem Lande gemacht, die schon so weit gieng, daß sie an einigen Orten den königlichen Beamten nicht gehorchte. Aber die Stadt

Aix

Air that ganz das Gegentheil. Sie stellte dem König 1486
von Frankreich den Nachtheil vor, den er sich selbst und der Provinz zuziehe, wenn er seine wahren Absichten länger zurück hielte, und den Herzog in seinen Unternehmungen nicht hindere. Karl war über die entdeckten Schleichwege des Herzogs so aufgebracht, daß er nicht erst die Entscheidung der Kommissarien abwartete, sondern auf der Stelle offene Briefe ausfertigen ließ, vermöge welcher er die Provence unwiderruflich mit der Krone Frankreich verband. Ueberdies nahm er dem Herzog seine Ordonnanzkompagnie und das bisherige Jahrgeld von sechstausend livres. Man begreift also leicht, warum sich Renatus nicht einen Augenblick bedacht habe, mit den verbündeten Prinzen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Aus dem Orte seiner Verbannung hatte der Graf von Dunois das ganze Bündniß angegeben und gebildet, und er hatte Ursach, sich über den guten Fortgang seiner Bemühungen zu freuen. Da er sahe, daß Maximilian seit zwey Jahren der französischen Macht das Gleichgewicht hielt, daß der Herzog von Lothringen sich zu wichtigen Unternehmungen anschickte, daß der Herzog von Savoyen die Huldigung des Marquisats Saluzzo verlangte, daß sich der Herzog von Bretagne mit dem Herzog von Orleans innigst verbunden hatte, und von den Feinden der königlichen Regierung geleitet wurde, daß das Haus Foix einen Aufstand in Gascogne bereitete, unterdes daß Lescun Guyenne bewafnete, daß endlich verschiedene angesehene Herren in andern Provinzen und sogar einige Staatsräthe dem Bündniß heimlich beygetreten: so wagte er es, in Hoffnung, die Regentin werde im nächst künftigen Frühjahr den vereinigten Kräften so vieler Feinde weichen müssen, ohne Erlaubniß des Königs seinen bisherigen Aufent-

1486 halt zu verlassen. Er begab sich nach Partenai an die Gränzen von Bretagne, und ließ sehr eifrig an der Ausbesserung der Festungswerke dieser Stadt arbeiten. Dieser aufrührische Schritt war für die Regentin die erste Anzeige der Verschwörung. Sie ließ den Grafen durch Abgeordnete zur Rede setzen und ihm seine Grafschaft Longueville in der Normandie zum Aufenthalt anweisen. Dunois gehorchte nicht. Man lud den Herzog von Orleans nach Hof ein, und er kam nicht. Madame schickte hierauf an den Herzog von Bretagne, erfuhr aber da weiter nichts, als daß dessen Prinzessin Isabelle wirklich mit Philipp, dem Sohn des römischen Königs Maximilian, sey versprochen worden, jedoch noch unter keiner feierlichen Urkunde.

1487 Nach diesen fruchtlosen Versuchen gab die Regentin dem Marschall von Gié Befehl, sich nach Amboise zu begeben, und den Herzog von Orleans willig oder mit Gewalt an den Hof zu bringen. Der Herzog machte sich sogleich reisefertig: unterwegs aber entwischte er unter dem Vorwand des Jagens, und erreichte glücklich die Gränzen von Bretagne. Bald hernach entdeckte sich die ganze Verrätherey durch aufgefangene Papiere, worinn sie nach allen Umständen erzählt war. Sogleich ließ Madame Gottfrieden von Pompadour, Bischof von Perigueux und Almosenier des Königs,*) gefangen nehmen; ferner den Bischof von Montauban, Georg von Amboise, und Philippen von Comines. Ludwig von Amboise, Bischof zu Albi, sollte auch in Verhaft genommen werden: aber er entkam nach Avignon, von da er nach einigen Jahren wieder zurück kommen durfte.

Die

*) Er war der erste, der den Titel Großalmosenier annahm.

Die Regentin traf noch einige andre Anstalten gegen ihre Feinde, und reiste hierauf nebst dem Kö- nig nach Poitou. Dünois glaubte anfangs, man wolle ihn in Partenai belagern, und schrieb deswe- gen an Philippen von Kleve, Statthalter in Flan- dern, um Hülfe — denn noch zur Zeit hatten sich wenige Herren öffentlich gegen die Regentin erklärt — allein, man lebte noch im Winter, und die Marschäl- le von **Baudricourt** und **Desquerdes** beobachte- ten Philippen, wie auch den Herzog von Lothringen, der seiner Drohungen ohngeachtet ruhig blieb. Der König gieng unterdes nicht vor Partenai, sondern nach **Güyenne**, und hatte den Marschal von **St. André** mit vierhundert Lanzen und zweyhundert Leibschützen bey sich. **Odet von Aidie**, Seneschall von Car- cassonne, ein Bruder des Herrn von Lescün, sollte dem König den Eingang in die Provinz verwehren: aber er floh auf die Garonne zu, und viele seiner Leu- te traten zur königlichen Armee über. Er selbst warf sich in das Städtchen Balüe, muste kapituliren und versprechen, gegen Beybehaltung seines Amts und seines Gehalts, alle feste Plätze, die sein Bruder besetzt hatte, dem König in die Hände zu spielen. Dies geschah. Der König ernennte hierauf den Herrn von **Beaujeu** zum **Statthalter von Güy- enne**, und dieser ließ diese wichtige Bedienung durch den Herrn von **Candale** verwalten. Die Admira- lität von Güyenne ward mit derjenigen von Frank- reich wieder vereiniget, und beyde zusammen dem Herrn von **Graville** verliehen, weil **Ludwig, Bastard von Bourbon**, einige Monate vorher gestorben war. Die Grafschaft **Comminges** wur- de wieder mit der Krone verknüpft. Dadurch ward der Herr von Albret in Schrecken gesetzt, er unter- warf sich, und schwur, allen Verbindungen mit den Prinzen zu entsagen. Seinem Beyspiele folgte der

1487 Am 11. Febr. — zu Anf des März.

1487 Graf von Angouleme, dessen gutes und weichgeschaffenes Gemüthe ohnehin nur war verführt worden, und daher sehr leicht Verzeihung erlangte. Madame vermählte ihn so gar mit Louisen von Savoyen, einer Tochter des Grafen von Bresse, und von ihrer Mutter her Nichte des Herrn von Beaujeu und des Konnetabels von Bourbon. Dieser Vermählung haben die Franzosen ihren König Franz den Ersten zu danken. Der Graf von Dünois sah sich von dem Herzog von Orleans verlassen, und entfloh bey Annäherung der königlichen Armee nach Nantes, nachdem er dem Herrn von Joyeuse die Befehlshaberstelle in Partenai anvertrauet hatte: allein, Joyeuse übergab die Stadt ohne Gegenwehr, und war zufrieden, daß er für die Besatzung Freyheit ausgewürket hatte. Und nun, da Güyenne ohne Blutvergiessen wieder zum Gehorsam war gebracht worden, machte sich König Karl fertig, in Bretagne einzurücken.

Die Ankunft des Herzogs von Orleans und andrer Grossen aus Frankreich hatte in diesem Herzogthum den Gift der Parteylichkeit und Eifersucht noch weiter ausgebreitet. Der gröste Theil des bretagnischen Adels, besonders der Vicomte von Rohan, sahen die Gegenwart des Herzogs von Orleans als ein unüberwindliches Hinderniß ihrer Absichten an. Der Vicomte wollte die künftige Erbin von Bretagne für sich haben; ihm und andern waren der Prinz von Oranien und Lescün, die damals an der Spitze der Geschäfte standen, verdächtig und furchtbar: alle aber scheuten den bevorstehenden Krieg, weil Bretagne der Schauplatz desselben werden sollte. Sie glaubten, zur Erhaltung des Friedens werde nichts erfordert, als die Fortschaffung der mißvergnügten französischen Herren aus Bretagne, und sie beschlossen daher, ihren Herzog, wenn es nöthig wäre,

hier-

hierzu zu zwingen. In dieser Absicht begaben sie sich 1487
nach Chauteaubrient, und errichteten daselbst ein Bündniß, dem einige Tage hernach der aus verschiedenen Ursachen mißvergnügte Baron von Avaugour, ein natürlicher Sohn des Herzogs von Bretagne, auch beytrat. Der Herzog suchte sie erst durch Nachgeben zu gewinnen: als sie aber ganz übertriebene Bedingungen verlangten, und die Anhänger des Herzogs von Orleans den Herzog von Bretagne immer mehr erbitterten, und ihm diese Edelleute als Aufrührer schilderten, erklärte er sie für Verbrecher der beleidigten Majestät, beraubte sie ihrer Würden, und zog ihre Güter ein. Dies gewaltsame Mittel vergrösserte das Uebel nur noch mehr. Den König, als einen gefährlichen Beschützer, wollten sie zwar nicht um Beystand anrufen: weil sie sich aber aufs Aeusserste getrieben sahen, so machten sie mit dem König einen Vergleich, nach welchem er nicht mehr als vierhundert Lanzen und viertausend Mann Fußvolk in Bretagne einrücken lassen, und, so lang der Herzog leben würde, keinen Anspruch auf diese Provinz machen sollte; andrer Bedingungen zu geschweigen, die der König und der Staatsrath eingiengen, so sehr sie auch den vorher gemachten Anschlägen auf Bretagne zuwiderliefen.

Der Herzog von Bretagne, der die Grösse der ihm drohenden Gefahr einsah, suchte sich in einen möglichst guten Vertheidigungsstand zu setzen, und rief seine Bundsgenossen, Ferdinanden und Isabellen von Aragonien und Kastilien, den römischen König Maximilian und den König von England, um Unterstützung an. Der letzte befand sich damals allein in dem Stand, dieselbe auf eine nachdrückliche Art zu leisten. Das Interesse seiner Krone und seine eigene Ehre verlangten von ihm den Beystand seines alten Beschützers. Dennoch bewegte ihn ein Gesandter der Regentin und verschiedene eigene Be-

1487 trachtungen, so lange öffentlich keine Partey zu ergreifen, bis man erst deutlicher sähe, auf welche Seite sich das Glück neigen würde. Unterdes bot er beyden Parteyen seine Vermittelung an. Der französische Hof wollte den Krieg in Bretagne sehr nachdrücklich führen, und ließ zu dem Ende, ausser der Armee, die man den bretagnischen Baronen versprach, noch mehr Mannschaft nach Bretagne kommen. Man nahm bald einige Städte ein. Der Herzog führte sein zahlreicheres Heer seines hohen Alters ohngeachtet selbst an. Er wollte durch ein entscheidendes Treffen sich Ruhe schaffen: aber die Untreue seiner vornehmsten Heerführer vereitelte dies Vorhaben. Er warf sich mit den französischen Prinzen in die Stadt Vannes, wäre aber nebst ihnen gefangen worden, wenn der Prinz von Oranien sie nicht gerettet hätte. Vannes ergab sich, und die starke Besatzung ward unter die französischen Truppen gesteckt. Diese unternahmen hierauf die Belagerung der wichtigsten und festesten Stadt des Herzogthums, Nantes, die der Graf von Dünois vertheidigte. Während der Belagerung war ein englischer Gesandter angekommen, den der König von Frankreich sehr schmeichelhaft empfieng und ihn seiner Bereitwilligkeit zum Frieden versicherte: von der andern Seite aber erfuhr er eine sehr kaltsinnige Behandlung, und der Herzog von Orleans schickte ihn mit bittern Vorwürfen über die Undankbarkeit seines Königs gegen den Herzog von Bretagne, fort.

Von beyden Seiten daureten die Feindseligkeiten sehr heftig fort, man nahm Städte ein und verließ sie wieder, dabey wüteten alle Greuel des Kriegs durch ganz Bretagne. Der römische König schickte eine neue Verstärkung von Teutschen, Schweitzern und Wallonen, wodurch Herzog Franz so gerührt wurde, daß er seinem treuen Bundsgenossen versichers

sicherte, er wolle ihm ohne weitern Anstand seine 1487
Tochter geben, und ihm von den drey Ständen seines Herzogthums den Eid der Treue schwören lassen, wenn er unverzüglich sich selbst mit einer Armee nach Bretagne begeben und die Franzosen verjagen wollte. Maximilian wäre vielleicht dieser vortheilhaften Einladung willig gefolgt, wenn nicht seine Gegenwart in den Niederlanden damals nothwendig gewesen wäre. Denn der Marschall **Desquerdes** hatte im vorigen Winter **St. Omer** durch einen sehr kühnen Ueberfall ohne den geringsten Verlust eingenommen: **Terouanne**, welche Stadt er bisher lang eingeschlossen hatte, fiel endlich auch durch List in seine Hände. Durch eine andre noch feiner ausgedachte Kriegslist schlug er ohnweit Bethune einen ansehnlichen Haufen seiner Feinde, und machte ihre Anführer zu Gefangenen. Diese bald auf einander folgende Unfälle hatten den römischen König sehr geschwächt; seine Gränzen waren unbedeckt; seine Unterthanen murrten, und am Gelde fehlte es ihm ganz und gar. Es fiel ihm also auch unmöglich, so viele Truppen nach Bretagne zu führen, die hinreichend gewesen wären, die Franzosen zu vertreiben.

Weil der Winter herannahete, so verlegte König Karl seine Truppen in die eingenommenen bretagnischen Plätze, und begab sich in die Normandie, welche Provinz bisher das Meiste zum Unterhalt der Truppen in Bretagne beygetragen hatte. Seine Feinde aber dachten auf neue Ränke, und brachten es so weit, daß der Marschall von **Rieux**, einer der vornehmsten mißvergnügten Bretagner, der bisher einen Theil der königlichen Völker angeführt hatte, sich entschloß, durch eine Aussöhnung mit dem Herzog dem Elend seines Vaterlandes ein Ende zu machen. **Lescün**, der ihn dazu beredet hatte, begab sich nebst einem von des Marschalls Dienern nach

Pont

1487 Pont de l'Arche, wo sich der Hof aufhielt, sprach bey erlangtem Gehör ohne alle Zurückhaltung gegen die bisherige Verwaltung des französischen Staats, ward mit Unwillen angehört und mit Verachtung wieder entlassen. Dübois — so hieß des Marschalls Diener — stellte hernach vor, daß der König den mit den bretagnischen Herren eingegangenen Vergleich in keinem Stück erfüllt, sondern ihn vielmehr übertreten habe, und verlangte ein willfährigeres Betragen von Seiten des Hofs gegen seinen Herrn und die übrigen Baronen. Aber die Regentin entließ ihn mit der Antwort, man werde so fortfahren, wie man angefangen habe. Rieux hatte keinen bessern Entschluß erwartet, begab sich hierauf nach Chauteaubrient, wo die verbündeten Baronen bey seinem Eidam, **Franz von Laval**, Herrn von **Montafilant**, sich versammlet hatten, und brachte die meisten durch Vorstellung der Arglist des französischen Hofs und durch sein überwiegendes Ansehn auf seine Seite. Einige, besonders der Vicomte von **Rohan**, blieben französisch gesinnt, und fuhren fort, Nieder-Bretagne zu verwüsten.

Nachdem sich **Lescün** das Zutrauen und den Schutz des Marschalls von Rieux und der ihm anhängenden Baronen versichert hatte, verbarg er seinen längst entworfenen Plan nicht mehr, welchemnach der Herr von **Albret**, sein Landsmann und Freund, der Gemahl der Erbin von Bretagne werden sollte. Durch seine grosse Erfahrung im Unterhandeln und durch seine Beredsamkeit hatte er den Herzog und alle Personen, die sein Vorhaben hintertreiben konnten, gewonnen. Er schmeichelte sich, in Ansehung des Herzogs von Orleans eben so glücklich zu handeln; der Graf von Dünois, dessen Vertrauter und Rathgeber, wankte auch schon: aber am Ende konnte er hier doch nicht zu seinem Zweck gelangen.

gen. Am französischen Hof arbeitete man unterdes an 1487
der Versicherung und Erweiterung der königlichen Rechte auf Bretagne, und an der Demüthigung der mißvergnügten Prinzen. Um dies letztere zu bewerkstelligen, hielt der König seine erste feierliche Sitzung im Parlament, oder **Lit de Justice.** Der Generaladvokat, **Johann le Maitre**, zeigte in einer 1488 Am 1. Febr. mit vielem Fleiß ausgearbeiteten Rede, wie gesetzwidrig und dem Staate nachtheilig das bisherige Betragen der Herzoge von Orleans und Bretagne und ihrer Anhänger sey, und daß sie sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht hätten. Dem ohngeachtet wollte die Regentin nicht sogleich zu den äussersten Mitteln schreiten; daher ließ sie einsweilen die Prinzen mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten an die **marmorne Tafel** laden, und gab ihnen eine neue Frist von zwey Monaten. Ihre Anhänger aber waren schon im vorigen Jahr für Rebellen erklärt und ihrer Güter beraubt worden.

Als **la Tremouille** seit dem Monat April **Chauteaubrient** und **Ancenis** eingenommen und zerstört hatte, flehte der Herzoge von Bretagne den König von England, der ihn vorher durch einige Hoffnung des Beystandes getäuscht hatte, noch dringender um Unterstützung an, und von dem König von Frankreich suchte er einen Waffenstillstand zu erhalten: sein Gesuch ward ihm aber auf beyden Seiten abgeschlagen. Die Franzosen eroberten vielmehr **Fougeres**, die einzige noch übriggebliebene Schutzmauer der Bretagner gegen Anjou und Maine. Die Prinzen hatten den Platz entsetzen wollen, kamen aber zu spät, und giengen nunmehr auf **St. Aubin du Cormier** los, in Hoffnung, diesen Ort durch einen allgemeinen Sturm in der ersten Hitze einzunehmen: allein, **la Tremouille** kam ihnen bey dem Dorfe Orange entgegen, und es entstand hier-

aus

1488 aus eine der blutigsten Schlachten. So zahlreich
Am 28. auch die Bretagner und die mit ihnen vereinigten
Jul. Franzosen, Teutschen, Engländer und Spanier wa-
ren, und so sehr es Anfangs den Schein hatte, sie
würden den Sieg davon tragen; so wurden sie doch
wegen der grossen Uneinigkeit und wegen des Miß-
trauens, das unter ihnen, besonders zwischen dem
Herzog von Orleans und dem Herrn von Albret,
herrschte, und durch die treflichen Anstalten des Mar-
schalls la Tremouille geschlagen, so daß zwölf bis
dreyzehnhundert umkamen und fünf bis sechstausend
gefangen wurden. Unter den letztern war der Her-
zog von **Orleans**, der Prinz von **Oranien**, und
Mosen Grolla, Befehlshaber der Spanier. Unter
den Todten fand man den Herrn von **Leon**, den
achtzehnjährigen, von seinem Vater, dem Vicom-
ten von Rohan, bestimmten Gemahl der Erbin von
Bretagne. Der ohne seines Königs Aufforderung
nach Bretagne gekommene lord **Woodville** und
alle Engländer wurden niedergehauen, und gleiches
Schicksal hatte ein Haufen Bretagner, den man in
englische Kleidung gesteckt hatte, in der Absicht, die
Franzosen, denen der kriegerische Muth dieser Na-
tion jederzeit furchtbar gewesen, desto mehr in Schre-
cken zu setzen. Auf Seiten der königlichen Armee
war der Verlust nicht sehr beträchtlich. Den Her-
zog von **Orleans** brachte man nach Bourges in ei-
nen dicken Thurm, wo ihm nicht immer auf das an-
ständigste begegnet ward, und den Prinzen von
Oranien nach Angers und von da nach Pont de Ce'.
Einigen französischen Kapitäns, die mit ihnen ge-
fangen wurden, ließ la Tremouille, als Verräthern
des Vaterlandes, die Köpfe vor die Füsse legen.
Seinen Sieg aber verfolgte er so gut, daß er Di-
nant, **St. Malo** und einige geringere Plätze bald
hintereinander eroberte. Aber die Einwohner der

Stadt

Stadt Rennes äusserten nach geschehener Aufforderung eine so edle Standhaftigkeit, daß sie la Tremouille nicht belagerte, sondern sich mit minder wichtigen Plätzen beschäftigte. Der Verlust der Stadt St. Malo bewegte endlich den alten unglücklichen Herzog von Bretagne, sich vor dem König von Frankreich zu demüthigen, und er schickte eine Gesandtschaft an ihn, von welcher der Graf von **Dunois** das Haupt war. Es wurden hierauf von beyden Theilen Bevollmächtigte ernannt, die zu **Sablé** zusammen kamen, und Frieden schlossen. **Franz der Zweete** hatte kaum noch Zeit zur Beschwörung des Vertrags; unter der last von Schmählichkeiten und Kümmernissen, und an der Wunde, die er durch einen Fall vom Pferde empfangen, starb er zu Cougiron, und versetzte dadurch seine Staaten in die gröste Verwirrung. Er hatte ihr durch ein Testament vorzubeugen gesucht, worinn er den Marschall von **Rieux** zum Vormund, und die Gräfin von **Laval** zur Hofmeisterin seiner beyden Prinzessinnen, wovon die ältere in ihrem zwölften Jahre stand, ernennt hatte. Er verordnete, daß man den Kindern des Herrn von **Albret** die Grafschaft **Penthievre** wiedergeben, und daß man diesem Herrn selbst die für Bretagne angewandten Kriegskosten erstatten sollte. In Ansehung der Vermählung seiner beyden Töchter bestimmte er nichts, allem Ansehen nach wegen des mit dem König von Frankreich so eben geschlossenen Vertrags. Aber nach der Art, wie er die Staatsverwaltung eingerichtet, schien es fast unmöglich, daß die Hand der Prinzessin Anne dem Herrn von Albret entwischen würde, so viel Widerwillen sie auch gegen ihn äusserte.

1488 Am 21. Aug. Am 28. Aug. Am 9. Sept.

So bald der König von Frankreich Nachricht von dem Tode des Herzogs von Bretagne erhalten hatte, versprach er die Beobachtung des erst getroffe-

nen

1488 nen Vergleichs zu Sable': aber zugleich that er drey Forderungen: Erstlich, daß man ihn, als Oberlehnsherrn und nächsten Verwandten der beyden Prinzessinnen, für ihren Vormund erklären, und ihm den Schutz ihres Vermögens während ihrer Minderjährigkeit überlassen sollte; zweytens, daß man, zur Beylegung der zwischen ihnen und ihm obwaltenden Streitigkeit wegen der Erbfolge im Herzogthum Bretagne, von beyden Seiten Kommissarien ernennen möchte, die sich vor dem nächsten Januar versammlen, und die beyderseitigen Ansprüche genau prüfen, und daß die Prinzessinnen vor dem Ausspruch derselben den herzoglichen Titel nicht führen sollten; endlich drittens, daß, dem letzten Vertrag zu Folge, alle Fremde ohne Verzug aus Bretagne sollten vertrieben werden. Ohne sich in eine Erörterung dieser Punkte einzulassen, gab man im Namen der Prinzessin **Anne** zur Antwort, man werde den letzten Friedensschluß heilig beobachten, und ihn nunmehr auch, vermöge der genommenen Verabredung, durch die drey Stände der Provinz beschwören lassen. Zugleich äusserte man Klagen über die Unternehmungen der französischen Befehlshaber, die wider den letzten Vertrag die Felder unaufhörlich verwüsteten, und die sich so eben des Städtchens Moncontour bemächtigt hätten. Der König versprach, den Schaden zu ersetzen, und ließ Moncontour wieder räumen. Unterdes aber streute der Vicomte von **Rohan** an der Spitze eines Haufens Franzosen in Niederbretagne ein Manifest aus, worinn er seine Mitbürger zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Vaterlandes aufforderte. Er versicherte sie, der König von Frankreich habe die Waffen in keiner andern Absicht ergriffen, als um zu hindern, daß die Provinz, die sein Lehn wäre, nicht in die Hände eines Fremden oder eines Feindes fiele: er sey aber bereit,

reit, sie niederzulegen, so bald die Bretagner für 1488
ihre Prinzessin einen Gemahl würden gewählt haben, der nicht verdächtig wäre, und auf dessen Treue der König Rechnung machen könnte; er habe schon die Einwilligung des Monarchen für seinen Sohn erlangt, und an dem bretagnischen Hof sey sein Ansuchen durch den Marschall von Rieux und die Frau von laval, die der Herzog zur Vollziehung seines letzten Willens bestellt habe, gebillget worden; die Obrigkeiten der bretagnischen Städte möchten also zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe das Ihrige beytragen und ihm die Thore öfnen. Der Vicomte betrog sich aber in seiner Hoffnung, und es ward ihm kein Thor geöffnet. Er verfuhr hierauf feindselig, und nahm verschiedene feste Plätze mit Gewalt ein. Solche Schritte und Wendungen überzeugten die Prinzessin immer mehr und mehr von der Arglist der französischen Versprechungen; sie entließ deswegen die fremden Truppen keineswegs, sondern ersuchte vielmehr ihre Bundsgenossen um neue Verstärkungen, besonders den römischen König Maximilian, der nach dem Herzog von Orleans ihr angenehmster Liebhaber war. Maximilian war seit dem Anfang dieses Jahrs ein Gefangener seiner Unterthanen zu Brügge gewesen, und erst nach vier Monaten wieder losgelassen worden, nachdem er einige harte Bedingungen eingegangen und beschworen hatte. Zwar hatte er den besten Willen, der Prinzessin Beystand zu leisten: aber bey den damaligen Händeln, in die er verwickelt war, und da die Reichstruppen nicht einmal im Stande gewesen, seine aufrührischen Unterthanen zu bezwingen, konnte er nur sehr mittelmässig seyn. Er versprach aber den Gesandten, im künftigen Jahr, da ihm die teutschen Reichsfürsten noch stärkere Hülfe versprochen, so tief in Frankreich einzudringen, daß König Karl schon

1488 genöthiget werden sollte, Bretagne zu räumen. Dies klang ganz prächtig: aber die damaligen Umstände der Prinzessin verstatteten kein Warten auf die Wür-
1489 kung dieses Versprechens. Der Vicomte von Rohan hatte sogar Brest und Concarneau eingenommen, und streifte schon bis an die Thore der Stadt Rhedon, wo sich die Prinzessin Anne aufhielt, die aber nunmehr nach Rennes eilte, wohin sie die Treue der Einwohner dieser Stadt lockte.

Nach der Gefangennehmung des Herzogs von Orleans konnte den König von England nichts mehr hindern, sich zum Vertheidiger des Herzogthums Bretagne aufzuwerfen. Er brachte sechstausend Mann zusammen, in der Absicht, sie nach Bretagne überzusetzen. Weil er aber nichts destoweniger beständig in Sorgen war, wer ihm seinen Aufwand bezahlen würde; so schloß er mit der Prinzessin Anne einen Vertrag zu Rhedon, wodurch sie sich, ausser andern schweren Versprechen, verbindlich machte, ihm zween Seeplätze einzuräumen, die er so lange sollte behalten können, bis die Kosten dieser Ausrüstung gänzlich bezahlt seyn würden. Ohngeachtet er diese Truppen nur auf acht Monate der Prinzessin überlassen wollte, so wurde sie doch durch die dringende Noth ihrer Umstände gezwungen, sich so harten Bedingungen zu unterwerfen. Die Hülfsvölker kamen an, fanden aber nicht die gehoffte Bequemlichkeit, noch das Zutrauen der Bretagner, blieben aus Mißvergnügen unthätig, und trugen nur das Ihrige zur Verwüstung des landes bey. Sie giengen nach Hause, so bald die Zeit ihres Dienstes verflossen war, und liessen blos eine geringe Besatzung in den Städten, die man ihnen überlassen hatte. Kräftiger war der Beystand, den Anne aus Spanien von ihrem Bundsgenossen Ferdinand erlangte. Man ließ die Teutschen, die Maximilian ge-

geschickt hatte, zu ihnen stossen, wie auch die Fran- 1489
zosen von der Partey des Herzogs von Orleans, und diejenigen Bretagner, die sich nicht durch den Marschall von Rieux hatten verführen lassen. Auf diese Art konnte Anne ihren Feinden eine Zeitlang die Spitze bieten.

Der Herr von Albret trieb unterdes seine Unterhandlungen am römischen Hofe, um wegen seiner entworfenen Vermählung mit der Erbin von Bretagne Dispensation zu erlangen. Die Regentin hingegen bemühte sich, durch verschiedene **Innocenz dem Achten** erwiesene Gefälligkeiten diese Unterhandlungen fruchtlos zu machen. Unter andern schenkte sie den Bischöfen von Püi und Montauban, wie auch dem Bruder des letzten, Büssi von Amboise, die bisher wegen ihrer Anhänglichkeit an der Partey des Herzogs von Orleans im Gefängniß gesessen hatten, die Freyheit wieder. **Philipp von Commines**, der nun acht Monate lang in einem von den eisernen Käfichen, die man unter der vorigen Regierung erfunden, geschmachtet hatte, sollte nicht so gelinde durchkommen, da seine Verrätherey, die er als Minister begangen, eine strengere Ahndung zu fordern schien. Würklich wurde er auch von dem Parlament verurtheilt, sich in einer seiner Ländereyen, die der König bestimmen würde, aufzuhalten, und den vierten Theil seiner Güter zu verliehren. Allein der König erließ ihm die letzte Strafe, rief ihn bald zurück an seinen Hof, und bediente sich desselben mit Vortheil bey verschiedenen schweren Unterhandlungen. Die damalige Furcht des französischen Hofs vor der Partey des Herrn von Albret trug zu dieser unerwarteten Veränderung mehr bey, als die Großmuth: allein selbst dieser Beweggrund macht der Staatsklugheit der Regentin Ehre. Da man das dem Herzog von Orleans zugestossene Unglück der Eifersucht und Arg-

1489 list des Herrn von Albret öffentlich zuschrieb, so waren die Anhänger des Prinzen die unversöhnlichsten Feinde des letztern geworden. Das Betragen des Grafen von Dunois rechtfertigte schon vorläufig dieses Urtheil. Ohne dem Interesse der Prinzessin, die ihr ganzes Vertrauen auf ihn gesetzt hatte, zu schaden, bediente er sich seiner seltenen Einsichten einzig zur Vertilgung aller Kunstgriffe des Lescün und Rieux, und erwies in Geheim dem französischen Staat alle Dienste, die sich mit der Rechtschaffenheit vertragen können. Madame, welche schon durch dies Betragen vollkommen mit ihm ausgesöhnt war, hielt es für wichtig, ihm einen Mann von eben der Denkart, und der im Stande wäre, ihn zu unterstützen, beyzugesellen. Sie warf die Augen auf den gefangenen Prinzen von Oranien, einen Vetter der jungen Prinzessin. Sie gab dessen Gemahlin, einer Prinzessin aus dem Hause Bourbon, zu verstehen, der König, der von Natur edelmüthig sey, werde das Vergangene vergessen, und dem Prinzen die Freyheit wieder schenken, wenn sie ihn darum bitten wollte. Die Prinzessin von Oranien that dies ohne Verzug; und ihr Gemahl ward nicht allein losgelassen, sondern auch vom König mit Höflichkeit überhäuft, wo er ihm dann eine Unterhandlung, Bretagne betreffend, auftrug, wovon man sich zwar keinen glücklichen Fortgang versprach, die aber dem Prinzen den Weg bahnte, seinen Aufenthalt in Bretagne zu nehmen, ohne sich deshalb verdächtig zu machen. Der Hof begab sich hierauf nach Touraine, wohin nach einigen Tagen auch der Herzog von Savoyen kam. Die Ursachen dieser Reise müssen wir wenigstens kurz anführen.

Als der Graf von Dunois über die Alpen war verwiesen worden, sann er auf neue Zerrüttungen in Frankreich, und bewegte unter andern den

Herzog von Savoyen, sich der damaligen Unruhen 1489
in Frankreich zu bedienen, und die alten Ansprüche
auf die Lehnshuldigung des Marquisats Saluzzo
wieder hervor zu suchen, denen seine Vorfahren hat-
ten entsagen müssen. Frankreich war schon über
hundert Jahr in dem ruhigen Besitz der Lehnsherr-
schaft dieses vom Delphinat abhängenden Marquisa-
tes; dennoch versprach die Regentin von Frankreich,
zur Verhütung eines öffentlichen Bruchs, sich nach
dem Urtheil einer gewissen Anzahl von Schiedsrich-
tern zu bequemen. In der That hatten sich diese
schon versammlet, als der Herzog von Savoyen, der
seine Hoffnung nicht so wohl auf seine Rechte als
vielmehr auf die damaligen Verwirrungen in Frank-
reich gründete, mit gewaffneter Hand Saluzzo an-
fiel, und den Marquis nach Frankreich zu fliehen
zwang. Karl, — so hieß der Herzog von Sa-
voyen — unterwarf sich aber nochmals einem schieds-
richterlichen Ausspruch, als königliche Truppen ge-
gen Saluzzo anrückten. Er begab sich sogar selbst
an den französischen Hof, wo er sich durch seine lie-
benswürdige Tugend, durch seinen sanften Charak-
ter und durch seine Freigebigkeit viele Freunde mach-
te. Dennoch nützte ihm dieses nichts zur Erreichung
seines Zwecks. Der König regierte noch nicht; die
Sache kam vor den Staatsrath, da denn die fran-
zösischen Minister so entscheidende Urkunden vorbrach-
ten, daß die Juristen des Herzogs nichts weiter dar-
auf antworten konnten, als daß man zu Turin andre
Urkunden habe, die eben so stark zum Vortheil des
Herzogs sprächen. Man bewilligte daher dem Her-
zog eine neue Frist, während welcher die im Streit
liegenden Plätze dem Erzbischof von Auch, Franz
von Savoyen, und Peter'n von Bourbon sollten
anvertrauet werden. Dieser letztere, den wir bis-
her Herrn von Beaujeu genennet haben, war nach

1489 dem im vorigen Jahr geschehenen Todesfall seines ältern Bruders, des Konnetabels von Frankreich, Herzog von Bourbon geworden, und hatte nicht allein die ansehnlichen Güter und Plätze seines Bruders, sondern auch alle dessen Ehrenstellen geerbt, die Konnetabelwürde ausgenommen, die man vorjetzt unbesetzt lassen wollte.

Obgleich damals ein Herzog von Savoyen kein sehr furchtbarer Feind für Frankreich war, so schätzte man sich doch bey den Irrungen, in denen das Reich schwebte, glücklich, daß man bey den Alpen beruhigt bleiben konnte. Ausser den Armeen in den Niederlanden und in Bretagne, die man von Zeit zu Zeit verstärken muste, sahe sich der König genöthiget, eine dritte zur Bedeckung der Provinzen Gascogne und languedok, welche Ferdinand der Katholische mit einem Ueberfall bedroht hatte, abzuschicken. Noch furchtbarer schienen die Anstalten des Königs von England, welcher Schiffe ausrüstete, Truppen warb, und selbst nach Frankreich überzuschiffen vorgab, nicht so wohl um Bretagne zu decken, als vielmehr die Provinzen wieder zu erobern, die man seinen Vorgängern abgenommen hatte. Da man nicht errathen konnte, auf welcher Küste er landen würde, so muste man alle dem Meere nahe gelegene Provinzen in Vertheidigungsstand setzen. Dies alles verursachte so grossen Aufwand, daß die gewöhnlichen Einkünfte des Staats nicht zureichten. Es war allzubedenklich, und fast unmöglich, mehr Steuern auszuschreiben. Man spürte also andern Mitteln, Geld aufzubringen, nach. In England hatte man so eben eines mit gutem Vortheil angewendet; dies war der Zehnte, den die englische Geistlichkeit zur Unterstützung des Herzogthums Bretagne bewilliget hatte. Der französische Staatsrath hofte bey Frankreichs Klerisey gleiche Bereitwilligkeit zu finden. Das

Par-

Parlament zu Paris, das man darzu brauchen wol- 1489
te, widersetzte sich aber so sehr, daß der König den Pabst bat, der französischen Geistlichkeit selbst den Zehnten aufzulegen. Innocenz versäumte eine so günstige Gelegenheit, seine Macht auszubreiten, nicht. Er ließ einen Kreutzzug gegen die Türken Im Jun.
ankündigen, und verlangte unter diesem Vorwand den Zehnten, ohne daß es schien, als wenn der König von Frankreich an diesem Verfahren Theil nähme: allein durch ein geheimes Breve hatte Innocenz dem König erlaubt, sich zwey Drittheile des Zehnten anzumassen, so wohl wegen der Dienste, die er schon der Kirche erwiesen, als auch wegen der Rüstung zum Krieg gegen die Ungläubigen. Die Universität zu Paris, die von der Auflage nicht ausgenommen war, appellirte von dieser Bulle an einen besser berathenen Pabst, an den apostolischen Stuhl, und an eine künftige Kirchenversammlung. Viele Glieder der Klerisey traten dieser Appellation bey, und der Staatsrath muste dies bey den damaligen Umständen geschehen lassen. Zum Glück blieben die Drohungen der Könige von England und Spanien unerfüllt.

In **Bretagne** währten dieses Jahr hindurch die Feindseligkeiten zwischen den drey Parteyen fort, ohne daß eine über die andre sonderlich viel gewonnen hätte. Doch waren die Franzosen daselbst glücklicher, als in den Niederlanden. Der Marschall **Desquerdes** und **Philipp von Cleve** führten zwar zahlreichere Truppen an, als Maximilians Statthalter, Herzog **Albrecht von Sachsen**: aber dafür hatte dieser den Vortheil, daß er allein seine Entwürfe machte, und bey dessen Ausführung folgsame Hände fand: da hingegen die Störrigkeit der Flandrer, besonders der Genter, immer nur ihren besondern Befehlshabern gehorchen wollte, und den Anschlä-

1489 gen jener beyden Herren stets widersprach. St. Omer gieng durch Verrätherey der Einwohner verlohren, und die Engländer hinderten von Calais aus die Unternehmungen gegen die Seestädte, die dem römischen König treu blieben. Da nun noch überdies die zu Frankfurt versammelten teutschen Reichsstände anfiengen, ihr im vorigen Jahr geäussertes Versprechen zu erfüllen, und dem römischen König in den Niederlanden Hülfe zu leisten; so fand der französische Hof für dienlich, eine Gesandschaft nach Frankfurt zu schicken, und durch den Beystand des kurz vorher in Freyheit gesetzten Grafen Engelbrecht von Nassau unter folgenden Bedingungen

Am 22. Jul. Friede schliessen zu lassen. 1) Beyde Könige, Maximilian und Karl, sollten nächstens auf den Gränzen ihrer Länder persönlich zusammenkommen, und der römische König sollte deswegen einen eigenen Gesandten an den König von Frankreich schicken, um sich mit demselben über die eigentliche Zeit und den Ort ihrer Zusammenkunft zu vergleichen. 2) Daselbst sollte dann der Streit über das von Frankreich eingezogene Herzogthum Burgund und die Grafschaft Charolois, wie auch über die in dem letztern Feldzug weggenommene Stadt St. Omer, zwischen beyden Königen in der Güte verglichen werden. 3) Versprach Frankreich, die rebellischen Stände in Flandern und Brabant, wie auch ihre Anhänger ernstlich zu ermahnen, sich dem König Maximilian und seinem Sohne, dem Erzherzog Philipp zu unterwerfen, und wofern sie es nicht thun würden, ihnen nicht nur weiter keine Hülfe zu leisten, sondern sogar dem römischen König beyzustehen und sie mit Gewalt wieder zum Gehorsam zu bringen. Hingegen vergab 4) König Maximilian, auf Karls Fürbitte, dem bisherigen Haupte und Anführer der Rebellen, Philippen von Kleve, und versprach, ihm alle

seine und seiner Gemahlin eingezogene Güter wieder- 1489
zugeben; eben dies wurde auch einigen französischen Herren, auf Maximilians Vorstellung, bewilliget, und von Karl'n versprochen, den gefangenen Herzog von Orleans, wenn Maximilian ferner darauf bestehen würde, loszulassen, doch mit der Bedingung, daß wegen dessen künftigen ruhigen Betragens hinreichende Sicherheit gestellt werde. 5) Wurden in diesen Frieden die Bundsgenossen beyder Theile eingeschlossen, besonders die Herzogin Anne von Bretagne, welcher der König von Frankreich alle in diesen Kriegen weggenommene Plätze wiederzugeben versprach; nur sollten die vier Städte, St. Malo, Fougeres, Dinan und St. Aubin ausgenommen seyn, als welche dem Herzog von Bourbon und dem Prinzen von Oranien zur Sequestration übergeben werden sollten, bis längstens innerhalb Jahresfrist ausgemacht wäre, wem sie eigentlich zugehörten, dem sie alsdann von den beyden Sequestern überliefert werden sollten; zu welchem Ende beyde Parteyen Kommissarien nach Avignon schicken sollten. — Es erfolgte hierauf die Unterwerfung der Brabanter und Flamländer. Jenen ward ohnehin von Maximilian leicht verziehen: diese aber erlangten durch Vermit- Am 1. Oktob.
telung des Königs von Frankreich zu Tours einen Vergleich, nach welchem sie unter andern dem römischen König die völlige Vormundschaft über seinen Sohn, den Erzherzog Philipp, und die Regierung in Flandern ferner zugestehen, und eine sehr grosse Geldstrafe erlegen sollten.

Der Frankfurter Vertrag war für den römischen König so vortheilhaft, daß er wegen dessen Aufrichtigkeit Verdacht schöpfen muste. In der That suchte ihn der französische Hof zu hintergehen, indem er keine Anstalten zur Erfüllung der angeführten Artikel machte: aber Maximilian überlistete ihn

1490 im folgenden Jahr in Ansehung einer weit wichtigern
Am 20. März. Sache. Denn er stellte zu Inspruck für den Grafen Engelbrecht von Nassau eine Vollmacht aus, nach Bretagne zu gehen, um mit der Erbin dieses Landes die schon lang entworfene Vermählung zu schliessen. Sie waren in diesem Geschäfte um so viel glücklicher, da der König von Frankreich mit der versprochenen Abtretung der bretagnischen Städte
im Jul. zauderte. Die Herzogin Anne trat deswegen mit dem König von England in genauere Verbindungen, und Maximilian, der wohl einsahe, daß über seine Vermählung mit der bretagnischen Prinzessin ein neuer Krieg mit Frankreich entstehen würAm 11. Sept. de, machte gleichfalls mit Heinrich dem Siebenten ein Schutz- und Trutzbündniß, in welches die Herzogin Anne von Bretagne mit eingeschlossen wurde. Maximilians Gesandte kamen mit einer ihres Herrn Wünschen gemässen Antwort zurück, und wurden so gleich aufs neue dahin geschickt, um in seinem Namen die Vermählung durch Prokuration so geheim als möglich zu vollziehen. Die Herzogin nahm hierauf den Titel einer römischen Königin an: dies war es aber auch alles, was sie durch diese Vermählung gewann. Maximilian, der im vorigen Jahr sein Geld und seine Truppen zu dem östreichischen und ungrischen Feldzug angewendet hatte, und beydes noch immer darzu brauchte, und der in den Niederlanden durch immerwährende Empörungen beunruhiget wurde, konnte seiner verlassenen Gemahlin keinen Beystand leisten, da indessen Albret, der durch den Vorzug, den man seinem Nebenbuhler gegeben, in Erbitterung gerathen war, ih-
1491 re Partey verließ, und die Franzosen in Nantes aufnahm, welches so wohl wegen seiner Festungswerke, als auch wegen seines Handels der wichtigste Platz im ganzen Herzogthum war.

Der

Der französische Hof fieng nun an, seinen Plan 1491
in Ansehung des Herzogthums Bretagne zu verändern. Karl hatte sich ehedem mit Margarethen, Maximilians Tochter, verlobt, die am französischen Hof erzogen war, und schon den Titel einer Königin von Frankreich führte. Ausser dem reichen Brautschatz, den sie dem König brachte, war sie nach ihrem Bruder Philipp, der damals noch sehr jung war, die Erbin von den grossen Gütern des burgundischen Hauses, und schien in vielen Betrachtungen die beste Partie zu seyn, die man für den jungen Monarchen wählen konnte. Diese Umstände hatten die Staatsbedienten Maximilians und Heinrichs so verblendet, daß sie niemals Verdacht hegten, ob auch der französische Hof andere Absichten haben könnte, und nicht einsahen, daß es möglich sey, so vortheilhafte und feyerliche Verbindungen zu brechen. Allein, Karl fieng an zu begreifen, daß die Eroberung von Bretagne, wegen der Widersetzlichkeit der Einwohner und aller christlichen Mächte, eine sehr schwere Unternehmung seyn würde, und wenn er auch das land überwältigen, und sich am Ende aller Festungen bemeistern sollte, daß es ihm doch unmöglich fallen würde, den Besitz desselben zu behaupten. Seine Vermählung mit der Herzogin allein war im Stande, dieses lehn mit der Krone völlig wieder zu vereinigen, und der gegenwärtige und gewisse Besitz einer so ansehnlichen landschaft schien allemal vor der Aussicht auf die burgundische Erbschaft den Vorzug zu verdienen, zumal da diese Hoffnung allmählig unzuverlässiger wurde. Ueberdem schien die Vermählung Maximilians mit Annen nicht nur der Grösse, sondern auch so gar der Sicherheit der französischen Monarchie nachtheilig, da dieser Fürst auf einer Seite die Niederlande und auf der andern Bretagne besitzen sollte, und also im Stande seyn würde,

bey

1491 bey einem Kriege mit Frarkreich von beyden Seiten bis in das Herz dieses Staats einzudringen. Man glaubte also einer so mißlichen Lage nicht gründlicher ausweichen zu können, als durch die Aufhebung der beyden Vermählungen, die zwar feierlich geschlossen, aber nicht gänzlich vollzogen waren, und durch die Vermählung der Herzogin von Bretagne mit dem König von Frankreich. Es war wesentlich nothwendig, dieses Mittel, das kein europäischer Hof vorausgesehen hatte, und welches aus allen Kräften zu hindern, sie durch ihren eigenen Vortheil verbunden waren, auf das sorgfältigste geheim zu halten, und es der Welt nicht eher, als bey der völligen Vollziehung bekant zu machen. Die Maasregeln, deren sich die französischen Minister bey Ausführung dieser so zärtlichen Angelegenheit bedienten, waren voll von Weisheit und Staatsklugheit. Während daß sie das Herzogthum Bretagne alle Härte des Kriegs empfinden liessen, brachten sie heimlich den Grafen von **Dünois** auf ihre Seite, der bey den Bretagnern in grossem Ansehen stand. Er, der Prinz von **Oranien**, und andre Anhänger des französischen Hofs bahnten in den Gemüthern der Leute den Weg zu den vorhabenden grossen Veränderungen, und predigten, jedoch mit grosser Vorsicht, und unaufhörlich, von den Vortheilen, die eine Vereinigung mit der französischen Monarchie nach sich ziehen würde. Ihre Vorstellungen fanden bey den Bretagnern Eingang. Die Hauptschwierigkeit aber bestand darinn, wie man die junge Herzogin selbst auf andre Gedanken bringen sollte. Diese Prinzessin war von ihrer Kindheit an mit einer heftigen Abneigung gegen die französische Nation, und besonders gegen Karl'n eingenommen, den sie als den Urheber aller Widerwärtigkeiten ansahe, die ihrem Hause von der Wiege an widerfahren waren. Ueberdem hatte sie dem römi-

schen König Maximilian ihre Neigung völlig geschenkt, 1491
und da sie ihn nun als ihren Gemahl betrachtete, so glaubte sie, ohne sich des abscheulichsten Verbrechens schuldig zu machen, und die heiligsten Verbindungen zu verletzten, sich mit keiner andern Person verehlichen zu können. Um diese Widersetzlichkeit zu überwinden, ertheilte Karl dem Herzog von Orleans, auf Vorbitte des Grafen von Dünois, die Freyheit. Die Regentin wollte diesen Schritt nicht thun, weil sie den Herzog als ihren unversöhnlichsten Feind ansahe: aber der König, der ihn von jeher hochschätzte, übte jetzt die erste eigenmächtige Handlung eines Monarchen aus, und hiermit hatte auch die Regentschaft seiner Schwester ein Ende. Der Herzog von Orleans war vorher selbst ein Werber um die Herzogin von Bretagne gewesen; dennoch begnügte er sich jetzt großmuthsvoll damit, daß er durch Anwendung alles seines Ansehens, das er noch immer in Bretagne hatte, sich dem König gefällig zu machen suchte. Der Marschall von Rieux und der Kanzler Montauban, die stärkste Stütze der Prinzessin, wurden miteinander versöhnt, und diese eifersüchtigen Staatsbedienten arbeiteten nun mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Dünois gemeinschaftlich, die Vollziehung der Vermählung mit Karl'n zu betreiben. Die Herzogin sahe sich auf diese Art ganz verlassen, dennoch stand ihr Muth und ihre Gewissenhaftigkeit noch fest. Als aber auf das Angeben gedachter Herren mehr französische Truppen in Bretagne einrückten, und so gar Rennes belagerten; da ferner die aus Teutschland und aus England ängstlich erwartete Hülfe nicht erschien, so wollte Anne ihr Land nicht ganz zu Grunde richten lassen; sondern schickte dem König von Frankreich ihren Vetter, den Prinzen von Oranien, entgegen, der ihn vermuthlich

1491 lich zu Laval antraf, und mit ihm daselbst einen Frie-
Im Sept. oder Oktob. densvertrag schloß, der aber nicht bekannt geworden, jedoch nach allen Umständen für den König sehr vortheilhaft mag gewesen seyn. Hierauf begab sich König Karl selbst nach Bretagne, und rückte in die Vorstädte von Rennes, wo sich die Herzogin nebst den oft gedachten Herren aufhielt. Daselbst kam
Am 15. Nov. nun ein neuer Vergleich zu Stande, worinn unter andern ausgemacht wurde, daß auf Johannistag des folgenden Jahres zwölf Schiedsrichter, so wohl von Seiten des Königs, als auch der Herzogin, in einer gewissen Stadt zusammenkommen, die Rechte des Königs von Frankreich, die er auf Bretagne zu haben glaubte, untersuchen, und darinn in Jahresfrist einen Ausspruch thun sollten. Würden sie aber damit in dieser Zeit nicht fertig werden können, so sollte ihnen hierzu noch ein Jahr eingeräumet werden. Indessen sollten alle zu Rennes befindliche Truppen diese Stadt innerhalb zehn Tagen räumen, bis auf vierhundert Mann, welche die Herzogin zu ihrer Leibwache behalten könnte. Rennes aber sollte den Herzogen von Orleans und Bourbon übergeben, und von diesen dem Prinzen von Oranien zur Sequestration überlassen werden, bis von den obgedachten Schiedsrichtern der Ausspruch geschehen wäre, wem die Stadt zugehöre. Zween Tage nach dem Abzug der fremden Völker von Rennes versprach der König, auch seine Truppen zurückzuziehen, und der Herzogin Anne einen freyen Weg zu lassen, und ein sicheres Geleite zu geben, um nach Teutschland gehen zu können. Hiernächst machte sich der König anheischig, an die Herzogin ehestens 60000 Schildthaler, und ausserdem jährlich 26000 livres so lange zu bezahlen, bis die vorhin gedachte Entscheidung durch die 24 Schiedsrichter erfolget wäre.

Da nun auch die um diese Zeit in Bretagne befindliche Gesandten des römischen Königs von Karl'n Versicherungen verlangten, daß die Herzogin Anne nach ihrem Belieben entweder zu Wasser oder zu lande ungehindert nach Teutschland sollte abreisen können; so ist ihnen auch, wie aus einigen Umständen gefolgert werden kann, das Verlangte bewilliget worden, um sie auf solche Art zu entfernen, indem man sie zum römischen König schickte, damit sie ihm diese Neuigkeit hinterbringen könnten. Karl ließ hierauf zu Rennes offene Befehle ausfertigen, daß alle seine Völker, bis auf die Besatzungen in den festen Plätzen, Bretagne räumen sollten, und er selbst gieng nach Touraine, um der Herzogin, wenigstens dem Ansehen nach, völlige Freyheit zu lassen, daß sie nunmehr thun könnte, was ihr gefiele. Die Folge gab indessen bald zu erkennen, daß der Vertrag zu Rennes nur zum Schein, auf die kurz vorher gemeldete Bedingungen geschlossen, und vorher in Geheim ganz andre Dinge verabredet worden. Die Stände von Bretagne hatten sich nämlich von Karl'n gewinnen lassen, daß sie ihrer Herzogin eifrigst anlagen, den Vorschlägen des französischen Hofs Gehör zu geben, sich mit dem König zu vermählen, und hierdurch den gänzlichen Verlust ihres Landes abzuwenden. So groß nun auch bisher ihr Widerwille gegen den König von Frankreich gewesen war, so wohl wegen seiner unansehnlichen Gestalt, als auch wegen seiner bisher wider sie, und vorher gegen ihren Vater bezeigten Gewaltthätigkeiten; so muß sie doch endlich sich entschlossen haben, dem dringenden Anhalten ihrer Landstände Gehör zu geben. Denn sie brach zwar funfzehn Tage nach der Abreise des Königs gleichfalls auf, um, wie vorgegeben wurde, nach Teutschland zu gehen. Aber statt dessen begab sie sich zu Karl'n nach Langey in Touraine, wo sie mit dem=

1491

Am 19. Nov.

1491 demselben einen Heurathsvertrag schloß *), sich
Am 6. Dec. und ihrem Lande grosse Vortheile bedung, und sich hierauf, nach einer schon vorher ausgewürkten päbstlichen Dispensation mit dem erwähnten König vermählte. Nach vollzogenem Beylager ertheilte Inno-
Am 15. Dec. cenz der Achte eine neue Dispensation, wodurch er den König und die Königin von dem Banne loszählte, in den sie beyde wegen ihrer Vermählung angeblich gefallen waren, indem sie beyderseits vorher schon vermählt gewesen, nämlich die Königin Anne mit dem römischen König, und der König Karl mit der Erzherzogin Margarethe. So, und nicht anders, verhält sich der ganze Verlauf dieser Begebenheit, und es ist also eine übertriebene und parteyische Behauptung, wenn einige teutsche Geschichtschreiber und Rechtsgelehrte vorgegeben haben, daß König Karl die Herzogin Anne auf freyer Strasse geraubt, und sich dieselbe mit Gewalt habe antrauen lassen. Zwang war es wohl, aber kein Raub.

1492 Nachdem die neue Königin von Frankreich in Anfang des folgenden Jahrs war gekrönt worden, und sie unter prächtigen Feyerlichkeiten ihren Einzug in Paris gehalten hatte, schickte Karl eine Gesandschaft an den jungen Erzherzog Philipp in die Niederlande, um sein Verfahren in Absicht auf seine Vermählung zu rechtfertigen. Sie ward aber mit harten Reden und bittern Vorwürfen abgefertiget. Die Unterhandlungen des Marschalls Desquerdes mit den Gentern hatten einen sehr widrigen Ausgang. Der König von England äusserte fürchterliche Drohungen, und beschloß eifrigst, den König von Frankreich, zufolge der mit dem römischen Könige und mit Spanien eingegangenen Verbindungen,

zu

*) Der Graf von Dünois, der so viel darzu beygetragen hatte, war eilf Tage vorher, am 25 November gestorben.

zu bekriegen. Sein Parlament bewilligte ihm auch 1492
die nöthigen Subsidien, dem noch in England be-
findlichen französischen Gesandten wurde angekündigt,
das Königreich zu verlassen, und die englischen Ge-
sandten waren schon vorher aus Frankreich nach Eng-
land zurückgekehrt. Heinrich gieng endlich über die Am 2.
See von Sandwich nach Calais, mit einer Armee Oktob.
von fünf und zwanzigtausend Mann zu Fuß und
sechzehn hundert zu Pferde. Da einige aus dem Er-
folg des Feldzugs bey so später Jahreszeit den Schluß
machten, daß es zwischen beyden Kronen bald zum
Frieden kommen würde, so ließ er sich angelegen seyn,
das Gegentheil davon auszubreiten; und er belagerte
würklich Boulogne. Dieser scheinbaren Feindselig-
keiten ohngeachtet hatte man in Geheim schon fast
drey Monate zuvor Anträge zum Frieden gemacht,
und Kommissarien ernennt, die bevollmächtiget wa-
ren, sich wegen der Bedingungen in Unterhandlung
einzulassen. Damit man aber die Gemüther auf ei-
nen so unerwarteten Vorfall desto besser vorbereiten
möchte, so kamen Heinrichs Gesandte aus den Nie-
derlanden in dem Lager an, und berichteten ihm, daß
man von Maximilian keinen Beystand zu hoffen hät-
te. In der That verhielt sich dies auch also. Bald
hernach kam Botschaft aus Spanien, daß König
Ferdinand im Begrif stehe, mit dem König von
Frankreich, gegen die unentgeldliche Zurückgabe der
Grafschaften Roussillon und Cerdagne, einen be-
sondern Frieden zu schliessen. Ob nun gleich diese
Nachrichten unter der englischen Armee ausgebreitet
wurden, so war Heinrich doch noch besorgt, ein
schneller Friede möchte, nach so erhabenen Verspre-
chungen und Erwartungen, ihm viele Vorwürfe
zuziehen. Damit also seine bisherigen Absichten noch
wirksamer verborgen werden möchten, so bewegte er
den Marquis von Dorset nebst 23 andern Standes-

1492 personen, daß sie ihm eine Bittschrift übergaben, worin er ersucht wurde, sich mit Frankreich in Unterhandlungen einzulassen. Dies geschah. Heinrichs Forderungen giengen blos auf Geld, und Karl, welcher glaubte, der ruhige Besitz von Bretagne könne mit keinem Gelde bezahlt werden, und der voll von Anschlägen auf das Königreich Neapel war, willigte so gleich in die ihm gethane Vorschläge. Er versprach, so wohl die von seiner Gemahlin zur Beschützung von Bretagne gemachte und von den englischen Gesandten auf 62000 goldene Schildthaler angegebene Schuld, als auch den noch schuldigen Rest an 125000 goldenen Schildthalern von den öfters erwähnten Jahrgeldern oder dem Tribut von 50000 Thalern, in verschiedenen Fristen, nemlich alle Jahre 50000 livres oder 20000 goldene Schildthaler, bis zum gänzlichen Abtrag dieser beyden Schuldforderungen an den König von England zu entrichten. Wofern der römische König und sein Sohn, der Erzherzog Philipp, mit in diesen Frieden eingeschlossen zu werden verlangten, und der König von Frankreich hernach ihre Länder auf irgend eine Art angreifen würde; so sollte dem König von England freystehen, ihnen Hülfe zu leisten: wenn jene hingegen den König von Frankreich angriffen; so sollte der König von England ihnen nicht beystehen ꝛc.

1493 Der römische König verwarf mit vieler Verachtung die ihn betreffende Klausel des **Friedens zu Etaples.** Es hatten aber schon seit einiger Zeit verschiedene teutsche Fürsten, besonders der Kurfürst Philipp von Pfalz, wie auch die Schweitzer, an Wiederherstellung des Friedens zwischen Maximilian und Karl gearbeitet, und es endlich so weit gebracht, daß Maximilian sich nach Colmar begab, wohin Karl, der von seinem Vorhaben gegen Neapel ganz eingenommen war, Bevollmächtigte zu Unterhandlungen geschickt hatte.

Es

Es kam zu einem Stillstand, und darauf ward zu 1493
Senlis ein Kongreß angestellt, und der Friede un- Am 23.
ter folgenden Bedingungen geschlossen: König Karl May.
sollte die Erzherzogin Margarethe ihrem Vater, dem römischen König, oder ihrem Bruder, dem Erzherzog Philipp, oder ihren Gesandten, wo und wann es ihnen gefallen würde, ausliefern. Karl und Margarethe sollten einander von aller ehelichen Verbindniß loszählen, und die unter ihnen ehemals gemachte Eheberedung aufgehoben seyn. Sowohl dem römischen König und dem Erzherzog, als auch dem König von Frankreich sollten ihre Rechte, in allen Punkten, die in diesem Vertrag nicht entschieden wären, vorbehalten bleiben, und dieselben in der Güte ausgemacht werden. Ferner muste Karl dem römischen König, als Vormund und Vater des jungen Erzherzogs, die Grafschaften Burgund, Artois und Charolois abtreten, doch mit dem Vorbehalt der Lehnsherrlichkeit, in so weit sie ihm darüber zukäme. Die Städte Hedin, Aire und Bethune aber sollten so lange der Krone Frankreich bleiben, bis der Erzherzog Philipp sein zwanzigstes Jahr erreicht hätte, da sie ihm dann ebenfalls zurückgegeben werden sollten. Endlich wurden beyde Könige und der Erzherzog von allem losgezählt, wozu sie im Frieden zu Arras vom Jahr 1482 sich gegen einander, wegen der Vermählungsabrede der Erzherzogin Margarethe, verbunden hätten. Die übrigen Punkte dieses Friedens betreffen Nebendinge, z. B. eine allgemeine Amnestie für alle, die in dem bisherigen Krieg dem einen oder andern Theil angehangen, ein freyer Handel der Unterthanen in den beyderseitigen Staaten ꝛc. Hingegen hat noch Maximilian in einem Nebenartikel dem schon angenommenen Titel eines Herzogs von Bretagne entsagt. Bald hernach geschah auch die Auslieferung der Erzherzogin Margarethe an die

Am 31. May.

Am 12. Jun.

1493 von Maximilian hierzu bevollmächtigten Herren. Ein
Am 19. paar Monate darnach starb Maximilians Vater,
Aug. **Kaiser Friedrich der Dritte**, worauf **Maximilian** so gleich die Regierung des teutschen Reichs antrat.

Von drey grossen Mächten, die sich wider Frankreich verbunden hatten, waren nun zwo besänftiget, und man fuhr fort, mit der dritten an einem Vergleich zu arbeiten. Nachdem die von dem König von Frankreich nach **Spanien** geschickten Bevollmächtigten, die Bischöfe von Albi und Leitoure, alle politische Kunstgriffe erschöpft hatten, um Zeit zu gewinnen, so musten sie endlich einen dem französischen Staat sehr nachtheiligen Frieden schließen. Man beschuldigte sie öffentlich der Bestechung, und ermahnte Karl'n, sie zurück zu berufen. Mehr als einmal war dieser Willens, **Roussillon** und **Cerdagne** nicht zurückzugeben: zuletzt aber behielt seine Begierde, Neapel zu erobern, die Oberhand. **Ferdinand** wuste auch ein Paar Franciscaner, die am französischen Hofe viel galten, zu gewinnen, daß sie dem König das Gewissen rührten, und ihm die Erwerbung der beyden Grafschaften als unerlaubt und unbillig vorstellten. Karl verlangte also für diese Zurückgabe eine Erneuerung der alten Verträge und Verbindungen zwischen Frankreich und Spanien. Ferner muste Ferdinand versprechen, allen Bündnissen mit den Feinden Frankreichs zu entsagen, sich den Absichten Karls auf Neapel nicht zu widersetzen, und seine Kinder weder mit den Kindern des römischen Königs, noch des Königs von England zu vermählen, und überhaupt mit diesen Fürsten keine Verwandschaft zu stiften. Ferdinand beschwur ohne Bedenken alle diese und noch viele andere Bedingungen, aber ganz mit dem Entschluß, nur diejenigen zu erfüllen, die sich mit seinen Vortheilen vertragen würden. Kaum hatten die Franzosen Per-

pignan

pignan und die andern Städte in Rouſſillon geräu- 1493
met, ſo vermählte er eine von ſeinen Töchtern mit dem älteſten Prinzen des Königs von England, die andere mit dem Erzherzog Philipp, und ſeinen Prinzen mit eben der Margarethe, die ihrem Vater von dem franzöſiſchen Hof wieder war zurückgeſchickt worden.

Karl der Achte hatte alſo das Gewiſſe dem Ungewiſſen aufgeopfert und einige Provinzen ſeinen bisherigen Feinden abgetreten, damit ſie während der weitausſehenden Eroberung eines Kaiſerthums und eines Königreichs Frankreich in Ruhe laſſen möchten. Seine feurige Einbildungskraft und kriegeriſche Hitze gaben ihm ungeheure Entwürfe ein, und er nahm ſich nichts geringers vor, als **Konſtantinopel** und die darzu gehörigen Provinzen den Türken zu entreiſſen. Er zog zu dem Ende den in Italien armſelig lebenden **Andreas Paläologus**, einen Neffen des letzten Kaiſers von Konſtantinopel, an ſeinen Hof, gab ihm groſſe Geſchenke, und ließ ihn wieder nach Italien reiſen, um daſelbſt ſeine Ankunft zu erwarten. Dieſen Paläologus wollte er den Griechen, ſo wie den Sultan **Zizim**, der ſich ſeit einigen Jahren, von ſeinem Bruder, dem türkiſchen Kaiſer Bajazet, verſcheucht, zu Rom aufhielt, den Türken annehmlich machen, und durch beyde eine für ſich vortheilhafte Revolution bewerkſtelligen. Nach Karls Meynung kam es nunmehr blos darauf an, wie man mit Sicherheit eine Armee vor Konſtantinopel bringen könnte. Frankreich hatte nur wenige Kauffartheiſchiffe, die man zu Kriegszeiten bewaffnete. Den Venetianern oder einer andern italieniſchen Republik wollte man nicht, wie ſonſt geſchehen war, die Sache anvertrauen. Ueberdies erforderte die Klugheit, eine ſichere Zuflucht zu beſtimmen, im Fall der Zug nicht nach Wunſch ablaufen ſollte. Der Beſitz des

1493 Königreichs Neapel, das eine blühende Seemacht hatte, und nur durch einen ziemlich schmalen Meerbusen von Griechenland abgesondert ist, schien alle verlangte Vortheile zu gewähren. König Karl beschloß also, seine Rechte auf diesen Theil Italiens vorzusuchen und auszuführen.

Neapel so wohl als das davon abhängende Sicilien war fast zwey Jahrhunderte hindurch von Prinzen aus den beyden königlichen Häusern Anjou beherrscht worden. Alphons der Fünfte, König von Aragonien, dessen Vorfahren schon diesen Prinzen Sicilien entrissen hatten, bedienten sich der innerlichen Unruhen Frankreichs, und nahmen ihnen auch das Königreich Neapel. Er hinterließ Aragonien und Sicilien seinem Bruder Don Juan, dem Vater Ferdinands des Katholischen. Neapel aber vermachte er seinem natürlichen Sohne Ferdinand, den er zärtlich liebte. Dieser erhielt sich auch in dem Besitz dieses Königreichs gegen alle Bemühungen des Titularkönigs von Neapel und Sicilien, Renatus von Anjou, und dessen Sohns, Johann, Herzogs von Kalabrien. Ludwig der Eilfte hätte den Prinzen aus dem Hause Anjou, die so nahe mit ihm verwandt waren, beystehen können: dieses aber war ganz wider seinen Plan, der auf die Unterdrückung der Prinzen vom Geblüt abzielte. Renatus, der seinen Sohn Johann und seinen Enkel Nikolaus vor sich hin sterben sah, vererbte die Grafschaft Provence und seine Ansprüche an Neapel auf Karl'n von Maine, seinen Neffen, mit Uebergehung des Herzogs Renatus von Lothringen, Sohns seiner ältern Tochter Yolande. Bald hernach ward Karl von Maine von einer tödlichen Krankheit überfallen, und weil er keine Kinder hatte, setzte er, wie oben schon gesagt worden, Ludwig den Eilften, dessen Dauphin Karl und alle ihre Nachfolger auf dem französischen

Thron,

Thron, zu seinen Erben ein. Diesem zweyten Testa- 1493
ment konnte man nichts entgegen stellen: aber man griff die Gültigkeit des ersten an. Renatus, Herzog von Lothringen, behauptete, Provence und Neapel würden nicht nach dem salischen Gesetz regiert, es sey oft durch Prinzessinnen beherrscht worden, beydes gehöre folglich von Rechts wegen seiner Mutter zu, und sein Großvater habe die Rechte der Natur durch eine seiner Schwäche abgedrungene Akte keineswegs vernichten können. Der König von Frankreich bediente sich aber gegen den Herzog eines Familienvertrags und alter Testamente zweener Prinzen aus dem Hause Anjou, die in Ansehung der Thronfolge entferntern Prinzen den Vorzug vor näher verwandten Prinzessinnen ertheilt hätten. Indem der König und der Herzog so stritten, setzte sich Ferdinand in Neapel immer fester; unter andern hatte er vom Pabst die Investitur dieses Staats für seinen ältesten Prinzen Alphons und für seinen Enkel Ferdinand erlangt. Dies half ihm wenig; der neapolitanische Adel haßte ihn, und noch mehr seinen unbesonnenen und gewaltthätigen Prinzen Alphons. Dies gieng so weit, daß man bey dem hohen Alter Ferdinands zu den Waffen grif und die Krone Alphonsens jüngerm Bruder, Don Friedrich, einem sanften und philosophischen Herrn, antrug. Weil sich aber dieser weigerte, und Karl der Achte noch zu jung war, so riefen sie den Herzog von Lothringen, der auch kommen wollte, und sich sogar mit Beystand des französischen Hofs rüstete: allein, seine Ränke in der Provence brachten die Regentin und ihren Bruder, den König, auf andre Gedanken; man untersagte ihm den Zug nach Italien, und während dieser Vorgänge hatten sich die Sachen in Neapel so geändert, daß der alte Ferdinand und sein Sohn Alphons den Adel auf die gewaltthätigste Art gedemü-

1493 thiget hatten. Einige neapolitanische Herren begaben sich deswegen nach Frankreich, um Karl den Achten zu einem Zug nach Neapel aufzumuntern. Dies war um so viel leichter, da der König eben dieser Sache nachhieng, und ihn seine beyden Lieblinge, **Stephan von Vesc** und **Wilhelm Brissonnet** *), deren sich der Prinz von Salerno zu seinen Absichten bediente, noch mehr darinn bestärkten. Hierzu kamen noch Einladungen italienischer Fürsten, die sich dadurch selbst Fesseln schmiedeten. **Ludwig Sforza**, der den Beynamen **mit der Maulbeere** führte, dieser arglistige und zum Unglück vieler Menschen gebohrne Mann, hatte den Entschluß gefaßt, seinen Neffen, den Herzog Johann Galeazzo von Mayland, abzusetzen, und sich selbst auf den herzoglichen Thron zu erheben: aber ihm war bange, die italienischen Fürsten möchten mit verbundener Macht seinen Plan verrücken, und einem beleidigten Fürsten beystehen, mit dem die meisten in Blutsfreundschaft oder in Bündnissen standen; er sah sich also genöthiget, einen mächtigen Beschützer auf seine Seite zu bringen. Dies sollte der König von Frankreich seyn, ohngeachtet dieser von seiner Mutter her ein leiblicher Vetter des Johann Galeazzo war, den Ludwig Sforza so gut als gefangen hielt, und der Herzog von Orleans, der die ganze Gunst des Königs besaß, selbst Ansprüche auf Mayland machte. Er zog den neuen, des römischen Stuhls höchst unwürdigen Pabst, Alexander den Sechsten, in sein Interesse, indem er ihm vorstellte, daß er dem ihm verhaßten aragonischen

*) Jener war bey dem jungen Karl Kammerdiener gewesen; damals bekleidete er das Amt eines Seneschalls von Beaucaire, und besaß die Herrschaft Grimant; dieser hatte, nachdem er Witwer geworden, den geistlichen Stand angenommen, war Bischof von St. Malo und Oberaufseher der königlichen Finanzen.

schen Hause in Neapel keinen mächtigern Feind er- 1493
wecken könnte, als den König von Frankreich. Beyde also, Alexander und Ludwig mit der Maulbeere, schickten eine Gesandschaft an den französischen Hof, zu der Zeit, da Karl schon von seinen eigenen Grillen, von dem neapolitanischen Adel und von seinen lieblingen zu der Unternehmung auf Neapel gestimmt war. Karl gerieth dadurch noch mehr ins Feuer, und ließ sich nun um so viel weniger von seinem Vorhaben ablenken, so triftig und einleuchtend auch die Vorstellungen verschiedener kluger Männer gegen diesen Krieg waren. Man zeigte ihm unter andern, daß ein Krieg in so entfernten Gegenden, die keinen Zusammenhang mit Frankreich hätten, äusserst kostbar und gefahrvoll sey; daß die Feinde, die man anzugreifen gedenke, nicht so schwach und feige seyen, als man wähne; daß jedermann dem Scharfsinn und der Klugheit Ferdinands Gerechtigkeit widerfahren lasse; daß man dessen Reichthümer, die er während einer fünf und dreyßigjährigen Regierung gesammlet, rühme; daß dessen Sohn Alphons der beste Feldherr in Italien sey; daß man auch ihre Verwandtschaft und ihre Bündnisse mit dem König von Spanien in Betrachtung ziehen müsse; daß man sich auf die Versprechungen der Italiener, welche die neapolitanische Krone gewiß nicht gleichgültig auf dem Haupt eines Königs von Frankreich sehen würden, nicht verlassen könne; daß Karls staatskluger Vater jederzeit gegen alle dahin abzielende lockungen taub gewesen; daß er oft gesagt habe, Eroberungen in Italien suchen, heiße eben so viel, als eine lange Reue sehr theuer bezahlen; und daß man vor der wirklichen Unternehmung wenigstens doch die wahren Gesinnungen der italienischen Höfe genau zu erforschen habe. Der Admiral Graville trug diese Beweggründe vor, und machte den ganzen Staats-

1493 rath mit sich übereinstimmend. Der König selbst schien Anfangs darauf zu merken, und er schickte in der That einige fähige Männer nach Italien, die den Zustand dieses Landes auskundschaften sollten: aber er hatte schon bey sich beschlossen, ihre Berichte nicht abzuwarten, sondern in seinen Rüstungen fortzufahren. Besc und Brissonnet waren durch die päbstlichen und mayländischen Gesandten noch mehr gewonnen worden, indem jenem ein Herzogthum in Neapel, und diesem der Kardinalshut versprochen ward. In Gegenwart dieser beyden einzigen Zeugen unterzeichnete Karl einen Vergleich, durch den er sich verbindlich machte, ohne Verzug mit einer furchtbaren Armee zur Eroberung des Königreichs Neapel abzureisen: dafür versprach Ludwig mit der Maulbeere, dieser Armee einen freyen Durchzug durch das Mayländische zu verschaffen, und fünfhundert Mann dazu stossen zu lassen und auf seine Kosten zu unterhalten; ferner, dem König von Frankreich zweyhundert tausend Dukaten zur Bestreitung der Kriegskosten vorzuschiessen, und ihm zu erlauben, daß er in dem Hafen von Genua so viele Schiffe ausrüsten dürfte, als er nöthig haben würde. Der König machte sich überdies anheischig, Ludwigen gegen jedermann zu vertheidigen, und in der Stadt Asti, so lange der Krieg währen würde, zweyhundert Lanzen zu lassen, die jederzeit zur Vertheidigung des Herzogthums bereit stehen sollten. In einer besondern Schrift versprach noch Karl, Ludwigen das Fürstenthum Tarento zu geben, so bald es erobert seyn würde.

1494 König Ferdinand von Neapel starb an Bekümmerniß wegen seiner Vertheidigung zu Anfang des Jahrs 1494 im 70sten Jahre seines Alters. Dieser Todesfall verursachte keine Veränderung in den italienischen Angelegenheiten. Sein Sohn, der bis-

heri-

herige Herzog Alphons von Kalabrien, folgte ihm ungestöhrt in der Regierung, und setzte die mit den italienischen Höfen angefangne Unterhandlung fort, wobey er besonders am päbstlichen Hofe glücklich war, indem er Alexander'n vollends besänftigte, und sogar die Belehnung von ihm erhielt. Noch mehr, der Pabst vermählte sogar einen seiner Söhne mit einer natürlichen Tochter Alphonsens, und er ließ diesem den jährlichen Zinß vom Königreich Neapel auf Lebenszeit. Die andern Söhne des Pabsts bekamen dafür ländereyen und Pfründen im Neapolitanischen. Sie schickten hernach miteinander eine Gesandtschaft an den Sultan Bajazet, um ihn wegen der bevorstehenden Gefahr zu warnen, und ihn zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung aufzufordern. Bajazet versprach, diesem Rath zu folgen: aber bey sich beschloß er, alles ruhig abzuwarten, und sich mit den Christen in kein Bündniß einzulassen. Alphons hatte also keinen Vortheil von diesem Schritt; vielmehr verabscheute man ihn. Der Pabst aber schämte sich nicht, dem Sultan ferner zu Gefallen zu leben, und sich für die Gefangenhaltung des Sultans Zizim sein bisher vom türkischen Hof empfangenes Jahrgeld vermehren zu lassen; er versprach sogar, ihn im Nothfall gegen eine ansehnliche Summe tödten zu lassen. Sonst trieb er an den meisten europäischen Höfen Unterhandlungen, um den Franzosen Feinde zu erwecken, und dem französischen Minister **Brissonnet** versprach er nunmehr den Kardinalshut, wenn er es dahin bringen würde, daß Karl den Feldzug nach Italien einstellte. Brissonnet fand aber an dem in Frankreich sich aufhaltenden und gegen den Pabst sehr aufgebrachten Kardinal **Julian von Rovera** einen allzustarken Widersacher. 1494 Am 25. Jan.

Aller Schwierigkeiten ohngeachtet war die kriegerische Hitze des Königs von Frankreich unaufhalt-

bar.

1494 bar. Er hielt ein prächtiges Turnier zu Lyon und lud seinen ganzen Adel darzu ein. Dieser erschien Haufenweis, um an den ritterlichen Spielen und Festen Theil zu nehmen. Mitten unter denselben, da alle frölich und Muthvoll waren, verkündigte ihnen Karl sein Vorhaben, selbst nach Italien zu gehen, und stellte ihnen diesen Zug so vortheilhaft vor, daß die meisten begierig wurden, ihm zu folgen. Die Armee war schon versammlet und muste sogleich den Zug antreten. Als dies geschehen war, fühlte erst die Uebereilung des Königs und seines Staatsraths den Mangel der größten Nothwendigkeit, des Geldes, und man sah sich gezwungen, von den Genuesern hundert tausend Dukaten, gegen vierzehntausend Dukaten Interesse auf vier Monate, und funfzig tausend Dukaten von einem mayländischen Wechsler zu borgen. Diese Summen waren nicht einmal hinreichend, die Schiffe, die einen Theil des Heers überbringen sollten, mit den gehörigen Nothwendigkeiten zu versehen; man nahm also zu ausserordentlichen Mitteln Zuflucht, und erhöhte die Steuern um zweyhundert und achtzehn tausend livres. Der König verpachtete alle Krongüter, und nahm von den Pachtern sehr starke Vorausbezahlungen. Man brauchte zu der Herbeyschaffung der benöthigten Summen so viele Zeit, daß der beste Theil des Jahrs verstrich; denn man war damals schon im August. Brissonnet, Oberaufseher der Finanzen, der dem Pabst zu Gefallen die Schwierigkeiten bey Erhebung der Gelder vermehren mochte, widerrieth nun den Feldzug so sehr, als er vorher darauf gedrungen hatte, und der Marschall Desquerdes, den man aus der Picardie hatte kommen lassen, um die Armee anzuführen, brachte noch stärkere Gründe gegen die Unternehmung vor. Der Meinung des Marschalls war auch der Herzog von Orleans nebst allen seinen

Anhän-

Anhängern. Allein Karl wollte ein für allemal sein 1494
feierliches Versprechen erfüllen, das er Ludwigen Sforza gegeben hatte, und der Kardinal von Rovera, der vor dem unschlüssigen Staatsrath eine sehr lebhafte Rede hielt, vermehrte den Eifer des Königs zur Fortsetzung seines Unternehmens. Er ernannte den Herzog von **Orleans** zum Befehlshaber der vor Genua liegenden Flotte, und zum allgemeinen Statthalter des Königreichs während seiner Abreise den Herzog von **Bourbon**, der die Königin mit zu Rathe ziehen sollte.

Nachdem Karl noch einige weise Anordnungen zum Besten und zur Sicherheit des Staats gemacht hatte, reiste er von Lyon ab, durch Vienne nach Grenoble, wo er den tapferen und einsichtsvollen **Desquerdes** verlohr, gerade zu der Zeit, da er dessen Geschicklichkeit am meisten bedurfte. Zwar fehlte es nicht an andern guten Feldherren: aber es mangelte ein über sie erhabener Mann, dem sie und der König selbst hätten trauen und folgen können. Von Grenoble reiste König Karl nach **Asti**, dem allgemeinen Sammelplatz seiner Armee. Kaum war er da angekommen, so bekam er die Blattern, und man stand seines Lebens wegen in grosser Furcht: allein, in sechs bis sieben Tagen war er ausser Gefahr. Zu gleicher Zeit empfieng er Nachrichten von einem beträchtlichen Sieg, den der Herzog von **Orleans** über Don Friedrich, den Bruder des neapolitanischen Königs Alphons, erfochten hatte. Von 29 Aug. bis 9. Sept.

Kaum war König **Karl** zu Asti wieder gesund worden, so begab sich **Ludwig Sforza**, nebst seiner Gemahlin und seinem Schwiegervater, dem Herzog von Ferrara, zu ihm. Er machte einen äusserst verschwenderischen Aufwand, und seine Gemahlin erschien in der ganzen Pracht einer Königin. Dennoch konnte er sich bey den französischen Herren

nicht

1494 nicht beliebt machen, oder sie blenden: vielmehr machte er sich durch sein zurückhaltendes und arglistiges Betragen äusserst verdächtig. Brissonnet gab so gar den Rath, bey der fast verstrichenen Jahreszeit Mayland im Namen des Herzogs von Orleans, der das beste Recht darzu habe, einzunehmen und die Winterquartiere daselbst zu halten. Allein, Ludwig, den seine Kundschafter bald hiervon benachrichtigten, wuste den König von Frankreich wieder einzunehmen, und ihm neue Lust zu dem konstantinopolitanischen Kaiserthum einzuflössen. Karl ließ sich sogar durch Beyhülfe des Kardinalbischofs von Gurk, **Remond Perraut**, von dem vorhin gedachten **Andreas Paläologus** zu Rom seine Ansprüche und Rechte auf Konstantinopel durch eine feierliche Akte abtreten. Der König versprach ihm dafür jährlich, so lange er leben würde, 4300 Dukaten, eine Kompagnie von hundert Lanzen, und eine Landschaft in Italien oder in Frankreich, die jährlich 5000 Dukaten abwürfe. Er versicherte diesen Andreas ferner, ihm das päbstliche Jahrgeld von 8000 Dukaten erhalten zu helfen, und ihm nach der Eroberung des Kaiserthums Morea, als ein Lehn, einzuräumen.

Indem dies zu Rom vorgieng, war Karl nach Pavia gekommen, wo ihn **Ludwig** prächtig, aber mit geheimer Angst empfieng, und ihm zu seinem Aufenthalt das beste Haus in der Stadt anweisen ließ: allein, Karl wollte in dem Schlosse wohnen, wo der junge Herzog von Mayland, **Johann Galeazzo Maria Sforza**, gefährlich und als ein Gefangener lag. Jedermann glaubte, es wäre ihm von seinem Oheim Ludwig Gift beygebracht worden, welches ihm das Leben nach und nach verkürzte. Zu grosser Bestürzung des Bösewichts besuchte Karl den jungen Herzog, sprach ihm und seiner Gemahlin **Isabelle**, die sich ihm in Ludwigs Gegenwart mit

wei-

weinenden Augen und zerstreuten Haaren zu Füssen 1494
warf, Trost zu, und entfernte sich äusserst gerührt
und weinend über das Unglück dieser unschuldigen
Familie. Er war kaum nach Piacenza gekommen, Am 22
als er Nachricht von dem Tode des Herzogs erhielt, Oktob.
der dem Ehrgeiz seines Oheims im 25sten Jahr sei-
nes Alters zum Schlachtopfer hatte dienen müssen.
Nunmehr hätte der älteste Sohn des Verstorbenen,
Franz Sforza, Herzog von Mayland werden sol-
len. Allein Ludwig hatte es schon vorher durch seine
Unterhandlungen bey dem Kaiser Maximilian dahin
gebracht, daß derselbe ihn und seine männliche Nach-
kommen heimlich zum Herzog von Mayland erklärte,
aus dem freylich sehr sonderbaren Grund, weil der
nun verstorbene Johann Galeazzo Maria von Franz
Sforza wäre gezeugt worden, da er noch nicht Her-
zog von Mayland gewesen wäre: da hingegen er,
Ludwig, zur Welt gekommen wäre, als sein Vater
bereits zum Herzog von Mayland wäre ernennt ge-
wesen. Es fiel ihm um so viel leichter, sich zum Her-
zog ausrufen zu lassen, da er die vornehmsten May-
länder vorher schon gewonnen hatte. Die kaiserliche
Ludwigen zum Vortheil geschehene Erklärung wurde
aber noch, bis auf den im April des folgenden Jahrs
gehaltenen Reichstag zu Worms, geheim gehalten.
Auf demselben belehnte nun Maximilian Ludwigen
mit dem Herzogthum Mayland, und den Graffschaf-
ten Pavia und Angleria, als Lehen, die dem Kaiser
und dem teutschen Reiche seit dem Tode des Herzogs
Philipp Maria Visconti heimgefallen waren. Doch
wurde die Belehnung nur auf Ludwigs Person ein-
geschränkt, nach dessen Absterben Mayland wieder
an den Kaiser und das teutsche Reich zurückfallen
sollte, anstatt daß in der eben gedachten ersten Erklä-
rung Maximilians Ludwigen und allen seinen recht-
mässi-

1494 mässigen männlichen Nachkommen das Herzogthum Mayland war verliehen worden.

So gut man auch von den Bosheiten des neuen Herzogs von Mayland überführt war, und so sehr auch einige französische Feldherren riethen, ihn aus seinen unrechtmässigen Besitzungen zu vertreiben; so beschloß man doch, die Züchtigung Ludwigs aufzuschieben und den Zug nach Neapel fortzusetzen. Man wählte hierzu den Weg über die Apenninen, durch die florentinischen und päbstlichen Staaten. Die Armee bestand aus dem königlichen Hause, das von hundert Edelleuten und vierhundert Schützen zusammengesetzt war, ferner aus sechzehnhundert Lanzen, jede sechs Pferde stark, aus zwölf tausend Infanteristen, halb Schweitzer und halb Gascogner, aus vielen Freywilligen, und aus mehr denn hundert und vierzig Stücken Geschütz. Die hierzu nöthigen Kosten können so ziemlich mit dem unermäßlichen Aufwand, den ein Krieg zu unsern Zeiten erfordert, verglichen werden; und eine solche Macht muste für die damahligen Italiener äusserst furchtbar seyn. Das ungestüme Feuer der Franzosen schien ihnen unwiderstehlich. Die durch Sturm geschehene Einnahme der Stadt **Sivisano**, des ersten Platzes im florentinischen Gebiet, und die dabey verübten Grausamkeiten breiteten durch ganz Italien Furcht und Schrecken aus. **Peter von Medici** eilte in das französische Lager, und bewilligte nicht allein den freyen Zug durch das florentinische Gebiet, sondern übergab auch den Franzosen bis nach der Eroberung des Königreichs Neapel die vornehmsten florentinischen Plätze, und erbot sich, dem König von den Florentinern ein Darlehn von zwey hundert tausend Dukaten zu verschaffen. Dieser übereilte Vergleich, den Peter von Medici ohne Vorwissen und Einstimmung seiner Mitbürger getroffen hatte, war für ihn und seine

Fa=

Familie von betrübten Folgen. Er muste Florenz 1494
räumen, unter vielen Gefährlichkeiten entfliehen, und kaum konnte er noch in Venedig einen sichern Aufenthalt finden. Karl hielt hierauf seinen Einzug in Florenz, muste sich in einigen Stücken nach dem Stolz dieser Republik bequemen, und beschwur die Beobachtung des Vergleichs unter grossen Feierlichkeiten in der Hauptkirche, welches auch ihrer Seits die vornehmsten Magistratspersonen im Namen des Volks thaten. In dieser Stadt ließ Karl ein Manifest ausfertigen, worinn er die Beweggründe zu seinem italienischen Feldzug öffentlich bekannt machte. Nach vierzehn Tagen kam König Karl nach Am 2.
Siena, und besetzte das Schloß dieser republikani- Dec.
schen Stadt mit seinen Truppen, ohngeachtet die Einwohner ihn mit vielen Freudensbezeugungen empfangen hatten. Die italienischen Staaten geriethen über den schnellen Zug der Franzosen in einer rauhen Jahrszeit in noch grössere Furcht, und waren dem König von Frankreich mit ihren Unterhandlungen beschwerlich. Niemand aber befand sich in einer schlimmern lage, als der Pabst. Sein zweydeutiges Betragen hatte schon den König zum Zorn gereitzt, und jetzt, da die Franzosen an die Gränzen seines Staats rückten, ward er von der grausamsten Unentschlossenheit gepeiniget. Bald war er Willens, das Aeusserste abzuwarten, bald wollte er sich demüthigen, bald beleidigte er durch sein Betragen den König von Neapel, bald den König von Frankreich, bald die mächtige Familie der Colonna. Er ließ Gesandschaft auf Gesandschaft, immer mit andern Aufträgen, abgehen; daran kehrte sich aber der König nicht, sondern betrat das päbstliche Gebiet, besetzte Viterbo, und unterhielt Alexander'n mit Höflichkeiten. Er kam endlich vor **Rom** an, und fand die Thore geöffnet. Er hielt in der Nacht zwischen dem

1495 letzten December 1494 und dem ersten Januar 1495 seinen Einzug beym Schein der Fackeln, in voller Rüstung und bey klingendem Spiel. Man überreichte ihm die Stadtschlüssel, worauf er sich in den prächtigen Pallast St. Marco begab, vor welchem er seine Artillerie aufführen und dann in den vornehmsten Gegenden der Stadt Wachten aufstellen ließ. So lange er in der Stadt war, muste die Justitz in seinem Namen verwaltet werden, und er übte alle Handlungen eines unumschränkten Oberherrn daselbst aus. Alexander der Sechste floh in die Engelsburg; verschiedene mißvergnügte Kardinäle und der bekannte florentinische Mönch **Hieronymus Savonarola** ermahnten den König sehr lebhaft, ein allgemeines Koncilium anzustellen, und den Pabst durch dasselbe absetzen zu lassen; schon hatte auch Karl Befehl zum Angrif der Engelsburg gegeben: aber seine Räthe, die, wie man versichert, Alexander heimlich zu bestechen gewußt hatte, brachten ihn auf andre Gedanken, so daß er mit dem Pabst einen Vergleich eingieng, welchemnach dieser ein Bundsgenosse des Königs von Frankreich seyn, den Franzosen verschiedene feste Plätze bis nach der Eroberung des Königreichs Neapel, und den Sultan Zizim ausliefern, und seinen Sohn, den Kardinal Cäsar Borgia, als Geisel überlassen sollte.

Zuzwischen hatte **König Alphons von Neapel** einen ganz unerwarteten Schritt gethan, seine Krone niedergelegt und sie seinem jungen Prinzen **Ferdinand** aufgesetzt. Was ihn hierzu bewogen habe, kann nicht mit Zuverlässigkeit gesagt werden. Genug, er begab sich nach Mazara in Sicilien, welche Stadt ihm der König von Spanien abgetreten hatte, und übte sich daselbst im strengsten Büssen für seine bisherigen Ausschweifungen. Karl verließ
Am 28. Jan. auf die Nachricht von dieser Veränderung sogleich die

Stadt

Stadt Rom, und brach in das Königreich Neapel 1495
ein, damit der junge König Ferdinand nicht Zeit
gewinnen möchte, die Herzen der von seinem Vater
beleidigten Grossen wieder zu gewinnen. Man nahm,
vermöge des Vergleichs mit dem Pabst, den Kardi-
nal von Valencia, Cäsar Borgia, und den Tür-
ken Zizim mit: allein, jener entfloh, und dieser
wurde zwar ausgeliefert, aber auch sogleich krank,
und starb einige Tage hernach. Borgia's Flucht
war schwerlich ohne Vorwissen des Pabsts geschehen,
und Zizims Tod war zuverlässig auf seinen Befehl be-
fördert worden, weil ihn Sultan Bajazet, der Bru-
der des Unglücklichen, durch zweyhundert tausend
Dukaten darzu bewegt hatte. Der Pabst wiegelte
auch Ferdinand den Katholischen gegen den Kö-
nig von Frankreich auf, daß er einen Gesandten, An-
ton de Fonseca, in das französische lager schickte,
und Karl'n mit vielem Uebermuth vorstellen ließ, daß
er gegründete Rechte auf Neapel habe, und nicht ge-
statten würde, daß eine fremde Macht sich in der
Nachbarschaft der ihm zugehörigen Insel Sicilien
festsetzte. Man antwortete ihm, Ferdinand habe
ja bey dem Empfang der Grafschaften Roussillon
und Cerdagne geschworen, sich dem Unternehmen des
Königs von Frankreich auf Italien nicht zu wider-
setzen, und man könne nicht glauben, daß ein so got-
tesfürchtiger Monarch die Heiligkeit der Eidschwüre
verletzen wolle. Fonseca hatte schon vorher erinnert,
daß es, vermöge des Vertrags von Roussillon, sei-
nem Herrn freystehe, die Waffen wider Frankreich
zu ergreifen, im Fall die Kirche und ihr Erbtheil
einer Vertheidigung bedürften; Neapel sey ein Lehn
oder Erbtheil der Kirche; folglich ꝛc. Die bey der
Audienz anwesenden Herren konnten ihren Zorn bey
dergleichen Aeusserungen nicht verbergen, und es ent-
standen heftige Wortwechsel. Weil nun der Ge-

1495 sandte sahe, daß Karl nicht auf seine Vorstellungen achtete, zog er die Friedensartikel von Roussillon hervor, und zerriß sie vor der ganzen Versammlung, um seines Königs Gesinnung desto begreiflicher zu machen. Dadurch wurden aber die Franzosen so sehr aufgebracht, daß sie ihn würden getödtet haben, wenn Karl ihrer Wuth nicht Einhalt gethan hätte. Fonseca gieng hierauf nach Rom zurück.

Die Franzosen setzten ungesäumt ihren Zug über Castelfortino, Valmontone, und Monte Di San Giovanni fort. Diese und andre Oerter wurden schnell theils mit Zwang theils mit Güte eingenommen, und die Franzosen verübten dabey die unerhörtesten Grausamkeiten. Der König von Neapel hatte sich mit sechzehntausend Mann bey Monte Cassino gelagert, um den Eingang in sein Königreich zu vertheidigen, und seine beste Mannschaft lag zu Carcelo: allein, kaum hatten die Franzosen unter dem Marschall von Rieux die Neapolitaner angegriffen, so flohen diese, und überliessen jenen den Wahlplatz. San Germano that gar keine Gegenwehr, Capua, Aquila, Gaeta und andere Oerter ergaben sich gleichfalls ohne den geringsten Widerstand. Neapel selbst empörte sich, und schickte den Franzosen Abgeordnete entgegen, mit dem Versprechen einer gutwilligen Unterwerfung. Ferdinand konnte, aller seiner Bemühungen ohngeachtet, so vielen Veränderungen und Unglücksfällen nicht widerstehen; er legte daher eine gute Besatzung in die Kastelle der Hauptstadt, und floh mit vierzehn Galeeren auf die Insel Ischia. Bald darauf hielt Karl seinen Einzug in Neapel, und die Kastelle ergaben sich nach kurzer Gegenwehr. Das ganze Königreich folgte dem Beyspiele der Hauptstadt, ausgenommen einige Plätze, als Brindisi, Galipoli, Mancia, Tropea, und andre kleine Schlösser. Nachher schickte Karl Truppen nach

Am 21. Febr.

Kala-

Kalabrien und in andre Gegenden des Reichs, um 1495
dieselben in Besitz zu nehmen. Die Franzosen wa-
ren hierinn eben so glücklich, hinterliessen aber an al-
len Orten so viele langdaurende Spuren der Gewalt-
thätigkeit und Tyranney, daß sie, anstatt sich beliebt
zu machen, aufs äusserste verhaßt wurden.

Dies war nicht der einzige Fehler, den die Franzosen bey der raschen Eroberung des Königreichs Neapel begiengen. Die meisten Städte hatten sich freywillig unterworfen: aber viele blieben ruhig, und man begieng die Nachlässigkeit, sie nicht aufzufordern: andre wollten mit der französischen Krone vereinigt seyn, und musten sich gefallen lassen, daß sie der König gewissen Herren überließ, deren Habsucht ihnen fürchterlich war. Eben so unüberlegt verfuhr man in Ansehung der eroberten Städte. Die meisten waren mit allen Nothwendigkeiten zu einer langen Vertheidigung versehen; ganz unbesonnen schenkte der König diese Nothwendigkeiten seinen vornehmsten Feldherren, um sie zu ihrem Vortheil zu verkaufen. Der Adel wurde verächtlich behandelt; Geburt und Verdienste kamen in keine Betrachtung; die Gnadenbezeugungen wurden der Preiß der Niederträchtigkeit und der Argliſt; die Partey des Hauses Anjou und alle die wegen ihrer Anhänglichkeit an Frankreich ehedem verfolgte Baronen kamen erst nach vielen demüthigen Bitten wieder zu dem Besitz ihrer Güter. Die Franzosen erlangten alle hohe Würden des Reichs, und zogen die Erbschaften vieler Familien auf eine unrechtmässige Art an sich. Zu so vielen Ursachen des Mißvergnügens gesellten sich beissende Spöttereyen und muthwillige Verachtung. Die kriegerischen Franzosen machten die italienischen Soldaten lächerlich, und schienen sich aus deren Demüthigung ein eigenes Geschäfte zu machen. Die Neigung zur französischen Regierung verwandelte sich alsbald in

1495 tödlichen Haß, und der gegen das aragonische Haus geäusserte Widerwille machte dem Mitleiden und der Reue Platz. Zu noch grösserm Unglück der Franzosen argwohnte König Karl gar keine von diesen geheimen Gesinnungen; er glaubte schon, genug gethan zu haben, wenn er die bisherigen Auflagen um zweyhundert tausend Dukaten verringere, und besah also ruhig die Merkwürdigkeiten in und um Neapel, und stellte öfters Turniere und Pferderennen an. Nachdem er die Investitur des Königreichs Neapel von dem Pabst vergebens, selbst mit der Klausel: **unbeschadet des Rechts eines andern**, verlangt hatte, so ließ er sich endlich ohne Investitur krönen.

Am 12. May.

König Karl begieng bey dieser Feierlichkeit die Schwachheit, im kaiserlichen Ornat durch die vornehmsten Strassen der Stadt Neapel zu reiten, weil er schon seinem Wahne nach Konstantinopel so gut als erobert hatte. Man war zwar in Ansehung der Unterhandlungen mit den Griechen schon weit gekommen, und Philipp von Comines, damaliger Gesandter des Königs von Frankreich bey der Republik Venedig, versichert, daß die Maasregeln sehr wohl getroffen und die Wege bis nach Konstantinopel offen gestanden, daß Bajazet vorläufig schon Anstalten zur Flucht gemacht habe: allein, hatte denn Karl nicht tausend Beyspiele von Zerrüttungen vortreflicher Entwürfe vor sich? und wie viel gehörte nicht noch zum völligen gewissen Ausgang des Unternehmens? Der Pabst und die Venetianer, von denen man glaubte, es wäre ihnen am meisten an Vertreibung der Türken aus Europa gelegen, waren gerade diejenigen, die den Plan des Königs vereitelten. Den türkischen Prinzen Zizim hatte jener vergiftet, damit ihn Karl nicht zu seinen Absichten brauchen könnte, und der Großmeister zu Rhodus, **Peter von Aubüsson**, den Karl mit Recht als ein vorzügliches Werkzeug

gegen

gegen die Türken ansahe, war von Alexandern durch Ertheilung der Kardinalswürde von der französischen Partey abgezogen. Die Venetianer, die damals noch auf dem Archipelagus mächtig waren und einen weit ausgebreiteten Handel daselbst trieben, geriethen in Eifersucht über das Vorhaben des Königs von Frankreich, welches Comines zeitig genug merkte, seinen König, welcher des Bündnisses oder wenigstens der Parteylosigkeit der Venetianer nicht wohl entbehren konnte, davon benachrichtigte, und ihn noch bey der Annäherung gegen die italienischen Gränzen bat, mit dem Anerbieten des Königs von Neapel, nach welchem er ein Vasall von Frankreich seyn wollte, zufrieden zu seyn. Als hernach die Handlungen Karls in Ansehung der Florentiner bekannt wurden, geriethen die Venetianer noch mehr in Sorgen und Unruhe. Der Herzog von Mayland, dem noch bänger ward, trieb sie an, sich zu erklären und ein Bündniß mit ihm gegen die Franzosen zu errichten; eben dieses thaten fast zu gleicher Zeit der Kaiser, die Könige von Neapel und von Spanien, und sogar Sultan Bajazet. Obgleich diese Gesandte ihre Unterhandlungen mit dem Senat meistens sehr heimlich trieben, so erfuhr doch Comines durch seine Kundschafter alle ihre Verabredungen und Schlüsse *). Weil er wuste, daß die mayländischen Gesandten am eifrigsten an einem Bündniß wider Frankreich arbeiteten, so wendete er sich an sie, und suchte ihnen die Gefahr, in die sie durch ein solches Betragen ihren Herrn stürzen würden, begreiflich zu machen. Als diese Bemühung fruchtlos war, 1495

*) Andre versichern, Comines habe nicht eher etwas von diesem Bündniß erfahren, als bis ihn der Doge in einer Audienz selbst davon benachrichtiget hätte. Er habe sich indessen doch so gestellt, als habe er es längst gewust.

1495 setzte er den Senat wegen der bisherigen Unterhandlungen zur Rede, erlangte aber nichts, als Versicherungen der Aufrichtigkeit und Willfährigkeit; doch gab er dabey zu verstehen, daß er bey den französischen Gewaltthätigkeiten gegen Florenz, und bey der Gefahr, die dem Pabst und dem Herzog von Mayland drohe, und bey der Besitznehmung des Königreichs Neapel, nicht ganz gleichgültig bleiben könnte. Das Bündniß wider Frankreich kam nach und nach zu Stande, und die Venetianer giengen gar so weit, daß sie den unvorsichtigen Erzbischof von Durazzo, das Haupt der mißvergnügten Griechen, gefangen setzten, sich seiner Papiere bemächtigten und dem türkischen Kaiser den ganzen Plan seiner Verschwörung entdeckten.

Je mehr das Glück ein Unternehmen, von dem die Klugheit abrieth, begünstigte, desto mehr zitterte Comines vor den Folgen. Da er sichere Nachrichten von dem Bündniß der vorhin gedachten Mächte gegen Frankreich eingezogen, und Karl'n fruchtlose Vorstellungen gethan hatte, so schrieb er an den zu Asti krank zurückgebliebenen Herzog von **Orleans**, diese Stadt eiligst zu befestigen; ferner an den Herzog von **Bourbon**, Generalstatthalter in Frankreich, möglichst bald ansehnliche Verstärkungen in diese Stadt, welcher eine Belagerung bevorstehe, abzuschicken; an die Markgräfin von **Montferat**, dem Herzog von Orleans alle ihre Gendarmes zu überlassen, damit er bis zur Ankunft der Truppen aus Frankreich im Stande seyn möchte, sich zu vertheidigen. In der That war grosse Gefahr für die Franzosen vorhanden. **Ferdinand der Katholische** versprach seinen Bundsgenossen, einen seiner besten Feldherren mit einer starken Armee nach Neapel zu schicken, und an den Pyrenäen dem Herzog von Bourbon

von so viel zu schaffen zu machen, daß er an eine 1495
Verstärkung seines Königs nicht sollte denken können. Der Kaiser sollte mit den besten Truppen in Champagne einfallen, der Herzog von Mayland Asti wegnehmen und keine Franzosen über die Alpen lassen, und die Venetianer ausser der Flotte, die sie schon an die Küsten von Apulien geschickt hatten, vierzig tausend Mann zu den Mayländern stossen lassen und die Franzosen bey dem Uebergang über die Apenninen erwarten.

Karl erwachte endlich aus seiner Schlafsucht. Er sah ein, daß für ihn keine bessere Auskunft vorhanden sey, als seine Feinde muthig und schnell aufzusuchen, so wenig Truppen er auch dazu brauchen konnte; denn zur gänzlichen Räumung des Königreichs Neapel konnte er sich nicht entschliessen. Er hinterließ daselbst, als seinen Generalstatthalter, **Gilbert von Bourbon, Grafen von Montpensier,** und als Oberaufseher der Finanzen, **Stephan von Vesc,** ernannten Herzog von Nola und Statthalter zu Gaeta. Beyde werden uns von den Geschichtschreibern als unfähig zu so wichtigen Stellen geschildert. Zur Vertheidigung des Königreichs hinterließ Karl nur fünfhundert Lanzen oder dreytausend Reuter, und fünftausend Mann zu Fuß. Verschiedene italienische Herren hatte er durch Gunstbezeugungen und Ländereyen gewonnen, und verließ sich deshalb auf sie in Ansehung der gemeinschaftlichen Vertheidigung des Königreichs. Sie stellten zusammen auf königliche Kosten fünfhundert Lanzen, die Antoniello Sorelli, einer der besten italienischen Feldherren, anführen sollte. Allein, weder zur Bezahlung dieser, noch der französischen Truppen, war Geld genug vorhanden, und auf die Treue der Italiener konnte man ohnehin keine gewisse Rechnung machen,

1495 wie denn wirklich die Colonna mit Ludwigen von Mayland heimlich schon in Unterhandlungen standen.

Am 20. May. Mit kaum zehntausend Mann trat König Karl seinen Rückzug an, und zwar auf eben dem Weg, auf welchem er hergekommen war. Bey seiner Ankunft zu Rom erfuhr er, daß der Pabst mit Am 1. Jun. seinen Soldaten nach Perugia geflohen war. Er setzte hierauf den Zug weiter fort; seine Leute plünderten unter den zügellosesten Grausamkeiten die Am 13. Jun. Stadt Toscanella, die einige Gegenwehr gethan hatte. Zu Siena ließ er auf Ersuchen der Einwohner eine Besatzung; weil aber diese wegen ihrer Schwäche ihnen nichts helfen konnte, so jagten sie dieselbe schimpflich von sich. Hieran war der Graf von Ligni Schuld, so wie auch an dem Fehler, daß er den Florentinern ihre Plätze, die sie ihm eingeräumet hatten, nicht wieder zurückgab, da sie ihm doch 30000 Dukaten, die sie ihm nach dem Vertrag noch vorzustrecken schuldig waren, und ausserdem 70000 Dukaten zur Rückreise vorschiessen, wie auch bis Asti dreyhundert Lanzen und zweytausend Mann zu Fuß hergeben wollten. Die Stadt Pisa freute sich sehr über diesen Entschluß des Königs; denn sie würde unglücklich gewesen seyn, wenn sie den Florentinern wieder in die Hände gefallen wäre. Karl nahm die Stadt in seinen Schutz, und verweilte sechs bis sieben Tage daselbst. Als Karl an die genuesischen Gränzen kam, rieth ihm der Kardinal von Rovera, Truppen nach Genua zu schicken, und diese Stadt von der mayländischen Partey abzuziehen, und sich also aller Seehäfen von Marseille bis nach Neapel zu bemächtigen: allein dieser Rath ward nicht genehmiget; doch schickte man eine Verstärkung dahin, die der Kardinal selbst anführte. Man konnte aber damit nichts unternehmen, weil der Herzog von Mayland

allen

allen Bewegungen in Genua vorgebeugt hatte, und 1495
die franzöſiſche Flotte bey Rapallo geſchlagen war. Unterdes rückte der König mit der Armee bis nach Pontremoli, wo, ſo wie in der ganzen Lombardey, ſeine Leute, vornemlich die Schweitzer, abermals unerhörte Ausſchweifungen begiengen. Während dieſes Marſches gedachte der Herzog von Mayland Aſti zu überfallen und dadurch den Franzoſen den Weg nach Frankreich gänzlich zu verlegen: allein, die Verſtärkung aus Frankreich war daſelbſt ſchon angekommen, welche jedoch der Herzog von Orleans zu einer Untrnehmung brauchte, die ihm mehr ſein eigener Vortheil, als des Königs wahrer Nutzen anrieth. Er beſetzte nemlich unvermuthet Novara, und ſtreifte in das Mayländiſche, worauf er von ſeinen Vorfahren her Anſpruch machte. Der Herzog von Mayland ward darüber ſehr beſtürzt, und bat die Venetianer um ſchleunige Hülfe.

Der König ſelbſt war nach vielen Beſchwerlichkeiten über das apenninische Gebürge gekommen, und die Armee ſammlete ſich bey dem Dorfe **Fornova** im Parmeſaniſchen am Fuſſe des Gebürges. Die Feinde, die hauptſächlich aus Venetianern beſtanden, den Franzoſen weit überlegen waren, und von dem tapfern Markgrafen von Mantua, **Franz Gonzaga**, angeführt wurden, ſtanden nicht weit davon, und es kam zu einem blutigen **Treffen**, das aber kaum zwo Stunden lang daurete. Die Geſchichtſchreiber haben daſſelbe nach ihrer gewöhnlichen Parteylichkeit auf ganz verſchiedene Art beſchrieben, weil ſich jede Partey den Sieg zueignete. Gewiß iſt, daß die Franzoſen wie die Löwen fochten, weil ihr angebohrner Muth durch die Gegenwart des Königs und durch Verzweiflung unterſtützt wurde. Die Italiener bezeigten ſich nicht weniger tapfer: doch fochten einige wegen eines Mißverſtändniſſes nicht mit, an- Am 6. Jul.

dere

1495 dere beschäftigten sich mit der Beute, und gaben dadurch den Franzosen Gelegenheit, viele von ihnen niederzuhauen. Es blieben daher mehr Italiener als Franzosen auf dem Platz, und zugleich viele tapfere Befehlshaber. König Karl entkam der Gefangenschaft mit genauer Noth, und setzte mit dem größten Theil seines Heers eiligst den Zug nach Piacenza und Asti fort. Den Italienern fiel eine Menge von Wagen, Geschütz, Zelten und Kostbarkeiten in die Hände; sie schrieben sich deswegen den Sieg zu, obgleich nicht auf die Weise, wie sie vorher gehoft hatten.

So bald die Italiener ihre Feinde jenseits des Flusses Taro sahen, wendeten sie sich zur Rechten gegen das Mayländische, wo sie zum Herzog von Mayland stiessen, der den Herzog von Orleans in Novara belagerte. Unterdes, bis man wegen des bedrängten Herzogs von Orleans einen festen Entschluß faßte, gieng der König nach Trino, um der Stadt Novara und zugleich einer Buhlerin, die er zu Chieri hatte und öfters besuchte, näher zu seyn. Kurz nach seiner Ankunft zu Trino erschien ein päbstlicher Gesandter mit einem sehr seltsamen Auftrag. Alexander ließ nemlich dem König befehlen, längstens in zehn Tagen mit seinem ganzen Heer Italien zu räumen, und seine Völker ohne Verzug aus Neapel zurück zu rufen: widrigenfalls sollte der König bey Vermeidung des Kirchenbannes vor ihm zu Rom in Person erscheinen, und wegen seines Betragens sich verantworten. Der König, der Anfangs darüber stutzte, machte hernach einen Scherz daraus, und antwortete: Er wundere sich, daß der Pabst auf seiner Rückreise von Neapel ihn nicht hätte zu Rom erwarten wollen, um den Fußkuß von ihm zu empfangen, und daß er jetzt seinen Besuch mit so vieler Ungeduld verlange; er sey in der That willens, noch

ein=

einmal den Weg nach Rom zu machen: damit er 1495
aber sich nicht vergebens bemühen möchte, so bäte er
den Pabst, ihn diesmal daselbst zu erwarten —. Wei-
ter hatte die Sache keine Folgen; der Pabst wollte
nur seinen Bundsgenossen zeigen, daß er den König
nicht schone.

Nöthig war es in der That, einen neuen Zug nach **Neapel** sogleich anzutreten; denn die französischen Truppen befanden sich daselbst in einer sehr schlimmen lage. **Ferdinand der Katholische** ließ eine Flotte und Truppen, unter Anführung des berühmten Feldherrn **Gonsalvo de Corduba, Gran-Capitano** genannt, nach Sicilien abgehen. An den Küsten von Apulien kreutzten die Venetianer und besetzten alle Seeplätze, deren Eroberung die Franzosen verabsäumet hatten. Die Eingebohrnen des landes, welche die Franzosen haßten, und seit der Abreise des Königs nicht mehr fürchteten, seufzten nach einer Veränderung der Herrschaft. Diese Umstände waren für den jungen König **Ferdinand** so erwünscht, daß er von Sicilien, wohin er geflohen war, wieder nach Neapel herüber kam. Alle Städte, vor denen er sich zeigte, öffneten ihm die Thore; und er würde ganz Kalabrien in Besitz genommen haben, wenn ihn nicht Aubigni bey Seminara geschlagen und zum Rückzug nach Sicilien genöthiget hätte. Allein, gleich hernach erschien er wieder mit einer Flotte vor Neapel, weil er von einer Verschwörung der Einwohner dieser Stadt gegen die übermüthigen und grausamen Franzosen Nachricht erhalten hatte. Dennoch konnte er diesmal keine landung wagen, weil **Montpensier** die besten Maasregeln gegen die Aufrührer genommen hatte. Auf Ansuchen der Verschwornen kam Ferdinand wieder, landete, und zog dadurch die Franzosen aus der Stadt. Kaum war dies geschehen, so läuteten Am 7. Jul.

die

1495 die Verschwornen die Sturmglocke, ermunterten das übrige Volk zur Freyheit, versicherten sich aller Thore, bewegten dadurch die Franzosen zum Rückzug in die Kastelle, empfiengen Ferdinanden mit den lebhaftesten Regungen der Freude, verwehrten den Franzosen das Eindringen in die Stadt, belagerten sie, und nöthigten sie zu einer Kapitulation, die aber **Montpensier** nicht hielt, sondern mit 2500 Mann nach Salerno flohe. Prosper und Fabricius von Colonna, denen der König unbedachtsamer Weise viel geschenkt und eine allzugrosse Macht eingeräumt hatte, traten wieder zu Ferdinands Partey, und der Pabst schickte auch einige Hülfsvölker. Kapua, Averfa, Nola und andre benachbarte Oerter verjagten ihre Besatzungen, und erkannten Ferdinanden wieder für ihren Oberherrn.

König Karl empfieng diese widrigen Nachrichten zu Trino. Obgleich die Befreyung des Herzogs von Orleans die dringendste Angelegenheit war, so durfte doch der Zustand des Königreichs Neapel keineswegs vernachlässiget werden. Da aber kein Mittel vorhanden war, Truppen dahin zu schaffen, so machte endlich Karl mit den Florentinern zu Trino einen Vergleich, der die glücklichsten Folgen würde gehabt haben, wenn er getreu wäre ausgeführt worden. Denn zu Folge desselben sollten den Florentinern alle von den Franzosen besetzte Plätze wieder abgetreten werden, ausgenommen Sarzano und Pietra Santa, die ehemals der Republik Genua gehört haben und ihr in zwey Jahren sollten wieder gegeben werden, wenn sie sich der französischen Herrschaft unterwerfen würde, und in diesem Fall wollte der König die Florentiner wegen dieser beyden Plätze schadlos halten. Ferner sollten die Florentiner sogleich die noch rückständigen dreyßigtausend Dukaten auszahlen, unter der Bedingung, daß ihnen der Kö-

nig

nig einen Theil seines Schmucks ausliefern sollte, da- 1495
mit sie wegen der Plätze einige Sicherheit hätten, im Fall ihnen diese aus irgend einer Ursache nicht sollten abgetreten werden. Ausserdem sollten die Florentiner dem König siebenzig tausend Dukaten vorschiessen, und ihm zweyhundert und funfzig Lanzen überlassen, die auf ihre Kosten in Neapel bis zu Ende des Oktobers dienen sollten. Endlich sollten sie den Pisanern alles Vergangene verzeihen und sie in Zukunft mit Gelindigkeit behandeln. — Die dreyßigtausend Dukaten wurden erlegt und auf der Stelle an den Bailli zu Dijon geschickt, welcher Schweitzer werben sollte. Der König gab Befehle zur Räumung der florentinischen Plätze: aber der florentinische Abgeordnete, dem sie mitgegeben waren, wurde von den Mayländern aufgehoben. Es erfolgten neue Befehle, die aber schlecht vollzogen wurden. Die Befehlshaber, besonders der Graf von Ligni, fröhnten dabey ihrem Eigennutz, und wurden nachher von dem König dafür bestraft. Doch rief er den Grafen, ohne dessen Umgang er nicht vergnügt leben konnte, bald wieder zu sich, und dieser würkte auch die Begnadigung der übrigen Befehlshaber aus.

Von Trino gieng die königliche Armee nach Vercelli; sie erhielt eine neue Verstärkung von Schweitzern, ward aber dadurch nicht in den Stand gesetzt, den Belagerern der Stadt Novara ein Treffen zu liefern. Beyde Theile waren zum Frieden geneigt, aber keiner wollte den ersten Antrag darzu machen. Endlich gab dem König das Ableben der verwitweten Markgräfin von Montferat Gelegenheit, durch Vergleich aus der Sache zu kommen. Es entstand ein Streit wegen der Vormundschaft ihres minderjährigen Sohns, und der König bot den streitenden Theilen seine Vermittelung an. Sie

ward

1495 ward angenommen und der Zwist beygelegt. Indem aber Comines zu Casale an dieser Sache arbeitete, langte daselbst ein Abgeordneter des Markgrafen von Mantua an, um im Namen seines Herrn das Trauerkompliment zu machen. Mit diesem nahm Comines Gelegenheit, von dem gegenwärtigen Zustand der Sachen zu reden, und bemühte sich, ihm begreiflich zu machen, wie viel die italienischen Bundsgenossen wagen würden, wenn sie den König, der nächstens zwanzigtausend Schweitzer erwartete, aufs äusserste brächten. Kurz, die Sache wurde bey einigen Venetianern und dem Markgrafen von Mantua so gut eingeleitet, daß man sich über einen Ort wegen der Konferenzen verglich. Gleich am ersten Tage der Konferenz willigten die Bundsgenossen ein, daß der Herzog von Orleans in aller Freyheit aus Novara ziehen könnte, unter der Bedingung, daß, wenn der Friede nicht zu Stande käme, er sich wieder hinein begeben dürfte. Er zog auch wirklich mit 5500 Mann aus, worunter aber kaum 600 Dienste thun konnten. Die übrigen waren entweder krank oder sonst entkräftet. Nach langen Streitigkeiten unterzeich-

Am 10. Oktob. nete König Karl zu Vercelli folgenden Vertrag: Der Herzog von Mayland bekommt Novara. Das grosse und kleine Schloß zu Genua bleiben als neutral dem Herzog von Ferrara zwey Jahre lang; nach deren Verlauf werden sie dem Herzog von Mayland abgetreten, der alsdann die Pflichten eines Vasallen gegen den König wegen Genua und Savona beobachten wird. — Der Herzog von Mayland wird weder dem Hause Aragonien, noch sonst jemand wegen Neapel beystehen. Er soll alle französische Gefangene und Schiffe wieder ausliefern. — Wenn der Bund mit dem Pabst, dem römischen Kaiser, dem König von Spanien und der Republik Venedig wider den König oder sein Reich Neapel geschlossen wor-

den,

den, soll der Herzog von Mayland davon abtreten. Er soll mit dem Hause Savoyen wegen des den Franzosen verstatteten Durchzugs keinen Krieg anfangen. Die Schweitzer sollen die freye Handelschaft mit Mayland behalten. Der Herzog soll dem König und seinen Truppen den freyen Durchzug durch sein Land gestatten; doch sollen nicht mehr als 400 Lanzen und 4000 Fußgänger auf einmal durchziehen. Er erläßt dem König die ihm vorgestreckten 80000 Dukaten. Er stehet dem König in diesem Jahr mit zwey, und im folgenden mit drey ausgerüsteten Schiffen bey, und wird den König auf der Reise nach Neapel begleiten, auch ihm mit seinen Lanzen aushelfen. — Wenn die Venetianer in diesen Frieden nicht willigen und den König von Frankreich in Neapel bekriegen; so soll der Herzog sich wider sie erklären. Wenn der Herzog diesen Vertrag treulich hält, so soll der König dem Herzog von Orleans wider ihn nicht helfen, und der Herzog von Mayland in zehn Monaten auf drey Fristen 50000 Dukaten bezahlen. 1495

So bald die Nachricht von diesem Vergleich bekannt wurde, versammleten sich die Schweitzer, die durch die Anhänger des Herzogs von Orleans aufgewiegelt wurden und auch schon für sich wegen des vergeblichen Marsches unwillig waren, mit ihren Waffen tumultuarisch, und berathschlagten sich wegen der zu ergreifenden Maasregeln. Einige giengen so weit, daß sie vorschlugen, den König mit Gewalt zur Fortsetzung des Kriegs zu zwingen, und im Fall er dies nicht thun wollte, ihn nebst den vornehmsten französischen Herren in die Schweitz gefangen fortzuführen, und sie erst gegen ansehnliche Lösegelder wieder frey zu lassen. Andre — und dies war die grössere Zahl — beschlossen, blos drey Monate Sold zu verlangen, nach einem mit Ludwig dem Amts. Oktob.

1495 Eilften getroffenen Vergleich. Der König kam hierüber in grosse Gefahr; er konnte sie unmöglich mit baarem Gelde befriedigen, und muste ihnen endlich hinreichende Bürgschaft und Geisel deshalb geben. Zugleich wurden alle Verträge, welche Frankreich von jeher mit den Schweitzern errichtet hatte, erneuret. So bald Karl die Schweitzer fortgeschaft hatte, kehrte er höchst übereilt über die Alpen nach Frankreich zurück, ohne die Erfüllung des Vertrags zu Vercelli von dem Herzog von Mayland abzuwarten. Dieser hielt von allem, was er versprochen hatte, nichts, als was Genua betrift, und auch dies that er blos um seines eigenen Vortheils willen. In Ansehung der übrigen Artikel schützte er eine päbstliche Androhung der Kirchenstrafen vor, die er aber selbst heimlich ausgewürket hatte. Die **Venetianer** trieben ihre Verstellung noch weiter. Obgleich der Vertrag zu Vercelli in Gegenwart und mit Beystimmung ihres Gesandten war geschlossen worden, so verlangten sie doch zwey Monate Zeit zu Berathschlagungen über die von ihnen zu ergreifende Partey. Nach vielen blendenden und unnützen Anstalten und spitzfindigen Wendungen, ertheilten sie dem französischen Gesandten **Comines** eine Antwort, vermöge welcher sie gar keinen Vertrag mit dem König schliessen wollten, weil sie keinen Stoff darzu hätten; zugleich brachten sie aber auch den von dem König angekündigten Kreutzzug wieder in Vorschlag, und erboten sich, den König von Neapel dahin zu bringen, daß er die Oberherrschaft des Königs von Frankreich erkennen, ihm einen Tribut von funfzig tausend Dukaten erlegen und ihm das völlige Eigenthum der Stadt Taranto und zweener andern Seeplätze überlassen möchte. Durch diese und andre Versprechen ließ sich Comines nicht hintergehen; er erfuhr fast zu gleicher Zeit, daß die Venetianer sich in neue Verbin-

bindungen mit dem jungen Ferdinand eingelassen hat- 1495
ten, daß sie zur Einschliessung der Kastelle bey Nea-
pel, in denen Montpensier eine schwache Besatzung
zurück gelassen, zwanzig Galeeren hergäben, daß sie
auch zu land eine auf ihre Kosten unterhaltene und
von dem Markgrafen von Mantua angeführte Ar-
mee Ferdinanden zum Beystand schickten, und daß
sie dafür die an ihrem Meerbusen liegenden Städte
erlangen sollten.

Der König von Frankreich hatte zwar auch 1496
noch Freunde in Italien, wenigstens einige Herren
und republikanische Städte, die über die andern Staa-
ten eifersüchtig waren; auch die Schweitzer, den
Kanton Bern ausgenommen, versprachen, so viel
Volk zu schaffen, als man verlangen würde. Da-
her faßte auch der König, auf die triftigen Vorstel-
lungen des Grafen von Montpensier, die er durch
Stephan von Vesc thun ließ, den Entschluß zur
Fortsetzung des Kriegs, und gab Befehl zur Ver-
sammlung einer Flotte bey Marseille. Dies versetzte
den Herzog von Mayland in so grosse Unruhe, daß
er die Venetianer ernstlich um Beystand ersuchte. Es
wäre auch vielleicht alles nach Wunsch gegangen,
wenn der Herzog von Orleans geneigt gewesen wä-
re, die Anführung der königlichen Truppen zu über-
nehmen. Allein, die bedenklichen Gesundheitsum-
stände des Königs und der indessen geschehene To-
desfall des Dauphins Karl, hielt ihn ab, sich
als vermuthlicher Kronerbe ausser landes in einen
Krieg einzulassen. Hierzu kamen noch die Vorstel-
lungen des Kardinals Brissonnet und des Admirals
Graville wegen des grossen Aufwandes, den ein
neuer Zug nach Italien verursachen würde.

Der Graf von Montpensier sah also wohl,
daß er seinem unglücklichen Schicksal überlassen blie-
be. Noch immer erhielt er kein Geld und unter sei-

1496 nen Truppen nahmen Zwietracht und Murren täglich mehr überhand. **Pensi**, ein junger Herr von grossen Verdiensten, den verschiedene Vortheile über die Feinde stolz gemacht hatten, verachtete den Grafen, und setzte sich bey den Teutschen*) und Schweizern in grosses Ansehen. Er beredete sie, nicht eher zu marschiren, bis man ihnen ihren Sold vorher bezahlt hätte, und darüber gieng eine gute Gelegenheit verlohren, Ferdinands Völker zu schlagen, welche fast täglich neue Verstärkungen erhielten, und eine Stadt nach der andern wieder besetzten. Der Prinz von **Bisignano** muste sich von dem Grafen von **Montpensier** trennen, um seinen Vasallen in Kalabrien wider den General Gonsalvo zu Hülfe zu kommen, und Montpensier nahm zu seinem grösten Unglück die schlecht befestigte Stadt **Attella** weg. Denn Ferdinand, der durch die von den Venetianern erhaltenen Hülfsvölker war verstärkt worden, schloß ihn daselbst ein, und die Teutschen giengen von den Franzosen zu ihm über. Montpensier wuste sich nicht anders zu helfen, als daß er den in Kalabrien stehenden **Aubigni** um Beystand bat: allein, dieser Herr, der sich vorher sehr tapfer bewiesen, war seit einiger Zeit krank, und dies hatte dem Gonsalvo Gelegenheit gegeben, verschiedene Oerter einzunehmen. Dennoch schickte Aubigni so viel Truppen, als er noch zur höchsten Noth entbehren konnte, nach Attella: aber der schlaue Gonsalvo überfiel sie unterwegs, und machte viele von ihnen nebst den Befehlshabern zu Gefangenen. Hierauf vereinigte er sich mit Ferdinanden vor Attella. Montpensier hatte zwar noch ohngefähr siebentausend Mann bey sich, muste sich aber doch, wegen des Mangels an Lebensmitteln, in einen Vergleich

*) Denn die einzige Hülfe, die Montpensier von seinem König erlangt hatte, bestand in achthundert teutschen Infanteristen, die man Landsknechte zu nennen pflegte.

gleich einlassen. Es ward ein Waffenstillstand auf 1496
dreyßig Tage geschlossen, unter der Bedingung, daß, wenn in dieser Zeit kein Entsatz ankäme, die Stadt und alle andere unter den Befehlen des Grafen von Montpensier stehende Oerter in Neapel, bis auf Taranto, Gaeta und Venoso sich ergeben sollten; und in den abzutretenden Plätzen sollte alles grobe Geschütz, selbst das französische, hinterlassen werden. Dafür versprach Ferdinand, den Franzosen während der dreyßig Tage die benöthigten Lebensmittel zukommen und sie zur See nach Provence bringen zu lassen, wie auch den neapolitanischen Herren, die bisher der französischen Partey treu geblieben, zu verzeihen und sie in ihre Güter wieder einzusetzen.

Montpensier vollzog diesmal die Kapitula im Aug.
tion treulich. Er ergab sich nach Verlauf der dreyßig Tage mit seinen noch übrigen fünf bis sechs tausend Mann, und machte den Anführern in den übrigen Provinzen die sie betreffende Artikel bekannt: allein, diese gehorchten nicht. Ferdinand argwohnte, es geschehe dies mit Bewilligung des Grafen, und zögerte deswegen mit der Loslassung seiner Gefangenen. Endlich ließ er sie auf die kleine Insel Procita schaffen, ohne für ihre Erhaltung zu sorgen. Es rissen ansteckende Krankheiten unter ihnen ein, und rafften die meisten dahin. **Montpensier**, der sich durch das Ansehen seines Schwagers, des Markgrafen von Mantua, einen erträglichern Zustand hätte verschaffen können, wollte lieber an dem Schicksal seiner unglücklichen Soldaten Theil nehmen, und wurde ein Opfer seines Eifers. Er starb, und wurde ohne Am 5.
die geringste Feierlichkeit ans Ufer begraben. Die Oktob.
Schweitzer gaben bey diesen schrecklichen Umständen eine anmerkenswürdige Probe ihrer Treue und Standhaftigkeit; so sehr sich auch Ferdinand bemühte, sie in seine Dienste zu ziehen, so hielten sie doch bey den

1496 Franzosen aus: aber es kamen auch von 1300 kaum 350 mit dem Leben davon; und von den fünf bis sechstausend Mann, die nach Procita waren geschaft worden, langten nicht gar 1500 in Frankreich wieder an. König Ferdinand von Neapel starb mit Montpensier zu gleicher Zeit, und hatte seinen Oheim, Don Friedrich, zum Nachfolger.

Aubigni, der die Kapitulation nicht angenommen hatte, vertheidigte sich noch einige Monate lang sehr tapfer. Allein, nachdem Manfredonia durch Gabriels von Montfaucon Feigheit und Nachlässigkeit übergegangen, Sülli, Befehlshaber zu Taranto, an der Pest gestorben, und ein grosses normannisches Schiff, das Gaeta mit Lebensmitteln versorgen sollte, durch Sturm verunglückt war; so schloß er einen Vergleich, wodurch ihm, mit allen seinen Truppen zu lande nach Frankreich zu gehen, zugestanden wurde. Eben diese Freyheit erlangten die übrigen französischen Befehlshaber in dem Königreich Neapel.

Dies war der Ausgang der Unternehmung Karls des Achten gegen Neapel, die mit grosser Unbedachtsamkeit angefangen, mit wunderbarem Glück fortgeführt, und endlich mit Schande, auch mit Verlust vieler wackern Leute, durch des Königs Sorglosigkeit so wohl, als durch Nachlässigkeit, vielleicht auch durch die Untreue des Kardinals Brissonnet, wieder aufgegeben, und durch des Admirals Graville Widerstand verlassen worden ist, der den ersten Zug niemals angerathen, und nach des Königs Rückkunft den zweeten vorzüglich hintertreiben half. Eine schändliche Krankheit, die bisher in Europa noch wenig bekannt war, verewigte vollends das Andenken dieser seltsamen und unglücklichen Begebenheit. Die Franzosen, die dadurch von den Neapolitanern angesteckt wurden, belegten die Krankheit mit dem Namen

men dieses Volks, und die Italiener, bey denen sie 1496
die Franzosen auf ihrem Rückzug ausbreiteten, be-
nennten sie nach den Franzosen, und unter dieser
Benennung ist sie am bekanntesten, ohngeachtet den
Franzosen hierbey Unrecht geschieht, indem eigentlich
die Spanier dieses menschenverderbliche Uebel aus
Amerika nach Spanien und von da nach Neapel ge-
bracht hatten.

Noch vor dem völligen Abzug der Franzosen aus Neapel ließ König Ferdinand von Spanien, seinen Drohungen zu Folge, Truppen in Languedok einrücken, verschiedene Gegenden verwüsten und bis vor Carcassonne und Narbonne Streifereyen unternehmen. Der Herzog von Bourbon ließ ihnen aber Einhalt thun, indem nicht allein die Spanier zum Rückzug genöthiget, sondern auch Salces, der Waffenplatz der Spanier in Roussillon, durch Sturm eingenommen wurde. Dadurch kam es zwischen bey- 1497
den Herren zu einem Stillstand, der von einer Zeit zur andern verlängert wurde, bis endlich bald nach Karls Ableben der völlige Friede zwischen beyden Mächten zu Stande kam.

Obgleich Karl der Siebente und Ludwig der Eilfte einen Entwurf gemacht hatten, die besondern Gebräuche und Herkommen (*Coutumes*) der verschiedenen Provinzen Frankreichs schriftlich abfassen zu lassen, so konnten sie doch zur Ausführung desselben nicht die gehörige Zeit gewinnen. Karl dem Achten war es vorbehalten, den Anfang zu einem so löblichen und für die Verwaltung der Gerechtigkeit nothwendigen Unternehmen zu machen. Er befahl, aus den drey Reichsständen die verständigsten Männer zu wählen, welche in ihren Versammlungen und in Gegenwart königlicher Kommissarien die von den obrigkeitlichen Personen der Provinzen und Städte herbeygeschaften Aufsätze über die Herkommen verglei-

1497 chen, prüfen und in gehörige Form bringen sollten. Als man schon mit der Arbeit ziemlich weit gekommen war, ließ er durch das Parlament in jedem Bezirk die dahin gehörigen und gesammleten Herkommen bekannt machen, mit der Erlaubniß, daß jeder seine Zweifel darüber sollte eröffnen können, die hernach weiter untersucht und nöthigen Falls benutzt werden sollten. Diese Arbeit wurde unter den Nachfolgern dieses Königs fortgesetzt und erst unter Karl dem Neunten geendiget.

Karl der Achte bemühte sich auch, dem ihn überall hin begleitenden **grossen Rath** eine andre Gestalt zu geben. Dies hohe Gericht, das sich mit den Gerechtsamen des Königs, mit den Processen vornehmer Personen und mit allem, was in das Ganze des Staats Einfluß hatte, beschäftigte, hatte den Kanzler zum Präsidenten, aber keine gewöhnliche und immerbleibende Mitglieder, woraus mancherley Unbequemlichkeiten und Mißbräuche entstanden. Die zu Anfang dieser Regierung gehaltene Versammlung der Reichsstände zu Tours hatte Vorstellungen hierüber gethan, und ihnen zu Folge ernennte Karl siebzehn Räthe, die nebst dem Kanzler und den königlichen Requetenmeistern beständige Glieder des hohen Raths seyn sollten. Jeder bekam einen ordentlichen Gehalt, und hatte Erlaubniß, nur sechs Monate lang in dem Gefolge des königlichen Hofs zu bleiben.

Karl wollte auch selbst, nach dem Beyspiel Ludwig des Neunten und andrer guten Fürsten, die
Am 22. Dec. Gerechtigkeit handhaben, und machte zu dem Ende bekannt, daß er allen **seinen Unterthanen Gehör geben** und Gerechtigkeit angedeihen lassen wolle. Durch dieses Mittel erfuhr er wirklich eine Menge von Mißbräuchen und Bedrückungen, die er sehr nachdrücklich bestrafte und dadurch andre abschreckte und vorsichtig machte. Er richtete ferner seine Aufmerk-

merksamkeit auf die Verbesserung des geistlichen Standes, der damals in grosser Unwissenheit und vielen lastern lebte; er zog dabey die Doktoren der Sorbonne zu Rath, und würde so wohl dadurch, als auch durch Verringerung der Auflagen*) ein rühmliches Andenken erlangt haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Er hielt sich zu Amboise, seinem Geburtsort, auf, und ließ die Königin zu einem Ballspiel einladen. Er führte sie durch einen Gang, der bald niedergerissen werden sollte, und stieß sich mit der Stirn heftig an die Thür: er gieng aber doch zu dem Ballspiel. Auf dem Rückweg ward er vom Schlag gerührt, und starb bald darauf im acht und zwanzigsten Jahr seines Alters und im funfzehnten seiner Regierung. Sein schwacher Körper war ohnehin durch den italienischen Feldzug, durch die heftigen Bewegungen bey Turnieren, die seine grösten Lustbarkeiten ausmachten, und durch seine Unkeuschheit schon sehr entkräftet. Seine mit Annen von Bretagne erzeugten drey Prinzen und eine Prinzessin waren vor ihm gestorben. Die Königin Anne wurde durch seinen Tod so gerührt, daß sie schwarze Trauer anlegte, da sonst die Königinnen nur weiß zu trauern pflegen. 1498 Am 17. April.

Ludwig, Herzog von Orleans, der nach Karls des Achten unbeerbtem Absterben unter dem Namen Ludwig der Zwölfte den französischen Thron bestieg, war der Enkel Ludwigs, Herzogs von Orleans, welcher der Bruder Königs Karls des Sechsten gewesen. Er stand im sechs und dreyßigsten Jahr seines Alters, und kam, Trotz der Menge seiner Feinde, zum Besitz der Krone. Seine

*) Er war Willens, sie von dritthalb Millionen Livres — denn so hoch waren sie gegen das Ende seines Lebens gestiegen — auf zwölf hundert tausend herabzusetzen.

1498 Thaten unter der vorigen Regierung, wenigstens im Anfang derselben, zeigen ihn uns nicht von der vortheilhaftesten Seite. Aber kaum ist Karl der Achte entschlafen, so erscheint Ludwig als Vater desjenigen Volks, das durch seinen Ehrgeitz eine Zeitlang in Unruhen und Bedrückungen hatte leben müssen. Auf seine eigene Kosten ordnete er für seinen Vorgänger das prächtigste Leichenbegängniß an; er verzieh seinen Feinden und machte ihre Furcht durch den seltensten Edelmuth zu Schanden. Der Prinz von **Oranien** war, wie wir gesehn, lange ein eifriger Anhänger Ludwigs: aber bey dem italienischen Feldzug hatten sie sich so sehr entzweyet, daß ihre Vertraulichkeit in die stärkste Feindschaft ausartete. Jetzt, da Ludwig König wird, bittet ihn der Prinz von Oranien, der freylich die Gutheit seines Charakters genau kannte, um die Wiedereinsetzung in seine Rechte der Oberhoheit über sein Fürstenthum, welche Ludwig der Eilfte seinem Vater entzogen hatte. Ludwig bewilliget ihm nicht allein dieses, sondern erläßt ihm auch die funfzig tausend Thaler, die vermöge der an Ludwig den Eilften ausgestellten Urkunde hätten erlegt werden sollen, so sehr auch das Parlament zu Grenoble Vorstellungen deswegen that.

In einer ganz andern Stellung befand sich der Herzog und die Herzogin von **Bourbon**, ehedem **Beaujeu** genannt. Sie waren im Anfang der vorhergehenden Regierung die Nebenbuhler und Verfolger des Herzogs von Orleans, und hatten sich zwar gegen das Ende derselben wieder mit ihm versöhnt: allein, diese Aussöhnung war weder freywillig noch vollständig, folglich hatten sie Ursache, sich zu fürchten, zumahl da Ludwig ein Mittel hatte, wodurch er ihnen, blos nach dem natürlichen Lauf der Gesetze, den empfindlichsten Verdruß zufügen konnte. Sie hatten nur eine Tochter, **Susanne von Bourbon**, welche

welche die reichste Erbin in Frankreich werden muste, 1498
wenn man ihr alle Güter ihrer Vorfahren ließ, aber
auch die ärmste, wofern der König ihr nicht Bey-
stand leistete. Das Verlangen, Ehrenstellen zu er-
werben und sich der regierenden Linie zu nähern, hat-
te ihren Vater bewogen, in seinem Ehevertrag zu
versprechen, daß in Ermangelung männlicher Erben
alle Güter, deren Besitz er bey seinem Absterben ge-
niessen würde, der Krone heimfallen sollten. Beun-
ruhiget wegen des Schicksals ihrer Tochter baten sie
also den neuen König, diese strenge Klausel in An-
sehung des Herzogthums Bourbon, eines ganz vä-
terlichen Erbgutes, aufzuheben. Diese Leichtigkeit,
mit der sie diese Gnadenbezeugung erlangten, machte
sie in der Folge dreiste genug, für ihre Tochter auch
die Grafschaften Clermont, la Marche und alle an-
dre Güter, die sie besassen, zu erbitten, indem sie
eine Vermählung derselben mit dem jungen Herzog
von Alençon, dem Haupte derjenigen königlichen Li-
nie, die nach dem Hause Orleans der Krone am näch-
sten war, vorschlugen. Ludwig bewilligte diese neue
Forderung, und die Heurath ward beschlossen. Da
aber in der Folge die jüngern Söhne Gilberts von
Bourbon-Montpensier, die sich für Erben der Gü-
ter des Hauses Bourbon nach dem Tode ihres On-
kels hielten, sich gegen diese Vorkehrungen setzten, so
achtete Ludwig auf ihre Rechte, und dachte auf ein
andres Mittel, dem Herzog von Alençon Vortheil
zu verschaffen. Man fand keinen andern Ausweg,
Susannen ihre Erbschaft zu erhalten, als wenn sie
mit ihrem leiblichen Vetter **Karl von Bourbon-
Montpensier** vermählt, und in dem Ehevertrag von
beyden Theilen eine wechselseitige Schenkung aller
ihrer Rechte versprochen würde. In der Folge wird
man sehen, in was für einen Abgrund von Unfällen
sich Franz der Erste stürzte, als er sich durch seine

Mut-

1498 Mutter hatte verleiten lassen, die Klauseln dieses Ehevertrags anzutasten.

Der Herzog **Renatus von Lothringen** erwartete eine ähnliche Willfährigkeit von dem neuen König in Ansehung der Grafschaft **Provence**: allein, rechtschaffene und einsichtsvolle Männer, die von beyden Theilen zur Untersuchung der Rechte des Königs und des Herzogs auf Provence waren ernennt worden, fanden die Rechte des letztern so schlecht gegründet, daß er sich voll von Verdruß wieder in seine Staaten begab, und fortfuhr, das Wappen von Provence und Neapel zu führen. Von der Gutmüthigkeit des Königs war er dennoch so überzeugt, daß er seinen Kindern die Begierde einflößte, sich den Königen von Frankreich ganz zu ergeben, und nicht weiter an die Bestreitung so fest gegründeter Rechte zu denken.

Nach einer so glorreichen Rache an seinen Feinden dachte nun Ludwig hauptsächlich auf die Errichtung eines **Staatsrathes** und auf die Ernennung eines **ersten Ministers**, wozu er nach dem Tode des Grafen von Dunois, der ihm in seinen jüngern Jahren mit dem Tiefsinn seiner Rathschläge beygestanden, **Georgen von Amboise** erwählte. Dieser Mann, der unter Ludwigs Regierung so berühmt wurde, war der Sohn Peters von Berri d'Amboise, der ihn mit Annen von Beuil nebst noch acht Söhnen und acht Töchtern erzeugt hatte. Von den Töchtern wurden drey Aebtissinnen und die übrigen in die vornehmsten Häuser des Königreichs verheyrathet. **Karl von Amboise**, der älteste Sohn, wurde Ritter des königlichen Ordens, und nach und nach Statthalter in Burgund, Champagne und Isle de France. Er starb gegen das Ende der Regierung Ludwigs des Eilften, mit dem Ruhme eines der geschicktesten Generale und eines der rechtschaffensten

Män-

Männer seines Jahrhunderts. Johann, der andere Bruder, wurde Bischof zu Langres, Pair von Frankreich, und Generalstatthalter in Burgund. Almerich, Ritter von Rhodus, ward Großprior von Frankreich, und hernach Großmeister des Ordens. Ludwig, Bischof von Albi, vereinigte mit dem Titel eines Ministers Ludwigs des Eilften die Würde dessen Statthalters in den Provinzen Güyenne, Languedok und Roussillon. Bald war er Heerführer, bald trug man ihm die wichtigsten Unterhandlungen auf. Johann, Herr von Büssi, wurde Generalstatthalter in der Normandie, und Peter Bischof zu Poitiers und Abbt zu Clüni. Hugo, Herr von Aubisjour, ward nach rühmlichen Verrichtungen in den italienischen Kriegen, Kapitän von zweyhundert Edelleuten des königlichen Hauses. Georg, der vorletzte Sohn, war schon im vierzehnten Jahr zum Bischof von Montauban gewählt, und hielt sich am Hofe als Almosenier auf. Bey der letzten Streitigkeit über die Regentschaft nahm Georg die Partey des Herzogs von Orleans, und machte eine Verrätherey zur Entführung des jungen Königs. Er gerieth darüber in ein langwieriges Gefängniß, aus welchem ihn, wie wir gesehn, die Regentin Anne bey einer Angelegenheit mit dem römischen Stuhl wieder entließ. Er arbeitete hierauf an der Befreyung des in der Schlacht bey St. Aubin gefangenen Herzogs von Orleans, und erlangte bald darauf für diesen Dienst das Erzbißthum Narbonne. Ehe er Besitz davon nahm, wurde das Erzbißthum Rouen erlediget, und der Herzog von Orleans, Statthalter der Normandie, brachte es durch sein Ansehn dahin, daß Georg darzu gewählt wurde, und zu gleicher Zeit vertraute er ihm seine Statthalterschaft an. Der neue Erzbischof blieb jedoch nicht lange in dieser Provinz, sondern folgte seinem Herrn

1498

nach

1498 nach Italien, und verleitete ihn zu den Anschlägen, die dem Staatsrathe Karls des Achten so sehr mißfielen. So bald der Herzog von Orleans den Thron bestiegen, verschafte er ihm den Kardinalshut und machte ihn zu seinem ersten Minister.

Der verwitweten Königin Anne erwies der neue König alle gebührende Ehre, und gab ihr das verglichene Witthum; er erlaubte ihr auch, nach Bretagne zu gehen, um, vermöge des mit dem verstorbenen König errichteten Vertrags, den Besitz dieses Herzogthums zu übernehmen und daselbst nach Belieben zu regieren. Zu gleicher Zeit aber dachte auch Ludwig auf die Vereinigung einer so wichtigen Provinz mit der Krone. Es war in dem erst berührten Vertrag ausgemacht, daß Anne, wenn ihr Gemahl ohne Kinder sterben würde, sich mit dessen Nachfolger, und wenn dieser schon vermählt wäre, mit dem nächsten Kronerben verloben sollte. Nun war Ludwig der Zwölfte schon längst mit Ludwig des Eilften Tochter vermählt: Franz aber, Graf Karls von Angouleme Sohn, der nächstfolgende vermuthliche Kronerbe, war erst vier Jahre alt. Hätte sich nun Anne bey diesen Umständen mit einem andern Prinzen vermählt, so wäre die Hoffnung einer Vereinigung des Herzogthums Bretagne mit der Krone noch entfernter geworden. Um dies zu hindern, fiel Ludwig auf ein gewaltsames Mittel, daß noch darzu seiner Neigung sehr gemäß war. Er wollte sich nemlich von der zwar tugendhaften und ihm ergebenen, aber mißgeschaffenen Johanne, die er ohnehin aus Zwang zur Gemahlin angenommen hatte, scheiden, und mit Annen, die er schon ehemals gern gesehn, eine eheliche Verbindung eingehen. Anne nahm den vorläufig geschehenen Antrag mit der grösten Freude auf; alsdann wendete sich Ludwig an den Pabst, und bat ihn um Kommissarien, welche die Gültigkeit sei-

ner

ner Ehe untersuchen sollten. Der Pabst, der, wie wir bald hören werden, den König auch brauchen wollte, ließ sich hierzu bereitwillig finden, und ließ durch Kommissarien unter dem nichtigsten Vorwande diese Ehe trennen. Die bedaurenswerthe Königin ergab sich standhaft in ihr Schicksal, und starb zu Bourges in einem von ihr gestifteten Kloster 1504. 1498

Nun hinderte den König nichts mehr, seine **Ehe mit Annen von Bretagne** zu schliessen. Der Ehevertrag war aber bey weitem nicht so vortheilhaft für die Krone, als derjenige, den Anne mit Karl dem Achten geschlossen hatte. Denn es wurde festgesetzt, daß sie lebenslang den vollkommenen Genuß ihres Herzogthums für sich behalten, daß nach ihrem Tode der zweete Prinz, den sie mit Ludwig zeugen würde, oder in Ermangelung männlicher Erben die zwote Tochter, Herzog oder Herzogin von Bretagne werden sollte, und zwar mit eben den Titeln und Vorrechten, wie ihre Vorfahren; wenn nur ein einziges Kind aus dieser Ehe entspränge, so sollte diese Klausel doch ihre Kraft behalten und in Ansehung der Abkömmlinge dieses einzigen Kindes erfüllt werden. Anne sollte ferner, ausser den Einkünften ihres Herzogthums, das ihr von Karl dem Achten angewiesene Witthum geniessen; man sollte ihr so gar noch ein zweytes Witthum anweisen, dessen Genuß sie auch nach des Königs Tode haben sollte. Würde sie vor dem König ohne Kinder sterben, so sollte er nur lebenslang den Genuß des Herzogthums haben, hernach sollte es an den nächsten Verwandten der Königin zurückfallen. In einer andern dem Ehevertrag beygefügten Urkunde versprach der König, keine Neuerung in der Verfassung des Herzogthums zu machen, die Bedingungen auf keine Art zu ändern, der Königin die Wiederbesetzung der erledigten Bedienungen und den Ständen die Einrichtung und Erhebung 1499 Am 7. Jan.

der

1499 der Steuern und Auflagen zu überlassen; und noch verschiedene Punkte mehr.

Ludwig beeiferte sich, durch würkliche Wohlthaten an dem über seine Ehescheidung mißvergnügten Volk Rache zu nehmen. Er verringerte die Auflagen um den zehnten Theil, und versprach, sie nach und nach auf die von den Ständen zu Tours Karl'n dem Achten bewilligte Summe von zwölf hundert tausend livres herunter zu bringen. Er gab hernach, mit Beyhülfe der verständigsten Magistratspersonen, deren Vorsitzer der Kanzler **Veit von Rochefort** war, jene berühmte Verordnungen, die den Namen ludwigs des zwölften der französischen Nation so werth gemacht und ihm den Beynamen **Vater des Volks** zuwege gebracht haben. Die erste Verordnung betraf die **Kriegszucht.** Vor allen Dingen wurden Fonds ausgemacht, durch welche die Bezahlung der Truppen auf das allergenaueste besorgt und ihnen also jeder Vorwand zum Plündern und zur Nachläßigkeit benommen werden sollte. Ferner ward festgesetzt, daß die Gens d'Armes nur in die befestigten Städte gelegt werden sollten, wo die gleichfalls bewafnete Bürgerschaft sich im Nothfall selbst gegen ihre Gewaltthätigkeiten vertheidigen könnte. Zugleich verbot man den Gens d'Armes bey den strengsten Strafen, die benachbarten Dörfer nicht zu besuchen. Zu Kapitains sollten nur Männer von bekannter Rechtschaffenheit gewählt werden; diese sollten von allen Unordnungen der unter ihnen stehenden Leute Rechenschaft geben, oder die Schuldigen sogleich selbst den Richtern ausliefern. Durch so einfache Mittel ward Mannszucht unter den Ordonnanzkompagnien eingeführt, welches man bisher für unmöglich gehalten hatte. Und so wurden sie unter diesem König besser und brauchbarer, und den Unterthanen nicht mehr so furchtbar, als bisher.

Die

Die zwote Verordnung hatte das **Münzwe-** 1499
sen zum Gegenstand. Es war noch nicht gebräuch-
lich, die Münzen bey jeder Veränderung der Re-
gierung zu erneuern. Es herrschte damals im Han-
del eine so grosse Mannigfaltigkeit der Sorten, daß
man bey allen Zahlungen, die nur ein wenig beträcht-
lich waren, zum Wechseln Zuflucht nahm. Lud-
wig verordnete einen allgemeinen Umguß, ohne daß
man ihm gehorcht hätte. Einige Vasallen sahen die-
se Neuerung als eine Art von Untersuchung gegen
das Vermögen ihrer Unterthanen an: andre als ei-
nen übermässigen Ehrgeiz, oder gar als eine niedrige
Eifersucht, indem sie auf eine boshafte Art voraus-
setzten, der Monarch habe dabey nichts anders zur
Absicht, als das Andenken seiner Vorgänger, so viel
als möglich, zu vertilgen, und seinen Namen statt der
ihrigen auf die Denkmale zu setzen, die bestimmt
wären, auf die späteste Nachwelt zu kommen. Sonst
fieng man unter dieser Regierung an, manchmal das
Bruststück des Königs auf die Münze zu prägen, da
man vorher immer einen Engel, ein Kreuz, eine
Krone oder sonst eine plump gezeichnete Figur darauf
zu setzen pflegte.

In einer **dritten** Verordnung befahl Ludwig,
wegen des Mißverstandes einer von seinem Vorgän-
ger gegebenen Verordnung, daß das **Parlament**
jederzeit den Rang vor dem **grossen Rath** haben,
und dasselbe dabey geschützt werden sollte, im Fall der
Kanzler eine Aenderung hierinn machen würde. Er
erhöhte die Zahl der Mitglieder des hohen Raths
oder die eigentlichen Räthe auf zwanzig; der Kanzler
und die Requetenmeister sollten fernerhin den Vorsitz
führen.

Die berühmte **Verordnung wegen Verwal-**
tung der Gerechtigkeit, wegen der Polizey
und der Verrichtungen der Magistratsperso-

1499nen, verdient besondre Aufmerksamkeit. Sie besteht aus zwey und sechzig Artikeln, wovon wir nur die wichtigsten anführen wollen. Zuvörderst bestimmte man die Ernennung zu den Kirchenpfründen. Zu Folge der pragmatischen Sankrion, die, ohngeachtet der Fehltritte Ludwigs des Eilften, noch als ein Reichsgrundgesetz fortdaurete, sollten diese Pfründen nur den Eingebohrnen des Landes nach einer kanonischen Wahl ertheilt werden. Die Ausländer, besonders Italiener, liessen sich daher von den französischen Königen naturalisiren. Ludwig widerrief nunmehr alle von Karl dem Achten ertheilte Patente, die sich darauf bezogen, wie auch diejenigen, die seit seiner eigenen Thronbesteigung in seinem Namen etwan ausgefertiget worden wären. Zugleich verband er sich feyerlich, nie wieder dergleichen ohne die reifste Ueberlegung zu ertheilen. Durch dieses Mittel ward ein beträchtlicher Ausfluß des Geldes aus dem Königreich gehemmt. Bey der Wahl eines neuen Prälaten ereigneten sich meistentheils schreckliche Mißbräuche. Wenn der Besitzer einer Pfründe gestorben war, so bemächtigten sich dessen Leute mit gewafneter Hand der Güter des Bißthums oder der Abbtey, unter dem Vorwand, sie zu bewachen. Das thaten sie aber nicht, sondern plünderten die Keller und Fruchtböden, setzten bisweilen die Wählenden gefangen, und nöthigten sie, das Subjekt, das sie ihnen vorstellten, zu ernennen. Nach der Wahl muste man sich noch mit ihnen vergleichen, wenn man ihrer los seyn wollte. Dies waren noch Ueberbleibsel von den bürgerlichen Kriegen, weil die meisten Abbteyen, und so gar Meyerhöfe, mit Gräben und Thürmen umgeben waren, und wenn man nöthig fand, die Feinde von der Besitznehmung daselbst abzuhalten, so legte man eilends Besatzungen hinein. Statt der Beschützung eigneten aber sich die Kriegsleute daselbst

selbst alles zu, was sie mit fortbringen konnten, und 1499
verübten oft mehr Gewaltthätigkeiten, als Feinde. Ludwig verbot den Befehlshabern, künftig dergleichen Aufträge zu übernehmen, sonst sollten sie als Strassen- und Kirchenräuber behandelt werden. Er ließ nur die an den Gränzen liegenden Abbteyen unter der Aufsicht bürgerlicher Diener. War ein feindlicher Einfall zu befürchten, so musten diese den nächsten Gerichtshof davon benachrichtigen, und dann erhielt er Erlaubniß, sich mit einer gewissen Anzahl von Kriegern dahin zu begeben, mit der Verpflichtung, für alle Unordnungen, die begangen werden würden, zu stehen, und sich keines andern Gehalts anzumassen, als der ihm von gedachtem Gerichtshof würde angewiesen seyn. Die Gerichtsstellen besetzte man bey einer durch den Tod geschehenen Erledigung so, daß die Gesellschaft, von welcher der Verstorbene Mitglied gewesen, drey tüchtige Subjekte wählte, die sie dem König vorstellte, der dann eines davon zur Wiederbesetzung aussuchte; allein, oft geschah es, daß ein Mitglied aus Schwächlichkeit oder andern Ursachen sein Amt niederlegte, und den König bat, dasselbe einem seiner Verwandten oder Freunde zu ertheilen. Die erste Art der Wiederbesetzung war die regelmäßigste, und der Nation am angenehmsten; dennoch schlichen sich dabey Mißbräuche und Ungerechtigkeiten ein. Ludwig befahl, daß man vor der Wahl auf das Evangelienbuch schwören sollte, niemand zu ernennen, als den man für sehr verständig und tugendhaft hielte. Er schafte die Wahlform durch versiegelte Zettel ab, und verordnete, daß jeder mit vernehmlicher Stimme denjenigen, den er vorschlagen wolle, nennen sollte. Im zweeten Fall erklärte er, daß, weil er durch ungestümes Anhalten oder falsche Berichte könne hintergangen werden, die Person, die auf dieje Art das Amt erlangt habe, sich

1499 einer strengen Prüfung unterwerfen, und daß man dabey auf keine Weise schonen solle. In beyden Fällen sollte der Kandidat auf das Evangelienbuch schwören, daß er zur Erlangung der Würde weder Geld noch Geldeswerth angewendet habe. Vater und Sohn, oder zwey Brüder, sollten nicht zu gleicher Zeit Mitglieder eines Kollegiums seyn können; und kein königlicher Bedienter sollte von geistlichen oder weltlichen Herren Gehalt oder Jahrgeld nehmen. Dies war noch nicht hinreichend; die Klugheit forderte, auch darauf bedacht zu seyn, daß die Diener bey Verwaltung der erlangten Würden gesetzmäßig und tugendhaft handeln möchten, und Ludwig bediente sich dabey der nachahmungswürdigsten Maasregeln; die Gewohnheit, Parlamentsräthe oder wohl gar Präsidenten bey beträchtlichen Processen als Kommissarien zu brauchen, wurde abgeschaft, weil dabey fast immer die reichere Partey zum Nachtheil der ärmeren Recht behält. Nur bey Processen über Baronien, Kastellaneyen, oder über eine jede Länderey, die zweyhundert livres eintrug, oder auch über Bisthümer, Abbteyen und andre Pfründen von vierhundert livres, sollten Räthe von höhern Gerichtshöfen Kommissarien seyn; und Präsidenten erst dann, wenn über ein Herzogthum, eine Grafschaft, oder ein Land von tausend livres Einkünften, oder über eine geistliche Pfründe von zwey tausend livres würde gestritten werden; und zwar niemals ohne Ansuchen einer von beyden Parteyen, und selbst in diesen Fällen sollte es erst bey dringender Nothwendigkeit, während einer Vakanz, nach vorläufiger Berathschlagung des Gerichtshofs, und nach erlangter Bewilligung des Königs, geschehen. Den Kommissarien verbot man, etwas von den Parteyen zu nehmen, es sey nun unter dem Namen einer Entschädigung wegen der Reisekosten, oder eines Geschenks, bey gewisser

wisser Strafe, ein Jahr lang ihres Gehalts verlustig 1499
zu seyn. Geschähe es zum zweytenmal, so sollten sie eine Zeitlang ihrer Aemter entsetzt, und zum drittenmal auf eine willkührliche Art bestraft werden; und die Parteyen sollten ihnen bey Strafe einer Geldbusse nichts anbieten, es sey unter welchem Titel es wolle. Die oft unnöthigen Reisen der Räthe wurden auch sehr eingeschränkt. — Zur Abkürzung der Processe traf Ludwig gleichfalls verschiedene heilsame Anordnungen; so auch in Ansehung der Besetzung der Statthalterschaften, Landvogteyen, Probsteyen ꝛc. Nicht zu vergessen ist die Errichtung ordentlicher Parlamenter in den Provinzen **Normandie** und **Provence**.

Ludwig der Zwölfte hatte sich schon bey seiner Krönung König von **Frankreich**, **Neapel**, **Sicilien**, **Jerusalem**, und Herzog von **Mayland** nennen lassen; man konnte also schon daraus schliessen, daß er Willens gewesen sey, die Ansprüche seiner Vorfahren auf **Neapel**, und besonders die Ansprüche des Hauses Orleans auf **Mayland** auszuführen. Hierzu ward nothwendig erfordert, daß die Mächte, die dies hindern konnten, durch Friedensschlüsse und Verträge beruhiget, oder auf andre Art ausser Stand gesetzt wurden, Ludwigen an seinem Vorhaben zu hindern. Zu dem Ende ließ er (1498 sich noch in der Mitte des vorigen Jahrs den Frie- am 24. den zu Etaples, wie auch den Handlungs- und Schif- Jan.) farthsvertrag zwischen Frankreich und **England** bestätigen, und versprach aufs neue unter vielen Feyerlichkeiten die völlige Abtragung der damals versprochenen Summe. Mit **Spanien** ward so gar ein Bünd- (Am 5. niß geschlossen, welchemnach Ludwig und Ferdinand Aug.) einander beyzustehen versprachen, im Fall sie mit Teutschland, England, Portugal, oder Navarra, in Krieg sollten verwickelt werden. Als Kaiser

1499 Im Febr. Maximilian Nachricht davon erhielt, unterzeichnete er nach einigen Feindseligkeiten im Herzogthum Burgund, die Verlängerung des Waffenstillstandes, an der schon eine Zeitlang war gearbeitet worden. Der Erzherzog Philipp, der unterdes die Regierung (1498 am 2. Aug.) der Niederlande selbst übernommen, hatte sich noch vorher mit Ludwigen verglichen. Er bekam einige von den verlangten Plätzen, jedoch unter der Bedingung, daß er wegen Flandern, Artois und Charolois, dem König von Frankreich den Eid der Treue leisten, und huldigen sollte; die Ansprüche auf Burgund aber sollte das Pariser Parlament entscheiden. Am 5. Jul. Es hat auch hierauf der Erzherzog Philipp in Person die vollkommene Lehnspflicht in die Hände des Kanzlers Veit von Rochefort, der hierbey die Person des Königs vorstellte, zu Arras wirklich geleistet. — (1498 am 31. Dec.) Ferner schloß Ludwig, durch Vermittelung des Königs von Schottland, mit dem König von Dännemark Johann ein Bündniß; dann mit dem König Am 29. Jan. ladislaus von Ungern; hierauf mit den Schweizern, Am 1. März. vermöge dessen diese die französischen Werbungen erlauben wollten, und sich verbindlich machten, mit keinem Feinde Frankreichs ein Bündniß zu schliessen, namentlich nicht mit dem Herzog von Mayland; vielmehr versprachen sie, den König von Frankreich als den einzigen und rechtmässigen Herrn von Mayland zu erkennen.

Noch wichtiger für die Absichten Ludwigs auf Mayland und Neapel waren dessen Unterhandlungen mit den Venetianern. Seine Gesandte stellten diesen stolzen Republikanern seine Rechte auf Mayland vor, die wegen des Ehevertrags seines Großvaters Ludwigs mit der Prinzessin Valentine von Mayland unzweifelhaft, und von dem unächten Franz Sforza auf eine ganz gesetzwidrige Art mit Füssen getreten worden wären, brachten sie noch mehr gegen

den

den damaligen Herzog Ludwig auf, der sie ohnehin, 1499
übermüthig wegen eingebildeten Beystandes andrer italienischen Mächte, bey den Händeln mit den Florentinern sehr beleidigt hatte, ermahnten sie, ihre Waffen mit den Waffen des allerchristlichsten Königs zu vereinigen, und versprachen ihnen dafür die Stadt Cremona mit ihrem Gebiet, wie auch die Landschaft Ghiera d'Adda. Nach vielen Zwistigkeiten der Senatoren — denn verschiedene verwarfen die französischen Lockungen — kam doch ein Bündniß zu Stande, nach welchem die Venetianer gemeinschaftliche Sache mit den Franzosen gegen den Herzog von Mayland machten, und dafür eben gedachte Ländereyen erhalten sollten.

Zu gleicher Zeit bemühte sich der französische Hof um die Freundschaft **Pabst Alexanders des Sechsten**, und erlangte sie auf eine ziemlich unanständige Weise, indem er den Ehrgeitz seines Sohns, des verabscheuungswürdigen Cäsar Borgia, der ohnlängst seinen Bruder ermordet, und nach abgelegter geistlicher Kleidung, Besitz von dessen Gütern genommen hatte, zu befriedigen suchte. Er begab sich selbst unter dem prächtigsten Geleite nach Frankreich, unter dem Vorwand, Ludwigen die von seinem Vater zur Ehescheidung von Johannen ausgefertigten Bullen zu überbringen, in der That aber, um die **Prinzessin von Taranto, Charlotte von Aragonien**, die älteste Tochter des neapolitanischen Königs Friedrich, die an dem französischen Hof war erzogen worden, und von ihrer Mutter her die Landschaft **Rouergue** besaß, zu sehen, und sich mit ihr zu vermählen. Ludwig verlangte, daß die Prinzessin darein willigen möchte, aber sie weigerte sich standhaft, zumal da man nicht versprechen wollte, ihren Vater und ihre Brüder im ruhigen Besitz ihres Königreichs zu lassen. Sie versicherte, sie würde nie ihre Hand

1499 einem Priester, einem Priestersohn, einem Meuchelmörder, einem Brudermörder geben, der wegen seiner Geburt, und noch tausendmal mehr wegen der Niederträchtigkeit seiner Denkart den Fluch und Abscheu des ganzen menschlichen Geschlechts verdiene. Um aber doch den Bösewicht auf seiner Seite zu behalten, machte ihn der König zum Herzog von **Valentinois**, belehnte ihn mit Valence im Delphinat, wovon er bisher als Kardinal den Namen geführt hatte, gab ihm ein Jahrgeld von zwanzig tausend livres, eine Ordonnanzkompagnie, den Orden des heiligen Michael, und schafte ihm zur Gemahlin **Charlotte von Albret**, eine Tochter Alans des Grossen, und Schwester des Königs von Navarra. Ludwig versprach auch, dem neuen Herzog von Valentinois, nach der Eroberung des Herzogthums Mayland, vierhundert Lanzen und viertausend Schweizer zu überlassen, um dadurch einige Vikarien der römischen Kirche zu überwältigen, und sich aus ihren Ländereyen einen eigenen Staat zu bilden. Der Pabst trat hierauf dem zwischen Frankreich und Venedig geschlossenen Bündniß förmlich bey. Auch mit dem Herzog **Philibert von Savoyen** kam zu eben der Zeit ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen er den französischen Truppen freyen Durchzug durch sein Land versprach.

Am 10. May.

Am 13. May.

Der Weg nach Italien war also ziemlich gebahnt; nur eine Schwierigkeit, gewiß nicht die geringste, blieb noch zu überwinden übrig. Man wuste die zu dieser Unternehmung benöthigten Summen nicht aufzutreiben. Karl der Achte hatte Schulden hinterlassen: Ludwig war dennoch menschenfreundlich genug, seinem Volke die Last der Auflagen zu erleichtern; und überhaupt schien es ihm unbillig, die Nation wegen der Eroberung des Herzogthums Mayland zu drücken, indem er nicht als König von Frankreich,

reich, sondern als Herzog von Orleans Anspruch 1499
darauf machte. Untersuchungen gegen die Finanzbedienten anzustellen, und ihre Kisten auszuleeren, mißfiel der sanften Gemüthsart des Königs; auch der Vorschlag des Kardinals von Amboise, alle Finanzbedienungen zu verkaufen, fand Anfangs bey ihm keinen Eingang; endlich entschloß er sich doch dazu, mit dem Vorsatz, künftig alles wieder auf den alten Fuß zu setzen. In der That bemühte er sich in der Folge, eine seinem Andenken nachtheilige Handlung wieder gut zu machen. So bald das Geld beysammen war, gieng der Zug nach Italien vor sich. Die Armee, die aus sechzehn hundert Lanzen, das ist, 9600 Pferden, und aus dreyzehntausend Mann zu Fuß, wovon fünftausend Schweitzer, die übrigen aber Franzosen waren, bestand, ward in drey Haufen getheilt; den ersten führte Johann Jakob Trivulcio, ein Mayländer, und persönlicher Feind ludwigs Sforza, an; den andern, Ludwig von Luxemburg, Graf von Ligni; den dritten Eberhard Stuart, Herr von Aubigni. Alle drey hatten sich durch Tapferkeit Ruhm und Erfahrung erworben. Trivulcio, der unter den Guelfen im Mayländischen einen starken Anhang hatte, gieng voraus nach Asti, und schickte viele Manifeste aus, worinn er die Regierung ludwigs Sforza mit den schwärzesten Farben schilderte, und dessen Unterthanen zur Abschüttelung des beschwerlichen Jochs ermahnte, von Seiten seines Königs hingegen versprach er ihnen alle gewünschte Erleichterung. Mit Freuden nahm das gepreßte Volk diese Erklärungen an, und so war den Franzosen der Weg nach Italien noch weiter hinaus gebahnt. Der König blieb in Lyon zurück.

Herzog Ludwig war dabey nicht müssig, sondern suchte, nachdem er sich von seinem Erstaunen

1499 über das Bündniß der Venetianer mit den Franzosen erholt hatte, in der Beyhülfe des Königs von Neapel seine Erhaltung; weil aber dieser selbst Beystandes bedürftig war, wendeten sich beyde an den Sultan Bajazet; sie brachten ihn auch leicht dahin, daß er die Venetianer in Morea und auf den Küsten des adriatischen Meers bekriegte. Kaiser Maximilian hätte seinen Schwager am kräftigsten unterstützen sollen: allein, seine Truppen waren durch die Kriege mit den Schweitzern zu sehr geschwächt, seine Finanzen erschöpft, und die meisten Reichsfürsten kaltsinnig gegen ihn. Er verlangte Gelder von dem Herzog, um neue Truppen zu werben; er bekam sie auch, es war aber zu spät. Doch gab Ludwig nicht alle Hoffnung auf. Die Florentiner, die er auch um Hülfe ansprach, erboten sich zwar zu einer heimlichen Unterstützung; allein, man konnte wenig darauf bauen. Sein Schwiegervater, der Herzog von Ferrara, verließ ihn ganz, und den Markgrafen von Mantua hatte er auch beleidiget. Dennoch hatte er durch seine Schätze so viele Miethsoldaten zusammengebracht, daß er den Franzosen eine fast gleich starke Armee entgegen stellen konnte. Er befahl ihnen, die haltbaren Plätze noch mehr zu befestigen, stets Vertheidigungsweise zu gehen, und den Krieg so in die Länge zu ziehen, bis der Kaiser oder eine andre Macht zu Hülfe kommen könnte. Diese und andre gute Maaßregeln hätten die erwünschte Würkung thun können, wenn Einigkeit, Muth und Diensteifer unter den gemietheten Truppen geherrscht hätten: aber sie flohen vielmehr allenthalben, und überlieferten bey dem ersten Anblick des französischen Geschützes die ihnen anvertrauten Festungen. In sehr kurzer Zeit standen die Franzosen vor der Haupt-
Am 2. Sept. stadt, welche Ludwig Sforza kurz vorher verlassen hatte, nachdem seine Kinder und Schätze nach Ty-

rol

rol vorausgegangen waren. Er hinterließ, obgleich 1499
wider den Willen der Seinigen, Bernhardin von Corte, mit drey tausend Mann zu Fuß, und allen erforderlichen Kriegsbedürfnissen, in dem wegen seiner Festigkeit berühmten mayländischen Schlosse, in der Hoffnung, wofern er nur dieses behielte, unter dem Beystand des Kaisers, und der Schweitzer wieder zurück zu kommen. Die Einwohner zu Mayland schickten sogleich Gesandte an die französischen Befehlshaber, und unterwarfen sich ihnen. Alle übrige Städte giengen nun gleichfalls an die Franzosen über, bis auf Cremona, welches, den Verträgen zufolge, die Venetianer, die zu gleicher Zeit Truppen ins Mayländische geschickt hatten, bekommen sollten. Diese plötzlichen Veränderungen, die ohne das geringste Blutvergiessen geschahen, machten in ganz Italien grosses Aufsehen, und setzten den König Friedrich von Neapel, der das Unglück Ludwigs Sforza als die Quelle des seinigen betrachtete, in nicht geringe Bestürzung. Zwölf Tage nach Am 14.
der Flucht des Herzogs verkaufte der für so treu an- Sept.
gesehene Bernhardin von Corte das Schloß zu Mayland dem Kardinal von Amboise für eine grosse Summe Geldes, ehe noch der geringste Angrif darauf geschehen war. Dies machte ihn selbst in den Augen der Franzosen verabscheuungswerth, und er starb einige Tage hernach, man weiß nicht gewiß, ob eines natürlichen oder gewaltsamen Todes; vermuthlich aus Reue und Schaam.

So bald der König von Frankreich von diesen glücklichen Begebenheiten Nachricht erhalten hatte, gieng er von Lyon nach Italien, und hielt in herzoglicher Kleidung seinen öffentlichen Einzug in May- Am 6.
land. Die Einwohner, die sich von dem harten Oktob.
Joch ihres bisherigen Fürsten befreyt sahen, und unter der französischen Regierung ein fröliches Geschicke

hof-

1499 hoften, empfiengen ihn mit allen Merkmalen der Freude. Franz Sforza, ein Sohn des verstorbenen Herzogs Johann Galeazzo, der nebst seiner Mutter, der Herzogin Isabelle, zu Mayland geblieben war, ward hierauf nach Frankreich geschickt, wo er dem Klosterleben gewidmet wurde, und als Abbt zu Marmoutier im Jahr 1511. gestorben ist. Die Stadt Genua schickte Gesandte an den siegreichen König, und ergab sich demselben unter anständigen Bedingungen. Die Florentiner bezeugten ihm gleichfalls ihre Ehrerbietung, und schlossen, wiewohl nicht ohne grosse Widersetzlichkeit, ein Bünd-
Am 15. Oktob. niß mit ihm, zu seinem grossen Vortheil, indem sie Truppen und Geld zu liefern versprachen. Der Pabst ließ ihm Glück wünschen, und sein Sohn, der Herzog von Valentinois, der in Begleitung des Königs von Frankreich von Lyon nach Mayland gegangen war, empfieng von diesem, dem vorherigen Versprechen gemäß, einige hundert Lanzen und etliche tausend Schweitzer, die nebst den päbstlichen Soldaten ihm zur Ausführung seiner ehrgeitzigen Absichten gegen die Vikarien des römischen Stuhls behülflich waren, welches, nach dem eigenen Geständniß französischer Geschichtschreiber, den Glanz der sonst rühmlichen Regierung Ludwig des Zwölften sehr verdunkelt. Er kehrte nach einem monatlichen Aufenthalt zu Mayland, während dessen er sich die Geistlichkeit, den Adel und das Volk, durch verschiedene Gunstbezeugungen geneigt gemacht hatte, nach Frankreich zurück, und überließ die Regierung des mayländischen Staats seinem tapfern Marschall Trivulcio. Den Grafen von Ligni bestellte er zum Statthalter in Pavia, und Philippen von Kleve in Genua.

1500 Die Franzosen hatten sich kaum einige Monate zu Mayland und in den andern Städten des Her-

zog-

zogthums aufgehalten, so fielen sie wegen der schlech- 1500
ten Kriegszucht und ihrer Ausschweifungen, welche die Italiener nicht schrecklich genug beschreiben können, den Einwohnern sehr zur last, und erweckten in ihnen grosses Verlangen nach der vorigen Regierung ihrer unglücklichen Fürsten. Die Gibellinen, eine mächtige Faktion in diesem lande, konnten überdies nicht vertragen, daß Trivulcio, der Anführer der Guelfen, die Oberhand behalten, und ihnen trotzen sollte. Die Mayländer machten Verschwörungen wider die Franzosen, und suchten Ludwigen und seinen Bruder, den Kardinal Ascagno, zur Rückkunft zu bewegen. Diese hatten unterdes ohnehin mit der lebhaftesten Geschäftigkeit in der Grafschaft Burgund, in der Schweitz und in Teutschland Truppen geworben, nachdem sie ihre Hoffnung vergebens auf den unentschlossenen Kaiser Maximilian gesetzt hatten. Mit acht tausend Schweitzern, fünfhundert burgundischen lanzen und einiger andern Mannschaft begaben sie sich, da eben in Mayland die gröste Gährung war, nach **Como**, welche Stadt Gegen das
ihnen sogleich die Thore öfnete. Die Mayländer Ende
trieben zu gleicher Zeit die Franzosen in das Schloß, des
und **Trivulcio** gieng nach Mortara. Bald hernach Jan.
kam Ludwig Sforza zu grosser Freude der Einwohner nach Mayland. Die Städte **Pavia** und **Parma** erklärten sich für ihn; **Piacenza** und **Lodi** würden eben dies gethan haben, wenn die Venetianer, welche von den Franzosen zu Hülfe gerufen wurden, nicht daselbst eingerückt wären. **Tortona** gerieth bald wieder unter ludwigs Bothmässigkeit; allein **Ivo von Alegre**, der mit denen aus Romagna zurück berufenen Truppen daselbst anlangte, bemächtigte sich unter dem Beystand der Guelfen dieser Stadt von neuem, wobey er nicht allein seine Feinde, die Gibellinen, sondern auch seine Freunde, die

Guel-

1500 Guelfen, plünderte. Ludwig belagerte **Novara**, zwang den Platz zur Uebergabe, und ließ hierauf das Schloß, das sich noch immer widersetzte, beschiessen. Unterdes schickte König Ludwig in gröster Eil neue Völker, unter der Anführung des Marschalls von **la Tremouille**, in die Lombardey, der sich dann mit dem Marschall **Trivulcio**, und dem Grafen von **Ligni** vereinigte, so daß er ein Heer von 1500 Lanzen, 10000 Schweitzern und 6000 Franzosen zu Fuß beysammen hatte, womit er gegen **Novara** anrückte. Dem ohngeachtet hatten die französischen Befehlshaber die Hoffnung des Siegs mehr auf Verrätherey, als auf die Macht ihrer Waffen gesetzt. Die in französischen Diensten stehenden **Schweitzer**, oder vielmehr der Kardinal von **Amboise**, hatten sich bereits mit den Schweitzern, die im Solde des Herzogs von Mayland standen, in ein Verständniß eingelassen, und führten die Verschwörung so wohl aus, daß es ihnen gelung, den Herzog zu ewiger Schande ihres Namens zu verrathen. Die Schweizer verliessen also Ludwigen, unter dem Vorwand, als wenn sie nicht mit ihren Mitbrüdern fechten könnten, und begaben sich mit Genehmhaltung der Franzosen, von Novara in ihr Vaterland zurück. Ludwig erhielt aus Barmherzigkeit Erlaubniß, mit ihnen in der Kleidung eines Franciscaners die Flucht zu ergreifen, worauf er und drey Herren von Sanseverino, als Schweitzer gekleidet, sich mit dem Haufen auf den Weg begaben, um sich an einen sichern Ort zu verfügen. Sie wurden aber von einem Schweitzer aus dem Kanton Uri, Namens **Rudolf Turmann**, für den auf des Herzogs Person gesetzten Preiß von fünf hundert Kronen, den Franzosen verrathen, und gefangen genommen. Diese Untreue ist zwar von der Obrigkeit zu Uri an dem Verräther mit dem Schwerd bestrafet, aber dadurch der Vor-

Zu Anf. des April.

Am 10. April.

wurf

wurf der Verrätherey aller in des Herzogs Ludwigs 1500
Diensten stehenden schweitzerischen Truppen nicht ausgelöscht worden.

Nach diesem Vorfall zerstreuten sich die übrigen herzoglichen Völker, und der Kardinal Ascagno, nebst Hermes Sforza, einem Bruder des verstorbenen Herzogs Johann Galeazzo, und einigen andern Verwandten desselben, fielen den Franzosen gleichfals in die Hände. Diese unglückliche Prinzen wurden hierauf nach Frankreich geschaft, **Ludwig Sforza** wurde auf das Schloß zu Loches in Berri in ein finstres Zimmer gesetzt, wo er nach zehn Jahren starb. Dem Kardinal **Ascagno**, der sein Unglück mit Standhaftigkeit ertrug, wurde der Thurm zu Bourges zum Gefängniß angewiesen, in welchem König Ludwig als Herzog von Orleans gefangen gesessen war. Der den Franzosen ergebene Pabst Alexander der Sechste bekümmerte sich wenig um diesen gefangenen Kardinal; er erlangte daher erst unter Julius dem Zweeten seine Freyheit wieder.

Die **Schweitzer**, die sich rühmten, Mayland dem König von Frankreich unterworfen zu haben, verlangten nunmehr ansehnliche Belohnungen: allein, man wollte sich französischer Seits genau an die Ausdrücke der mit ihnen errichteten Verträge halten. Darüber empörten sie sich, übten verschiedene Gewaltthätigkeiten aus, und erzwangen dadurch einen Theil ihrer Forderung. Noch nicht damit zufrieden, besetzten sie bey ihrem Abzug die Stadt Bellenz, die sich zuerst für den Herzog Ludwig erklärt hatte, mit Bewilligung der Einwohner für die Summe, die ihnen, ihrer Rechnung nach, die Franzosen schuldig geblieben waren. Aus Nachlässigkeit, die man in der Folge bereute, ließ sie der König in dem Besitz dieses Orts, der ihnen allemal den Eingang in das Herzogthum Mayland gewährte, der ih-

1500 ihnen aber auch schon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts eigenthümlich zugehört hatte. Die Einwohner der Hauptstadt befanden sich nach dem Fall ihres Herzogs wegen der an den Franzosen begangenen Verrätherey in Gefahr, geplündert zu werden. Ohne die besondere Fürsorge des Kardinals von Amboise würde dies auch von den raubbegierigen Soldaten geschehen seyn. Nachdem er sie aber einige Tage lang in einer wahrhaftig peinigenden Unruhe gelassen hatte, kündigte er ihnen unter grossen und furchtbaren Anstalten Begnadigung an. Doch sollten sie drey hundert tausend Dukaten bezahlen, welche Strafe ihnen aber auch Ludwig gröstentheils erließ, um sich durch solche Gelindigkeit den wiedererlangten Besitz des landes desto besser zu versichern. Statt des Marschalls Trivulcio, dessen gewaltthätiges Betragen vorzüglich die Mayländer mißvergnügt gemacht hatte, ernennte der Kardinal von Amboise seinen Neffen, **Chaumont von Amboise**, zum Statthalter von Mayland, und zum Oberbefehlshaber der daselbst bleibenden französischen Truppen. So jung und unerfahren Chaumont schien, so sehr rechtfertigte er doch durch seine nachherigen Handlungen die Wahl seines Oheims.

Um die Truppen in Thätigkeit zu erhalten, schickte der Kardinal von Amboise den **Florentinern**, vermöge der ehemaligen Verträge, einen Beystand von sechshundert Lanzen, 3500 Schweitzern und eben so viel Gascognern, unter dem von ihnen selbst erbetenen **Hugo von Beaumont**, gegen die **Pisaner**, so sehr auch einige italienische Staaten und französische Herren, Vorstellungen dagegen thaten. Beaumont bekam zugleich den Auftrag, die italienischen Herren, die sich für den unglücklichen Ludwig Sforza erklärt hatten, zu demüthigen. Er vollzog dies mit leichter Mühe; einigen nahm er ihre Ländereyen: andern

dern legte er schwere Geldstrafen auf. Die Pisaner 1500
äusserten gegen die französischen Abgeordneten, die sie zur Unterwerfung unter die Republik Florenz ermahnten, die bündigsten und rührendsten Bitten, beriefen sich auf die edelmüthigen und theuren Versicherungen Karls des Achten, bewiesen, daß ihre Stadt eigentlich zu Mayland gehöre, und erboten sich zur Erfüllung aller Bedingungen, die ihnen der König von Frankreich vorschreiben würde. Die Abgeordneten bemühten sich, ihren Befehlshaber Beaumont zu bewegen, daß er auf neue Befehle vom Hofe warten möchte: aber er grif dennoch den Platz an. Dies half ihm nichts. Die List der Einwohner, die sich den französischen Soldaten auf mancherley Art gefällig zu machen wusten, die Hindernisse, die Trivulcio und Ligni selbst von ferne erweckten, und der fast gänzliche Abfall der Truppen, nöthigten den Herrn von Beaumont zur Aufhebung der Belagerung. Die Florentiner wurden von den Franzosen verlassen und Pisa triumphirte.

Die gegen Pisa vergeblich gebrauchten Truppen blieben nicht lange unthätig. Man schickte sie auf vielfältiges Ansuchen des Pabsts und seines Sohns in den Kirchenstaat, ohngeachtet sie bey der Zurückberufung der französischen Truppen die ihrigen nicht mit nach Mayland hatten gehen lassen, wie doch nach den Verträgen hätte geschehen sollen. Die Absichten des Königs auf Neapel und seine vorhabende Verbesserung der Mönchsorden bewürkten diesen Schritt. Zu diesem letztern Zweck des Königs von Frankreich war ein Mann nothwendig, der in seiner Person die geistliche und weltliche Gewalt vereinigte, er ließ daher den Kardinal von Amboise durch den Pabst zum Legaten des römischen Stuhls in Frankreich auf achtzehn Monate ernennen. Man schritt hierauf zur Reformation der Mönchsorden,

1500 welche wegen vieler Mißbräuche höchst nothwendig war. Anfangs muste man Gewalt brauchen; in der Folge konnte man gelind verfahren. Verschiedene Klöster wurden aufgehoben, andre mit einer geringern Anzahl von Mönchen besetzt, und hauptsächlich viele Mißbräuche abgeschaft. Dabey ward jedem Kloster, das sich hierdurch gedrückt glaubte, erlaubt, von den Aussprüchen der Kommissarien an das Parlament zu appelliren.

Noch in diesem Jahre waren die heimlichen Unterhandlungen zwischen dem franzósischen und spanischen Hof wegen einer Theilung des Königreichs Neapel angegangen. König Friedrich, der von den Absichten des ersten zuverlässige Nachrichten hatte, und der bey keiner europäischen Macht, selbst nicht bey dem sonst willfährigen Sultan Bajazet, Hülfe fand, beeiferte sich, den König von Frankreich zu besänftigen, indem er ihm die Huldigung wegen seines Staats, die Erlegung eines Tributs und die Abtretung einiger Plätze anbieten ließ. Hätte freylich Ludwig den Ausgang der Sache vorausgesehen, wäre er nicht durch die übermüthige Einbildung auf seine Macht verblendet gewesen, so würde er diese demüthige Unterwerfung ohne Bedenken angenommen haben: allein, so schlug er alles aus, indem er glaubte, es sey seiner Würde unanständig, mit einem so schwachen Feind einen Vergleich einzugehen. Und doch konnte er leicht einsehen, daß er sein Vorhaben nicht auszuführen im Stande wäre, ohne ausserordentliche Anstrengung seiner Kräfte, ohne Vermehrung der Auflagen, ohne ganz Europa eifersüchtig gegen sich zu machen; wie denn schon der Kaiser, die Venetianer, und selbst die Schweitzer, dieses waren. Von Ferdinand dem Katholischen muste er das Schlimmste befürchten; es war nicht zu erwarten, daß dieser mächtige Monarch der Aufopferung

seines nächsten Verwandten gleichgültig zusehen wür- 1500
de. Karl der Achte hatte dies deutlich genug erfah-
ren. Ueberdem hatte er selbst, in Vergleichung mit
ludwigen, gegründete Ansprüche auf Neapel. Da-
her ließ auch der König von Frankreich mit ihm die
Unterhandlungen am lebhaftesten treiben. Die bey-
derseitigen Minister brachten endlich den bekannten,
dem Andenken des allerchristlichsten und des katholischen
Königs so nachtheiligen, Vergleich zu Stande, dem
zu Folge Friedrichen sein Erbkönigreich genommen,
und der Ländersucht dieser beyden Monarchen sollte
aufgeopfert werden. Vermöge dieses Theilungsver- Am 2.
trags sollte der König von Frankreich Neapel, Gae- Nov.
ta und alle andre Städte und Flecken von der ganzen
Provinz Lavoro, ganz Abruzzo, und die Hälfte der
Einkünfte vom Zoll der apulischen Schaafe, erhal-
ten. Er sollte dies unter dem Titel eines Königs
von Neapel besitzen: der König von Spanien hinge-
gen unter dem Titel eines Herzogs von Kalabrien
und Apulien ganz Kalabrien und Apulien nebst der
zwoten Hälfte des Schaafzolles. Ein jeder sollte seinen
Theil für sich ohne des andern Beyhülfe erobern. Zu-
gleich that der König von Frankreich für sich und seine
Nachkommen Verzicht auf alle Ansprüche, die er
an die Grafschaften Roussillon und Cerdagne und an
andre Länder des Königs von Spanien, sie möchten
Namen haben wie sie wollten, haben könnte. Da-
für entsagte dieser, ebenfalls für sich und seine Er-
ben, allen seinen Ansprüchen an die Grafschaft
Montpellier und an alle andre Domänen des Königs
von Frankreich. Man versprach einander, diesen
Vergleich so lange ganz geheim zu halten, bis das
Heer, das der König von Frankreich nach Neapel
schicken wollte, in Rom angekommen wäre, da dann
die Gesandte beyder Könige zum Pabst gehen und
ihm vorstellen sollten, wie sie diesen Vergleich zum

1500 Besten der Christenheit und zum Untergang der Ungläubigen gemacht hätten; worauf sie den Pabst bitten sollten, ihnen nach der gemachten Theilung die Belehnung zu geben. An die Versorgung des unschuldigen Königs Friedrichs und seiner Familie wurde gar nicht gedacht.

Ferdinand der Katholische vermehrte seine Beleidigung der Rechte der Natur und Verwandschaft mit einer noch schwärzern Verrätherey. Er ermahnte Friedrichen, zu eben der Zeit, da er sich gegen ihn wafnete, zur Tapferkeit, und versprach
1501 ihm mächtigen Beystand. Er ließ auch wirklich dar-
im Jan. auf eine ansehnliche Flotte, die bisher unter dem Gran-Capitano, Gonsalvo di Cordua, in dem Archipelagus gegen die Türken gekreuzt, nach Sicilien segeln, mit Friedrichen einen Vertheidigungsplan gegen die Franzosen verabreden, und ihn also gegen sich ganz sicher machen. Friedrich schöpfte auch gegen seinen Blutsverwandten und gegen den in Neapel Güter besitzenden Gonsalvo nicht das geringste Mißtrauen, sogar daß er schon einige Städte in Kalabrien mit spanischen Truppen hatte besetzen lassen. Die schreckliche Täuschung des Königs von Neapel währte so lange, bis die Franzosen unter dem Marschall Aubigni und dem Grafen Cajazzo vor Rom ankamen; denn alsdann geschah der obengedachte Vortrag der spanischen und französischen Gesandten an den Pabst. Der König von Neapel erfuhr das Vorhaben seiner Feinde, als er mit einem kleinen Heer, welches er mit Spanien zu verstärken hofte, bey S. Germano stand, um den Franzosen den Eingang in sein Reich streitig zu machen. Voll von Verzweiflung zog er sich nach Capua zurück, um einige Völker zu erwarten, die ihm Prosper und Fabricius Colonna zuführen sollten. Gonsalvo, der bisher alles, was Friedrich von dem Bündniß zwischen Frankreich

reich und Spanien gehört, für ein pöbelhaftes Ge- 1501
rücht erklärt hatte, zog nun die larve ab und schickte zwo Galeeren nach Neapel, um die beyden Königinnen, nemlich die verwitwete oder seines Herrn Schwester, und die andre, die dessen Nichte war, abzuholen. Friedrich entschloß sich hierauf, das Feld zu verlassen, seine Truppen in die vornehmsten Städte zu legen, und dem Feind so lange, als möglich, alle Schritte streitig zu machen. Allein, die Städte in Italien waren damals nicht gewohnt, sich aus Diensteifer für ihre Herren der Gefahr der Plünderung auszusetzen; daher ergaben sich die minder stark besetzten Plätze sehr bald. Das französische Heer kam schnell nach **Capua**, und belagerte diesen wichtigen Ort. Fabricius Colonna wehrte sich darinn sehr tapfer: aber die Bürger nöthigten ihn zu Unterhandlungen mit den Franzosen. Zum Unglück musten die Bürger, indem er mit dem Grafen Cajazzo von einem Bollwerk wegen der Kapitulation sprach, die Wachen auf den Festungswerken sehr nachlässig versehen; dadurch gaben sie den Franzosen Anlaß, an verschiedenen Orten zu stürmen, in die Stadt einzudringen, zu plündern und andre Unmenschlichkeiten zu verüben. Auf diese Eroberung folgte die Einnahme der Stadt **Gaeta**. **Neapel**, zu dessen völliger Besetzung nicht Volk genug vorhanden war, Am 8. Jul.
öffnete gleichfalls die Thore, und als Aubigni Anstalten machte, das neue Schloß (**Castel nuovo**) anzugreifen, so erbot sich König **Friedrich**, der sich hinein geworfen hatte, zur Unterhandlung. Friedrich versprach, in sechs Tagen alles, was zum französischen Antheil gehörte, auszuliefern. Es wurde ihm blos erlaubt, von den beyden Schlössern alles, was fortzubringen wäre, mitzunehmen, nur das grobe Geschütz ausgenommen, welches Karl der Achte darinn gelassen hatte. Es wurde ihm auch ver-

1501 stattet, sich sechs Monate lang auf die Insel Ischia zu begeben, und nach Verlauf dieser Zeit ausser dem Königreich Neapel zu leben, wo er wollte.

Der unglückliche König wurde also mit vier jungen Prinzen nach Ischia gebracht; der älteste war zu Taranto, ohne Hoffnung, seinen Vater wieder zu sehen. Einige Zeit hernach erhielt Friedrich durch Philippen von Kleve, Statthalter in Genua, der mit einer Flotte die Eroberung des Königreichs Neapel sollte befördern helfen, sichres Geleit, nach Frankreich zu gehen. Er trat daselbst Ludwigen vollends alle seine Rechte auf den Theil von Neapel ab, der ihm in dem Theilungstraktat zugefallen war, jedoch mit dem Anhang, daß Friedrich für sich und seine männliche und weibliche Nachkommen die Grafschaft Maine und dreyßig tausend livres als ein Jahrgeld erlangen sollte. Das Parlament widersetzte sich aber der Veräusserung der Grafschaft, und es blieb nur bey dem Jahrgeld, welches, wie die französischen Geschichtschreiber versichern, Friedrichen ordentlich ausgezahlt wurde, selbst zu der Zeit, da Ludwig Neapel wieder verlohren hatte. Friedrich beschloß sein Leben zu Tours im Jahr 1504.

Im Jul. Die Spanier hatten unterdes nicht allein den sich angemaßten Theil von Neapel erobert, sondern auch den ältesten Prinzen Friedrichs aus Taranto wider den feyerlichen Eid, den ihm Gonsalvo geschworen, nach Spanien abgeschickt. Der Pabst vergrösserte seine Macht bey dieser Gelegenheit gleichfalls; indem er sich aller Plätze um Rom bemächtigte, die der savellischen und colonnischen Familie gehörten, und gab sie theils dem Hause Orsini, theils dem Herzog von Valentinois. Der König von Frankreich beunruhigte ihn hierbey um so viel weniger, da er hofte, ihn bey der Ausführung eines Anschlags brauchen zu können, welchemnach er dem Her-

zog-

zogthum Mayland alles wieder einverleiben wollte, 1501
was ehedem darzu gehört und die Venetianer gröstentheils im Besitz hatten.

Nachdem **Gonsalvo** durch allerhand unwürdige Mittel die andre Hälfte des Königreichs Neapel erobert hatte, so zog er die vornehmsten neapolitanischen Baronen auf seine Seite, unterhielt einen geheimen Briefwechsel mit allen italienischen Höfen, und arbeitete aus allen Kräften an der Verdrängung der Franzosen, deren Armee von Tag zu Tag schwächer wurde. **Aubigni** war krank, **Cajazzo** gestorben, **Cäsar Borgia** nach Rom zurückgegangen, von welcher Stadt aus er eine verdächtige Gemeinschaft mit dem spanischen Feldherrn unterhielt, und andere angesehene Officiere waren gestorben. Zum höchsten Unglück ward auch die unter Philipp von Kleve stehende französische Flotte theils durch die Feinde, theils durch Stürme, gröstentheils zu Grunde gerichtet.

Schon seit geraumer Zeit hatte König **Ludwig** mit dem Kaiser **Maximilian** wegen Mayland Unterhandlungen getrieben, weil er sich ohne die kaiserliche Belehnung nicht für sicher genug in dem Besitz dieses Herzogthums hielt. Ein verheerender Einfall, den die **Schweitzer** von Bellenz aus ins Mayländische unternahmen, und den man französischer Seits zum Theil Maximilian Schuld gab, beförderte die Unterhandlungen. Um den Kaiser desto eher zu gewinnen, bediente sich Ludwig des **Erzherzogs Philipp**, dem er wegen einer Vermählung zwischen dessen Sohn **Karl** und seiner Prinzessin **Klaudia**, beyde damals noch Kinder, vortheilhafte Vorschläge thun ließ, indem er dieser das Herzogthum Bretagne, oder nach andern Mayland, zum Heurathsgut mitzugeben versprach. Philipp schick- Am 12.
te, aus Wohlgefallen über diese Vorschläge, Ge- Aug.

1501 Am 20. Aug. sandte an Ludwig nach Lyon, wo auch diese Vermählung völlig beschlossen wurde. Hierauf gab sich der Erzherzog alle Mühe, seinen Vater zu einem Vergleich mit dem König von Frankreich und zur mayländischen Belehnung zu bewegen. Weil nun jener ohnehin über das Betragen des Reichsregiments in Absicht auf die französischen Angelegenheiten mißvergnügt war, und glaubte, daß seinem kaiserlichen Ansehn durch dasselbe bisher Eintrag geschehen wäre; so gab er den Vorstellungen seines Sohns um so leichter Gehör, und erlaubte, daß ein französischer Bevollmächtigter, der Kardinal von Amboise, zu ihm nach Trident kommen durfte. Dieser Staatsmann brachte nun zu Trident, zwischen Maximilian und Ludwig, einen Friedens- Freundschafts- und Allianztraktat zu Stande, der hernach in einigen Punkten zu Blois noch weiter erläutert wurde. Vermöge desselben ward 1) die schon geschlossene Vermählung zwischen dem jungen Erzherzog Karl, oder wie man ihn damals nannte, Herzog von Luxemburg, und der Französischen Prinzessin Klaudia, nochmals bestätiget; 2) eine neue Vermählung zwischen dem künftigen Dauphin und einer von des Erzherzogs Karls Schwestern verabredet; 3) vom Kaiser dem König von Frankreich die Belehnung mit Mayland, und 4) von diesem an jenen Hülfe wider die Türken versprochen. Zugleich wurden 5) die vorhergehenden Traktaten wegen der burgundischen Angelegenheiten bestätiget, wogegen 6) Ludwig versprach, Maximilian und seinen Erben zur Erbfolge in Ungern und Böhmen, wie auch in ganz Spanien, dereinst behülflich zu seyn. Und endlich 7) ward noch stipulirt, daß der gefangene Herzog von Mayland, Ludwig Sforza, in seinem Gefängniß künftig leidlicher gehalten, dessen Bruder aber,

Am 13. Oktob.

Am 13. Dec.

der

der Kardinal Ascagno, wieder in Freyheit gesetzt 1501
werden sollte.

In der That war ein solcher Vergleich mit dem Kaiser für den König von Frankreich um so viel nothwendiger, da seine Truppen mit den Spaniern in Feindseligkeiten waren verwickelt worden. In dem Theilungsvergleich zwischen Ferdinand und Ludwig hatte man vergessen, die Gränzen zwischen den beyden Hälften des Königreichs Neapel so genau zu bestimmen, daß dadurch aller Anlaß zu Zwistigkeiten wäre vermieden worden. Die kleine, aber sehr fruchtbare landschaft **Capitanata** war es, um die man stritte. Die Spanier behaupteten, sie gehöre zu Apulien: die Franzosen, zu Abruzzo. Beyde Theile beharrten standhaft auf ihrer Behauptung. **Gonsalvo** ließ den Herzog von **Nemours**, welchen König Ludwig als Vicekönig nach Neapel geschickt hatte, ersuchen, die Plätze zu verlassen, die seine Truppen in gedachter landschaft besetzt hielten. Man bewilligte ihm dies keineswegs, sondern versicherte, Apulien und Kalabrien, als der den Spaniern zugefallene Antheil, sey mehr werth, als der ganze übrige Theil des Königreichs. Die neapolitanischen Baronen, die sich vor einem neuen Krieg fürchteten, traten ins Mittel, und bewegten die beyden Feldherren zu einer persönlichen Zusammenkunft. Dabey entstanden heftige Wortwechsel; jede Partey wuste Gründe für ihre Forderungen anzubringen; man beschloß endlich, die Entscheidung der Sache den beyden Königen zu überlassen. Diese konnten sich eben so wenig hierüber vereinigen; doch befahlen sie ihren Feldherren, die Sachen unterdes in dem Zustand zu lassen, in welchem sie sich befänden, bis man einen Vergleich würde getroffen haben. Allein, es kam dennoch bald zwischen beyden Nationen zu Thätlichkeiten, ohne daß ein Unparteyischer bestimmen kann,

1501 welche von beyden den Anfang damit gemacht habe. Beyde Feldherren schienen gleich stark den Krieg zu wünschen, um ganz Neapel ihren Herren unterwürfig zu machen. Jeder suchte seine Partey zu verstärken und sich keinen Vortheil ablaufen zu lassen. Den Franzosen schadeten nicht allein die unter ihnen eingerissenen Seuchen, sondern auch die Mißhelligkeit ihrer Anführer; besonders war der alte verdiente Aubigni sehr beleidiget, daß man ihm den Herzog von Nemours vorgesetzt: es fehlte ihnen auch an einer Flotte, die ihnen schleunigen Beystand hätte zuführen können. Anstatt dem Herzog von Nemours diesen Beystand zu senden, ließ sich lieber Ludwig mit Ferdinands Schlauheit in neue Unterhandlungen ein, und sie wurden von diesem um so viel lieber angenommen, da er nur darauf bedacht war, Zeit zu gewinnen, und andre Mächte gegen Frankreich zu waffnen. Deswegen stiftete er eine Vermählung zwischen dem Herzog von Savoyen und der Prinzessin Margarethe von Oestreich, die mit Karln dem Achten war verlobt gewesen, damals aber eine Witwe des Prinzen Johann von Asturien war. Durch diese dem französischen Hofe so widrige Prinzessin machte er den Herzog von Savoyen gegen Frankreich kaltsinnig, zog die Schweitzerkantone, die an Savoyen gränzten, von der französischen Partey ab, und bediente sich derselben, Maximilian auf die Franzosen in Italien aufmerksamer zu machen. Unterdes verstärkte Gonsalvo die Eifersucht der Venetianer gegen Frankreich, und reitzte die Kühnheit des falschen und gewaltthätigen Cäsar Borgia. Durch solche Mittel hofte er den Franzosen in Mayland so viel zu schaffen zu machen, daß sie genöthiget werden würden, alle ihre Besatzungen aus Neapel dahin zu ziehen, ohne daß es schiene, als wenn er selbst feindselig gegen sie verführe. Die Maasregeln wa-

waren gut gefaßt: dennoch scheiterten sie. Eines 1502
Theils entdeckte die Uebereilung der Schweitzer, an-
dern Theils die Langsamkeit Maximilians, dem Kö-
nig von Frankreich die bevorstehende Gefahr. Das
Betragen des Gonsalvo und Cäsar's Borgia öfnete
ihm vollends die Augen. Voll von Verdruß jagte
er die spanischen Gesandten von seinem Hof, ließ die
Güter der in den französischen Häfen befindlichen spa-
nischen Kaufleute anhalten, und eilte selbst nebst dem
Kardinal von **Amboise** über die Alpen, um durch im Jun.
seine Gegenwart die Anschläge der Feinde zu verei-
teln. Er schickte dem Herzog von **Nemours** Trup-
pen, mit Befehl, die Spanier anzugreifen und aus
Neapel zu treiben. Dieser unerwartete lebhafte Ent-
schluß betäubte Ferdinanden und Gonsalvo so sehr,
daß sie Capitanata abtreten und sich nach allem, was
die Billigkeit verlange, bequemen wollten: aber dies-
mal wurden sie nicht gehört. Als **Gonsalvo** sahe,
daß er nicht Truppen genug habe, um das Feld zu
halten, so legte er sie in die Sicilien am nächsten ge-
legenen Seeplätze Apuliens und Kalabriens, und
nahm sein Hauptquartier zu Barletta. In wenig
Tagen hatten die Franzosen alle von den Spaniern
verlassene Plätze besetzt und das von den Spaniern
sehr tapfer vertheidigte **Canosa** mit Sturm einge- Am 24.
nommen. Es unterwarfen sich hierauf noch andre Aug.
Städte. Anstatt nunmehr den Gran Capitano in
Barletta anzugreifen, wie einige erfahrne Officiere,
besonders Aubigni, riethen, begnügte sich der Her-
zog von Nemours damit, daß er in die benachbarten
Plätze seine Truppen verlegte, den Spaniern die Le-
bensmittel abschnitt, und sie dadurch zur Uebergabe
zwingen wollte. Durch die Mißhelligkeit der fran-
zösischen Feldherren ward ein ansehnlicher Haufen von
Franzosen in Kalabrien geschlagen, welchen Unfall

jedoch

1502 jedoch Aubigni durch seine ausnehmende Geschicklichkeit wieder gut machte.

1503 So eng auch die Franzosen ihre Feinde in Barletta eingeschlossen hatten, so erlangten diese doch von Zeit zu Zeit Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse, besonders durch die Venetianer zur See, welches zwar wider die mit diesen Republikanern geschlossenen Verträge lief, aber damals von Ludwigen nicht konnte geahndet werden. Durch ein unvorsichtiges Unternehmen des Herzogs von **Nemours** rettete sich **Gonsalvo**, indem er seinen Feind nöthigte, die Einschliessung von Barletta aufzuheben. Nemours glaubte sich noch einige Zeitlang halten zu können, wenn ihm sein König zeitig genug Hülfe zuschicken würde. **Ludwig** hatte sich noch im vorigen Jahr aus Mayland, wo er verschiedene gute Anstalten getroffen, wieder nach Lyon begeben, Truppen werben und an einer Flotte zu Marseille und Genua arbeiten zu lassen. Ferdinand, ebenfalls mit Rüstungen beschäftiget, dachte auf eine List, durch die er Ludwigen sicher machen und einschläfern könnte. Weil er aber keine Gesandte an den französischen Hof schicken durfte, so bediente er sich hierzu des **Erzherzogs Philipp**, seines Schwiegersohns, der im vorigen Jahr durch Frankreich zu ihm nach Spanien gekommen war, und den er, aus Gefälligkeit gegen seine Gemahlin Isabelle, für seinen Nachfolger in der spanischen Monarchie erkannt hatte. Dieser Prinz, verdrießlich über den Kaltsinn seines Schwiegervaters, war ohnehin begierig, seine Länder wieder zu sehen, und übernahm also willig den Auftrag Ferdinands, dem zu Folge er mit dem König von Frankreich einen Vertrag schliessen sollte, dessen Früchte, nach Ferdinands Vorspiegelung, ihr gemeinschaftlicher Erbe, Karl von Luxemburg, ganz allein erndten würde.

Der

Der Erzherzog begab sich von Madrid nach 1503
Roussillon, wo er erst einen Geleitsbrief und Geisel vom König ludwig erwartete. Philipp selbst war so mißtrauisch nicht: aber sein Schwiegervater nöthigte ihn darzu. Daher gab auch jener vor seiner Ankunft bey dem König zu Lyon Befehl, die Geisel wieder loszulassen. Der Vertrag, den er mit Frankreich schliessen sollte, gründete sich auf die schon beschlossene Vermählung des jungen Prinzen Karl mit der französischen Prinzessin Klaudia, und ward daher von ludwigen, noch mehr aber von dessen Gemahlin, mit Freuden angenommen. Es schien, als wenn dadurch die Häuser Frankreich und Oestreich auf das genaueste sollten vereiniget werden, und man wollte keine Zeit versäumen, ein so heilsames Werk zu vollenden. Unterdes arbeitete Ferdinands ganze Thätigkeit, den Franzosen aller Orten Feinde zu erwecken, und sie bey bequemer Jahrszeit lebhaft anzugreifen. Indem er dem Erzherzog erlaubte, den Vergleich zu treffen, gab er seinem Feldherrn Gonsalvo Befehl, sich zu verstärken, und keinen Ermahnungen und Aufträgen zu folgen, als den seinigen. Zu Anfang des Aprils geschah die Unterzeichnung des Ver- Am 5.
trags, welchemnach der König von Frankreich von April.
diesem Augenblick an seiner Tochter Klaudia, als künftigen Gemahlin Karls von Oestreich, Herzogs von Luxemburg, die landschaften lavoro und Abruzzo nebst dem Titel einer Königin von Neapel abtreten; die katholischen Könige eben diesem Karl Kalabrien und Apulien ohne einigen Vorbehalt einräumen; in Ansehung der landschaften Capitanata und Basilicata, deren Eigenthum zwischen beyden Kronen streitig sey, jede Partey diejenigen Plätze in Besitz nehmen sollte, die sie vor der durch die Spanier geschehenen Eroberung der Stadt Tripolda besessen; ferner zur Vermeidung aller Zwistigkeiten

1503 ten und zur Erhaltung des Friedens bis zur Vollziehung der entworfenen Heurath, die katholischen Könige den Feldherrn Gonsalvo nebst den spanischen Besatzungen ohne Aufschub zurückziehen, und den ganzen Theil, der ihnen durch den ersten Vergleich zugefallen, dem Erzherzog Philipp abtreten sollten, der ihn entweder selbst oder durch einen Statthalter, als Vormund seines Prinzen Karl, zu regieren hätte; und der König von Frankreich, als Vormund seiner Tochter Klaudia, so wohl Lavoro und Abruzzo, als auch die durch die erste Theilung ihm zugefallenen Städte in den strittigen Provinzen in seiner Gewalt behalten und einen Statthalter, wie auch Besatzungen, nach seinem Gefallen daselbst bestellen sollte.

Gleich nach der Unterzeichnung schickte der König Ludwig, mit Beystimmung des Erzherzogs, Abgeordnete mit den Friedenspunkten an die beyden Feldherren in Neapel, mit der Ermahnung, sich denselben gemäß zu bezeigen. Als die Abgeordneten durch Genua reisten, wo Ludwig neue Kriegsrüstungen veranstalten ließ, so hielten sie auf seinen Befehl dreytausend Mann zu Fuß und dreyhundert Lanzen vom Einschiffen nach Neapel ab. Der Herzog von Nemours, an den sich die Abgeordneten zuerst wandten, erklärte sich sogleich bereitwillig zur Erfüllung des Vertrags. Gonsalvo hingegen betrug sich minder folgsam. Er versicherte, daß er Ehrerbietung gegen den Erzherzog hege, daß er aber von niemand, als von Ihren katholischen Majestäten Befehle annähme; er werde daher so lange fortfahren, ihre Rechte zu handhaben, bis er ihren Willen unmittelbar würde erfahren haben. Die Abgeordneten musten also nach Frankreich zurückkehren, hierauf nach Spanien reisen, und eine entscheidende Antwort von Ferdinanden auszuwürken suchen, der ihnen eine Zeitlang auswich, und sie hernach unter seinem Gefol-

ge ohne Bescheid ließ. Während dieser Zeit ent- 1503
wickelten sich die Ränke dieses Fürsten. Indem man Friedensfeste feierte, kam von Marseille die Nachricht, daß man von den dortigen Hafen aus eine spanische Flotte auf Neapel habe zusegeln gesehn. Zufolge einer andern Bothschaft aus Frankreich waren zweytausend in den östreichischen Erbstaaten geworbene landsknechte zu Triest auf dem adriatischen Meere eingeschifft worden. Der Erzherzog, dem Ludwig diese Neuigkeit mittheilte, schien Anfangs nichts davon zu glauben, und sagte, man müste erst eine Antwort aus Spanien erwarten: allein, er war nicht im Stand, eine so kitzliche Rolle lang zu spielen; er stellte sich krank und ließ sich nicht mehr öffentlich sehen. Endlich langte Ferdinands Antwort an. Sie bestand in bittern Vorwürfen gegen den Erzherzog, daß er sich von den Räthen des Königs von Frankreich habe verführen lassen, daß er seine und seines Hauses Rechte auf das äusserste gekränkt habe. Philipp, bestürzt und beschämt, wuste sich nicht besser zu rechtfertigen, als durch Darlegung seiner von Ferdinand erhaltenen Vollmacht, und durch das Versprechen, einen Versuch zur Besserung seines Schwiegervaters zu machen. Ludwig betrug sich bey dieser Gelegenheit sehr edelmüthig, und nahm an Philippen keine Rache, indem er sagte, er wolle lieber ein Königreich verliehren, als sein gegebenes Wort brechen. Einige Tage hernach reiste der Erzherzog mit Genehmigung des Königs ab, um seine Schwester, die Herzogin von Savoyen, zu Bourg en Bresse zu besuchen. Er ließ sich in einem Tragsessel dahin bringen: kaum aber war er dort, so wurde er wieder gesund, vergaß sein Versprechen, in Frankreich zu bleiben, und gieng schleunig in die Franche-Comté, setzte über den Rhein, um mit

dem

1503 dem Kaiser, seinem Vater, zu sprechen, und kehrte wieder in die Niederlande zurück.

Hätte der König von Frankreich blos mit den Angelegenheiten des Königreichs Neapel zu thun gehabt, so würde das Uebel nicht unheilbar gewesen seyn. Die im Mayländischen liegenden Truppen hätten sich in kurzer Zeit dahin begeben, und dem Fortgang der spanischen Waffen Einhalt thun können: allein, **Ferdinands** Arglist hatte schon alle italienische Höfe gegen die Franzosen mißtrauisch gemacht und zu Bündnissen mit ihm verleitet. Den **Venetianern**, die schon vier Seeplätze in Apulien besassen, versprach er diese ganze Provinz für die Dienste, die sie ihm erweisen würden. Dem **Pabst** und **Cäsar Borgia** bot er die Städte Siena, Pisa und Bologna an; und gegen die **Schweitzer** machte er sich anheischig, ihnen eine völlige Abtretung der Grafschaft Bellenz, die sie schon in Besitz genommen, wie auch aller mayländischen Plätze, die sie noch erobern könnten, von dem Kaiser zu verschaffen. Die Venetianer unterstützten ihn öffentlich; zwar nicht in der Hoffnung, seine Versprechen erfüllt zu sehen, sondern weil sie glaubten, das Wohl ihrer Republik erfordere die Erniedrigung der allzugrossen Macht der Franzosen in Italien. Der Pabst und sein Sohn, beleidigt durch den Schutz, den Frankreich dem Johann Jordan von Orsini angedeihen ließ, freuten sich einer so schmeichelhaften Hoffnung und nahmen ein Betragen an, das den Franzosen mehr Schaden brachte, als die spanischen Waffen. Die Schweitzer bezeigten sich am eifrigsten, indem sie mit einem Heer von funfzehntausend Mann Locaono angriffen, welches Schloß von der Seite des Lago maggiore den Eingang in das Herzogthum Mayland verwehrte. König Ludwig, der die Schweitzer gern in Neapel brauchen wollte, verglich

sich

sich noch zur rechten Zeit mit ihnen, indem er ihnen 1503
die Grafschaft Bellenz ganz und gar abtrat und ihnen durch das ganze Herzogthum Mayland eben die Privilegien bewilligte, die sie unter den vorigen Herzogen genossen hatten.

Unterdes waren die Spanier in dem Königreich Neapel geschäftig, die Franzosen zu vertilgen und zu verjagen. Aubigni wurde bey Seminara, wo Am 21. April.
er acht Jahre vorher gesiegt hatte, völlig geschlagen
und gefangen genommen, und der Herzog von Ne- Am 28.
mours bey Cerignola gar getödtet, der gröste Theil April.
seines Heers niedergemacht oder gefangen. Ludwig von Ars, der das letztere Gefecht widerrathen hatte, warf sich mit so viel Mannschaft, als er in der Nacht nach diesem unglücklichen Vorfall zusammen bringen konnte, in die Stadt Venosa. Yvo von Allegre, der vornehmste Urheber des Gefechtes, wuste nicht, wohin er sich wenden sollte. Weder Neapel noch Capua waren mit Lebensmitteln versehen, daß man sich darinn hätte halten und Entsatz abwarten können. Die französischen Lieferanten hatten Getraid in dem Kirchenstaat aufgekauft, und als sie es fortschaffen wollten, ließ es ihnen der Pabst, der sich heimlich mit Ferdinanden verbunden, nicht verabfolgen. Der daher entstehende Mangel hatte eben schon vorher die Feldherren Nemours und Aubigni gehindert, sich in feste Plätze zu werfen, und sie genöthiget, mit einer weit stärkern Macht, als sie unter ihren Befehlen hatten, im freien Felde zu kämpfen. Allegre schloß sich endlich in Gaeta ein; Neapel öfnete dem spanischen Heerführer die Thore, und die beyden Schlösser, die von den Franzosen tapfer
vertheidiget wurden, nahm Peter Navarro durch im Jul.
Pulverminen ein, deren sich zuerst ein genuesischer Officier im Jahr 1487 bey der Belagerung der von Florentinern vertheidigten Festung Sarzanello, zwar

1503 nicht mit Vortheil bedient, aber doch den Spaniern dadurch Gelegenheit gegeben, der Erfindung weiter nachzudenken, sie vollkommener zu machen und sie zum Schaden der Franzosen auszuüben. Alegre vertheidigte sich gegen die Stürme der Spanier mit bewundernswerther Tapferkeit, und nachdem ihm die französischen Schiffe frische Mannschaft und Lebensmittel zugeführt hatten, sah sich Gonsalvo zur Aufhebung der Belagerung genöthiget.

Am 6. Aug.

Die Nachrichten von dem Unfall der französischen Armee in Neapel setzten den König von Frankreich und seinen Minister, den Kardinal von Amboise, in Feuer und Thätigkeit. Sie trafen Anstalten, die den Feinden fürchterlich scheinen konnten. Vor allen Dingen verlangten sie von den vornehmsten Städten Frankreichs ein Darlehn oder freywilliges Geschenk — denn diese beyden Worte waren damals gleichbedeutend — und sie fanden würklich so viel Bereitwilligkeit, daß davon in kurzer Zeit vier bis fünf Armeen auf einmal konnten aufgestellt werden. Die erste, die aus Gascognern bestand und durch den Herrn von Albret angeführt wurde, sollte von Fuente-Rabia her in Spanien eindringen. Die zwote unter dem Marschall von Rieux ward bestimmt, die Rechte des Königs auf Roussillon auszuführen. Die dritte, welche stärker war, als die beyden ersten zusammen, und Ludwigen von la Tremouille zum Anführer hatte, sollte durch Italien ziehen, die Reste der Armee des Herzogs von Nemours ansammlen und gerade auf Neapel losgehen, und zu gleicher Zeit sollten zwo Flotten von Genua und Marseille absegeln, um die Spanier in Italien und in Katalonien zu beunruhigen. Die glänzende Grösse dieses Entwurfs blendete den König, so daß er nicht einsah, wie nachtheilig es sey, seine Macht auf eine solche Art zu trennen, und wie

leicht

leicht ein Theil derselben verunglücken und dadurch 1503
den übrigen Schaden bringen könne. Albret, der zuerst losbrechen sollte, und der zur Bezeugung seines Eifers eine Armee von lauter ihm zugehörigen Vasallen und Unterthanen versammlete, glaubte, sein Vortheil erfodere es, Ferdinanden zu schonen. Ausser der alten Verbindung, die er von jeher mit diesem König unterhalten hatte, befürchtete er auch, seinen Sohn, den König von Navarra, einen schwachen Fürsten, in die Feindschaft seines furchtbarsten Nachbarn zu verwickeln. Er führte seine Truppen durch so rauhe Wege, und sorgte so wenig für ihre Erhaltung, daß sie ganz unbrauchbar waren, ehe er noch die spanische Gränze erreichte. Rieux drang mit einer Armee von zwanzigtausend Mann in Roussillon ein, und belagerte die Stadt Salses, die ehedem unter Karl dem Achten so leicht war eingenommen worden: allein, jetzt war der Platz fester, und Rieux hatte nur sehr wenig regelmässige Krieger bey sich; der gröste Theil seines Heers bestand aus languedokischer Militz. Dennoch würde dessen Muth und Erfahrung die Uebergabe bewürkt haben, wenn ihn nicht eine schwere Krankheit genöthiget hätte, die Anführung seines Heers dem Grafen von Dünois, Franz von Orleans, anzuvertrauen. Die Belagerung ward zwar fortgesetzt, aber nicht lebhaft genug. Ferdinand selbst und der Herzog von Alba erschienen zum Entsatz, nöthigten die Franzosen zum Rückzug, und richteten in den französischen Gränzörtern grosse Verwüstungen an. Die Flotte, die man an die Küsten von Katalonien und Valencia geschickt hatte, wurde durch Sturm zerstreut; viele Schiffe scheiterten, und die übrigen waren so übel zugerichtet, daß man sie kaum in den Hafen von Marseille zurück bringen konnte.

1503 Ludwig, voll von Verdruß über so viele traurige Zufälle, und ausser Stand, seinen weit aussehenden Plan weiter zu verfolgen, bat den ehemaligen König Friedrich von Neapel, einen Stillstand zwischen ihm und Ferdinanden zu vermitteln, und gab dem Grafen von Dünois Vollmacht, denselben zu schliessen. Ferdinand, den ein unerwartetes Glück nicht übermüthig oder taub gemacht hatte, nahm den Vortrag mit Freuden an, und gab seiner Seits dem Herzog von Alba Vollmacht. Der Stillstand ward auf fünf Monat getroffen, hernach aber auf drey Jahr verlängert, jedoch nur in Ansehung der beyderseitigen Erbstaaten, ohne Italien und die dortigen Meere darunter zu begreifen; denn dort fuhr man fort, einander zu bekriegen. Doch daureten unterdes auch die Unterhandlungen wegen einer neuen minder zweydeutigen und billigen Theilung des Königreichs Neapel; womit es doch Ferdinanden kein Ernst war, ihm, der nur den König von Frankreich durch Ränke von einer Zeit zur andern hinzuhalten suchte.

(am 31. März 1504)

Die Armee, die la Tremouille nach Neapel führte, sollte durch sechstausend Mann Schweitzer verstärkt werden: allein, am Ende konnte man kaum zwey tausend Mann erlangen. Besser erfüllten ihre Versprechen die Florentiner, der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua. Die vereinigten Truppen näherten sich dem Kirchenstaat, ohne daß man noch wuste, welche Partey der Pabst und sein Sohn ergreifen würden. Beyde behalfen sich mit zweydeutigen Vertröstungen. Die Geduld der Franzosen war aufs Aeusserste getrieben, als Alexander der Sechste durch seine eigene Bosheit die Welt verlassen muste. Der Kardinal von Amboise strebte nach der dreyfachen Krone, und erweckte dadurch den Römern und den Kardinälen grosse Unruhe.

rühe. Diese wählten ihren alten und kranken Mit- 1503
bruder Piccolomini, der unter dem Namen Pius Am 22.
der Dritte den päbstlichen Stuhl einnahm, aber Sept.
nach sechs und zwanzig Tagen starb. Amboisens
neue Hoffnung scheiterte abermals durch die Ränke
des berühmten Kardinals Julian von Rovere,
eines Brudersohns Pabsts Sixtus des Vierten, des
unversöhnlichsten Feindes Alexanders des Sechsten.
Er hatte sich bisher in Frankreich aufgehalten, und
stellte sich, als wenn er den Kardinal von Amboise
zur päbstlichen Würde verhelfen wolle: er riß sie aber Am 1.
selbst an sich, nennte sich Julius den Zweeten, Nov.
und führte eine höchst unruhige und kriegerische Re-
gierung, die zugleich dem König von Frankreich sehr
nachtheilig wurde. Der Kardinal, als ein feiner
Staatsmann, hütete sich sehr, einiges Merkmal sei-
nes Verdrusses zu äussern, vielmehr war er der er-
ste, der sich dem neuen Pabst zu Füssen warf. Er
stellte sich sehr vergnügt, daß die Wahl auf einen
Mann gefallen war, den man als einen Franzosen
betrachtete, weil der genuesische Staat, aus dem er
gebürtig war, damals zu der französischen Monarchie
gehörte. Julius hingegen ließ es auch nicht an Ver-
sicherungen der Freundschaft und an Höflichkeit fehlen,
und es schien, als wenn er die päbstliche Würde nur
in der Absicht übernommen habe, um sie mit seinem
alten Wohlthäter zu theilen. Er ertheilte ihm auf
eine uneingeschränkte Zeit die Legatenstelle in Frank-
reich, die der vorige Pabst Amboisen zu zwey ver-
schiedenen mahlen nur auf achtzehn Monate bewilli-
get hatte. Er that die Würde eines Legaten von
Avignon hinzu, die er selbst bekleidet hatte, und die
derjenige, dem sie einmal übertragen war, gemei-
niglich lebenslang behielt. Er versprach, die fran-
zösische Nation bey allen Vorfällen zu begünstigen,
und die Sorgfalt des Kardinals von Amboise, die

1503 auf eine Verstärkung der Truppen in Neapel gerichtet war, zu unterstützen. Die Armée, die la Tremouille dahin hatte führen sollen, war also durch Alexander den Sechsten und hernach durch den Kardinal Amboise selbst ziemlich lang vor Rom aufgehalten worden; und ihr Anführer war krank. Wen sollte man sonst dem erfahrnen und schlauen Gonsalvo entgegen stellen? Aubigni und la Palisse, die ihm vorher so manchen Abbruch gethan, waren Kriegsgefangene, Rieux war alt und schwach, und Sie', in Abwesenheit des Kardinals Amboise, in die Geschäfte des Staats verwickelt. Bey diesem Mangel an Feldherren sah man sich genöthiget, einem Fremden die Anführung des französischen Heers zu vertrauen. Dies war der **Markgraf von Mantua, Franz von Gonzaga**, der schon vorher von dem französischen Hof den Orden des heiligen Michael erhalten hatte. Man ordnete ihm Jakob von Silli, Bailli zu Caen, und Ludwig von Hedouville, Herrn von Sandricourt, als Räthe, oder vielmehr als Beobachter zu. Der Markgraf genoß wegen seiner Einsichten in das Kriegswesen grosses Ansehen: aber der Kardinal von Amboise, der ihn dem französischen Hof vorgeschlagen, muste nicht alle Umstände erwogen haben, die ihn hiervon hätten abhalten sollen. Schon die einzige Betrachtung, daß der Markgraf ein italienischer Prinz und der nächste Nachbar von Mayland war, wäre hierzu hinreichend gewesen. Sein Betragen nach übernommener Anführung der Franzosen rechtfertigte auch die Tadler des Kardinals. Erst gegen die Mitte des Oktobers erschien er an den neapolitanischen Gränzen; es wäre also um so viel nöthiger gewesen, ohne weitern Verzug in das Königreich einzudringen: allein, er verhielt sich dabey so gemächlich, und that so viele Fehltritte, daß ihn Sandricourt in vollem Kriegsrath für einen Niederträch-

trächtigen und Verräther erklärte und sich erbot, dies 1503
mit den Waffen in der Hand gegen ihn zu beweisen.
Da der Markgraf weder den Willen hatte, die Aus-
forderung anzunehmen, noch Ansehen genug, den
Schuldigen zu strafen, so hielt er für das rathsam-
ste, seine Befehlshaberstelle niederzulegen. Dies
verursachte den Uebergang der italienischen Truppen
von den Franzosen zu den Spaniern. Der Mar-
quis von Saluzzo, der schon einige Monate vorher
Gaeta entsetzt und den Spaniern Abbruch gethan
hatte, übernahm einsweilen die Anführung der fran-
zösischen Armee, ward aber von Gonsalvo so lange
in der Gegend Garigliano aufgehalten, bis der Win-
ter herbey kam, der dann wider die Gewohnheit der
dortigen Himmelsgegend diesmal äusserst streng war.
Regen und Schnee fielen fast ununterbrochen einige
Monate lang. Nun hatten zwar die Spanier die
daher entstehenden Ungemächlichkeiten eben so, ge-
wissermassen in einem noch höhern Grad auszuste-
hen: allein, sie hatten doch Lebensmittel, woran es
den Franzosen durch Schuld der unbarmherzigen und
habsüchtigen Zahlmeister und Lieferanten fast gänzlich
fehlte. Durch eine List, die Gonsalvo dem berühm- Am 27.
ten italienischen General Alviano zu danken hatte, Dec.
wurden die Franzosen genöthiget, ihren Posten zu
verlassen, und sich nach Gaeta zu ziehen, wohin sie
Gonsalvo verfolgte. Man erstaunt und es lautet
ganz romanhaft, wenn man in den französischen Ge-
schichtbüchern liest, wie nur funfzehn der bravsten
Ritter diesen Rückzug gedeckt, noch mehr aber, wie
einer von ihnen, der berühmte Bayard, einen feind-
lichen Haufen von zwey hundert Mann auf einer
schmalen Brücke allein so lang aufgehalten, bis ihn
seine Landsleute unterstützen konnten. Bey allen Be-
schwerlichkeiten kamen die Franzosen ohne sonderlichen
Verlust nach Gaeta: aber alle ihre entferntern Po-

1503 sten wurden von den Spaniern aufgehoben; nur sehr wenige entkamen.

Die nunmehr in Gaeta eingeschlossenen Franzosen waren überflüßig hinreichend zur Vertheidigung dieser Stadt. Sie fanden zwar daselbst nur Lebensmittel auf acht bis zehn Tage: aber in dem Hafen lagen doch viele Schiffe, die von Livorno oder Genua einen stärkern Vorrath hätten holen können; man wuste auch, daß schon andre Schiffe in dem Hafen bey Marseille bereit lägen, mit der ersten günstigen Witterung nach Neapel abzusegeln; endlich wuste man auch, daß la Tremouille, der unterdes wieder gesund worden war, sich anschickte, an der Spitze einer neuen Verstärkung nach Neapel zu kommen, und die Anführung der Armee wieder zu übernehmen. Dennoch waren alle diese Betrachtungen nicht im Stande, den Muth der Franzosen zu erhalten. Das Andenken an die ausgestandenen Unfälle, die Furcht der Gens d'Armes, auch noch ihre Pferde, als ihr einziges übriggebliebenes Eigenthum, zu verliehren, die stürmische Witterung, die das Meer unsicher machte, und die noch lange dauren konnte, am meisten aber Traurigkeit und Scham hatten der ganzen Armee ein heftiges Verlangen nach der Endigung so langwieriger Mühseligkeiten eingeflößt. Gonsalvo, in der Meynung, er werde die Stadt mit Gewalt einnehmen müssen, wunderte sich nicht wenig, als er den Franzosen Vorschläge zur Uebergabe und zu einem Ehrenvollen Abzug gegen eine Auswechselung aller seit dem Anfang des Kriegs gemachten Gefangenen thun ließ, und die Bereitwilligkeit zur Annahme seiner Vorschläge erfuhr. Es kam also zu Unterhandlungen und zu einem Vertrag; Gonsalvo vergaß dabey den Ritter Ludwig von Ars nicht, der noch immer in Apulien drey bis vier Städte unter französischem Gehorsam erhielt. Er wollte ihn mit

in

in den Vertrag eingeschlossen wissen: allein der Mar- 1503
quis von Saluzzo und die übrigen Generale liessen dies nicht geschehen, weil sie keine obere Gewalt über ihn hatten; sie behielten ihm daher blos das Recht vor, dem Vertrag nach Belieben beyzutreten. Gonsalvo verlangte Geisel, und als er sie in seiner Gewalt hatte, schickte er zwar die französischen Gefangenen, deren nicht wenige waren, ohne Lösegeld zurück: aber er behielt alle italienische Herren von der Partey des Hauses Anjou zurück. Zu seiner Entschuldigung gab er vor, sie wären durch das Eroberungsrecht Unterthanen des Königs von Spanien geworden, und müsten daher als solche die Entscheidung ihres Schicksals blos von ihm erwarten: und da die Franzosen nichts mehr in Neapel besässen, so hätten sie auch kein Recht, für Leute, die sie als Fremde anzusehen hätten, Bedingungen zu machen.

An dem gesetzten Tag räumten die Franzosen 1504
Gaeta, und machten sich fertig, in ihr Vaterland Am 1. Jan.
zurückzukehren; allein, König Ludwig, äusserst aufgebracht über eine so nachtheilige Kapitulation, schickte ihnen Befehl zu, ihre Winterquartiere in Italien zu nehmen, und ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht wieder nach Frankreich zu kommen. Alegre und Sandricourt wurden zur Landesverweisung verdammt, weil man dem ersten den Verlust der Schlacht bey Cerignola, und dem andern die Entfernung des Markgrafen von Mantua, der am französischen Hofe doch noch immer als ein nützlicher und gutgesinnter Bundsgenosse angesehen wurde, beymaß. Sandricourt überlebte sein schlimmes Geschicke nicht; Alegre aber, der in weit grösserer Schuld war, ertrug sein Unglück mit Gelassenheit. Die gefangenen Kapitäne wurden von dem allgemeinen Befehl ausgenommen; der König erlaubte ihnen nicht allein, wieder an den Hof zurückzukommen, son-

1504 dern versprach ihnen auch Belohnungen für ihre Dienste.

Die aus Neapel zurückgekommene Armee zerfloß vollends in dem Herzogthum Mayland. Krankheiten rafften diejenigen weg, die dem Schwerd des Feindes entronnen waren. Es gab wenig angesehene Familien in Frankreich, die nicht den durch den neapolitanischen Krieg erlittenen Verlust eines Vaters, eines Bruders oder Sohns zu beweinen gehabt hätten. Der Hof legte Trauer an; der König ließ sich viele Tage lang nicht sehen. Mit der Bekümmerniß und Schaam über den Triumph eines schwächern und minder kriegerischen Feindes, und über die ganz unnütze Aufopferung so vieler tausend Menschen und so beträchtlicher Geldsummen, verband sich eine sehr natürliche Unruhe über die Zukunft. Ludwig wuste und überlegte, daß der König von Spanien und der Kaiser gemeinschaftlich handelten, daß die Republik Venedig, der er einen grossen Theil seines Unglücks Schuld gab, geneigt schien, die ehrgeitzigen Entwürfe derselben zu begünstigen, daß die Schweitzer sich immer mehr und mehr von den französischen Bündnissen entfernten, daß ihm sogar der savoyische Hof untreu sey, daß er auf die Freundschaft des Pabsts kein Vertrauen setzen dürfe, und daß er bey einer Verbindung aller dieser Mächte keinen Widerstand würde leisten, noch Mayland retten können. Solche traurige Betrachtungen, und die geheimen Vorwürfe, die sich Ludwig über das Vergangene selbst machte, stürzten ihn in eine tiefe Melancholie. Dies zog ein Fieber nach sich, welches in wenig Tagen so heftig wurde, daß man an seinem Leben verzweifelte. Jedermann gerieth über die Folgen, die aus einem solchen Todesfall hätten entstehen müssen, in Unruhe und Bestürzung. Vermöge der letzten Verträge mit dem Kaiser **Maximilian** sollte **Klaudia**, die

ein-

einzige Tochter Ludwigs, den Herzog Karl von Luxem- 1504
burg, vermuthlichen Erben aller Länder des Hauses Oestreichs, heurathen, und ihrem Gemahl die Herzogthümer Mayland und Bretagne, nebst der Grafschaft Blois, als Brautschatz mitbringen. Obgleich Maximilian noch nicht alle beschlossene Punkte des Vertrags erfüllt hatte, so zweifelte man doch nicht, er werde nach dem Tode des Königs die gänzliche Vollziehung des Vertrags verlangen, und von der Mutter der jungen Prinzessin unterstützt werden. Triftige Beweggründe konnten die Königin Anne hierzu reitzen, das Andenken an ihre ehemaligen Verbindungen mit Maximilian, das Verlangen, ihre Tochter vortheilhaft zu versorgen, und die Nothwendigkeit, in der sie zu seyn glaubte, sich eine Stütze gegen die Rache der Prinzessin Louise von Savoyen, Mutter des jungen Grafen Franz von Angouleme, ersten Prinzen vom Geblüt und vermuthlichen Kronerben, zu verschaffen. Die stolze, eifersüchtige, strenge und andächtige Anne hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihre junge, schöne, ehrgeitzige, verschmitzte, arglistige und galante Nebenbuhlerin gefaßt. Anne, die sich ihrer Gewalt über Ludwigs Gemüth bediente, hatte sie vom Hof entfernt, und ihr, nebst ihrem Sohn und ihrer Tochter, das Schloß Amboise zum Aufenthalt angewiesen, wo sie der König selbst nicht zu besuchen wagte. Die Furcht also, in die Gewalt einer gekränkten Nebenbuhlerin zu fallen, und das einer Mutter so natürliche Verlangen, das Schicksal ihrer Tochter zu bestimmen, würkten so heftig auf ihr Gemüth, daß sie alle Empfindungen, die sie an einen ihrer ganzen Zärtlichkeit würdigen Gemahl hätten binden sollen, erstickte, und sich blos mit Mitteln, sich in Freyheit zu setzen, beschäftigte. Sie ließ eilig ihren Schmuck, ihre Gelder und ihr Hausgeräthe auf der Loire einschif-

1504 schiffen, und machte alle Anstalten zur Entführung ihrer Tochter, so bald der König die Augen würde geschlossen haben. Mit Kummer sah der Kardinal von Amboise diese Zubereitungen; denn er muste sehr wohl wissen, wie nachtheilig für Frankreich die entworfene Vermählung werden könne; weil er aber selbst starken Antheil an der Sache gehabt, so hatte er gewisser massen das Recht, sich dawider zu setzen, verlohren. Der Marschall von Gié hatte nicht eben so viele Fürsicht zu beobachten. Da er mit in dem Haß, den Anne von ihrer zartesten Jugend her dem Hause Rohan geschworen hatte, begriffen war, so hatte er sich zur Partey der Gräfin von Angouleme geschlagen, und war zum Hofmeister ihres Sohns ernennt worden. In dieser Eigenschaft hatte er es gewagt, öffentlich gegen diese Vermählung der Prinzessin Klaudia mit Karl'n von Luxemburg zu sprechen, ohne daß der König, der Vertrauen auf ihn hatte, oder der Kardinal, der ihn fürchtete, sich für berechtiget gehalten hätten, ihm Stillschweigen aufzulegen. Gewiß ist es, Ludwig und sein erster Minister würden nie eine dem Wohl des Staats so widrige Vermählung entworfen haben, hätten sie nicht gehoft, daß Anne, die jung und fruchtbar war, einen Prinzen zur Welt bringen würde, der seine Schwester von allen Ansprüchen auf die väterliche und mütterliche Erbfolge entfernen und verursachen könnte, daß sie sich mit einem Brautschatz begnügen müste: allein, war es wohl der Mühe werth, die Wohlfarth des Staats auf eine betrügliche Hoffnung zu gründen? Da sich der Marschall einem so nachtheiligen Vertrag ohne Erfolg widersetzt hatte, so nahm er zur rechten Zeit alle ersinnliche Maasregeln, die Vollziehung desselben zu hindern, im Fall das Unglück, das er vorhersahe, sich würklich ereignen sollte. Sie wurden jedoch unnütz; der König erlangte seine Gesundheit

heit wieder, und der Marschall wurde unglücklich 1504
genug, als seine Leute die Reichthümer, welche die Königin nach Nantes wollte bringen lassen, zu Saumür anhielten. Aufgebracht über diese Beleidigung, forderte sie Rache, und quälte den König so lange, bis er Erlaubniß gab, dem Marschall von Gié den Proceß zu machen, und dabey versprach, ihn, wenn er schuldig befunden würde, der Strenge der Gesetze zu überlassen. Eine Menge von Aussagen kam gegen den Marschall zusammen. Diejenigen, die er als seine besten Freunde betrachtete, wurden seine hitzigsten Verfolger; sogar der Herr von Albret, der den Vorsatz gehabt, an seinen Entwürfen Theil zu nehmen, und den ohne Zweifel nach dessen Gütern gelüstete, wartete nicht erst, bis man ihn zu Aussagen oder Anklagen aufforderte; er übergab den Kommissarien verschiedene Klagpunkte, von denen sie noch gar nichts wusten, worüber sie folglich auch den Marschall nicht befragt hätten. Ja — und wer hätte dies vermuthen sollen? — die Gräfin von Angouleme, die ihm bisher mit so grosser Achtung begegnet war, für die er sich aufopfern zu wollen geschienen, verlangte, gehört zu werden, und legte ihm mehr zur Last, als alle übrige Zeugen. Dies Betragen schien Unparteyischen, oder vielmehr solchen, die von den geheimen Verhältnissen beyder Personen nichts wusten, um so viel schwärzer, je bekannter die Verbindlichkeiten waren, welche die Gräfin dem Marschall schuldig gewesen, und je weniger man ihre Beweggründe einzusehen vermochte. Louise von Savoyen, die in ihrem zwey und zwanzigsten Jahr Witwe geworden war, besaß viel Feuer und eine grosse Begierde zu gefallen. Bey den häufigen Unterredungen, die sie mit dem Marschall wegen der Versorgung ihrer Kinder hatte halten müssen, ward sie gewahr, daß ihre Reitze Würkung thaten, und

heim-

1504 heimlich freute sie sich darüber, weil sie des Beystandes eines angesehenen Ministers bedurfte, und weil sie sich wahrscheinlich schmeichelte, diese aufkeimende Leidenschaft nach ihrem Gutdünken mässigen zu können. Der Marschall war Witwer und von vornehmer Herkunft, besaß Ehrgeitz, Reichthümer, hohe Würden, die Gunst des Königs, und ein Ansehen, das dem Ansehen des ersten Ministers die Waage hielt. Ihn verlangte immer heftiger nach einer Vermählung mit der Prinzessin. Er ließ ihr durch den Herrn du Bouchage den Antrag thun, und erhielt eine verweigernde Antwort. So behutsam diese auch eingekleidet war, so sehr fand sich doch der Marschall, der sie nicht erwartet hatte, beleidigt. Anstatt nun ihr Herz noch gegen sich geneigt zu machen, betrug er sich vielmehr herrisch, und als ein eifersüchtiger Ehemann. Dem Herrn von Sürgeres, der häufige und langwierige Besuche bey ihr ablegte, ließ er den Eingang in das Schloß zu Amboise verbieten; ein Edelmann, der Nachfolger des Herrn von Sürgeres, ward sogar von der Wache in dem Schlosse selbst angehalten, und schimpflich abgewiesen. Dergleichen Gewaltthaten waren für die Gräfin um so viel beleidigender, da sie zu manchem verhaßten Argwohn Anlaß gaben. Dennoch wagte sie es nicht, sich darüber zu beschweren. Sie war zu sehr von dem zu befürchtenden Verlust des ihr nothwendigen Schutzes des Marschalls überzeugt, als daß sie sich nicht in seiner Gegenwart hätte verstellen, und ihm einige Hoffnung, die sie jedoch nie zu erfüllen gedachte, hätte lassen sollen: vielleicht zweifelte der Marschall selbst an der Erfüllung, aber schwerlich erwartete er die Gräfin an der Spitze seiner Feinde. Als er dies erfuhr, vergoß er Thränen des Schmerzens und der Wuth. Anne, die ihrem Gemahl keinen Vorwand zur Zurücknehmung seines

Wor-

Wortes lassen wollte, schickte alle gegen den Mar- 1504
schall vorgebrachte Zeugnisse an die Doktoren nach Pavia. Diese, die blos nach denen von Tyrannen oder Despoten gegebenen römischen Gesetzen urtheilten, thaten keck den Ausspruch, der Marschall von Gié sey ein Verbrecher der beleidigten Majestät. Nach ihren Vorschlägen richtete man den Proceß ein, untersagte dem Beklagten das Recht, Advokaten anzunehmen, sperrte ihn in ein enges Gefängniß, und der königliche Prokurator verlangte, daß er enthauptet, hernach geviertheilt werden, und seine Güter dem König anheim fallen sollten. Bey dieser Gefahr ließ der Marschall den Muth nicht sinken; er läugnete alle Beschuldigungen, und zeigte, daß die meisten einander widersprächen, daß seine Ankläger keine gültige Zeugen seyn könnten, und daß zu einem Verbrecher der beleidigten Majestät mehr erfordert würde, als man ihm Schuld gäbe. Zum Glück hatte der Marschall einen tugendhaften Mann zum Richter, den Kanzler **Veit von Rochefort**, der den Proceß für gesetzwidrig und tumultuarisch erklärte, dem Gefangenen bis auf weitern Bescheid Freyheit ertheilte, eine ziemlich lange Frist zur Zubereitung seiner Vertheidigungsmittel bestimmte, und Kommissarien zur Abhörung beyderseitiger Zeugen und zur Gegeneinanderstellung derselben ernennte. Nunmehr zweifelte der Marschall nicht, der Zorn der Königin würde sich legen, wenn er nur noch mehr Zeit gewönne; dem zu Folge übergab er den Kommissarien ein langes Verzeichniß der Zeugen, die sie abhören sollten. Oben an stand der König, hernach der Kardinal von Amboise, einige Statthalter in den Provinzen, die über hundert Meilen weit vom Hofe entfernt waren, viele Officiere bey der Armee in Italien, wie auch Minister, die mit Unterhandlungen an auswärtigen Höfen beschäftigt waren. Ehe

alle

1504 alle diese Zeugen abgehört werden konnten, musten Jahre vergehen; und das war es eben, was der Marschall suchte; allein er hatte mit einer hartnäckigen Feindin zu thun, die weder Kosten noch andre Schwierigkeiten abschrecken konnten. Anne opferte muthig zwey und dreyßig tausend livres für die Kosten dieses Processes auf. Nachdem alle Fristen verbraucht waren, muste sich doch endlich der Marschall vertheidigen. Seine Ankläger waren nun schon weit vorsichtiger, zum Theil milderten sie ihre Aussagen, oder nahmen sie gar wieder zurück. Die Gräfin von Angouleme und der Herr von Albret, die erst nach vielen Umschweifen von den Kommissarien mit dem Marschall konnten zusammen gestellt und gegen einander abgehört werden, blieben bey ihren meisten Aussagen: aber der Marschall erklärte sie für seine Feinde, und wollte daher ihre Zeugnisse nicht gelten lassen. Der Proceß wurde endlich vor das Parlament zu Toulouse gespielt, weil dasselbe nach den römischen Gesetzen richtete, die man der Natur des dem Marschall beygemessenen lasters angemessener hielt, als die Gewohnheiten des Reichs und die königlichen Verordnungen. Da die Beschuldigungen des Marschalls zuletzt auf unbedachtsame Reden und übereilte Handlungen hinausliefen; so verurtheilte ihn gedachtes Parlament, nicht wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät, sondern wegen einiger Ausschweifungen und Vergehen, zu dem Verlust seiner Hofmeisterstelle bey dem Grafen von Angouleme, der Statthalterschaften von Amboise und Angers, und seiner Ordonnanzkompagnie; ferner sollte er fünf Jahre lang seiner Bedienung als Marschall von Frankreich beraubt seyn, sich während dieser Zeit vom Hofe wenigstens zehn Meilen weit entfernt halten, und endlich dem königlichen Schatz den Sold einiger Krieger bezahlen, die er aus eigener

(Am 9. Febr. 1505.)

ner Macht auf Kosten des Staats in seinem Schlos- 1504
se Fronsac gehalten hatte. Der Marschall, zufrie-
den mit einer der Rachgier seiner Feinde so unange-
messenen Strafe, begab sich auf sein prächtiges land-
haus du Verger, und lebte daselbst im Ueberfluß.

Die durch den gefallenen Marschall von Gié in dem Staatsrath erledigte Stelle ward durch den Admiral von **Graville** wieder besetzt, der sich seit einigen Jahren davon entfernt hatte. Weil er gern seiner Rückkehr durch eine glänzende Handlung Aufsehn verschaffen wollte, so that er den Vorschlag, die **Zahlmeister und Lieferanten**, denen man den Untergang der Armee in Neapel Schuld gab, gefänglich einzuziehen, ihre Rechnungen zu prüfen, und die Schuldigen mit der äussersten Strenge zu bestrafen. Während daß man auf Mittel dachte, durch die man ihre Unterschleife ausfindig machen wollte, brachte einer der Strafbarsten und minder Angesehenen den Kommissarien die Summen, die er unrechtmässig erworben, und erbot sich, seine Gehülfen zu entdecken, wenn man ihm das Leben schenken würde. Kaum war das Gerücht hiervon erschollen, so verbargen sich alle; man fand sie aber, und verurtheilte sie zu starken Geldbussen, und warf davon den nach Frankreich geflohenen Herren von der anjouischen Partey Jahrgelder aus. Dieser Herren waren eben nicht viele; denn Gonsalvo hatte, wie schon erwähnt worden, diejenigen, die in die Hände der Spanier gefallen, in der Gefangenschaft zurückbehalten. Die andern hatten sich nach Apulien zu dem Ritter Ars geflüchtet, und ihn verstärkt.

Dieser durch grosse Thaten unsterblich gewordene Krieger rächte damals die Ehre der französischen Nation gegen die Spanier in Neapel. Nach der wider seinen Willen gelieferten Schlacht bey Cerignola hatte er sich mit einem Haufen tapferer Männer

1504 nach **Venosa** gezogen, unterdes Alegre den Rest des Heers nach Gaeta führte. Er machte sich den guten Willen der Einwohner und die Entfernung der Spanier zu Nutzen, und verschanzte sich in diesem Posten, errichtete Magazine, und brandschatzte das ganze umliegende land. Die Ordnung, die er unter seinen Truppen hielt, der Ueberfluß, den er die Einwohner zu Venosa mit geniessen ließ, bewegten verschiedene benachbarte Plätze, sich ihm zu ergeben. Täglich kamen neapolitanische Herren zu ihm, und führten ihm Rekruten zu, die er dann sorgfältig übte. Gonsalvo schickte zwey bis drey seiner besten Officiere gegen ihn aus, die aber gänzlich geschlagen wurden. Ludwig von Ars theilte seine Mannschaft in verschiedene Rotten, und verschwand so auf einmal dem Feind aus den Augen; plötzlich, wenn man glaubte, er sey zehn Meilen weit entfernt, zeigte er sich wieder, stürzte auf sie ein, und hob ihre Geräthschaft oder abgesonderte Haufen von Soldaten auf. Er hatte drey bis vier feste Plätze im Besitz, und war den Spaniern so furchtbar geworden, daß sie sich fast nicht mehr von ihren Besatzungsörtern zu entfernen wagten. Unvermuthet brachte man ihm die Kapitulation seiner landsleute zu Gaeta, und verlangte zu wissen, ob er derselben beytreten wollte. Mit Verachtung verwarf er diese Zumuthung, und, ob er gleich nicht hoffen konnte, daß er sich mit einer Handvoll leute gegen ein geübtes und zahlreiches Heer werde halten können, so beschloß er doch, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als sich den Gesetzen des Ueberwinders zu unterwerfen. Gleiche Gesinnungen flößte er seiner Mannschaft ein. Gonsalvo, der bald nach der Einnahme der Stadt Gaeta krank geworden, trug dem erfahrnen venetianischen General Alviano die Bezwingung der Franzosen auf, und erlaubte ihm, die hierzu be-

nö-

nöthigten Truppen und das Geschütz selbst zu wählen. 1504
Alviano sah bald ein, mit was für einem Feind er zu schaffen habe. Nach einigen verlohrnen Scharmützeln gab er den Vorsatz, Venosa zu belagern, auf, und begnügte sich damit, daß er den Streifereyen der Franzosen Einhalt that. Ludwig von Ars schickte einen Kourier nach Frankreich, meldete dem König seinen Zustand, und versprach, sich noch sechs Monate gegen die ganze spanische Macht zu halten. Diese Zeit war überflüßig hinreichend, eine neue Armee nach Neapel zu senden, allein, Ludwig war dieser Gefährlichkeiten überdrüßig geworden; weil er jedoch so brave Krieger nicht wollte umkommen lassen, so gab er dem Kapitän Befehl, Neapel eilends, und unter so guten Bedingungen, als möglich seyn würde, zu verlassen. Ars verlangte keine Bedingungen. Er versammlete seine Leute, erlaubte allen Neapolitanern, die ihr Vaterland verlassen wollten, sich mit ihm zu vereinigen, zog hierauf in Schlachtordnung aus Venosa, machte kleine Tagreisen, und zog aus allen Orten, auf die er traf, Kontributionen. Auf diese Art durchzog er den grösten Theil des Königreichs, ohne daß die Spanier es gewagt hätten, sich ihm entgegen zu stellen. Eben so verfuhr er in den ländern des Kirchenstaats. Julius, mehr Krieger als Pabst, war neugicrig, einen so ausserordentlichen Mann kennen zu lernen, lud ihn nach Rom ein, und wendete alles an, um ihn in seine Dienste zu ziehen; weil er ihn aber eben so treu als tapfer fand, ließ er ihn mit vielen Geschenken von sich. Louis von Ars arbeitete sich vollends durch Italien durch, rückte glücklich in Frankreich ein, und führte seine Mannschaft nach Blois, wo sich der Hof aufhielt. Der König und die Königin giengen ihm entgegen, theilten Geschenke unter die Officiere und Gemeinen aus, und stellten dem Anführer die Wahl eines Geschenks

1504 einer Gnade frey. Nun übertraf sich der edle Ritter selbst; er hatte nicht die geringsten Ursachen, Yvo'n von Alegre zu lieben; wenigstens waren ihre Vorschläge und Meynungen im neapolitanischen Krieg einander stets zuwider: dennoch rühmte Ludwig von Ars dem König die Tapferkeit, Treue und Einsicht dieses Generals, und verlangte zu seiner ganzen Belohnung die Zurückberufung eines Mannes, der dem Vaterlande noch wichtige Dienste leisten konnte. Alegre ward begnadiget, und in alle seine Bedienungen wieder eingesetzt.

Obgleich nach dem Abzug der letzten Franzosen ganz Neapel unter den Gehorsam des Königs von Spanien fiel, so befürchtete dieser doch noch immer, er möchte dereinst seine Eroberung wieder verliehren. Die Ansprüche Ludwigs des Zwölften, der Aufenthalt des unglücklichen Königs Friedrich und seiner beyden Söhne in Frankreich, der dem Hause Anjou ergebene Adel in Neapel, der nach Frankreich geflohen war, und den König um neue Zurüstungen gegen die Spanier anflehte, die Meutereyen der spanischen Soldaten, die schon lang keinen Sold erhalten, und deshalb ausser andern Orten die Stadt Kapua plünderten; diese und andre Umstände reitzten Ferdinand zu jener listigen Unterhandlung, wodurch er den König von Frankreich zu einer Verzichtleistung auf Neapel zu bewegen hofte. Er schickte seine Abgeordnete erst an Friedrichen, und dieser fiel glücklich in die Schlinge; er war nämlich leichtgläubig genug, das Versprechen Ferdinands, ihn wieder auf den neapolitanischen Thron zu setzen, wenn nur erst Ludwig seine Ansprüche würde aufgegeben haben, für Wahrheit anzunehmen. Ludwig hingegen durchschaute den arglistigen Vortrag der Spanier sogleich, ließ sie mit Schimpf von seinem Hof jagen, und ihnen

nen befehlen, in einer bestimmten Zeit sein Reich 1504
zu räumen.

Zu gleicher Zeit entdeckte Ludwig die Absichten seines Feindes in Ansehung des Herzogthums Mayland, welches er ihm, in Verbindung mit dem Kaiser und mit einigen italienischen Fürsten, entreissen wollte. Ludwig hatte die versprochene Belehnung des Herzogthums Mayland bisher noch nicht würklich erlangen können; der Kaiser wollte sie auch nur ihm, nicht aber zugleich dessen Nachfolgern bewilligen. Um den Kaiser hierzu zu bewegen, entsagte der König seinem Bündniß mit dem Kurfürsten von Pfalz, der wegen des Herzogthums Niederbayern in einem Streit mit dem Kaiser verwickelt war, und bisher auf französische Hülfe Rechnung gemacht hatte. Dann bediente er sich abermals der Vermittelung des Erzherzogs Philipp, der bey seinem Vater viel vermochte, und ihn auch jetzt bald bewegte, Gesandte nach Frankreich zu schicken, die Philipp von seinen eigenen Gesandten begleiten ließ, und zu denen auch noch päbstliche Abgeordnete kamen. Die Unterhandlungen nahmen zu Blois ihren Anfang, und es kam bald zu einem dreyfachen Traktat. Am 22. Sept.

Der erste betraf die Belehnung mit Mayland, welche der Kaiser gegen Bezahlung einer Summe von zwey hundert tausend livres dem König von Frankreich für sich und seine männliche Erben versprach, in deren Ermangelung aber für dessen älteste Tochter Klaudia und ihren künftigen Gemahl, den Erzherzog Karl zugleich, und, wenn jene vor der Vermählung sterben sollte, für eine andre Tochter des Königs, welche gedachten Erzherzog oder einen von seinen Brüdern heurathen würde, endlich, wenn auch diese ohne Kinder die Welt verliessen, für des Königs männliche Erben, welche alsdann um die Belehnung sich melden würden.

1504 Der zweete Traktat betraf die künftige Vermählung des Erzherzogs Karl und der Prinzessin Klaudia, und enthielt in Ansehung derselben einige neue dem Erzherzog Philipp bewilligte Vortheile. Wenn nämlich König ludwig ohne männliche Erben abgehen würde, so sollten das Herzogthum Burgund, und die Grafschaften Auxonne, Maconnois, Auxerrois und Bar für seine, ingleichen die Herzogthümer Mayland, Genua und Bretagne, und die Grafschaften Asti und Blois, an den Erzherzog Karl und die Prinzessin Klaudia, auch an die aus ihrer Ehe zu erzeugende Kinder fallen. Ferner sollte den beyden Verlobten, doch nur auf ihre Lebenszeit, in Ansehung ihrer Heurath, die sogenannte Komposition von Artois, so wie sie Philipp der Gute und Karl der Kühne genossen, geschenkt seyn. Wofern aber von Seiten des Königs von Frankreich oder der Prinzessin Klaudia diese Heurath nicht vollzogen werden wollte; so sollten alsdann von Frankreich dem Erzherzog Karl die Herzogthümer Burgund und Mayland nebst der Grafschaft Asti abgetreten werden; würde hingegen von Seiten des Erzherzogs oder seiner Eltern und seines Großvaters dergleichen Verweigerung erfolgen, so sollte der Kaiser alles seines Anspruchs auf Mayland und andre Oerter, die der König von Frankreich im teutschen Reiche besitzt, der Erzherzog aber seiner Ansprüche auf Burgund, Macon, Auxerre und Bar für Seine verlustig, wie auch die Grafschaften Artois und Charolois, und die Herrschaften Noyers und Chatelchinon, an den König von Frankreich abzutreten schuldig seyn. Endlich wurden die sämtlichen Kurfürsten und das ganze teutsche Reich von beyden Theilen zur Gewährleistung dieses Heurathsvertrags erbeten.

Der dritte Traktat, an dem auch Pabst Julius der zweete Theil nahm, enthielt ein Bündniß

wider

wider Venedig, und einen Theilungsvertrag über 1504
die meisten länder, die diese Republik auf dem festen
lande besaß. Der Pabst, dem zu Gefallen eigent-
lich dieser Krieg geführt werden sollte, versprach, so
bald es Zeit seyn würde, den Doge, nebst dem gan-
zen venetianischen Staat in den Bann zu thun, und
ihre Unterthanen von dem geschwornen Eid der Treue
zu entbinden. Hierauf sollten beyde Fürsten die län-
der der Republik anfallen, und sich der Plätze, auf
die sie Ansprüche hatten, mit gewafneter Hand be-
mächtigen. Diese drey grossen Mächte, die doch
wohl zur Demüthigung eines um so viel schwächern
Feindes hinreichend gewesen wären, beliebten unter
sich, auch den König von Ungern, den Herzog von
Ferrara, den Markgrafen von Mantua, und die
Republik Florenz, welche gleichfalls Ansprüche an
venetianische Ländereyen hatten, mit in ihr Bündniß
zu ziehen. Sie machten aber unter einander aus,
daß, wenn einer von ihnen in irgend einem Punkt
sein Versprechen nicht erfüllen würde, die beyden an-
dern auch nicht an die ihrigen gebunden seyn sollten.
Aus dieser Fürsicht kann man schliessen, daß gedach-
te Mächte nicht Willens waren, die Venetianer zu
unterdrücken, sondern sie nur in Furcht zu setzen,
und sie zu einiger Genugthuung gegen den Pabst zu
nöthigen. Der Kaiser, der in Teutschland zu thun
genug hatte, und der sich allem Ansehen nach mit
seiner Mässigung bey den Venetianern verdient ma-
chen wollte, gab ihnen heimlich Nachricht von allem,
was vorgegangen war, und ermahnte sie lebhaft, sich
mit dem Pabst durch die Wiedererstattung von Faen-
za und Rimini auszusöhnen, oder ihn zum Schieds-
richter anzunehmen, wenn ihnen diese Bedingung
zu hart schiene. Die Venetianer waren aber zu fein,
als daß sie eine Vermittelung hätten annehmen sol-
len; sie dankten dem Kaiser, und liessen sich unmit-

1504 telbar mit dem Pabst in Unterhandlungen ein. Die Forderungen desselben waren übertrieben, so lang er auf den Beystand der Teutschen und Franzosen hoffen
1505 konnte; so bald er aber diese Hoffnung verschwinden sah, ließ er sich die Bedingungen der Venetianer gefallen, denen zu Folge sie ihm fruchtbare Ländereyen und ansehnliche Einkünfte in Romagna abtraten; dafür versprach ihnen der Pabst, sie nicht weiter in dem Besitz von Faenza und Rimini zu stöhren; welches er jedoch keineswegs ernstlich meynte.

In dem **Traktat zu Blois** war unter andern verabredet worden, daß der Kaiser in drey Monaten dem König von Frankreich die Belehnung über das Herzogthum **Mayland** ertheilen sollte. Es verzog sich aber damit wegen des mit dem Kurfürsten von Pfalz noch fortdaurenden Kriegs, und weil überhaupt Maximilian diese Belehnung ungern verwilligte, bis in das folgende Jahr, da sich dann, nach vielfältigem Anhalten der französischen Gesandten, der Kaiser in Begleitung verschiedener Fürsten nach Hagenau begab, und den König in der Person des Kardinals Amboise, nach Auszahlung der gedachten hunderttausend livres, mit Mayland belehnte.

Bey der Rückkunft nach Blois fand der Kardinal Amboise seinen König wieder mit einer sehr gefährlichen Krankheit befallen; und die Nation, besonders aber die kurz vorher aufs neue gekrönte Königin Anne, in der tiefsten Traurigkeit, welche hauptsächlich dadurch vermehrt ward, daß der König keinen Dauphin gezeugt hatte, und also auf den Todesfall Ludwigs, den Verträgen mit dem Kaiser und dem Erzherzog Philipp zu Folge, die ansehnlichen Provinzen Burgund, Bretagne und Mayland, von Frankreich getrennet werden sollten. Ludwig selbst warf sich nun seine Unbesonnenheit vor, beklagte sein Volk, und vergoß Thränen. Amboise, der eigentliche

liche Urheber dieses ganzen unseligen Handels, eilte, sei- 1505
nen König zu trösten, es möchte nun auf eine billige oder unbillige Art geschehen. Er versicherte ihn, er sey von allen seinen Verbindlichkeiten gegen das Haus Oestreich frey, weil er, ohne Beystimmung der französischen Nation, einen so beträchtlichen Theil des Königreichs nicht weggeben könne. Damit ihm auch keine Bedenklichkeit wegen der deshalb geleisteten Eydschwüre übrig bleiben möchte, so entband er ihn davon, als legat des heiligen Stuhls zu Rom, und vermöge der von dem Pabst erlangten Gewalt. So ward das Gewissen des Königs erweitert; man fand aber nun auch bey Zerreissung des Bundes mit dem Hause Oestreich für nöthig, der Prinzessin **Klaudia** schleunig einen andern Bräutigam auszusuchen. Man bedachte sich hierüber nicht lange; ganz natürlich muste man auf den **Grafen Franz von Angouleme**, vermuthlichen Kronerben, fallen. Die einzige, aber auch sehr grosse Schwierigkeit bestand noch darinn, wie man die Einwilligung der Königin, welche die Mutter des jungen Prinzen tödlich haßte, erlangen möchte. Der Kardinal begab sich in der Absicht zu ihr, stellte derselben ihre Pflichten als Königin so nachdrücklich vor, schilderte ihr die Lage ihres Gemahls, dem eine Weigerung den Tod verursachen könnte, so lebhaft, daß sie endlich ein Versprechen von sich gab, das sie nicht zu erfüllen gedachte. Der König diktirte ohne Zeitverlust sein Testament, welches in Form offener Briefe ausgefertiget wurde. Nachdem er in demselben seine Tochter Klaudia zur Erbin der Grafschaft Blois, des Herzogthums Mayland, und andrer Ländereyen, die er als Privatperson besaß, und die weder zu seiner Appanage noch zur Krone gehörten, eingesetzt hatte; so verordnete er, daß sie mit Franzen, Grafen von Angouleme, vermählt werden sollte, so bald es ihr

1505 Alter verstatten würde. Er verbot, sie unter keinem Vorwand vor der Vollziehung des Beylagers ausser das Königreich zu bringen, noch sie nach Bretagne, welche Provinz sie erben sollte, reisen zu lassen. Zur Vormünderin und Verwalterin des Vermögens seiner Tochter ernannte er die Mutter, aber die Regentschaft des Reichs sollte, während Franzens Minderjährigkeit gemeinschaftlich und unzertrennlich von der Königin und von louisen von Savoyen, Gräfin von Angouleme, ausgeübt werden. Zu Rathgebern der beyden Prinzessinnen bestellte er den Kardinal Georg von Amboise und vier andre Herren. Der König ward gleich hernach wieder gesund, und ließ alles, was er testamentlich verordnet hatte, im May des folgenden Jahrs auf einer allgemeinen Versammlung der Reichsstände zu Tours bestätigen.

Ferdinand der Katholische war gegen seinen Schwiegersohn, den König Philipp von Kastilien, der von ihm die Abtretung der übernommenen Regierung der kastilischen Monarchie verlangte, so sehr erbittert, daß er sich entschloß, noch in seinen alten Tagen zu heurathen, um hierdurch Philippen und dessen Gemahlin um die Erbfolge in Aragonien zu bringen. Er wendete sich deswegen an den König von Frankreich, den er so oft hintergangen, versicherte ihn auf das lebhafteste seiner Reue über alles, was wegen Neapel vorgefallen war, versprach den Ersatz alles Schadens, und zur Befestigung des Bündnisses, das er mit dem König von Frankreich schliessen wollte, verlangte er eine Prinzessin von dessen Geblüte zur Gemahlin. Zu gleicher Zeit bot Philipp ludwigen die Wiedererstattung der Grafschaft Roussillon und die Hälfte des Königreichs Neapel an, wenn er sich für ihn erklären wollte; er ließ dem König vorstellen, wie Ferdinand in Ermangelung andrer Kräfte bey dem blossen Besitz seines

Königreichs Aragonien, gedemüthiget werden, und 1505
wie er alle verlangte Bedingungen würde eingehen müssen, wenn er auf einmal auf der Seite von Kastilien, der Pyrenäen, und in Italien bestürmt würde. Frankreich muste hierbey gewinnen, es mochte sich nun auf diese oder auf jene Seite wenden. Eine damals geheime Betrachtung bewegte den französischen Hof, Philipps Anerbietungen auszuschlagen. Man dachte darauf, wie man die unbesonnen entworfenen Verbindungen mit dem Hause Oestreich trennen wollte; wie albern würde es also gewesen seyn, wenn man die Vergrösserung eines Hauses, das man nächstens zum Feind bekommen muste, hätte befördern wollen? Ludwig ließ sich also mit Ferdinanden ein, so sehr ihn auch dessen ehemalige Ränke und dessen häufige Verletzung der feierlichsten Eidschwüre von aller Verbindung mit ihm hätte abschrecken sollen. Doch dieses scheint damals der verabscheuungswürdige Ton der meisten Grossen, der hernach allgemeiner geworden, gewesen zu seyn; Ludwig selbst hatte ja eben erst, so bald er die lang gesuchte Belehnung von Mayland hatte, seine durch drey feierliche Vergleiche gegebne eidliche Versicherung gegen das Haus Oestreich zurückgenommen. Ludwig gab also seine Einwilligung zu einer Vermählung Ferdinands mit der Prinzessin **Germana von Foix,** Am 12. Oktob. einer Tochter seiner Schwester Marie von Orleans und Johanns von Foix, Vicomten von Narbonne. Zum Brautschatz gab er ihr die neapolitanischen Provinzen Abruzzo und Lavoro, wie auch den Titel einer Königin von Neapel und Jerusalem. Diese Schenkung sollte jedoch nur für sie und für die Kinder, die sie mit Ferdinanden zeugen würde, Statt finden. Im Fall sie ohne Kinder stürbe, sollten die beyden Provinzen wieder an den König von Frankreich und dessen Erben oder Thronfolger zurückfallen. Ferdinand

1505 nand machte sich anheischig, Ludwigen für den ungerechten neapolitanischen Krieg zur Schadloshaltung eine Million Dukaten in zehn Fristen zu bezahlen, nämlich alle Jahr hundert tausend Dukaten. Im Fall hierinn nicht richtig eingehalten würde, sollte Ludwig befugt seyn, alle Güter der spanischen Kaufleute, die in den französischen Seehäfen handelten, einzuziehen, welches eben so viel hieß, als Sachen wegnehmen, die keinem von beyden gehörten. Ferdinand versprach auch, die neapolitanischen Herren von der französischen Partey, die entweder noch in seiner Gefangenschaft waren, oder sich in Frankreich aufhielten, in alle ihre Güter und Ehrenstellen wieder einzusetzen, wenn sie nur ihm oder seiner Gemahlin den Eid der Treue leisten würden. Der Witwe des inzwischen verstorbenen Königs Friedrich, und ihren Kindern, versprach Ferdinand das Fürstenthum Taranto, und noch einige Vortheile, dabey war aber eine sehr bedenkliche Klausel, daß nämlich diese unglückliche Familie da, wo er es für gut finden würde, ihren Aufenthalt nehmen sollte.

Eine so unerwartete Verbindung machte den König Philipp von Kastilien ganz bestürzt. Der König von Frankreich setzte ihm noch mehr zu durch Aeusserung vieler Beschwerden, die er bisher, so lange er nämlich der Freundschaft und Vermittelung Philipps bedurfte, zurückgehalten hatte. Hierher gehörte z. B. die gewaltthätige Einnahme des Herzogthums Geldern, die Beinträchtigung französischer Beamten, die sich für berechtiget hielten, in Flandern, Artois, und in einem Theil von Hennegau allerley Vorrechte auszuüben; die Verwehrung der Appellation dieser Länder an das Pariser Parlament, die Entziehung des Regalrechts in diesen Provinzen, und besonders die fortdaurende Beybehaltung eines hohen Raths zu Mecheln, den Karl der

Küh-

Kühne eingesetzt, und welche zu wehren die Könige 1505
von Frankreich würklich kein Recht hatten. Hierzu kam noch ein alter Streit zwischen Frankreich und dem teutschen Reich über die Lehnsgerechtigkeit der Landschaften Vaes, Ostrevant und Rupelmonde. Kurz, man suchte französischer Seits alle Zwistigkeiten vor, die man bisher hatte schlafen lassen, und lud endlich Philippen als Vasallen des Königs von Frankreich, nebst seinem Kanzler Thomas Plaine, und dem ersten Präsidenten des flandrischen Raths, vor das Parlament zu Paris. Weil ihm nun damals einzig und allein an der Besitznehmung der kastilischen Monarchie gelegen war, und er also einen französischen Krieg in den Niederlanden auf alle Weise vermeiden muste; so bevollmächtigte er einige seiner Minister, mit dem französischen Hof in Unterhandlungen zu treten, und unter Bedingungen, die nicht äusserst nachtheilig wären, die Ruhe zu erhalten, nachdem er vorher in Geheim gegen alles, was er Frankreich würde zugestehen müssen, protestirt hatte. Sie erkannten demnach ohne Schwierigkeit die gerichtliche Abhängigkeit der Grafschaften Flandern, Artois und eines Theils von Hennegau, von dem Pariser Parlament, und erklärten, daß, wenn einige Vergehungen wider die königlichen Verordnungen und Beamten vorgefallen, alles ohne Vorwissen ihres Herrn geschehen wäre, und daß er solche Maasregeln getroffen habe, die den Klagen in Zukunft wehren sollten. Die Streitigkeit über die lehnsherrlichkeit der eben gedachten landschaften ward auf dringendes Anhalten der niederländischen Bevollmächtigten bis auf eine andre Zeit ausgesetzt. Hier- 1506
auf ließ sich Philipp nicht länger abhalten, nach Spa- Am 10.
nien abzusegeln, wo er aber dennoch erst in vier Jan.
Monaten ankam; denn der englische König Heinrich hatte ihn durch allerhand Unterhandlungen, woraus

ver-

1506 verschiedene Verträge erwuchsen, zu seinem grösten Verdruß lange bey sich aufgehalten. Nach seiner Ankunft in Kastilien machte zwar Philipp einen Vergleich mit seinem Schwiegervater, und ward durch denselben würklich Herr von der kastilischen Monarchie, ohngeachtet die Kastilier bey seiner persönlichen Gegenwart viel von ihrer Neigung gegen ihn verlohren: er blieb aber auch nicht lang in dem Besitz die-
Am 25. Sept. ser Krone. Er starb unvermuthet zu Burgos im neun und zwanzigsten Jahr seines Alters. Eine Menge von Entwürfen und Maasregeln verschiedener europäischer Höfe wurden durch diesen Todesfall zerrüttet. Was den **französischen**, von dem wir hier reden, insbesondere betrift, so zeigte sich damals die schönste Gelegenheit zur Besitznehmung der strittigen Provinzen in den Niederlanden: aber Ludwig war durch die vorherigen Unfälle in Italien zu sehr geschwächt, als daß er ernstlich hieran hätte denken können; und doch legen dies französische Geschichtschreiber als eine großmüthige und gerechte Handlung aus. Sie versichern so gar, Ludwig habe aus Mitleiden gegen die unglücklichen Waisen des Königs Philipp seine Macht zu ihrem Nachtheil nicht anwenden wollen.

Weil **Maximilian** die Regierung in den Niederlanden während der Minderjährigkeit seines Enkels Karl nicht persönlich führen konnte; so ernann-
(1507) te er seine Tochter die Erzherzogin **Margarethe**, verwitwete Herzogin von Savoyen, eine sehr einsichtsvolle Fürstin, zur Statthalterin. Der Krieg, der durch den Herzog Karl von Geldern wieder war angefangen, und von den Franzosen unterhalten worden, daurete noch fort. Die Oestreicher vertrieben zwar bald hernach die französischen Hülfsvölker aus Geldern, man war aber doch nicht im Stande, den Plünderungen und andern Feindseligkeiten der unbe-

sol-

soldeten Truppen des Herzogs von Geldern sogleich 1506
Einhalt zu thun. Erst im folgenden Jahr ward ein Stillstand mit dem Herzog von Geldern und mit seinem Bundsgenossen, dem König von Frankreich, getroffen.

Durch Hülfe der Franzosen in Mayland hatte Pabst **Julius der Zweete** in Italien seine Macht weiter ausgebreitet, worüber aber jene viel von ihrem Ansehn in Italien verlohren. Und **Julius** selbst, weit entfernt, dem König und seinem Minister **Amboise** zu danken, verachtete sie vielmehr, und war auf alle Weise dahin bedacht, wie er den Kardinal um die Gunst des Königs und diesen um seine Besitzthümer in Italien bringen könnte. Aeusserst arglistig und geheim nährte er den Haß des Adels und des Volks zu **Genua**, woraus eine für die Franzosen nachtheilige Empörung entstand. **Roccoberti**, der in Abwesenheit des französischen Statthalters, **Philipps von Kleve**, die Angelegenheiten des Königs von Frankreich besorgte, strengte alle Kräfte an, den Aufruhr zu dämpfen; Philipp selbst eilte vom Hof nach Genua mit einiger Mannschaft: aber seine Bitten und Drohungen waren eben so fruchtlos. Das Uebel hatte schon zu weit um sich gegriffen. Das Volk hatte aus seinem Mittel einen Doge und acht Tribunen gewählt. Jener war ein Färber, mit Namen **Paul di Nuovo**, ein unternehmender und gescheuter Kopf. Er belagerte mitten im Winter Monaco, welches dem Edlen Lucian Grimaldi gehörte, mit einer Wuth, der nichts glich, vier Monate lang; dennoch muste er sich bey der Annäherung eines französischen Heers, das auf Befehl des Kardinals von Amboise zum Entsatz kam, zurückziehen. Aber dies veranlaßte seine Anhänger, in Genua selbst gegen die Franzosen, die jetzt den Adel so offenbar unterstützt hatten, feindselig zu handeln. Sie riſsen

1506 sen das königliche Wappen an den öffentlichen Orten ab, und belagerten die Schlösser, in welche sich die französische Besatzung gezogen hatte. Philipp von Kleve war nach Frankreich zurückgereist, nachdem er seinem Stellvertreter genaue Wachsamkeit empfohlen, und stellte dem König vor, daß nun weiter nicht zu schonen, sondern ein Heer abzusenden nöthig wäre. Dies gefiel dem Kardinal Amboise sehr wohl, der in der That den unverzeihlichsten Fehler begieng, daß er ohne alle Untersuchung die Partey des Adels nahm, der doch so unläugbare Bedrückungen gegen das Volk ausgeübt hatte. Jetzt, da er zum Theil durch ihn zu den verzweifeltesten Schritten verleitet war, strengte er alle Kräfte Frankreichs an, die Empörung schleunig zu dämpfen, weil er wohl voraus sahe, daß der Verlust von Genua auch den Verlust von Mayland, und alles dessen, was der König jenseits der Alpen besaß, nach sich ziehen würde; welches eben der Wille des Pabsts war. Indem er also mit allem Eifer an der Ausrüstung einer Flotte und an der Werbung neuer Kavallerie in Frankreich, und neuer Fußvölker in der Schweitz arbeiten ließ, trieb er auch Unterhandlungen in England, in Teutschland und in Italien, um wo möglich zu hindern, daß Genua weder zu land noch zu Wasser Hülfe erlangen möchte. Heinrich der Siebente, mehr aus Achtung gegen Amboisen, als aus Freundschaft gegen Ludwig, versprach in dieser Angelegenheit vollkommene Parteylosigkeit. Nicht so der Kaiser, und das teutsche Reich. Maximilian, heftig gegen Frankreich aufgebracht, hatte auf dem Reichstag mit grosser Bitterkeit, die ihm auch nicht zu verargen war, von Ludwig und seinem ersten Minister gesprochen, und sie für treulos erklärt, und die Reichsstände versichert, die Rüstungen des französischen Hofs zielten nicht so wohl auf die Bezwingung der Genueser ab,

als

als vielmehr auf die Eroberung Italiens, und auf 1506
die Absetzung des Pabsts, an dessen Stelle sich Amboise setzen, und den päbstlichen Stuhl wieder nach Avignon verlegen wollte. So wenig der Pabst hiervon glaubte, so bediente er sich doch dieses Vorgebens oder Gerüchtes, die Spanier, die Venetianer, die Florentiner, die Herzoge von Savoyen und von Ferrara gegen Frankreich in Harnisch zu bringen. Da es ihm aber so wenig als dem Kaiser gelung, so wagte er es nicht, sich öffentlich zu erklären. Die Genueser erlangten demnach weiter keinen Beystand, als von den kleinen Republiken Pisa, Siena und Lucca.

Auf Zureden des Kardinals Amboise beschloß 1507
König Ludwig, selbst mit der Armee nach Italien zu gehen, so zärtlich ihn auch seine Gemahlin davon zurück zu halten suchte. Der Kardinal von Amboise, obgleich vom Podagra gequält, und bey dreyßig andere Prälaten, folgten dem König auf diesem Zuge. Zu Asti war der Sammelplatz der Truppen, die sich auf 50000 Mann beliefen, und Ludwig näherte sich mit ihnen der Stadt **Genua**. Bey aller seiner Macht ließ er den Einwohnern dennoch Gnade anbieten, wenn sie gutwillig zu ihrer Pflicht zurück kehren würden; allein sie hielten sich ihrer grossen Anzahl wegen für unüberwindlich, und glaubten, ihre in die engen Pässe gestellte Mannschaft würde die Franzosen aufreiben, ehe sie Genua zu sehen bekämen. Ihr Widerstand war aber in der Folge nicht groß; durch die aus den Pässen entflohenen Truppen ward die Stadt in nicht geringe Bestürzung gesetzt, welche durch die gleich darauf folgende Ankunft der Flotte, die der König von Spanien zur Bezeugung seiner Freundschaft gegen Ludwig mit vier Galeeren verstärkt hatte, noch mehr vergrössert wurde. Ludwig verlangte eine unbedingte Uebergabe. Schrecken und Bestürzung hatten statt der vorigen Wuth in

1507 allen Gemüthern Platz genommen; man muste der Gewalt nachgeben, und sich der Gnade des Königs überlassen. Nach vielen Demüthigungen ward die Stadt zur Bezahlung einer Summe Geldes, wegen der ihrentwegen gemachten Kriegskosten, verdammt. Die Genueser, vergnügt über diese gelinde Strafe, zahlten mit gröster Bereitwilligkeit drey hundert tausend Dukaten, die dann zum Theil auf den Bau eines neuen Schlosses verwendet wurden, dem man den Namen Bride oder Zaum gab, weil von demselben der Hafen und ein guter Theil der Stadt bestrichen und gebändiget werden konnte. Ausserdem ward den Genuesern noch auferlegt, daß sie drey Galeeren im Hafen zum Dienst des Königs von Frankreich halten, und die Festungswerke der andern Schlösser bey Genua vergrössern sollten. Ludwig bestätigte eben die Regimentsverfassung, die sie vor der Empörung gehabt hatten, und ließ fast alle alte Gebräuche beybehalten, nur mit dem Unterschied, daß, da sie vorher solche unter dem Namen eines Vergleichs mit dem König gehabt hatten, er ihnen dieselben unter dem Titel erlangte Freyheiten, mit dem Vorbehalt wiedergab, solche einzuziehen, wenn sie in dergleichen Vergehungen wieder verfallen würden. Die alten Zeichen auf den Münzen der Republik wurden geändert, und der König befahl, zum Zeichen seiner Oberhoheit, daß sie künftig unter seinem Gepräge geschlagen, und auf der einen Seite das französische, auf der andern aber das genuesische Wappen stehen sollte. Zum Statthalter ward Rudolf von Lannoy, landeshauptmann von Amiens, bestellt.

Von Genua begab sich König Ludwig nach Mayland, wo er einen prächtigen Einzug hielt, viele italienische Gesandte anhörte, und von den mayländischen Herren mit den ausgesuchtesten Ergötzlich-

keiten und mit den schimmerndsten festen unterhal- 1507
ten wurde. Unter den italienischen Gesandten bemühten sich die von **Florenz** hauptsächlich, den König von Frankreich zu einer Verbindung gegen die Pisaner zu bewegen: allein, Ludwig hatte verschiedene Ursachen, ihnen nicht zu willfahren. Er und sein Vorgänger hatten den Pisanern Schutz gegen Florenz versprochen; er wollte ferner den König von Spanien nicht zum Unwillen reitzen, weil diesen die Pisaner auch öfters um Beschirmung angerufen hatten; endlich wollte auch Ludwig den Florentinern durch diese Verweigerung seine Unzufriedenheit zeigen, weil sie ihm Hülfe an Volk und Geld gegen Genua versprochen, und doch keines von beyden geliefert hatten. — Die **venetianischen** Gesandten äusserten nicht weniger Eifer, dem König im Namen ihrer Herren Glück zu wünschen, und stellten sich eben so aufrichtig, als der **Pabst**; Ludwig ließ sich aber weder von dem einen noch von den andern betrügen, sondern empfieng sie mit eben so scheinbaren Zeichen der verstellten Freundschaft, als ihm seine heimlichen Feinde sehen ließen. Eigentlich wollten nur die Venetianer forschen, ob sie von Ludwigen einige Hülfe wider den Kaiser Maximilian, der ihnen von einer Zeit zur andern drohte, würden zu erwarten haben. Sie fanden ihn auch in diesem Stück geneigter, als sie gehoft hatten, und da er diesen Fürsten seit der getrennten Vermählung der Prinzessin Klaudia mit dem Prinzen Karl von Spanien keineswegs schonte, so versprach er, die Venetianer im Fall eines Angrifs nicht zu verlassen. Dies that also eben der Ludwig, der nicht lange vorher nebst dem Kaiser und dem Pabst den Venetianern den Untergang zugedacht hatte, und es bald darauf nochmals that.

Die **Venetianer** hatten um dieselbige Zeit durch die einförmige Ausübung gesunder Grundsätze,

1507 durch ununterbrochene Beweise von Klugheit und Stärke, und durch einen weit ausgebreiteten Handel, ihrem Staat eine solche Festigkeit und Macht verschaft, und ihn von Zeit zu Zeit durch List und Gewalt so sehr erweitert, daß sie in vielen Stücken grossen Monarchien gleich kamen, ja in einigen, besonders in Ansehung des Handels und der Schiffarth, dieselben übertrafen. Dadurch erregten sie aber auch den Neid ihrer italienischen Nachbarn, und selbst fremder Mächte. Vorzüglich haßte sie der Pabst Julius der Zweete; ihn zu gewinnen, und zu einem Bündniß wider Venedig zu bewegen, war sehr leicht. Französische, italienische und englische Geschichtschreiber geben ihm sogar, und zwar aus guten Gründen, den ersten Entwurf des Plans zum Umsturz der venetianischen Macht Schuld. Der König von Frankreich war den Venetianern gleichfalls gram, nachdem sie sich bey dem Schluß des Stillstandes mit dem Kaiser, der sie bisher bekriegt hatte, trotzig gegen ihn bewiesen hatten. Amboise hegte einen besondern Groll gegen die Signorie, weil er ihr die Hinderung seiner Wahl zur päbstlichen Würde beymaß. Hierzu kam noch, daß Ludwig diejenigen Oerter des Herzogthums Mayland, die er den Venetianern, wegen ihres Beystandes bey der Eroberung von Mayland, hatte einräumen müssen, gern wieder zurück gehabt hätte. Dies war dem Kaiser eben so wenig unbekannt, als daß der König von Spanien einige neapolitanische Plätze und Seehäfen, auf welche die Venetianer ansehnliche Geldsummen vorgeschossen, und sie daher im Besitz hatten, wieder in seiner Gewalt haben wollte, ohne das geborgte Geld dafür bezahlen zu dürfen. Die Gemüther dieser Fürsten waren also hinreichend vorbereitet, sich mit einander zum Untergang der Venetianer zu verbinden, welche ohnehin durch ihren Stolz, durch ihre Habsucht

sucht und Länderbegierde sich überall verhaßt gemacht 1508
hatten, und der Kaiser fand daher bey dem König von Frankreich mit den Vorschlägen zu einem Bündniß wider Venedig um so leichter Gehör. Er vergaß alle Beleidigungen, die ihm Ludwig bisher zugefügt hatte, um sich nur an der Republik Venedig nachdrücklich rächen zu können. Er schickte daher Anfangs einen seiner vertrautesten Minister, den Bischof von Gurk, **Matthäus Lang**, an den französischen Hof, welcher dem König Ludwig den ersten Antrag zur Wiederherstellung eines wechselseitigen guten Vernehmens und zu einem Bunde wider die Venetianer thun muste. Der König von Frankreich ließ sich beydes gefallen, und man verabredete, zu **Kambray** Unterhandlungen dieses Bündnisses wegen anzustellen, wozu der Kaiser seine Tochter **Margarethe**, die Statthalterin der Niederlande, der König von Frankreich aber den Kardinal von **Amboise** bevollmächtigte. Die erstere sollte zugleich das Interesse ihres Schwagers, Ferdinands des Katholischen*), und der andere das päbstliche Interesse besorgen. Dadurch wollte man allen Verdacht vermeiden, und man gab öffentlich blos die Sorge für den Ruhestand in den Niederlanden, der wegen der Streitigkeiten des Kaisers mit Frankreich und mit dem Herzog von Geldern noch nicht ganz wiederhergestellt war, als den Zweck dieser Zusammenkunft an. In der That fiengen auch die beyden Bevollmächtigten mit Untersuchung und Austilgung der Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich wegen der Niederlande an; und nach verschiedenen heftigen Unterredungen ward endlich ein **Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen dem Kaiser und dem Prinzen Karl von Spanien,** Am 10. Dec.

*) In der Folge kam jedoch ein besonderer Gesandter aus Spanien, Jakob von Albion, dazu.

1508 wie auch dem König von Frankreich, und Karln von Egmond, Herzog von Geldern, und hernach die berühmte Ligue, oder das Bündniß zwischen dem Kaiser, dem Pabst, und den Königen von Frankreich und Spanien wider die Republik Venedig, unterzeichnet. Vermöge des ersten Vertrags errichteten der Kaiser und der König von Frankreich eine beständige Freundschaft auf Lebenszeit, vornämlich unter folgenden Bedingungen: 1) daß der Prinz von Spanien, und Erzherzog Karl, alle Länder, die von der Krone Frankreich abhängen, so wie sie sein Vater, König Philipp von Kastilien, besessen, behalten, und die deswegen zu leistende Lehnspflicht bis zur Erreichung seines zwanzigsten Jahrs aufgehoben werden sollte. 2) Sollten alle Zwistigkeiten und Ansprüche zwischen dem römischen Reich, dem Hause Oestreich und Burgund, und der Krone Frankreich, während dieses Friedens, gleichfalls ruhen; hingegen 3) der Kaiser verbunden seyn, den König von Frankreich für sich und seine männliche Erben, und in deren Ermangelung, für seine älteste Tochter Klaudia, ihren künftigen Gemahl und männlichen Erben, und in deren Ermangelung für seine alsdann noch vorhandene andere ältere Tochter, derselben künftigen Gemahl und deren männlichen Erben, mit dem Herzogthum Mayland zu belehnen, für solche neue Belehnung aber der König von Frankreich hundert tausend Goldkronen an den Kaiser bezahlen. Zu dem Ende dann 4) der Kaiser der vorher abgeredeten Vermählung des Erzherzogs Karls und der Prinzessin Klaudia, auch denen dabey bedungenen Strafen entsagte. Endlich 5) sollten die vorhergehenden, zwischen dem Kaiser und Frankreich zu Blois, Hagenau und Trident geschlossenen Verträge, in so fern sie nicht durch den gegenwärtigen Vergleich abgeändert worden, gültig blei-

bleiben. — Der Kaiser genehmigte diesen Vertrag noch in diesem Jahr zu Mecheln, der König von Frankreich aber that es erst im folgenden Jahr zu Bourges, worauf derselbe auch von dem Parlament zu Paris registrirt wurde. Der Hauptinhalt des zu gleicher Zeit entworfenen und unterzeichneten Bündnisses wider die Venetianer bestand darinn, daß der Kaiser, der Pabst, und die Könige von Frankreich und Spanien einander alle mögliche Hülfe leisten sollten, um den Venetianern die unrechtmässig erworbenen Städte und landschaften wieder abzunehmen. Der Pabst sollte nämlich Ravenna, Cervia, Faenza, Rimini, Imola und Cesena wieder bekommen. Der Kaiser aber Roveredo, Verona, Padua, Vicenza, Trevigi, Friaul, das Patriarchat Aquileja und dessen Zubehör, wie auch was die Venetianer in dem letztern Krieg von den östreichischen Staaten genommen, und sonst dem römisch teutschen Reich entzogen hätten. Dem König von Frankreich wurde zugetheilt: Brescia, Crema, Bergamo, Cremona, Ghiera d'Adda, nebst allem, was sonst zum Herzogthum Mayland gehört hatte. Und endlich der König von Spanien sollte wieder erhalten: Trani, Brindisi, Otranto, Gallipoli, und alle Seehäfen und Orte, welche die Venetianer im Königreich Neapel besässen. Mit dem ersten April des folgenden Jahrs sollten die Feindseligkeiten anfangen, und zu dem Ende jeder Bundsgenosse ein zureichendes Heer, mit dem benöthigten groben Geschütz, bereit halten. Weil aber dem Kaiser, durch seinen erst kürzlich mit Venedig geschlossenen Stillstand, die Hände gebunden wären; so sollte er zuerst nur einige Hülfsvölker dem Pabst zuschicken, dieser aber ihn, als Schutzvogten der Kirche, auffordern, dem heiligen Stuhl beyzustehen, um ihm hierdurch einen scheinbaren Vorwand zum Bruch des Stillstandes zu geben. So bald ei-

1508 Am 26. Dec. (1509 am 13. März.) (1509 am 22. März.)

1508 ner von den Bundsgenossen die ihm zugetheilten Plätze erobert hätte, sollte er mit seiner Armee den übrigen beystehen. Ferner wollte man die Könige von England und Ungern, ingleichen die Herzoge von Savoyen und Ferrara, wie auch den Markgrafen von Mantua ermahnen, diesem Bunde beyzutreten; die dies auch hernach würklich thaten, den König von England ausgenommen. Der Kaiser sollte dem König von Frankreich, gegen Auszahlung von hundert tausend Goldkronen, eine neue Belehnung über Mayland auf den Tag ertheilen, da der letztere mit den würklichen Feindseligkeiten gegen die Venetianer den Anfang würde gemacht haben, und solche Investitur auf die durch Venedig von Mayland abgetrennten Oerter ausdehnen. Würde übrigens einer oder der andre von den vier Bundsgenossen diese Verbindung nicht genehmigen wollen, so sollte zwar derselbe für seine Person von der ligue ausgeschlossen seyn, diese aber dennoch in Ansehung der übrigen ihre volle Gültigkeit behalten. Keiner sollte, ohne Einwilligung aller übrigen, mit den Venetianern einen besondern Frieden, Stillstand oder Vergleich eingehen können ꝛc.

1509 Die Venetianer, durch den Pabst selbst gewarnet, den das Bündniß, das er ohnehin nicht unterzeichnet, reuete, und der nur Faenza und Rimini verlangte, aber nicht erhielt, setzten sich so wohl zu Wasser als zu land in die beste Gegenverfassung. Unter den Bundsgenossen war König ludwig zuerst mit seinen Anstalten fertig, und er gieng, nach geäusserter Kriegserklärung, ohne Zaudern mit einem Heer von 15000 Mann zu Pferd und 20000 zu Fuß nach Italien, unterdes der Kaiser in Teutschland und in den Niederlanden Volk und Geld aufzubringen suchte, und Ferdinand der Katholische in Spanien zu werben anfieng, der Pabst aber mit seinen bereitstehenden 10000 Mann ganz stille saß, als wenn er erst den Ausgang abwarten wollte. So bald er aber

von

von Ludwigs Ankunft Nachricht erhielt, schlug er mit 1509
Schwerd und Bannstrahl zugleich los, und belegte die Venetianer mit dem Kirchenverbot. Diese bekümmerten sich Anfangs wenig darum, sondern stellten ihren Feinden ein Heer unter den berühmten Feldherren **Pitigliano** und **Alviano** entgegen, das zwar zahlreicher als das päbstliche und französische, aber nicht so geübt und treu war, indem es fast aus lauter Miethsoldaten bestand. Ohnweit **Rivalta** und **Agnadello** im Mayländischen beym Flusse Adda stiessen die Franzosen und Venetianer auf einander, und nur ein ausgetrockneter Graben trennte sie noch. Der Graf Pitigliano vermied auf ausdrücklichen Befehl der Signorie alle Gelegenheit zu einer Schlacht, und auf der andern Seite hielt der französische Kriegsrath gleichfalls dafür, man müsse wider einen so klugen Feind behutsam zu Werke gehen, und den Beystand des Kaisers abwarten. Ludwig befahl diesem- Am 14. May.
nach den Marschällen **Trivulcio** und **Chaumont**, die Venetianer von Vaila, wo sie ihre Magazine hatten, abzuschneiden. Dies wollten die Venetianer hindern, und darüber kam es zu einer allgemeinen **Schlacht**, welche für die Venetianer so unglücklich ablief, daß sie fünf, nach andern gar neun tausend Mann auf der Wahlstatt liessen, und den Franzosen ihren Feldherrn Alviano nebst den meisten Anführern als Gefangene überlassen musten. Die Frucht dieses Siegs war die Eroberung der Städte Caravaggio, Brescia, Cremona, Bergamo, Crema, Peschiera, kurz, alles dessen, was Ludwigen nach dem Kambrayischen Vertrag zukam.

Nach diesem glücklichen Anfang brach nun auch der **Pabst** los, und bemächtigte sich der meisten zum Kirchenstaat gehörigen und von den Venetianern bisher besessenen Oerter. Auch der Herzog von **Ferrara** und der Markgraf von **Mantua** erklärten sich

1509 feindlich gegen die Republik. Als die Venetianer eine solche Uebermacht sahen, gaben sie selbst den Befehlshabern in den Städten, welche die Kambrayischen Bundsgenossen zurückforderten, Befehl, daß sie mit ihren Besatzungen ausziehen, und den Bewohnern dieser Städte freystellen sollten, sich demjenigen zu unterwerfen, zu dem sie die stärkste Neigung hätten. Dem zu Folge überließ der venetianische Befehlshaber im Schlosse zu Ravenna dasselbe den päbstlichen Truppen, und Ferdinand der Katholische gelangte auch wieder zu dem Besitz der Plätze am adriatischen Meer im Königreich Neapel, welche die Venetianer bisher pfandweise besessen hatten.

Kaiser **Maximilian** zauderte, seiner Gewohnheit nach, am längsten. Es fehlte ihm auch diesmal an den nöthigen Geldern, und als er grosse Summen von dem Pabst, und von den Königen von Frankreich, Spanien und England, geborgt hatte, währte es doch noch lange, bis Truppen zusammen kamen. Von Ludwigen bekam er noch überdies 100000 Goldkronen, wegen der neuen Belehnung mit dem Herzogthum Mayland, welche nunmehr zu Trident vor sich gieng. Endlich waren 15000 Mann beysammen; mit diesen rückte er in Italien ein, und besetzte ganz gemächlich die Städte Verona, Padua, Vicenza und andre, weil die Potestaten derselben Befehl hatten, den anrückenden kaiserlichen Völkern die Thore zu öffnen. Auf der andern Seite nahmen die Kaiserlichen die Oerter in Friaul und Istrien weg, welche die Venetianer im vorigen Krieg dem Kaiser entrissen hatten, und es blieb ihnen auf dem festen Lande fast weiter nichts übrig, als Trevigi, welches die Kaiserlichen zu besetzen verabsäumten. Die Venetianer bemühten sich bey diesem widrigen Geschick, durch die Feinheit ihrer Staatsklugheit die Bundsgenossen zu trennen, und in dieser Absicht boten sie

Am 14. Jun.

dem

dem Kaiser die vortheilhaftesten Bedingungen an. 1509
Dieser schlug sie aus, es sey nun, daß er noch allzu-
sehr gegen die Republik erbittert war, oder daß er
ihre listigen Absichten merkte. Als der Kaiser dieser
Versuchung standhaft ausgewichen war, that der
Kardinal von Amboise dem Kaiser den Vorschlag zu
einer Unterredung mit Ludwigen, die nicht weit von
dem See Garda an der mayländischen Gränze gehal-
ten werden sollte. Allein der Kaiser fand sich, man
weiß nicht recht warum? nicht zu der bestimmten
Zeit ein; darüber gieng Ludwig nach Mayland zu-
rück, und, nachdem er zur Beschützung dieses Herzog-
thums den Marschall von **Chaumont** mit einem
Theil seiner Armee zurückgelassen, begab er sich mit
dem Rest wieder nach Frankreich. Durch diesen
Abzug erlangten die Venetianer neuen Muth, so daß
sie anfiengen, die gutwillig verlassenen Städte wieder
an sich zu bringen. Sie überfielen Padua, erober- Am 17.
ten Castelfranco und Legnago, und nahmen die Mark- Jul.
grafen von Mantua gefangen. In Friaul und
Istrien wechselte das Glück. Maximilian wollte
Venedig selbst belagern, hatte aber kein einziges Schiff,
und die Bundsgenossen wollten ihm keine Flotte lei-
hen, weil sie einander nur auf den Fall Hülfe ver-
sprochen hätten, um die ihnen entzogenen Plätze wie-
der zu erlangen, worunter aber Venedig nicht gehö-
re. Der Kaiser beschloß also die Belagerung der
Stadt Padua. Nach vielen Schwierigkeiten, die
seine Armee schwächten, und nach Verlauf der be-
sten Jahrszeit ließ er Padua, welches die Venetia-
ner unterdes stark befestiget und mit allen Nothwen-
digkeiten reichlich versorgt hatten, berennen; allein, Am 28.
die Besatzung und Bürgerschaft thaten so tapfern Aug.
Widerstand, und die Witterung war so unerträg-
lich, daß Maximilian die Belagerung aufheben und Am 9.
sich zurückziehen muste. Die Venetianer machten Oktob.

sich

1509 sich dies ohne Verzug zu Nutzen, eroberten durch heimliche Verständnisse mit den Einwohnern Vicenza, Bassano, und andre Oerter, ja sogar Verona lief Gefahr, wieder verlohren zu gehen, wenn nicht die Besatzung durch kaiserliche und französische Truppen wäre verstärkt worden. Der Kaiser gab nicht ohne Grund dem Pabst und den Königen von Frankreich und Spanien diesen für ihn nachtheiligen Feldzug Schuld. Dem König von Spanien, weil er, so bald ihn die Venetianer befriediget hatten, sich nicht allein heimlich mit ihnen aussöhnte, sondern ihnen auch bey der Belagerung der Stadt Padua Beystand geleistet; dem König von Frankreich, der ihm jedoch den tapfern la Palisse mit einem ansehnlichen Haufen geübter Kriegsleute bey Belagerung der Stadt Padua hatte helfen lassen, weil er mit dem grösten Theil seiner Armee so frühzeitig über die Alpen zurückgegangen war; endlich dem Pabst, weil er, ausser andern Kennzeichen des Wankelmuths, den Venetianern erlaubt hatte, Gesandte nach Rom zu schicken, und an einem Vergleiche mit ihm zu arbeiten. Der Kaiser forderte von Frankreich neue Verstärkung, und erlangte sie; denn Ludwig schickte la Palissen mit fünfhundert Lanzen nach Terra firma zurück, und befahl ihm, sich mit den kaiserlichen Völkern zu vereinigen, und unter ihrem Feldherren zu stehen, wenn die Teutschen, einen Monat nach seiner Ankunft, von neuem aus Tyrol in Terra firma einrücken würden: allein, diese blieben aus, weil es dem Kaiser am Gelde fehlte; daher auch la Palisse wieder nach Mayland gieng. Nun vermittelte es zwar der König von Frankreich bey der Republik Florenz, daß diese dem Kaiser, für seine Ansprüche auf dieselbe 40000 Goldkronen auszahlen ließ, wodurch er in Stand gesetzt ward, seine Völker von neuem zu Felde ziehen zu lassen; allein, die Truppen empör-

ten

ten sich, und gaben öffentlich zu verstehen, daß sie 1509
mitten im Winter keinen Krieg führen wollten. Daher sah sich Maximilian gezwungen, mit den Venetianern unter der Hand, wegen eines Stillstandes auf einige Monate, in Unterhandlung zu treten, und Ludwig, dem er hiervon Nachricht gab, hielt es selbst für nöthig, und schickte deswegen einen Minister nach Venedig, der denselben auswürken sollte. Allein, die Sachen hatten sich jetzt zum Vortheil der Venetianer so verändert, daß sie sich des Stillstandes weigerten, weil sie hoften, den Winter über alles wieder zu erobern, was der Kaiser von ihrem Gebiete noch im Besitz hatte. Da inzwischen doch die Republik Bedenken trug, dem französischen Minister geradezu eine abschlägige Antwort zu geben; so erklärte sie sich gegen ihn, sie könne nicht eher etwas beschliessen, als bis sie von dem Fortgang ihrer Unterhandlungen in Rom Nachricht erhalten hätte. Der Kaiser und der König von Frankreich musten sich also zur Fortsetzung dieses Kriegs entschliessen.

Unterdes hatten sich die Venetianer, wie auch der Pabst, die gröste Mühe gegeben, die Bundsgenossen zu trennen. Ferdinand der Katholische war schon ziemlich wieder ihr Freund, und sie glaubten, ihn um so viel leichter von dem Bündniß mit Maximilian ablenken zu können, da diese beyden Fürsten noch immer wegen der Regentschaft und der Einkünfte von Kastilien in Streitigkeiten verwickelt waren. So vortheilhaft es auch für Frankreich war, wenn keine Vereinigung zwischen beyden zu Stande kam, so eifrig arbeitete doch an derselben der Kardinal von Amboise, den Maximilian und Ferdinand zum Schiedsrichter angenommen hatten. Seinem Aus- Am 12.
spruche zu Folge sollte Ferdinand die kastilischen Staa- Dec.
ten so lange regieren, bis der Prinz Karl das fünf und zwanzigste Jahr seines Alters würde erreicht haben;

1509 ben; so lange aber seine Mutter lebte, sollte er den Königstitel nicht annehmen: Ferdinand sollte alle Jahre funfzigtausend Dukaten an den Kaiser und eben so viel an Don Karl bezahlen, und dem Kaiser in der Zeit gegen die Venetianer beystehen; und doch fuhr er zu eben derselben Zeit fort, die Venetianer seiner Freundschaft zu versichern, und den König von Frankreich, den man in Italien nicht zu mächtig wollte werden lassen, bey dem Kaiser und bey andern Fürsten verdächtig zu machen. Dies that auch der Pabst. Er schickte auch auf den im März
1510 und April des folgenden Jahrs gehaltenen Reichstag zu Augsburg einen Nuncius, der sich durch allerhand Kunstgriffe bestrebte, die Reichsstände abzuhalten, daß sie dem Kaiser die gesuchte Hülfe nicht bewilligen, sondern einen gütlichen Vergleich vermitteln möchten. Als der französische Gesandte, **Ludwig Eliano**, auf diesem Reichstag die bekannte lebhafte Rede wider die Venetianer hielt, und darinn ihren Reichthum und die daraus entsprungene Ländersucht geschildert hatte; so wollte der Nuncius eine Gegenrede halten: man ließ ihn aber damit nicht zu Ende kommen, und schaffte ihn sogar zur Stadt hinaus, weil er sich verlauten ließ, der Kaiser könne durch französische Unterstützung die teutsche Reichsfreyheit leicht unterdrücken. Die venetianischen Gesandten wurden nicht zu dieser Versammlung nach Augsburg gelassen, und als sie dennoch einen Kaufmann heimlich mit Briefen an die versammleten Stände abschickten, ward derselbe sogleich entdeckt und gehängt. Hingegen hatte Elians Rede einen so tiefen Eindruck in die Gemüther der teutschen Fürsten und Stände gemacht, daß sie dem Kaiser 6000 Mann zu Fuß und 1800 zu Pferd auf ein Jahr lang im Felde zu unterhalten bewilligten.

Pabst

Pabst Julius, der vorher schon den neuen 1510
König von England, Heinrich den Achten, verge-
bens gegen den König von Frankreich aufzubringen
bemüht war, arbeitete auch an einem Bündniß mit
den Schweitzern, die ohnehin gegen die Franzosen
kaltsinnig waren. Durch den Bischof zu Sitten, Mat-
thäus Schinner, brachte er es dahin, daß sie einen
fünfjährigen Bund mit ihm eingiengen, vermöge Am 14. März.
dessen sie sich verpflichteten, zur Beschützung der Kir-
che, benöthigten Falls, 6000 Mann in päbstlichen
Sold zu überlassen und sich mit keiner dem römischen
Stuhl widrigen Macht zu verbinden. Dagegen
versprach Julius den Schweitzern, auch ihre Feinde
mit seinen Waffen, nämlich mit dem Bann, zu
verfolgen, und jedem Kanton jährlich tausend Gul-
den zu bezahlen. Durch diesen Vergleich ward die
Aussöhnung und eine neue Verbindung der Schwei-
zer mit dem König von Frankreich vollends unmög-
lich gemacht. Ihr zehnjähriges Bündniß mit Frank-
reich gieng nämlich zu Ende, und die Kantone hatten
eine Erhöhung ihrer bisherigen Jahrgelder gefordert,
welche ihnen nicht nur Ludwig verweigerte, sondern
sie noch darzu durch den verächtlichen und unbehut-
samen Ausdruck: **er sey nicht gesonnen, sich von
solchen Bergbauern Gesetze vorschreiben zu
lassen**, empfindlich beleidigte.

Desto schärfer hatte Ludwig in seinen eigenen
Staaten den Winter über werben lassen. Mit dem
Anfang des Frühlings begab er sich mit dem Kardi-
nal von Amboise nach Lyon, mit dem Vorsatz, selbst
wieder über die Alpen zu gehen, so bald der Kaiser
mit seinen Rüstungen fertig seyn würde. Der Plan
war so entworfen, daß der König sich mit Maximi-
lian vereinigen, und ihm die Plätze wieder sollte ero-
bern helfen, welche die Venetianer aufs neue besetzt
hatten; hierauf mit einander nach Rom zu gehen,

wo

1510 wo Albert Pio, Graf von Carpi, und der Kardinal von Auch, ein Neffe des Kardinals von Amboise, der noch immer Absichten auf den päbstlichen Stuhl hatte, allerley Ränke spielten, um die Gemüther zu einer grossen Veränderung zuzubereiten. Allein, Ludwig und sein Minister sahen die Hindernisse nicht voraus, die diesen Plan vereiteln konnten. Ferdinand der Katholische, für den Ludwig nichts verborgen halten konnte, ohngeachtet er ihn als seinen gefährlichsten Feind hätte betrachten sollen, rieth ihm aus allen Kräften von dieser Reise ab; und da seine Vorstellungen keine Würkung thaten, bediente er sich zur Erreichung seines Zwecks der Königin Anne, die damals schwanger war, und der er durch seine Gemahlin Germana das Gewissen rühren und ihr zu bedenken geben ließ, wie leicht der Fluch des Himmels auf sie und ihre Kinder fallen könnte, wenn sie zugäbe, daß ihr Gemahl den heiligen Vater bekriegte. Sie bat ihn also mit Thränen, in Frankreich zu bleiben; Ludwig tröstete sie mit einem zweydeutigen Versprechen, und beschloß, bey seinem Vorsatz zu bleiben. Ein unvermutheter Vorfall störte jedoch seine Maasregeln; und dies war der Tod seines ersten Ministers und Freundes, des Kardinals und Legaten Georg von Amboise, der zu Lyon erfolgte
Am 25. May. im funfzigsten Jahr seines Alters und im zwölften seiner Ministerschaft.

Ludwig empfand den Verlust dieses Mannes, dem zu Gefallen er den neuen Feldzug nach Italien hauptsächlich unternehmen wollte, sehr lebhaft. Dieser Verlust war in der That für ganz Frankreich empfindlich, weil sich bey den damaligen Umständen niemand fand, der die Stelle des verstorbenen Ministers hätte ersetzen können. König Ludwig beschloß daher, selbst die schwere Last eines Ministers über sich zu nehmen, wozu ihn doch weder sein Alter noch sein

Tem-

Temperament geschickt machte. Man glaubte An- 1510
fangs, der Tod des Kardinals würde die Aussöh-
nung des Königs von Frankreich mit dem Pabst nach
sich ziehen; allein, Julius hatte einmal den festen
Entschluß gefaßt, seinen Namen durch Austreibung
der Fremden aus Italien, unsterblich, und mit den
Franzosen den Anfang zu machen. Er brachte Lud-
wigen noch mehr gegen sich auf, als er die Baarschaft
des verstorbenen Kardinals, die sich auf dreyhundert
tausend goldene Schildthaler soll belaufen haben, als
dem römischen Stuhl zugehörig, verlangte. Der
König, dessen Waffen damals wieder glücklich gegen
die Venetianer waren, schlug diese und andre For-
derungen des Pabsts ab, und kam, weil Maximilian
sich nicht sehen ließ, wieder nach Blois zurück.

Die Armee, die Ludwig aufs neue gegen die
Venetianer ins Feld gestellt hatte, ward von dem
Statthalter in Mayland, Marschall von Chau-
mont, angeführt, und war nach erlangter Verstär-
kung, die der junge Herzog von Nemours, Gasto
von Foix, herbey führte, tausend Lanzen, funfzehn-
hundert leichte Reuter und eilftausend Mann zu Fuß
stark; unter den letzten befanden sich zweytausend
Schweitzer, als Freywillige. Nachdem sie ohne
Widerstand Montagnana und Este erobert und die-
se beyden Oerter dem Herzog von Ferrara wieder ein-
geräumt hatte, so vereinigte sie sich auf den Ebenen
bey Vicenza mit der kaiserlichen Armee, die unter
Rudolfen von Anhalt stand, und ohngeachtet der
Verstärkung durch vierhundert spanische Lanzen und
durch die Truppen des Herzogs von Ferrara, von
keiner sonderlichen Bedeutung war. Nach dem To-
de des Grafen von Pitigliano hatten die Venetianer
auf Empfehlung des Pabsts den Johann Paul
Baglione zu ihrem obersten Heerführer gewählt,
der sich bey Annäherung der Bundsgenossen bis nach

1510 Trevigi zurückzog und sich sehr vortheilhaft lagerte. Dadurch ward die Stadt Vicenza ihrem Schicksal überlassen und geplündert, obgleich die Einwohner vorher die Plünderung abgekauft hatten. Man gieng hernach auf Legnago los, welcher Platz wegen seiner Lage an der Etsch wichtig ist. Die Venetianer hatten die ganze Gegend unter Wasser gesetzt, kapitulirten aber doch nach fünf Tagen. Es ward eine französische Besatzung hineingelegt, ohngeachtet der Ort zu dem kaiserlichen Antheil gehörte. Diese Eroberung eröffnete dem vereinigten Heere den Eingang in Friaul, wo sich der Kaiser mit einer Verstärkung einfinden wollte: es erschien aber weder Verstärkung, noch Kaiser; die bey der vereinigten Armee stehenden Landsknechte waren nicht einmal bezahlt, und an das Werben neuer Truppen war noch weniger zu denken. Maximilian verthat lieber die aufgenommenen Summen zu Augsburg mit Schmausereyen, Bällen, Rennspielen und Jagden. Er borgte noch eine ansehnliche Summe von Frankreich, versetzte dafür die Stadt Verona, und schickte doch keine Verstärkung. Darüber wurden die Franzosen verdrießlich und giengen ins Mayländische zurück. Chaumont hatte vorher schon die vereinigte Armee zur Belagerung der Stadt Padua für unzureichend geschätzt; nunmehr muste sie vollends unterbleiben, und die Venetianer nahmen alle eroberte Oerter, bis auf Legnago, wieder weg. Sie unternahmen sogar die Belagerung der Stadt Verona unter dem aus seiner Gefangenschaft erlösten Alviano: allein, die Besatzung that sehr tapfern Widerstand, und weil Chaumont zum Entsatz anrückte, hoben sie die Belagerung mit grossem Verlust wieder auf. Die dem Kaiser vorgestreckten Summen nöthigten den König von Frankreich, auf eine Ersparniß zu denken; er befahl deswegen Chaumont, einen Theil des Fußvolkes abzudanken: allein, darüber

zu Ende des Jun.

ber ward der Kaiser sehr aufgebracht, weil er glaubte, 1510
es sey Ludwigen mit dem Krieg gegen Venedig kein wahrer Ernst, uud er wolle nur durch Vorstreckung neuer Geldsummen einen Platz nach dem andern zum Unterpfand und zugleich in seine völlige Gewalt bekommen. Auf einer andern Seite ward der Pabst dadurch kühner und zu öffentlichen Unternehmungen gegen die französische Macht gereitzt. Schon vorher hatte er dem Herzog von Ferrara und Modena, Alphons dem Ersten, allerhand Beleidigungen zugefügt und sogar Truppen in dessen Staaten einrücken lassen. Alphons wandte sich — und das hatte eben der Pabst gewünscht — an den König von Frankreich, der ihm dann sogleich Schutz versprach. Julius beschwerte sich darüber und gab vor, es liefe dies wider den Bund von Kambray, vermöge dessen die Bundsgenossen gehalten wären, die Rechte, Freyheiten und Würden des apostolischen Stuhls zu unterstützen. Allein, Ludwig erwiederte mit Recht, daß der Pabst zuerst dem Bündniß zuwider gehandelt, indem er venetianische Gesandte angenommen und den wider Venedig ausgesprochenen Bann aufgehoben, ehe noch der Kaiser seinen Theil von den Staaten in Terra firma völlig erobert hätte. So gegründet auch diese Antwort war, so wenig verfieng sie bey dem Pabst, der sich ein eigenes Geschäfte daraus machte, Frankreich zu beunruhigen und wider sich aufzubringen. Es kam auch bald darauf zum wirklichen Bruch. **Julius** hatte nicht allein zu einer neuen Empörung in **Genua** Anstalten gemacht und die **Schweitzer** beredet, an zwey oder drey Orten auf einmal ins Mayländische einzudringen; sondern er strebte auch nach einem Bündniß mit **Ferdinand dem Katholischen**, und belehnte ihn zu dem Ende mit dem Kö- Am 3.
nigreich Neapel, setzte den bisherigen jährlichen Lehns- Jul.
tribut von 48000 Kronen auf 2000 Dukaten und

1510 einen weissen Zelter herunter, sprach Ferdinanden von dem Eide, das Kambrayer Bündniß zu beobachten, los, und erklärte Ludwigen aller seiner Rechte auf Neapel verlustig. Ludwig ward durch dieses Verfahren sehr aufgebracht, und drohte dem Pabst, er werde sich mit den Waffen rächen, wofern die Belehnung nicht widerrufen würde. Allein, Julius achtete hierauf nicht nur keineswegs, sondern forderte sogar noch einige Städte von dem König, worauf der römische Stuhl Ansprüche machte. Da nun Ludwig dem Pabst seine Forderung abschlug, so kündigte dieser jenem und dem Herzog von Ferrara, als dessen Bundsgenossen, den Krieg an. Um auch den gegen diesen Herzog ergangenen Bannfluch, wodurch seine Länder dem römischen Stuhl zugesprochen

Am 3. Oktob. wurden, Nachdruck zu geben, ernannte er den Markgrafen Franz von Mantua zum Gonfalonieri oder Pannerherrn der römischen Kirche, und schickte seinen Neffen, den Herzog von Urbino, mit einer Armee in die Staaten des Herzogs von Ferrara; er selbst aber folgte ihm, um desto näher zu seyn, nach Bologna. Die Venetianer fielen zu gleicher Zeit in das Ferrarische ein, und machten verschiedene Eroberungen, so daß Alphons wäre unterdrückt worden, wenn ihm nicht Chaumont mit einigen französischen Hülfsvölkern aus dem Mayländischen zu Hülfe gekommen wäre. Pabst Julius suchte sich dafür gegen Frankreich dadurch zu rächen, daß er zu Bologna den Marschall von Chaumont mit seiner ganzen Armee in den Bann that: allein, jene kehrten sich an solche stumpfe Waffen wenig, und setzten den Krieg muthig fort. Es hätte auch Chaumont den Pabst, der nur wenig Leute zu seiner Bedeckung bey sich hatte, mit seinem ganzen Hofstaat zu Bologna beynahe aufgehoben, wenn ihn nicht des Pabsts verstellte Friedensvorschläge, zum Theil doch auch die Ehrfurcht

furcht gegen das Oberhaupt der Kirche, daran gehin- 1510
dert hätten. Auch dem berühmten Partengänger Bayard schlug einige Zeit nachher sein Anschlag fehl, da er den Pabst, der gegen das Ende des Jahrs von S. Felice zu seinen Völkern vor das von ihnen belagerte Mirandola gehen wollte, aufzufangen gedachte. Julius entgieng glücklich durch einen Zufall der Gefahr, und Mirandola muste sich zu Anfang des folgenden Jahrs an ihn ergeben. Seine Absichten wegen einer Empörung zu Genua, die er mit seinen und mit venetianischen Galeeren unterstützen wollte, scheiterten, weil die Schweitzer nicht, nach der genommenen Abrede, zu gleicher Zeit von der landseite her anrücken konnten. Sie waren ohngefähr 6000 Mann stark über das Gebürge und nach Bellenz gegangen, mit dem Vorsatz, in Mayland einzubrechen und bis Genua durchzudringen. Im lager bey Varese wurden sie noch mit 4000 Mann verstärkt, und rückten nunmehr weiter fort. Allein, Chaumont hatte so gute Anstalten vorgekehrt, ihnen die lebensmittel abzuschneiden, und die Pässe so wohl verwahrt, daß sie sich nach drey Tagen über Como wieder in ihr Vaterland zurückziehen musten.

Julius gab sich zwar viele Mühe, den Bund des Kaisers mit Frankreich zu trennen: allein er veranlaßte dadurch den allzusehr erbitterten Maximilian, der ohnehin allein gegen die Venetianer nicht bestehen konnte, sich nur noch näher mit Ludwigen zu vereinigen. Dieser soll sich sogar erboten haben, den Kaiser zum Herrn über ganz Italien zu machen, nur Mayland, Genua, Florenz und Ferrara ausgenommen, ingleichen Neapel, weil er Ferdinand dem Katholischen keinen Vorwand zum Krieg wieder sich geben wollte. So unwahrscheinlich und großsprecherisch auch dieser Vorschlag klang, wenn er anders noch geschehen ist, so stellte Maximilian doch zu

1510 Innspruck eine Vollmacht für den Bischof von Gurk
Am 16. Aug. und seinen am französischen Hof befindlichen Gesandten, den Ritter Andreas von Burg, aus, um mit dem König von Frankreich, wie auch mit dem Pabst und den Königen von Spanien und England, über die Erneuerung des Kambrayer Bündnisses Unterhandlungen zu pflegen. Der Bischof reiste also nach Frankreich, und da keine Hoffnung vorhanden war, den Pabst und den König von Spanien zu einer neuen Befestigung des Bündnisses zu bewegen; so schloß
Am 17. Nov. er blos mit Ludwigen zu Blois einen Vertrag, wodurch das Bündniß von Kambray nicht nur bestätigt, sondern auch auf des Kaisers und des Königs nächster Nachfolger Lebenszeit ausgedehnet wurde. Mehr ist in dem gedruckten Vertrag nicht enthalten: allein, aus glaubwürdigen Geschichtschreibern siehet man, daß zu Blois noch einige geheime Artikel mögen verabredet worden seyn, denen zu Folge der König dem Kaiser versprochen hätte, 100000 Kronen Hülfsgelder zu bezahlen, wogegen sich dieser anheischig machte, im nächsten Frühjahr mit 3000 Reutern und 10000 Fußknechten wider die Venetianer zu Felde zu ziehen, zu welchen Frankreich 2000 Lanzen und 8000 Mann zu Fuß stossen lassen, und einige Schiffe in die See schicken wollte. Beyde Monarchen wollten hiernächst den Pabst und den König Ferdinand anhalten, ihren zu Kambray eingegangenen Verbindungen nachzukommen: im Weigerungsfall aber wollte man wider den Pabst eine allgemeine Kirchenversammlung anstellen, indem dies das einzige Mittel wäre, ihn auf bessere Gesinnungen zu bringen. Ehe nämlich
Im Sept. und Oktob. noch der Bischof von Gurk nach Frankreich gekommen war, hatte König Ludwig ein Concilium der ganzen Geistlichkeit seines Königreichs unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Lyon, Franz von Rohan, Anfangs zu Orleans, hernach zu Tours, halten

und

und ihr verschiedene wichtige Fragen vorlegen lassen, 1510
deren Beantwortung folgende Sätze in sich schloß:
„Es ist dem Pabst nicht erlaubt, weltliche Fürsten, deren Länder der Kirche nicht gehören, mit Krieg zu überziehen. Thut er dies dennoch, so sind die Fürsten berechtiget, nicht allein Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, sondern auch den Kirchenstaat anzugreifen, jedoch nicht in der Absicht, ihn zu behalten, sondern nur den Pabst, der ihr Feind ist, wehrlos zu machen. Die Fürsten dürfen einem Pabst, der ihr Feind ist und sie ungerechter Weise angreift, den Gehorsam aufkündigen, in so fern dies nämlich die Vertheidigung ihrer weltlichen Rechte betrift. Der König von Frankreich insonderheit, wie auch seine Prälaten, haben sich bey einem solchen Fall in Dingen, die man sonst an den päbstlichen Stuhl gelangen läßt, nach den gemeinen Rechten und nach den Vorschriften der pragmatischen Sanktion zu verhalten. Ein christlicher Fürst kann einen andern, der auf diese Art mit dem Pabst in Streit verwickelt ist, beschützen. Wenn zwischen dem Pabst und einem Fürsten über die Frage: ob eine Sache der Kirche oder dem Reich gehöre? ein Streit entsteht, und der Fürst sich erbietet, Schiedsrichter anzunehmen, der Pabst aber den Degen ergreift, so darf der Fürst der Gegenwehr sich bedienen, und seine Bundsgenossen sind verpflichtet, ihm beyzustehen. Ein Fürst ist nicht verbunden, einem ungerechten Richterspruch des Pabsts Folge zu leisten. Wenn der Pabst Kirchencensuren gegen einen solchen Fürsten und dessen Bundsgenossen und Unterthanen erkennen sollte, so sind sie an sich ungültig.„ — Der Bischof von Gurk konnte nur noch den beiden letztern Sitzungen des Konciliums beywohnen; indessen stattete er dem Kaiser von den Schlüssen desselben Bericht ab, welche dann bey diesem desto mehr Beyfall

1510 fanden, weil er selbst um diese Zeit darauf dachte, eine ähnliche pragmatische Sanktion für Teutschland entwerfen zu lassen.

1511 Maximilian zeigte auch seine Bereitwilligkeit, ließ gleich nach der Rückkunft des Bischofs von Gurk zu Freyburg ein Edikt wegen einer in Pisa zu haltenden Kirchenversammlung ergehen, und der König von Frankreich that zu Blois eben dies. Beyde Monarchen hielten für rathsam, Ferdinand den Katholischen zu gleichen Gesinnungen zu bewegen; sie liessen ihn deswegen um seine Einwilligung zu der vorhabenden Kirchenversammlung und zur Absendung seiner Prälaten auf dieselbe ersuchen; zugleich sollte er sich erklären: ob er ihr Freund oder Feind seyn wolle? Ferdinands Feinheit wuste sich bald aus dieser Verlegenheit zu helfen. Er versicherte, daß er dem Kambrayischen Bündniß nicht entsagen wolle: wegen der Kirchenversammlung aber stellte er einige scheinbare Bedenklichkeiten vor, die man erst aus dem Wege räumen müsse. Hiernächst suchte er den Kaiser gegen den König von Frankreich mißtrauisch zu machen, indem er ihm vorstellen ließ, daß er bey fortgesetzter Unterstützung des Königs die schönste Gelegenheit verscherzen werde, alles, was das teutsche Reich in Italien verlohren hätte, ohne Blutvergiessen wieder zu erlangen. In dieser Absicht schlug er ihm vor, einen Kongreß zu Mantua zu veranlassen, auf den die Kambrayischen Bundsgenossen Gesandte schicken sollten, da dann die Republik Venedig verurtheilt werden könnte, alles herauszugeben, was sie dem Reiche, besonders dem Hause Oestreich, entzogen hätte. Dieser Vorschlag schmeichelte dem Verlangen Maximilians, seine Herrschaft und sein Ansehen in Italien wieder herzustellen, so sehr, daß er sogleich den Bischof von Gurk, Matthäus lang, nach Mantua schickte. Auf sein Zureden ließ Ludwig den

Am 16. Jan.

Am 15. Febr.

Bischof

Bischof von Paris dahin abgehen, und aus Spanien 1511
kamen auch zween Gesandte an. Von Seiten des
Pabsts erschien niemand, vielmehr verlangte er, der
Bischof von Gurk sollte sich zu ihm begeben, und die
spanischen Gesandten bewegten langen wirklich zu ei-
ner Reise nach Bologna, wo sich damals Julius auf- Am 11. April.
hielt. Julius gab ihm im öffentlichen Konsistorium
Gehör, wobey der Bischof wenig sprach, und nur
auf eine völlige Befriedigung des Kaisers drang.
Standhaft schlug er dem Pabst eine besondere Unter-
redung ab, und es ward hierauf durch einige von
beyden Theilen abgeordnete Kardinäle und teutsche
Herren zwischen dem Kaiser und den Venetianern ge-
handelt. Man schien auch dem Schluß ganz nahe
zu seyn, weil die Venetianer auf dringendes Anhal-
ten des Pabsts sich erklärten, Padua, Trevigi und
die Besitzthümer in Friaul und Istrien von dem Kai-
ser als Lehen anzunehmen, und ihm 40000 Goldkro-
nen in gewissen Fristen zu bezahlen. Allein, die gan-
ze Unterhandlung zerschlug sich, weil Julius nicht
auch zu gleicher Zeit, nach dem Verlangen des Bischofs
von Gurk, mit dem König von Frankreich und dem
Herzog von Ferrara Frieden machen wollte. Denn
dadurch ward der Bischof abgehalten, den verabrede-
ten Vergleich mit den Venetianern zu unterschreiben,
und er begab sich ohne Beurlaubung von Bologna Am 25. April.
weg, um nach Mayland zu gehen. Julius schickte
ihm zwar den Schottischen Gesandten nach, mit dem
Ersuchen, wieder zurückzukommen, und mit der
Versicherung, er werde wegen dessen, was den Kö-
nig von Frankreich beträfe, nachgeben; aber der
Bischof war zur Rückkehr nicht zu bewegen, zumal
da er unterdes erfahren hatte, der Pabst wolle sich
des bisherigen Waffenstillstandes zu einem Ueberfall
der Stadt Genua bedienen.

1511 Zu Mayland traf Matthäus Lang einige Kardinäle an, welche von Rom dahin entwichen waren, weil sie mit dem bisherigen kriegerischen Betragen des Pabsts nicht zufrieden waren. Der vornehmste war der Kardinalbischof von Sabina, Bernhardin von Carvajal. Der König von Frankreich hatte ihn und die Kardinäle Franz Borgia, Renatus von Prie, Wilhelm Brissonnet und Friedrich von S. Severino, auf seine Seite gezogen, und auf
Am 16. May. dessen Betrieb schrieben sie zu Mayland auf den ersten September dieses Jahrs eine Kirchenversammlung nach Pisa aus, wozu sie Pabst Julius den Zweeten auch einluden. Der Innhalt ihres Ausschreibens war kürzlich dieser: Pabst Julius hat sich geweigert, eine Kirchenversammlung, den zu Kostnitz gemachten Schlüssen gemäß, zusammen zu berufen; mithin hielten sich die Kardinäle berechtiget, dies in ihrem Namen zu thun. Sie verordneten daher, mit Einwilligung des Kaisers und des Königs von Frankreich, daß sich das Koncilium zu Pisa versammlen sollte, um an einer Verbesserung der Kirche in
Am 18. Jul. Haupt und Gliedern zu arbeiten. Ludwig stellte hierauf eine Erklärung aus, worinn er das Pisische Koncilium billigte, dasselbe in seinen Schutz nahm, und hernach seine Geistlichkeit darzu abschickte. Allein, obgleich der Kaiser ebenfals in einem öffentlichen
Am 5. Jul. Schreiben die Versammlung gebilliget hatte; so schickte er doch keine Gesandte nach Pisa, und die teutschen Prälaten bezeugten auch keine Lust, dahin zu gehen. Die Klerisey in andern europäischen Staaten konnte auch nicht darzu bewegt werden, und sie riethen ihren Fürsten von der Theilnehmung an dem Koncilium ab, damit keine Kirchenspaltung entstehen möchte. Der Pabst eilte nach Rom, und ließ
Am 18. Jul. daselbst eine Bulle ausfertigen, darinn er eine allgemeine Kirchenversammlung ausschrieb, die am ersten

May

May des folgenden Jahrs im Lateran anfangen 1511
sollte, und wodurch er sich wider das Pisische Kon-
cilium in Sicherheit zu setzten suchte. Er ließ hier-
auf an die drey Kardinäle, Bernhardin, Franz und
Wilhelm, welche die Zusammenberufung des Pisi-
schen Konciliums am eifrigsten betrieben, eine schar-
fe Erinnerung ergehen, von ihrem bisherigen Vor-
haben abzustehen, und sich ihm wieder zu unterwer-
fen. Allein, sie kehrten sich daran so wenig, daß
sie vielmehr alle Anstalten zur Eröffnung des Konci-
liums machten. Dadurch ward der Pabst so sehr
aufgebracht, daß er nun seine Drohungen ins Werk
setzte, und gedachte drey Kardinäle, wie auch den Am 24.
Kardinal Renatus, ihrer Würde entsetzte. Den- Oktob.
noch machten diese den Anfang des Konciliums, wel-
ches aber nur aus vier Kardinälen, den Prokurato-
ren von drey andern, zwey Erzbischöffen, drey
Bischöffen, fünf Aebbten und einigen Doktoren und
Abgeordneten der französischen Universitäten bestand.
Fast alle waren Franzosen, die gleich Anfangs den
Kardinal von Carvajal zu ihrem Präsidenten wähl-
ten, und hierauf drey Sitzungen hielten, in welchen am 5.7.
sie hauptsächlich die Kostnitzischen und Baselschen 10 Nov.
Sätze vom Ansehn allgemeiner Koncilien über den
Pabst bestätigten. Die Pisaner wurden durch ein
auf ihre Stadt gelegtes päbstliches Kirchenverbot zu
einer Empörung verleitet, und die Prälaten sahen
sich gezwungen, ihre Versammlung nach Mayland
zu verlegen, wo sie aber gar nur aus zween Kardi-
nälen, sechs Bischöffen und einigen Aebbten, lauter
Franzosen, bestand. Sie hielten doch noch fünf
Sitzungen, citirten und suspendirten den Pabst, mu-
sten aber im April wegen Mangel der Sicherheit und (1512)
gehöriger Unterstützung Mayland auch verlassen und
auseinander gehen.

Un-

1511 Unterdes hatten die kriegerischen Unternehmungen in Italien immer fortgewährt, und waren nur durch die Unterhandlungen des Bischofs von Gurk auf kurze Zeit unterbrochen worden. **Chaumont**, der Mirandola vergebens zu entsetzen gesucht hatte, wollte nun auf **Modena** losgehen, um es dem Pabst wieder wegzunehmen. Allein, dieser trat Modena dem Kaiser ab, wozu ihn Ferdinand der Katholische durch die heimlich gethane Vorstellung bewegt hatte, daß er auf solche Art Zwietracht oder doch Mißtrauen zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich stiften könnte. **Chaumont** suchte sich zwar hierauf der Stadt Modena durch ein heimliches Verständniß mit einigen Bürgern zu bemächtigen. Der Anschlag mißlung aber, und er starb bald darauf aus Verdruß, in der Blüte des Alters; denn er hatte nur acht und dreyßig Jahre durchlebt. **Trivulcio**, der zwar älterer Marschall von Frankreich war, als er, hatte keine Schwierigkeit gemacht, unter ihm zu dienen; und nun, da Chaumont todt war, übernahm er die Anführung der französischen Armee so lange, bis Ludwig einen neuen Heerführer würde ernannt haben. Er setzte den Krieg muthig fort, eroberte Am 20. May. **Concordia**, schlug die päbstlichen Truppen bey **Bologna**, und bemächtigte sich sogar dieser Stadt durch ein heimliches Verständniß mit der Bürgerschaft. Der Herzog von **Ferrara** brachte zu gleicher Zeit verschiedene Plätze wieder unter seine Bothmäßigkeit, und setzte dadurch seine Hauptstadt in Sicherheit. Hierdurch kam der Pabst sehr ins Gedränge; dem Marschall **Trivulcio** stand der Weg nach **Rom** offen, und diese Stadt war in Gefahr, verlohren zu gehen, weil das päbstliche Heer geschwächt war und Julius keine Unterstützung vor sich sahe. Allein, Trivulcio muste auf ausdrücklichen Befehl seines Königs,

nigs, sich mit der Armee nach Mayland zurückzie- 1511
hen, und sogar einen Theil davon abdanken.

Der Kaiser hatte sich unterdes mit dem König von Frankreich dahin verglichen, daß ihm dieser einige Hülfsvölker überlassen sollte, um die **Venetianer** in Terra firma mit stärkerm Nachdruck angreifen zu können. Es brach auch der französische General Im May.
la **Palisse** mit einigen tausend Mann in das venetianische Gebiet ein, fand aber wenig kaiserliche Truppen, mit denen er sich hätte vereinigen können. Demohngeachtet war er im Felde ziemlich glücklich, schlug den venetianischen General **Rangone** aus seinem verschantzten Lager heraus, und nahm ihn gefangen. Nachdem sich hierauf die übrigen feindlichen Völker in Padua und Trevigi geworfen hatten; so verwüstete er das platte Land, nahm Vicenza und andre Oerter mehr weg, weigerte sich aber Trevigi zu belagern, und gieng endlich mit seinen Truppen wegen eines zu besorgenden Einfalls der Schweitzer nach Mayland zurück, worauf die Venetianer das Verlohrne bald wieder eroberten.

Während dieser Zeit, besonders nach dem Verlust der Stadt Bologna, hatte Pabst **Julius** mehr als jemals seine ganze Thätigkeit angestrengt, die Franzosen durch geistliche und weltliche Waffen und durch Bündnisse in Furcht zu setzen und aus Italien zu jagen. Er bekam neuen Muth, als der König von Spanien, der nun noch eifersüchtiger auf die Ausbreitung der französischen Macht in Italien geworden war, die seinem Vorgeben nach Anfangs wider die Mauren in Afrika bestimmten Völker unter dem versuchten Pietro Navarro nach Neapel schickte. Er errichtete mit ihm und mit der Republik Venedig ein neues Bündniß zur Vertheidigung der Kirche, oder eine sogenannte **heilige Ligue**. Durch dieselbe sollte die Eintracht in der Kirche erhalten, und das

von

1511 von den abtrünnigen Kardinälen nach Pisa ausgeschriebene Koncilium unterdrückt und alle daher zu befürchtende Spaltung verhütet werden. Hiernächst sollten die Bundsgenossen ein ansehnliches Kriegsheer in das Feld stellen, um Bologna, Ferrara und andre dem Pabst zugehörige Städte wieder zu erobern, und alle, die es hindern wollten, aus Italien zu treiben. Ausser der Landarmee sollten auch noch von Ferdinand zwölf und von den Venetianern zehn Galeeren ausgerüstet werden: dem Kaiser aber und dem König von England sollte frey stehen, diesem Bunde beyzutreten. Ferdinand fand auch bald darauf Gelegenheit, seinen Schwiegersohn, König Heinrich den Achten von England, in dieses Bündniß zur Vertheidigung der Kirche und des Pabsts zu ziehen. Er hatte dabey blos die Absicht, durch Hülfe der Engländer das Königreich Navarra zu erobern.

Am 17. Nov.

Julius und Ferdinand gaben sich viele Mühe, den Kaiser zu dem eben gedachten Bündniß zu bereden: allein, Maximilian sah mehr auf Ehre, Treu und Glauben, als der Pabst und der König von Spanien, und ermahnte sie vielmehr, von ihrem Betragen, das dem Kambrayischen Bündniß ganz zuwider wäre, abzustehen; wie er es denn auch für schimpflich hielt, in eine Verbindung zu treten, an der seine noch unvertragene Feinde, die Venetianer, Theil hätten. Inzwischen waren doch beyde Monarchen, Maximilian und Ludwig, gegen einander mißtrauisch und kaltsinnig; beyde gaben einander Verletzungen ihrer Verträge Schuld; jeder beschwerte sich, daß ihn der andre nicht gehörig unterstützt habe. Was das letztere betrift, so muß man aus Liebe zur Unparteylichkeit bekennen, daß es Ludwig an nachdrücklicher Beyhülfe nicht hat fehlen lassen; und wenn er seine Truppen wieder zurückzog, so nöthigte ihn entweder der unerschwingliche Aufwand, oder die

dem

dem Kaiser vorgeschossenen Summen, oder Gefahr 1511
seiner eigenen Staaten darzu. Hätte nur Maximilian so kräftig und lebhaft gehandelt; die Venetianer wären alsdann gewiß weit enger eingeschränkt worden. Aus Sorge, der Kaiser möchte den Vorstellungen der Feinde endlich Gehör geben, und auf ihre Seite treten, schickte Ludwig den an seinem Hof stehenden kaiserlichen Gesandten, Andreas von Burg, an den Kaiser, um ihn bey guten Gesinnungen gegen sich zu erhalten. Maximilian schickte ihn aber mit einigen Forderungen zurück, die unter andern darinn bestanden, daß der König auf seine Kosten Padua, Trevigi und andre dem Kaiser in dem Kambrayischen Bündniß zugetheilten Plätze in Terra firma für ihn erobern sollte. Ferner verlangte er Ludwigs zwote Prinzessin Renata zur künftigen Gemahlin für seinen zweeten Enkel, den Erzherzog Ferdinand, und daß ihr das Herzogthum Burgund zum Heurathsgut gegeben und sie an seinem Hof erzogen werden sollte. Dann sollte man ihn zum Schiedsrichter in den drey streitigen Punkten zwischen Frankreich und dem Pabst, nämlich wegen Ferrara, Bologna und der Pisischen Kirchenversammlung annehmen, und sich seinem Ausspruch unterwerfen. Endlich sollte der französische Statthalter in Mayland, **Gasto von Foix, Herzog von Nemours**, welchem zwey und zwanzig jährigen Helden Ludwig unterdes die Anführung seiner Armee in Italien aufgetragen hatte, keinen Platz angreifen, oder etwas Wichtiges unternehmen, ohne Einwilligung eines teutschen Fürsten, den man ihm zum Oberhaupt in seinem Rath geben würde, wie denn auch die Franzosen in Italien sich nicht weiter ausbreiten, sondern mit dem, was sie im Herzogthum Mayland und in Terra firma bereits besässen, begnügen sollten. Aus diesen Forderungen konnte Ludwig leicht urtheilen, der Kaiser werde

nicht

1511 nicht lange mehr sein Freund bleiben; mithin suchte er ihn durch Bezahlung einer Summe Geldes und durch Verstärkung der Besatzungen in den Plätzen, die der Kaiser in Terra firma besaß, zu besänftigen. Zugleich aber gab er dem Statthalter Gasto von Foix Befehl, in das Feld zu rücken, um einige Vortheile über seine Feinde zu erlangen, ehe sich der Kaiser mit ihnen öffentlich vereinigte. Vorher schon hatte er mit wenigen Truppen die Schweizer, die in Mayland eingefallen waren, zurückgetrieben, und den General la Palisse nach Romagna geschickt, der dann auch einige Eroberungen machte. Jetzt aber nöthigten ihn die vereinigten spanischen, venetianischen und päbstlichen Truppen, die bis zu En-

1512 de dieses Jahrs alle diesseits des Po gelegene Ferrarische Städte weggenommen und zu Anfang des Jahrs die Belagerung der Stadt Bologna unternommen hatten, diesen Ort zu entsetzen, welches er auch glücklich vollzog. Inzwischen hatten die Venetianer unter dem Proveditor Andreas Gritti eine Armee ins Mayländische geschickt, und durch heimliche Verständnisse mit den Einwohnern Brescia, Bergamo, Ponte Vico und andre Oerter erobert; doch hielten sich noch die Franzosen in dem Schloß zu Brescia. Gasto von Foix eilte gleich nach dem Entsatz der Stadt Bologna, mit der ihm eigenen Schnelligkeit, die ihm den Titel Italiens Blitz erworben, nach Terra firma, schlug einen an der Etsch postirten Haufen Venetianer, der das Schloß zu Brescia sollte erobern helfen, und kam nach Brescia, worinn Gritti mit 8000 Mann lag. Er ermahnte die Bürgerschaft, sich in Güte zu ergeben, und zur Strafe für ihren Abfall 300000 Gulden zu bezahlen, sonst würde er alle wehrhafte Mannspersonen niedermachen lassen: allein, Gritti bewegte durch sein Zureden die Bürger, daß sie die angebotenen Bedingungen

aus-

ausschlugen. Darüber fiel Gasto mit dem Kern sei- 1512
ner Völker aus dem Schloß in die Stadt, und lie- Am 18.
ferte den Venetianern und den Bürgern mitten in Febr.
der Stadt auf dem Markt ein blutiges Treffen, in welchem diese endlich unterlagen, grösstentheils erschlagen, Gritti aber nebst einigen andern vornehmen Venetianern gefangen, und hierauf Brescia sieben Tage lang geplündert wurde. Bergamo ergab sich alsdann gutwillig, und muste zur Strafe seines Abfalls 50000 Dukaten bezahlen, worauf der französische Feldherr siegreich und mit fetter Beute nach Mayland zurückkehrte. Kaum hatte Gasto daselbst ein wenig ausgeruhet, als ihm Ludwig Befehl gab, die feindliche Armee im Felde aufzusuchen, ihr ein Haupttreffen zu liefern, und alsdann gerades Wegs auf Rom loszugehen. Dem zu Folge gieng der Held mit einem Heer, beynahe 20000 Mann stark, nach dem Kirchenstaat, und belagerte Ravenna, um hierdurch die Feinde zu einer Schlacht zu bewegen. Es gelung ihm auch seine Absicht; denn obgleich das vereinigte päbstliche und spanische Heer nur etwas über 12000 Mann stark war und der spanische Vicekönig von Neapel und Feldherr der vereinten Armee, Raymund, Herzog von Cardona, eine Schlacht widerrieth, bevor nicht die aus der Schweitz erwarteten 6000 Mann Hülfsvölker angekommen wären; so bestand doch der Pabst darauf, daß man dem Feind entgegen rücken und Ravenna entsetzen müste. Darüber kam es am Osterfest bey Am 11.
Ravenna zu einem fünfstündigen blutigen Treffen, April.
in welchem zwar Gasto von Foix, vornämlich durch die Treue und Tapferkeit der bey seiner Armee befindlichen Teutschen, den Sieg davon trug, und den päbstlichen Kardinallegaten, Johann von Medici, der das Jahr darauf unter dem Namen Leo des Zehnten Pabst wurde, nebst dem furchtbaren Peter Na-

1512 varro und andern feindlichen Generalen gefangen bekam, aber indem er einen in guter Ordnung abziehenden Haufen spanischer Fußvölker verwegen und allzuhitzig angrif, selbst auf dem Platze blieb. Hierauf übernahm la Palisse die Anführung des fran-

Am 12. April. zösischen Heers, bemächtigte sich am folgenden Tage der Stadt Ravenna, die zum Theil geplündert ward, worauf ihm Cesena, Imola, Forli und Rimini die Thore freywillig öffneten, so daß ihm der Weg bis nach Rom offen stand, welche Stadt er damals ohne grosse Mühe hätte erobern können, wenn er nicht erst neue Befehle von seinem König erwartet hätte. Der Pabst, der vor Angst nicht wuste, wohin er fliehen sollte, fand zu seiner Erhaltung kein schicklicheres Mittel, als daß er sich mit dem König von Frankreich in Unterhandlungen einließ, um nur Zeit zu gewinnen. Dies that er durch den Kardinal von Nantes, den die Königin Anne, als ihren Geschäftträger, zu Rom unterhielt, und welche Dame, durch ihre blinde Ergebenheit gegen den Pabst, ihren Gemahl den König ludwig mehr als einmahl von der Durchsetzung seiner Entwürfe wider den feindseligen Pabst abgehalten hatte. Julius entwarf eine Menge von Bedingungen, durch deren Erfüllung, die er aber blos versprach und nie zu leisten gedachte, er ludwigs Zorn besänftigen wollte. Während dieser Unterhandlungen erfuhr er, daß die französische Armee durch den Sieg bey Ravenna sehr geschwächt worden, und daß sie sich aus Furcht vor einem Einfall der Schweitzer ins Mayländische zurückgezogen habe. Sogleich hörten alle Unterhandlungen wegen eines Friedens mit Frankreich auf, und Julius ergriff alle Mittel, die zur Erreichung seines Zwecks, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, dienen konnten. Er erreichte ihn wirklich; denn, um es kurz zu sagen, noch in diesem Jahr musten die

Fran=

Franzosen alle ihre Besitzthümer in Italien räumen. 1512
Zu diesem unglücklichen Geschicke vereinigten sich damals alle Umstände. Der Kaiser hatte, wider alle dem französischen Hof gethane Zusagen, kurz vor der Schlacht bey Ravenna, zu Rom durch den daselbst befindlichen spanischen Gesandten, unter Vermittelung des Pabsts, mit den Venetianern einen Stillstand auf sechs Jahre geschlossen, seine Landsknechte von der französischen Armee und seinen Gesandten von dem französischen Hof zurückberufen. König Heinrich von England erklärte Frankreich förmlich den Krieg; König Ferdinand von Aragonien stand schon bereit, denselben von Seiten der Pyrenäen anzufangen, so wie die Schweitzer von Seiten des Herzogthums Mayland, und viele Freywillige und Parteygänger, die ihre Beute in Sicherheit bringen und ruhig geniessen wollten, wie auch die bisher in Ludwigs Sold gestandenen Graubünder, verliessen das französische Heer. Am 6. April.

Diese mißliche lage der Sachen bewegte Ludwigen, dem die Nachricht von dem Tode seines lieblings, Gasto von Foix, vollends alle Standhaftigkeit geraubt hatte, den ersten Vorschlägen des Pabsts Gehör zu geben: aber Julius nahm, wie gesagt, seine Vorschläge zurück, und freute sich über den bevorstehenden Untergang der Franzosen in Italien. La Palisse, der von dem Vorhaben der Schweitzer und Graubünder, Mayland anzugreifen, Nachricht bekam, hielt die Vertheidigung dieses Herzogthums mit Recht für nothwendiger, als die Fortsetzung der Eroberungen im Kirchenstaat. Er zog sich daher in das Mayländische, und hinterließ den Kardinal von S. Severino mit fünf bis sechs tausend Mann in Romagna, um die daselbst eroberten Plätze zu behaupten. Allein, gleich hernach ergaben sich einige derselben dem Pabst freywillig, und als la Palisse

1512 den Kardinal von S. Severino mit den Truppen zu seiner Verstärkung an sich ziehen muste — denn Ludwig hatte unterdes wegen des mit den Engländern und Spaniern in Frankreich zu führenden Kriegs die ohnehin schwache Armee in Mayland durch Abrufung einiger Ordonnanzkompagnien noch mehr geschwächt — so gieng Romagna ganz verlohren. Bologna hielt sich noch am längsten; denn es kehrte erst gegen das Ende dieses Jahrs wieder unter päbstlichen Gehorsam zurück.

Die Schweitzer waren indessen aufgebrochen, und kamen, zehntausend Mann stark, nach Italien. La Palisse glaubte, sie würden wieder ihren gewöhnlichen Weg, längst des Comersees, nehmen, und setzte sich ihnen daher mit seiner geringen Macht an der Adda entgegen, in Hoffnung, sie, wie vorher, ohne Gefechte zu ermüden und zur Rückkehr zu nöthigen: allein, die Eidgenossen nahmen diesmal einen Umweg durch Tyrol und Trident, wo ihnen der Kaiser den Durchzug gestattete, und dies nachher auf die Beschwerden des französischen Hofs damit entschuldigte, daß er vermöge einer mit den Schweitzern getroffenen Erbeinigung, ihren Kriegsvölkern in der Zeit den Durchzug durch seine Staaten erlauben müste. Sie kamen also ohne Widerstand durch die Klausen bey Verona in Italien an, und vereinigten sich bey Villa franca mit einigen tausend Venetianern. Da man durch einen aufgefangenen Brief des Generals la Palisse dessen Schwäche und den schlechten Vertheidigungsstand des Herzogthums Mayland erfahren hatte; so entschlossen sich die Schweitzer und Venetianer, an statt nach Romagna zu gehen, um sich mit der päbstlich-spanischen Armee zu vereinigen, ihren Zug gegen Mayland zu richten. Dadurch ward la Palisse genöthiget, einen Theil seines kleinen Heers in die festen Plätze

Im May.

verlegen, und mit dem Rest warf er sich in die Stadt 1512
Pavia, wo er zu einer verzweifelten Gegenwehr Anstalten machen wollte. Hierzu liessen ihm die Schweitzer keine Zeit; er muste weiter ziehen und über die Alpen zurück nach Frankreich gehen. Dabey hatte er noch das Unglück, daß bey seinem Uebergang über den Fluß Gravelone die hölzerne Brücke unter seiner Reuterey einstürzte, worüber ein Theil seines kleinen Heers erschlagen oder gefangen genommen wurde. Ganz **Mayland** ergab sich hierauf den Schweitzern, oder vielmehr dem sogenannten heiligen Bund, und der König von Frankreich behielt von allen seinen bisherigen Eroberungen weiter nichts, als Brescia, Crema, und die Schlösser zu Mayland, Novarra und Cremona. Auch **Genua** schüttelte damals das französische Joch ab, und die Graubünder unterwarfen sich das Veltlin und die Grafschaft Kleven, die Eidgenossen aber die Landschaften Maynthal, Lauis und Luggaris, bis auf die beyden letztern Schlösser.

Die Freude des Pabsts über dieses Mißgeschick der Franzosen war so ausschweifend, daß er den König Ludwig in den Bann that, ihm den Titel Im Jun. des allerchristlichsten Königs absprach, und die Schweitzer für ihre treuen Dienste mit dem Titel: **Beschützer der Freyheiten der Kirche**, beehrte und ihnen ein geweihtes goldenes Schwerd, einen Herzogshut und jedem Kanton besonders ein seidenes Panier schenkte. Frankreich kam damals wirklich tief ins Gedränge; alle Bundsgenossen sprangen, theils freywillig, theils gezwungen, ab. Mit der Republik Florenz hatte man zwar, gleich nach dem Siege bey Ravenna, die alten Verträge erneuert und von derselben das Versprechen erhalten, zur Beschützung des Mayländischen vier hundert Lanzen zu schicken: allein, nach dem Abzug der Franzosen aus

1512 Italien rückte der spanische Statthalter in Neapel vor Florenz, und zwang die Republik, das französische Bündniß zu verlassen, zu der heiligen Ligue zu treten, die seit 1491 verjagte Familie der Medici wieder einzunehmen, und dem Statthalter 100000, dem Kaiser aber 40000 Dukaten zu erlegen. Ludwig hoffte zwar einige Unterstützung durch ein Bündniß mit den Königen von Navarra, Johann von Albret und Katharine zu erlangen: allein, nicht er, sondern Ferdinand der Katholische, zog Vortheil daraus. Ferdinand nahm hievon den Vorwand, Navarra anzugreifen, weil sich die Könige dieses Reichs durch das mit dem König von Frankreich, als einem Verbannten, geschlossene Bündniß, des päbstlichen Bannes theilhaftig gemacht hätten. Hiernächst muste Ludwig auch, wegen eines zu besorgenden Einbruchs der Spanier in Frankreich, zur Vertheidigung des disseitigen Navarra und zur Bedeckung der Provinz Güyenne, einige Völker nach Bearn gehen lassen, wodurch er seine Macht noch mehr vertheilte, und sich ausser Stand setzte, in diesem Jahr auf die Wiedereroberung der in Italien verlohrnen Länder zu denken. Ja, Ferdinand stellte fast zu gleicher Zeit, als Ludwig sein Bündniß mit den Königen von Navarra schloß, eine Vollmacht aus, um mit dem Pabst, dem Kaiser und andern christlichen Fürsten über einen Bund, zur Vertheidigung der Kirche wider den König von Frankreich, Unterhandlungen zu pflegen. Eben solche Vollmachten ließ auch der König von England gegen das Ende dieses Jahrs ausfertigen, so daß Frankreich immer tiefer in gefährliche und verworrene Umstände versetzt ward.

Am 17. Jun.

Am 20. Jul.

Die englische Flotte, die aus neunzig grossen und kleinen Schiffen, worauf sich zehntausend Soldaten befanden, bestand und von dem Marquis von Dorset angeführt wurde, war unterdes, zu Folge

der

der vorhin gedachten Verabredung zwischen Ferdi- 1512
nand und Heinrich, zu Guipuscoa gelandet, in Hoffnung, mit der Belagerung der Stadt Bayonne den Anfang zu machen, und sich dadurch den Weg nach Güyenne zu öffnen. Ferdinand aber ließ dem englischen Befehlshaber antragen, durch Navarra in Güyenne einzudringen, unter dem Vorwand, daß man den Rücken frey haben müsse, und daß dies das beste Mittel sey, die Eroberung dieser Provinz zu versichern, weil man an der Seite von Navarra Lebensmittel und Unterstützung erlangen und das schwere Geschütz fortbringen lassen könnte, welches an der Seite von Guipuscoa so leicht nicht geschehen würde. Dorset entschuldigte sich damit, er habe keinen Befehl, das Königreich Navarra anzugreifen, oder anderwärts als in Frankreich einzufallen, und blieb also bey Fuente Rabia stehen. Dennoch hatte Ferdinand seine Unternehmung gegen Navarra so listig eingerichtet, daß die englische Armee, so lang sie sich in dieser Stellung befand, zu seiner Absicht fast eben so behülflich war, als wenn sie in Verbindung mit seiner Armee Krieg geführt hätte. Sie hielt die Franzosen ab, daß sie es nicht wagten, dem König von Navarra, der mit seiner Familie nach Frankreich geflohen war, zum Beystand anzurücken. Der Herzog von Alba eroberte in kurzer Zeit Pampelona, und fast das ganze Königreich Navarra. Die Engländer, durch Mangel und Krankheiten sehr geschwächt, waren unterdes so mißvergnügt geworden, daß sie sich wieder eingeschifft hatten und in ihr Land zurückgekehrt waren, ohngeachtet kurz vor ihrer Abreise ein von Ferdinanden ausgewürkter Befehl ihres Königs, vermöge dessen sie in Spanien bleiben sollten, angekommen war.

Endlich langte das französische Heer unter dem Grafen Franz von Angouleme an den navarri-

1512 schen Gränzen an. Man forderte den Herzog von Alba, der sich bey St. Jean Pied de Port gelagert hatte, zu einem Treffen auf; er schlug es aber aus, und zog sich jenseits des Thals Roncès Valles. Die Franzosen glaubten, ihn durch die Belagerung der Stadt **Pampelona** zu ihrer Absicht zu bewegen: allein, er hatte sich bey Bemerkung dieser Absichten selbst in die Stadt geworfen. Man fieng die Belagerung an, ohngeachtet die beste Jahrszeit vorbey war und die Spanier den Franzosen die Lebensmittel abschnitten. Allein, eben diese Beschwerlichkeiten
Am 21. Nov. und die daher entstandenen Krankheiten nöthigten die Franzosen zum Abzug. Die Spanier verfolgten sie, tödteten viele, und erbeuteten verschiedenes Geschütz.

Gegen das Ende dieses Jahrs schloß der **Pabst**
Am 25. Nov. ein **Bündniß mit dem Kaiser** wider die Venetianer und den Herzog von Ferrara. **Maximilian** sagte sich dafür von der Pisischen Kirchenversammlung los; er belehnte den Sohn des in französischer Gefangenschaft gestorbenen Ludwigs mit der Maulbeere, Maximilian Sforza, mit dem Herzogthum Mayland, weil es die Schweitzer, die sich desselben bemächtiget hatten, so verlangten. Der König von Frankreich, der es zu spät eingesehen, wie nachtheilig ihm die Feindschaft der **Schweitzer** sey, bemühte sich jetzt um ein Bündniß mit ihnen. Der blosse Geleitsbrief für die französischen Abgeordneten zur Tageleistung nach Lucern kostete 22000 Kronen und die Abtretung der beyden noch besetzten Schlösser Lauis und Luggaris an die Eidgenossen. Die Abgeordneten wurden sehr hart behandelt und am Ende mit der harten Forderung zurückgeschickt, daß der König von Frankreich die Messen von Lyon nach Genf verlegen und sich aller Ansprüche an Mayland und Asti begeben müste, wenn er eine Vereinigung mit den Kantonen verlangte. Der um eben diese Zeit von

Lud-

Ludwig durch eine Unterhandlung mit dem Kardinal-Bischof von Gurk gemachte Versuch, den Kaiser wieder auf seine Seite zu ziehen, lief eben so fruchtlos ab. Die Bedingungen, die der Kaiser vorschlug, waren fast völlig eben die, die er vor anderthalb Jahren gethan hatte, doch würde sie der französische Hof noch eingegangen haben, wenn die Königin in die Ueberlieferung ihrer Prinzessin Renata, die für den Erzherzog Karl an dem kaiserlichen Hof sollte erzogen werden, gewilliget hätte. So aber zerschlugen sich die Unterhandlungen, und Ludwig wählte nunmehr einen andern Weg, sich einigermassen aus dem Gedränge zu helfen; er verband sich zu Blois mit seinen bisherigen Feinden, den Venetianern, fast auf eben die Art, wie ehemals im Jahr 1498. Es versprach nämlich der König, den Venetianern alles, was sie vor dem bisherigen Krieg in Terra firma und von Mayland, nur Cremona und Ghiera d'Adda ausgenommen, im Besitz gehabt, und seitdem verlohren hatten, wieder erobern zu helfen, auch ihnen Crema, Bergamo und Brescia zu überlassen. Dagegen machte sich die Republik anheischig, dem König zur Wiedereroberung des Herzogthums Mayland und der Stadt Genua allen möglichen Beystand zu leisten; welchen Vertrag Venedig bald darauf ratificirte, und zwar um so viel lieber, da es seine bisher gefangenen tapfern Heerführer, Gritti und Alviano, dadurch wieder erlangte. Fast zu gleicher Zeit traf **Ludwig mit Ferdinand dem Katholischen** einen **Stillstand** auf ein Jahr, in welchen jener den König von Schottland, Jakob den Vierten und Karl'n von Egmond, Herzogen von Geldern, dieser aber den Kaiser und den König von England mit einschloß, und vermöge dessen binnen dieser Zeit alle Feindseligkeiten zwischen ihnen diesseits der italienischen Alpen unterbleiben sollten. Des ver-

1513 Im Febr.

Am 23. März.

Am 11. April.

Am 14. April.

1513 jagten Königs von Navarra ward in diesem Vertrag gar nicht gedacht; Ludwig verließ diesen Bundsgenossen, der doch durch ihn unglücklich geworden war, und Ferdinand behielt also das eroberte spanische Navarra.

Der Stillstand mit Ferdinanden schafte Ludwigen nicht einmal einigen Vortheil; denn zu eben der Zeit, da sein Feind die Hand zum Frieden zu bieten schien, schloß er mit andern Mächten ein furchtbares Bündniß gegen Frankreich, und des Stillstandes bediente er sich blos, um dasselbe fester zu knüpfen und seine Boten ungestöhrt durch Frankreich an seine Bundsgenossen schicken zu können. Frankreich und Venedig hatten zwar in dem Vertrag zu Blois ausgemacht, daß es dem neuen Pabst — denn Julius der Zweete war am 21sten Februar dieses Jahrs gestorben — frey stehen sollte, demselben beyzutreten. Allein, Pabst Leo der Zehnte wich im Grunde von den Maasregeln seines Vorgängers keineswegs ab. In dem Breve, wodurch er dem König von England seine Erhöhung zum Pontifikat bekannt machte, meldete er ihm zugleich, daß er bey dem vom Julius gestifteten Bündniß bleiben und ein neues mit England schliessen wollte. Hierzu ließ sich König Heinrich um so viel williger finden, weil er die bedrängten Umstände des französischen Staats für bequem hielt, einen grossen Theil von dem, was seine Vorfahren in Frankreich verlohren, wieder zu erlangen. Es ward also zu Mecheln von der Erzherzogin und Statthalterin Margarethe, im Namen ihres Vaters, des Kaisers, und von den Gesandten des Königs von England ein Bund zwischen dem Kaiser, dem Pabst und den Königen von Spanien und England, wider den König von Frankreich errichtet. Die Hauptartikel waren folgende: Ein jeder von den Bundsgenossen sollte dreyßig Tage nach Unterzeichnung der Artikel Frank-

Am 5. April.

reich

reich Krieg ankündigen, und dieses Reich in zwey 1513
Monaten ausserhalb Italiens würklich bekriegen, nämlich der Pabst in der Provence oder im Delphinat, der Kaiser in Frankreich selbst oder in andern Ludwigen ausser Italien gehörigen Ländern, der König von England in Güyenne, Picardie und Normandie, und der König von Spanien in Bearn, languedok und Güyenne. Ferner sollte der Pabst die Feinde der ligue zu Mecheln und die Gönner der gegenseitigen Partey mit dem Bann belegen; der König von England dem Kaiser, zur Bestreitung der Kriegskosten, 100000 Goldkronen auszahlen; der Kaiser und England dieses Bündniß in einem Monat, der Pabst aber und Ferdinand in zwey Monaten genehmigen, und endlich, wenn auch diese beyde den Bund nicht genehmhielten, so sollte er doch zwischen dem Kaiser und England beständig bleiben. Der König von England ratificirte auch bald darauf das Bündniß, und der zu London stehende spanische Gesandte hielt dasselbe gleichfalls, im Namen seines Herrn, genehm: allein, dieser mißbilligte hernach das Verfahren seines Gesandten, und wollte eben so wenig, als der Pabst, die zu Mecheln wider Frankreich entworfene ligue genehmigen; folglich kam sie auch nicht zu ihrer völligen Erfüllung.

König **Ludwig** hielt sich, wegen seines Stillstandes mit Spanien, vor einem Angrif in seinem eigenen Königreich sicher, und mochte auch wohl nicht sogleich Nachricht von dem neuen Bunde zu Mecheln erhalten haben. In dieser Sicherheit und im Vertrauen auf den Beystand der Venetianer schickte **Ludwig** eine Armee von ohngefähr 24000 Mann nach Italien, unter dem Oberbefehl des Marschalls von la **Tremouille**, der den Marschall Trivulcio, einen der vornehmsten Anstifter dieses Feldzugs, **Roberten von der Mark**, und dessen zween

Söh-

1513 Söhne, die Herren von **Fleuranges**, von **Jamets**, und andre tapfere Ritter bey sich hatte. Sie sollten den noch mit französischen Völkern besetzten Schlössern zu Mayland, Genua und Cremona zu Hülfe kommen und das Herzogthum Mayland wieder erobern. Dieses Land war bey ihrer Annäherung in schlechtem Vertheidigungsstand, indem der Herzog an eigenen kaiserlichen und schweitzerischen Truppen kaum zehntausend Mann beysammen hatte, womit er sich unmöglich gegen die überlegene französische Macht im Felde halten konnte, zumal da die **Venetianer** auf der andern Seite mit einem ansehnlichen Heer unter ihrem Feldherrn **Alviano** anrückten, und der Vicekönig von Neapel bey Piacenza stehen blieb, ohne das geringste zum Beystand des Herzogs von Mayland zu unternehmen. Ohne Widerstand besetzten die Franzosen Asti, Alexandria, Pavia und andre Oerter. Die Hauptstadt Mayland ließ ihrem Herzog wissen, daß sie, ohne das Aeusserste zu erwarten, sich für den Sieger erklären würde, es wäre denn, daß er und seine Bundsgenossen im Stande wären, den Franzosen die Spitze zu bieten. Von dem ganzen Herzogthum blieben also dem Herzog **Maximilian Sforza** nur die beyden Städte Novara und Como übrig, die er mit seinen Völkern besetzte, und sich selbst mit den meisten in Novara einschloß. Die französischen Feldherren waren schon ihres Vortheils so gewiß, daß sie ihrem König versichern liessen, sie wollten den Sohn auf eben der Stelle und auf eben die Art gefangen nehmen, wo und wie er den Vater in seine Gewalt bekommen hätte. Voll solcher übermüthiger Gedanken unternahmen sie
Am 3. Jun. die Belagerung der Stadt **Novara**, deren Besatzung sich so unerschrocken bezeigte, daß sie nicht einmal das Thor auf der Seite des feindlichen Lagers ver-

verschloß, und durch schimpfliche Reden die Franzo- 1513
sen zum Zorn reitzte.

Nun hatte **Pabst Leo**, bey der ersten Nachricht von den französischen Rüstungen wider Mayland, mit den **Schweitzern** die Verbindungen seines Vorgängers erneuert, und ihnen, unter dem Schein rückständiger Subsidiengelder 24000 Dukaten heimlich auszahlen lassen, und sie dadurch bewogen, noch achttausend Mann zum Entsatz der Städte Novara und Como abzuschicken. Dies veranlaßte die Franzosen, einen Sturm auf Novara zu wagen, wobey Am 4. Jun.
sie aber grossen Verlust erlitten und sich mit ihrem lager ein Paar Meilen von der Stadt entfernen musten. Am folgenden Tag kam die Hälfte der erwarteten Verstärkung aus der Schweitz zu **Novara** an, Am 5. Jun.
vereinigte sich mit der Besatzung, und beyde griffen alsdann am frühen Morgen des folgenden Tags das Am 6. Jun.
mehr als noch einmal so starke französische Heer an. Anfangs litten die Schweitzer von dem französischen Geschütz sehr viel, sie bemächtigten sich aber endlich durch ihre unüberwindliche Standhaftigkeit desselben, und brachten die Franzosen nach einem hitzigen Handgefechte, in die Flucht. Ihr ganzes lager mit einer für jene Zeiten zahlreichen Artillerie fiel den Schweizern in die Hände. Diese forderten hernach Brandschatzungen in Montferat und Piemont, wo die Franzosen auf ihrer Flucht Schutz gefunden hatten, und den Abfall der Mayländer bestraften sie mit starken Geldauflagen, wie denn allein die Stadt Mayland 200000 Dukaten erlegen muste. Die Franzosen verlohren nicht allein die jetzt eroberten Städte wieder, sondern auch die Schlösser zu Mayland, Cremona und Genua. Dagegen ward durch den Sieg der Schweizer der Muth der Spanier wieder aufgerichtet, und die Sachen der **Venetianer** bekamen eine andre Gestalt. Denn die Oerter, die ihr

Feld-

1513 Feldherr Alviano, bey dem Einfall der Franzosen in Mayland, erobert hatte, wurden nicht allein von den kaiserlichen und spanischen Truppen wieder eingenommen, sondern die Venetianer verlohren von ihren eigenen Landen verschiedene Stücke, und wurden, nach einem vergeblichen Versuch des Pabsts, sie mit dem Kaiser auszusöhnen, bey dem Dorfe Ceratia, ohnweit Vicenza, in einem blutigen Treffen gänzlich geschlagen, so daß sie, ausser den Gefangenen, vier bis fünf tausend Mann einbüßten.

Während der Zeit, da die Franzosen Mayland wieder erobern wollten, ward Ludwig in seinen eigenen Ländern von dem Kaiser, dem König von England und den Schweitzern angegriffen. Heinrich der Achte hatte nämlich seit dem May, vermöge des zu Mecheln geschlossenen Bundes, einen Theil seines Heers nach Calais übersetzen lassen, und folgte mit dem Rest desselben zu Ende des Julius, so daß er diesseits des Meers eine Macht von 40000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferd beysammen hatte, mit welcher er zu Anfang des Augusts vor Terouenne in Artois rückte, und diesen Ort belagerte. Kaiser Maximilian ließ einige tausend Mann, die er in den Niederlanden versammlet hatte, zur englischen Armee vor Terouenne stossen, und er selbst begab sich hierauf in das Lager. Weil dem König von Frankreich an der Erhaltung dieser Stadt viel gelegen war, so sollte der Befehlshaber des französischen Heers, der Herzog von **Longueville**, den Ort entsetzen oder wenigstens eine Verstärkung hinein werfen. Darüber kam es bey **Guinegate** zu einem Treffen, das eigentlich nur zwischen der beyderseitigen Reuterey vorfiel, und wobey die französische, die doch bisher so große Thaten verrichtet, nach schwachem Widerstand von einem unerklärlichen Schrecken so sehr eingenommen ward, daß sie sogleich die Flucht ergriff und von

Am 17. Aug.

den

den englischen und burgundischen Truppen verfolgt wur- 1513
de. Diese Aktion, oder vielmehr Niederlage, wird bisweilen die Schlacht bey Guinegata genannt, von dem Ort, wo sie vorfiel, öfters aber die Sporenschlacht, weil die Franzosen an diesem Tag sich mehr ihrer Spornen, als ihrer Schwerdter bedienten. Hierauf muste sich Terouenne ergeben, Am 22.
und Heinrich trat Maximilian den Platz ab, der ihn Aug.
sogleich schleifen ließ. Nun hofte zwar der König von Frankreich, er wolle Heinrichen dadurch zur Rückkehr nach England bewegen, daß er den König von Schottland zu einem Einfall in England verleitet hatte: allein, Heinrich kehrte sich daran nicht, und Jakob verlohr gegen die Engländer Schlacht und le- Am 11. Sept.
ben. Unterdes verfolgten die Bundsgenossen doch ihren Vortheil nicht gehörig; denn, anstatt gleich nach dem Gefecht bey Guinegate auf Paris loszugehen, unternahmen sie auf Maximilians Verlangen die Belagerung der Stadt Dornik, die sich ihnen nach Am 24. Sept.
drey Wochen ergab. Maximilian und Heinrich Am 15.
knüpften hierauf ihr Bündniß zu Ryssel noch fester, Oktob.
und versprachen einander, Frankreich im folgenden Jahr von verschiedenen Seiten aufs neue anzugreifen. Auf diese Art endigte sich der Feldzug in den Niederlanden, ohne daß man Frankreich sonderlich geschadet hätte. Die beste Zeit war auf die beyden erwähnten Belagerungen verwendet worden, anstatt daß man durch einen Uebergang über die Saar mitten in Frankreich hätte eindringen können. Aber freylich der unerwartete Rückzug der Schweitzer aus Burgund hatte auch Einfluß in die Kriegsunternehmungen der Kaiserlichen und Engländer.

Es hatte nämlich der Kaiser die von England erhaltenen Subsidiengelder zum Theil darzu angewendet, die Schweitzer zu einem Einfall in Frankreich zu bewegen, wozu sie auch von dem Pabst

und

1513 und dem Herzog Maximilian Sforza unter der Hand gereitzt wurden. Durch die Unterhandlung des Kardinalbischofs von Sitten und des Bischofs von Straßburg brachte es der Kaiser dahin, daß ihm die Kantone, gegen einen monatlichen Sold von 16000 Gulden, 16000 Mann zu Fuß ins Feld stellten, um das Herzogthum Burgund für seinen Enkel, den Erzherzog Karl, zu erobern. Der Kaiser bot den ganzen Adel in der Grafschaft Burgund auf, und nahm einige teutsche Reuterey nebst dem Herzog **Ulrich von Würtemberg** in Sold. Dieser kommandirte die Reuterey, welche zwey bis dreytausend Mann stark war; und das schweitzerische Fußvolk, dessen Anzahl sich freywillig bis auf 25000 Mann mehrte, ward von dem Bernischen Stadtschultheissen von Wattenwyl angeführt. Einer solchen Macht konnte der eben aus Italien zurückgekommene Marschall **la Tremouille** nicht widerstehen; er warf sich daher in die Stadt **Dijon**, vor welche die vereinigte Armee rückte, und sie heftig beschoß, indem der Kaiser dem Herzog Ulrich zu dem Ende viel Geschütz aus Innspruck hatte zuführen lassen. Dijon lief Gefahr verlohren zu gehen, indem Ulrich schon alle Anstalten zum Sturm machte. Weil aber an der Erhaltung dieser Stadt viel gelegen war, indem ihr Verlust den Verlust von ganz Burgund nach sich gezogen hätte, auch das übrige Frankreich grosser Gefahr dadurch wäre ausgesetzt worden; so bediente sich la Tremouille einer vorsetzlichen Falschheit, um diese Gefahr abzuwenden. Er gewann heimlich durch Geld und Versprechen die Hauptleute der Schweitzer, die ohnehin nicht so wohl aus freyem Willen, als vielmehr aus Zwang, wegen der Neigung des gemeinen Mannes, diesen Zug unternommen hatten, und bot ihnen einen gütlichen Vergleich an. Da sie ausserdem an Lebensmitteln grossen Mangel litten, so

Gegen Ende des Aug.

waren

waren sie desto geneigter hierzu, obgleich Herzog Ul- 1513
rich sich sehr dagegen setzte: allein, man gab seinen
Vorstellungen kein Gehör, und der Vergleich ward
wirklich unterzeichnet. Vermöge desselben versprach Am 13.
la Tremouille, daß sein König sich aller Ansprüche Sept.
auf das Herzogthum Mayland, die Grafschaft Asti
und die Herrschaft Genua begeben, der römischen
Kirche und dem teutschen Reich alle Eroberungen
wieder einräumen, und in den ländern der Kantone
keine Völker ohne Einwilligung der Republik wer-
ben, auch sie nicht wider den Kaiser und dessen
Bundsgenossen brauchen sollte. Hiernächst verhieß
er ihnen, für die auf diesen Feldzug verwandte Ko-
sten 400000 Thaler in zwo Fristen, einen Theil
gleich jetzt, und den andern auf den nächsten Mar-
tinstag, dem Herzog von Würtenberg aber 8000
und dem Oberfeldzeugmeister 2000 Thaler sogleich
baar bezahlen zu lassen. Die schweitzerischen Haupt-
leute, die mit Vollmacht zu Schliessung eines Ver-
gleichs versehen waren, nahmen diesen angebotenen
Vertrag an, und hoben die Belagerung auf, unter
der Entschuldigung, der Kaiser habe die versproche-
nen Hülfsgelder nicht richtig bezahlt. Allein, sie sa-
hen sich doch, zur verdienten Strafe ihrer Untreue,
am Ende betrogen. Denn der König von Frank-
reich wollte den Vergleich nicht genehmigen, unter
dem Vorwand, er habe dem Statthalter la Tremou-
ille keine Vollmacht dazu gegeben. Er bot zwar
den Kantonen für die ohne seinen Befehl geschehene
Verzicht auf Mayland, Asti und Genua, Geld an,
welches sie aber nicht annehmen wollten; und von
den versprochenen 400000 Thalern erhielten sie wei-
ter nichts, als 20000 Kronen, die ihnen la Tre-
mouille sogleich, für die Aufhebung der Belagerung,
baar bezahlte; den Rest haben die Eidgenossen noch
jetzt an Frankreich zu fordern. Sie hatten sich zwar

1513 zur Versicherung der Bezahlung Geisel geben lassen: aber la Tremouille spielte hierbey einen neuen Betrug, indem er ihnen geringe Leute, unter vornehmen Namen und in kostbaren Kleidern, zu Geiseln gab, von denen noch dazu der beste aus Zürch entwischte, und die drey übrigen im folgenden Jahr sich mit 13000 Gulden loskauften. Durch diesen Streich, den Ludwig zwar öffentlich bestrafte, heimlich aber lobte, ward Frankreich von einer grossen Gefahr befreyet.

König **Ludwig** begnügte sich nicht blos damit, aus den bedrängten Umständen, in die er durch die erzählten Zufälle in diesem Jahr gerathen war, zu kommen, sondern er dachte sogar auf die Wiedereroberung von **Mayland** und **Genua**. Zur Ausführung dieses Vorhabens bediente man sich nicht nur verschiedener strenger Mittel, Geld aufzutreiben, indem, ausser der Erhöhung der Steuern, die ohnehin schon der Nation äusserst verderblich war, jede Stadt ein so genanntes freywilliges Geschenk geben muste, und der König einige seiner Domänen versetzte; sondern man bemühte sich auch, die gegen Frankreich verbundene Mächte zu trennen, welches wegen ihres wider einander laufenden Interesse eben nicht unmöglich schien. Der französische Hof bediente sich dabey der List, daß er mit einer jeden besondere Unterhandlungen anfieng, wodurch er wechselseitigen Verdacht und Mißtrauen unter ihnen erweckte, indem jeder besorgen muste, der andre werde ihn seinem Eigennutz aufopfern. Mit dem Pabst

Am 6. Oktob. **Leo** kam **Ludwig** zuerst zum Schluß, indem dieser durch einen zu Rom geschlossenen vorläufigen **Vergleich** das Pisische Koncilium, dessen geringe Ueberbleibsel ihre Sitzungen bisher zu Lyon fortgesetzt hatten, verwarf, und dagegen die Kirchenversamm-

sammlung im Lateran annahm. Ludwig ratificirte 1513
bald darauf zu Corbie diesen in seinem Namen ge- Am 26.
troffenen Vertrag, und trat in der achten Sitzung Oktob.
gedachter Kirchenversammlung bey. Am 19. Dec.

Hierauf wendete sich Ludwig an **Ferdinand den Katholischen**, der des von ihm bisher in Italien blos zum Vortheil des Kaisers geführten Kriegs müde, und nur auf die Erhaltung des Königreichs Neapel und des spanischen Navarra bedacht war. Vermöge eines neuen **Vertrags zu Blois** versprach Ludwig, seine zwote Tochter Renate, nach Am 1.
Ferdinands beliebigen Wahl, mit einem von dessen Dec.
beyden Enkeln zu vermählen und ihr Mayland, Asti und Genua als Heurathsgut mitzugeben; doch unter der Bedingung, daß, wenn Renate oder ihr erwählter Bräutigam vor Vollziehung der Heurath sterben würden, gedachte Länder alsdann an den König von Frankreich zurückfallen sollten. Dieser machte sich überdies noch anheischig, das Herzogthum Mayland nach dessen Wiedereroberung dem König Ferdinand, zur Aufbewahrung für gedachtes Brautpaar, zu überliefern, und ihm dasselbe gegen jedermann vertheidigen zu helfen. Endlich entsagte auch noch Ludwig allen seinen Rechten und Ansprüchen auf Neapel, worüber Ferdinand nach eigenem Gutbefinden sollte verfügen können. Des unglücklichen Königs von Navarra ward wieder nicht gedacht. Zwischen dem Kaiser und den Venetianern wollte der Pabst zu Ende dieses und zu Anfang des folgenden Jahrs Frieden vermitteln: er richtete aber nichts aus, und der Krieg daurete fort.

Anne von Bretagne, diese merkwürdige Ge- 1514
mahlin Ludwigs des Zwölften, die in so manche Geschäfte seiner Regierung Einfluß gehabt, erlebte die völlige Wiederherstellung des Friedens nicht; sie starb im Anfang des Jahrs 1514 in ihrem 36sten am 9. Jan. Jahr.

1514 Jahr. Die Friedensunterhandlungen, die der König noch vor ihrem Absterben mit England angefangen hatte, wurden dadurch erleichtert, wie bald wird gezeigt werden. Ludwig suchte zwar auch mit den Schweitzern über den von la Tremouille zu Dijon geschlossenen Vertrag sich zu vergleichen, und der Pabst gab sich gleichfalls viele Mühe, beyde Theile zu versöhnen: allein man konnte nicht mit einander einig werden. Der Pabst verlangte nämlich, Ludwig sollte den Artikel des Vergleichs zu Dijon, Mayland betreffend, genehm halten, die Schweitzer hingegen die ihnen von la Tremouille versprochene Summe vermindern: aber weder diese noch jener wollten sich diese Vorschläge gefallen lassen. Hingegen erbot sich Ludwig zu einem dreyjährigen Stillstand, ohne sich von seinen Ansprüchen auf Mayland loszusagen, welcher Vorschlag zwar den meisten Kantonen annehmlich schien, aber von Bern, Lucern und Freyburg verworfen wurde. Ja, die Eidgenossen dachten gar auf einen neuen Einfall in Burgund, und nicht ohne grosse Mühe konnte man sie davon zurückhalten.

Da also Ludwig bey den Schweitzern nichts ausrichten konnte; so bediente er sich der erst gedachten Unterhandlungen wegen der Vermählung seiner Tochter Renate mit dem Prinzen von Spanien und Erzherzog Karl'n, um den Kaiser zu gewinnen; denn er wuste wohl, daß dieser eben so sehr, als Ferdinand, eine solche Verbindung wünschte, zumahl unter den von ihnen selbst vorgeschlagenen Bedingungen. Und doch erregte er selbst bey den angefangenen Unterhandlungen allerhand Schwierigkeiten, die blos dazu dienen musten, sie in Bewegung zu erhalten, ohne jedoch etwas zu beschliessen. Nachdem aber Maximilian Ferdinanden Vollmacht ertheilt hatte, auch in seinem Namen mit Ludwigen

zu

zu schliessen; so ward zu Orleans ein Stillstand zwischen dem Kaiser und den Königen von Spanien und Frankreich, wie auch dem Erzherzog Karl, auf ein Jahr geschlossen, unter der Bedingung, daß Ludwig während dieser Zeit gegen Mayland nicht das geringste unternehmen sollte. Es waren zwar auch die Könige von England und Schottland in diesen Stillstand mit eingeschlossen, und ihnen zwey Monate Zeit zur Ratification gelassen, weil der Kaiser wegen des Königs von England die Versicherung auf sich nahm, welcher aber darüber in den heftigsten Zorn gerieth, und an diesem Traktat keinen Antheil nehmen, sondern den Krieg fortsetzen wollte. 1514 Am 13. März.

Allein, Ludwig arbeitete seit dem letzten Feldzug ernstlich an einem Frieden mit ihm, weil ihn unter allen seinen Feinden keiner an seinen Absichten auf Mayland und Genua mehr hindern konnte, als **Heinrich**. Es bediente sich daher Ludwig des in der Schlacht bey Guinegate gefangenen und nach England gebrachten Herzogs von **Longueville** als eines geheimen Unterhändlers. Bey seinem häufigen Umgang mit Heinrich, öffnete er ihm nach und nach die Augen, und zeigte ihm, wie wenig Vortheile er von seinen Bundsgenossen hätte, und daß diese sich seines Geldes und Beystandes nur zur Erweiterung ihrer eigenen Macht bedienten. Er stellte ihm vor, weil die Königin Anne neulich gestorben wäre, so hätte sich dadurch eine Gelegenheit zu einer Verschwägerung eröffnet, welche beyden Königreichen vortheilhaft werden und dazu dienen könnte, alle kleine Streitigkeiten unter ihnen auf eine anständige Art zu endigen; sie hätte Ludwigen keine männliche Erben hinterlassen; und weil er allemal gern Erben seiner Krone zu haben gewünscht, so schiene ihm keine Heurath gemässer, als mit Heinrichs Schwester, **Marie**, deren Jugend und Schönheit ihm in diesem

1514 Stück die gröste Hoffnung machte; zwar möchte die Vermählung einer Prinzeßin von sechzehn mit einem König von drey und funfzig Jahren unschicklich scheinen: aber die übrigen Vortheile, die sich bey dieser Verbindung fänden, wären doch eine mehr als zureichende Vergütung für die Allianz; und wenn Heinrich seine Verbindung mit Spanien auflösen wollte, wovon er mehr Schaden als Vortheil gehabt, so würde er mit Ludwigen eine desto nähere Verwandschaft stiften, mit einem Prinzen, der in seinem ganzen Leben den Charakter der Frömmigkeit und Ehrliebe behauptet hätte. Heinrich ward durch diese Vorstellung gerührt, und endlich von der Richtigkeit derselben überzeugt; mithin gab er dem Herzog von Longueville zu verstehen, daß er zum Frieden geneigt sey, wofern billige Bedingungen gemacht würden. Anfangs scheint Heinrich harte Forderungen geäussert zu haben; und ob er gleich die beschwerlichsten erließ, so blieben doch noch zwey, deren Bewilligung Ludwig sehr unannehmlich fand. Die erste war, daß er jährlich hunderttausend Thaler als eine Vergeltung gegen die Ansprüche, welche Heinrich an Frankreich machte, bezahlen sollte: die andre betraf Dornick, welche Stadt Heinrich für sich behalten wollte. Um sich nun über diese beyden Punkte zu vergleichen, schickte Ludwig Gesandte nach England, und stellte dem Herzog von Longueville eine Vollmacht zur Schliessung des Friedens aus. Vorläufig aber verglichen sich beyde Könige über einen Waffenstillstand, und zur Erleichterung des Friedensgeschäftes muste Heinrichs Schwester, **Marie**, vor Notarien und Zeugen erklären, daß sie in ihrer Kindheit gezwungen worden, dem Erzherzog Karl ihr Jawort zu geben. Nun hätte derselbe versprochen, im verwichenen May nach Calais zu kommen, und daselbst die Vermählung mit ihr zu vollziehen:

Am 29. Jul.

Am 30. Jul.

er

er hätte aber nicht Wort gehalten. Hierauf wurde 1514
man über die Friedensbedingungen bald einig, und Am 7.
es ward zu London zwischen England und Frank- Aug.
reich an Einem Tag ein dreyfacher Vergleich
geschlossen, 1) ein Friedens- und Freundschaftsver-
trag, 2) über Ludwigs Vermählung mit der engli-
schen Prinzeßin Marie, und 3) über die Bezahlung
einer Million Goldkronen von Frankreich an Eng-
land, mittelst einer Erlegung von funfzigtausend Li-
vres Tournois, von sechs Monaten zu sechs Mona-
ten, bis zum gänzlichen Abtrag der stipulirten Mil-
lion. Es hatten nämlich die französischen Gesand-
ten den König Heinrich dahin zu bewegen gewußt,
daß er seine erste Forderung wegen der jährlich zu
bezahlenden hunderttausend Thaler fahren und sich
mit einer Million Goldkronen zufrieden stellen ließ,
in welcher noch dazu die in dem ehemaligen Ver-
gleich zu Etaples enthaltenen 745000 Thaler mit
begriffen waren, von welchen bisher nur ein kleiner
Theil war bezahlt worden. Hingegen muste Ludwig
Dornick fahren lassen, woran hauptsächlich Hein-
richs Liebling und erster Staatsminister, der nach-
mals so berühmte Kardinal Wolsey, Schuld war,
welcher kurz vorher die Administration des Bißthums
Dornick von dem Pabst erhalten hatte, und sie wie-
der zu verlieren fürchtete, wenn Dornick an Frank-
reich zurückgegeben würde. Es sind nachher im Au-
gust und in den beyden folgenden Monaten noch ver-
schiedene Konventionen zwischen England und Frank-
reich, sowohl wegen dieser Million Goldkronen, als
auch wegen der **Vermählung Ludwigs mit der
Prinzeßin Marie** errichtet, und diese an jenen
ausgeliefert, auch die Vermählung würklich noch in Am 9.
diesem Jahr vollzogen worden. Vorher war eine Oktob.
andre merkwürdige **Vermählung** geschehen, zwi- Am 18.

1514 schen Franzen von Angouleme, Grafen von Valois, und der ältern Prinzeßin des Königs von Frankreich Klaudia, die so oft der Gegenstand der politischen Unterhandlungen ihres Vaters mit fremden Fürsten gewesen war.

Noch ist zu bemerken, daß in dem Friedens- und Freundschaftsvertrag Heinrich sich ausbedungen, daß dem Erzherzog Karl, Prinzen von Spanien, frey stehen sollte, sich in drey Monaten zu erklären, ob er mit seinen sämtlichen Ländern in diesem Vergleich mit wollte begriffen seyn. Kraft dieser Vor-
Am 1. Oktob. behaltung gab nun Kaiser Maximilian, als Vormund des Erzherzogs Karls, zu Innspruck seine Einwilligung dazu, daß sein Enkel in den erst gedachten Vertrag mit aufgenommen würde. Es traten auch
Am 8. Oktob. hierauf derselbe und die Erzherzogin Margarethe, für sich und seine sämtlichen Staaten, diesem Vertrag durch eine zu Brüssel ausgestellte Akte bey, und die Könige von England und Frankreich stellten hernach über diese Aufnahme besondere Versicherungen aus. Auf solche Art ward der im vorigen Jahr, unter dem Vorwand der Religion, und zur Vertheidigung des Pabsts und der Kirche, zu Mecheln geschlossene Bund zerrissen, und es wurde der Krieg, welcher, wie es hieß, zur Ehre Gottes unternommen worden, mit einem Vergleich beschlossen, in welchem man weder an die Religion, noch an den Pabst, noch an die Kirche dachte.

Die Früchte, die aus diesem künstlich bewürkten Frieden entspringen sollten, genoß Ludwig der Zwölfte nicht. Zwar machte er, zu grossem Verdruß des Pabsts, grosse Rüstungen zur Wiedereroberung von Mayland und Genua; schon waren die Truppen, die der junge Herzog, Karl von

Bour-

Bourbon, anführen sollte, in Bewegung; schon 1514
hatte er den Schluß gefaßt, im bevorstehenden Früh-
jahr selbst wieder nach Italien zu gehen, als er mit
Anfang des folgenden Jahrs in den Armen seiner 1515
neuen, für ihn zu schönen und muntern Gemahlin,
den Geist aufgab. Er hatte drey und funfzig Am 1.
Jahre gelebt, und siebzehn regiert. Jan.

Italiänische Kriege unter Franz dem Ersten — Konkordat mit dem Pabst — Kriege, Unterhandlungen und Friedensschlüsse mit Kaiser Karl dem Fünften und mit König Heinrich dem Achten von England — Verschwörung des Konnetabels, Herzogs von Bourbon — Gefangenschaft Franz des Ersten zu Madrid — Beförderung der Wissenschaften und Künste, Verbesserung des Kriegs- und Seewesens, der Finanzen ꝛc. — Streitigkeiten mit Savoyen — Bündnisse mit dem türkischen Kaiser — Diane von Poitiers, Annebaut, Tournon, Herzogin vom Etanpes — Franzens Tod. Von 1515 bis 1547.

Ein König von ein und zwanzig Jahren, voll von 1515
Feuer, Tapferkeit, Großmuth und Ehrbegierde, folgt Ludwig dem Zwölften, seines Großvaters Brudersohne, und giebt alle Vorzeichen einer an wichtigen Begebenheiten fruchtbaren Regierung; ob glücklicher oder unglücklicher für den Staat, als die Regierung seines Vorgängers, wird nachstehende Entwickelung der durch seine, seiner Mutter, seiner Minister und Feldherren Betriebsamkeit geschehenen Vorfälle lehren.

1515 Bald nach der zu Reims vollzogenen Krönung erklärte Franz, daß er alle Diener des vorherigen Königs in ihren Würden und Aemtern lassen wolle; zugleich aber auch, daß die bisher erledigt gewesenen Stellen des Kanzlers und Konnetabels mit **Anton du Prat**, erstem Präsidenten des Pariser Parlaments, und mit dem Herzog **Karl von Bourbon** wieder besetzt, daß der Graf von **Vendome** Statthalter von Isle de France, und der Marschall **Lautrec**, von Güyenne werden, daß der bisherige Lehrer des Königs, **Gouffier-Boisy**, Oberhofmeister seyn, und der tapfere **la Palisse**, der diese Stelle bisher bekleidet, mit dem Marschallstab beehret werden sollte. **Gouffier-Boisy** und der bisherige Staatssekretär **Robertet** wurden als Minister in den Staatsrath gezogen. **Stephan Poncher**, Bischof zu Paris und bisheriger Siegelbewahrer, erlangte das Erzbißthum Sens. An diesen Beförderungen, so wie in Zukunft an den wichtigsten Reichsgeschäften, hatte die Mutter des Königs, die bekannte Prinzeßin **Louise von Savoyen**, den stärksten Antheil. Hätte sie ihn doch nie gehabt!

Man sahe voraus, daß ein junger thätiger Prinz, wie Franz, der zugleich eine so kriegerische Gemüthsart besaß, die grossen Rüstungen, die sein Vorgänger kurz vor seinem Tode gemacht hatte, **Mayland** zu erobern, bald anwenden würde. Er setzte die kriegerischen Anstalten fort, erneuerte den Vertrag, den Ludwig mit Heinrich gemacht hatte; und weil er, seiner Meinung nach, seinen Ländern hinreichende Sicherheit verschafft hatte, so rückte er mit der Armee gegen die südlichen Provinzen Frankreichs, und gab vor, er wolle die Schweitzer wegen ihres vorjährigen Einfalls in Burgund züchtigen. Allein, man glaubte ihm nicht, und Ferdinand der Katholische besorgte, die französischen Zurüstungen

gen

gen möchten wider Navarra gerichtet seyn. Dies 1515
war desto wahrscheinlicher, weil König Franz, bald
nach angetretener Regierung, mit dem vertriebenen
König Johann von Navarra ein Bündniß
schloß, das auch nachher dessen Gemahlin Katha- Am 26.
rine, die eigentliche Erbin von Navarra, genehmigte. May.
Hingegen befürchtete der Herzog von Mayland,
Maximilian Sforza, Franz möchte seine Waffen
wider ihn wenden, woran nunmehr Ferdinand um
so weniger zweifelte, da Franz bey ihm um die Ver-
längerung des Stillstandes unter der Bedingung an-
gesucht hatte, daß der Mayland betreffende Artickel
aufgehoben würde. Ferdinand verwarf diesen Vor-
schlag, und bediente sich vielmehr desselben, den Kai-
ser und die Schweitzer zu einer Verbindung mit ihm
gegen die französischen Unternehmungen auf May-
land zu bewegen. Es fand aber diese Unterhandlung
in der Schweitz Anfangs viele Schwierigkeiten, weil
Franz daselbst heimliche Anhänger hatte, die sich be-
strebten, die Kantone von dem vorgeschlagenen Bund
abzuhalten, und beynahe wäre es Franzen gelungen,
zumahl da die Schweitzer mit der sorglosen und ver-
schwenderischen Regierung Herzogs Maximilian
Sforza nicht zufrieden waren. Allein, der Kardi-
dinal von Sitten drung endlich mit seinen Vorstel-
lungen durch, und es wurde ein Bündniß zwischen
dem Kaiser, dem König von Spanien, dem
Herzog von Mayland und den Schweitzern,
zur Beschützung des Herzogthums Mayland,
getroffen. Ferdinand machte sich anheischig, einen
starken Einfall in Frankreich, von Güyenne her, zu
thun, die Eidgenossen aber sollten in Burgund ein-
dringen, und der Kaiser den Krieg wider die Vene-
tianer fortsetzen, damit diese den Franzosen in dem
besorgten Angriff auf Mayland nicht beystehen könn-
ten. Uebrigens sollte kein Theil mit Frankreich Frie-

den

1515 den oder Stillstand schliessen, ehe es nicht seinen Ansprüchen auf Mayland entsagt hätte, und den Schweitzern wurden monatlich 40000 Thaler versprochen. Man hatte in diesem Bunde dem Pabst eine Stelle vorbehalten. Aber **Leo** zauderte, weil er Franzen lieber durch Unterhandlungen, als durch Waffen, von Italien abhalten wollte. Als er aber Nachricht bekam, daß derselbe die alten Verträge mit Venedig erneuerte, und ernstlich auf die Wiedereroberung von Mayland dächte; so ließ er sich zur Annahme des grossen Bündnisses bewegen, weil er befürchten mußte, Frankreich möchte bey glücklichem Fortgang in Mayland auch Parma und Piacenza wieder fordern. Doch bedung er sich aus, daß dies noch vorerst geheim gehalten werden sollte. Allein, er mußte bald die Maske abziehen; denn da sich die französische Armee den Alpen näherte; so mußte er, vermöge des Bündnisses, seine Reuterey unter **Prosper von Colonna** nach Piemont schicken, um den Franzosen den Uebergang über die Alpen zu verwehren. **Julian von Medici** aber gieng mit den übrigen päbstlichen Truppen nach der Lombardey, um sich im Nothfall mit den Spaniern zu vereinigen. Zugleich bediente sich **Leo** der geistlichen Waffen, oder zwoer Bullen wider diejenigen, die Parma und Piacenza dem päbstlichen Stuhl entziehen, und gegen alle, die den Kirchenstaat angreifen würden.

Alles dies konnte den König von Frankreich von seinem Vorsatz nicht abwendig machen. Noch vor der Erneuerung des Friedens mit England hatte er zu Paris mit dem **Erzherzog Karl**, der in diesem Jahr von den niederländischen Ständen für mündig erkannt ward, ein Schutz- und Trutzbündniß und einen Ehevertrag über die Vermählung des Erzherzogs mit Ludwigs des Zwölften Prinzeßin, Renate,

nate, geschlossen, worauf noch eine besondre Akte 1515
wegen Navarra zwischen ihnen aufgesetzt wurde. In dem Ehevertrag ward ausgemacht, daß, wenn derselbe von Seiten der Prinzeßin Renate und Franzens gebrochen würde, die Grafschaft Ponthieu und die Städte Peronne, Mondidier, Roye, St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville, Montreuil, Crotoi, St. Valeri und Dourlens an den Erzherzog fallen; wenn aber dieser die Vermählung nicht vollziehen würde, er der Grafschaften Artois und Charolois, wie auch der Herrschaften Noyers und Chatelchinon verlustig seyn sollte. Karl ließ zugleich durch den Grafen Heinrich von Nassau die Huldigung bey Franzen wegen der Grafschaften Flandern, Artois und Charolois ablegen; wie denn dies öffentlich als der einzige Zweck der nach Frankreich geschickten Bevollmächtigten des Erzherzogs angegeben wurde. Karl hatte vorher durch ein eitles Cärimoniel heimlich vor Notarien eine Protestation gegen die ganze Unterhandlung mit Frankreich von sich gestellt; und Franzen war es auch kein Ernst, die ausgemachten Artickel zu halten. Der alte und schlaue Unterhändler, Ferdinand der Katholische, stellte zwar um diese Zeit eine Vollmacht aus, mit dem König von England ein beständiges Bündniß zu treffen, das auch nachher zu London würklich geschlossen wurde, und Heinrich bevollmächtigte gleichfalls einige von seinen Räthen, mit dem Erzherzog über die Erneuerung des Friedens Unterhandlungen zu treiben: allein, König Franz ließ sich auch dadurch nicht irre machen, sondern trat in eigener Person mit einem wohlgerüsteten Heer von 15000 Reutern, 40000 Fußgängern und 3000 Schanzgräbern seinen Zug nach Italien an, nachdem seine Gemahlin Klaudia eine feyerliche Schenkung ihrer Rechte auf Mayland an ihn ausgestellt, und er seiner Mutter Loui-

se

1515 se die Regierung des Staats in seiner Abwesenheit übertragen hatte.

Die grosse Rüstung zu dem neuen Krieg in Italien hatte unermäßliche Summen gekostet. Man weiß, was für ausschweifende Mittel Ludwig der Zwölfte zur Befriedigung seiner Ehr- und Ländersucht angewendet hat, und daß bey seinem Absterben der Schatz völlig leer und verschiedene Krongüter versetzt waren. Franz, der auch die Pflege seiner Leidenschaften der Pflege des Staats vorzog, mußte also zu noch ausserordentlichern Quellen Zuflucht nehmen. Der kühne Erfindungsgeist des Kanzlers du Prat sollte sie entdecken, und er verfiel auf den unseligen Gedanken, die Staatsbedienungen, oder, welches einerley ist, die Gerechtigkeit zu verkaufen. In den ältern Zeiten wurden zwar dann und wann niedrige Justizstellen verhandelt, und Ludwig der Zwölfte hatte die Aemter der Finanzbedienten unter den allerdringendsten Umständen käuflich gemacht; dies war minder schädlich und schimpflich: aber höhere gerichtliche Aemter den Meistbietenden zu überlassen, war ein jedem Patrioten unerträglicher Gedanke. Denn es waren zuerst zwanzig Rathsstellen im Parlament, die zum Kauf ausgeboten wurden, und zwar unter dem Vorwand eines Darlehns, wodurch den Bedürfnissen des Staats abgeholfen werden sollte. Das Pariser Parlament that die lebhaftesten Vorstellungen wider dies seine Glieder verunehrende Verfahren; und da es kein Gehör fand, registrirte es das königliche Edikt, mit der Klausel: **auf ausdrücklichen Befehl des Königs.**

Der größte Theil der Armee zog zu Lande gegen Italien; den Vorderzug führte der neue Konnetabel an, das Haupttreffen der König selbst, und den Nachzug der Herzog von Alençon. Ein

Theil

Theil des Heers ward unter Aimars von Prie, 1515
Oberaufsehers der Kriegsmaschinen *), eingeschifft, mit Befehl, bey Genua, welche Stadt Oktavianus Fregoso nicht lange vorher der französischen Oberherrschaft wieder unterworfen hatte, zu landen, und von dieser Seite her in Mayland einzudringen. Indessen hatten die Schweißer nebst der schweren Reuterey des Herzogs von Mayland und den päbstlichen Völkern die engen Pässe vom Berge Cenis bey Susa besetzt, weil dies der ordentliche Weg der Franzosen nach Italien war. Allein, die französischen Feldherren, die Anfangs in grosser Verlegenheit deswegen waren, nahmen durch Hülfe eines erfahrnen Bauers und mit vieler Mühe und Arbeit, wobey Felsen gesprengt werden mußten, ihren Zug über ungewöhnliche Abwege, und rückten zum grossen Erstaunen ihrer Feinde in die Ebene von Saluzzo. Ein Haufen verwegener Ritter drang in Villa franca ein, und nahm den päbstlichen Feldherren, Prosper Colonna, mitten in der Stadt gefangen. Aimar von Prie brachte seine Truppen bey Genua glücklich an land, und fand die Genueser treu und dienstwillig; viertausend derselben vereinigten sich mit ihm; man überfiel die Städte Alessandria und Tortona, und in kurzer Zeit war das Mayländische jenseits des Po in den Händen der Franzosen.

Zu noch grösserm Glück für die Franzosen wurden ihre Feinde gegen einander mißtrauisch, und entzweyten sich. Der Pabst rief einen Theil seiner Hülfsvölker zurück; und fieng mit Franzen, durch Vermittelung des Herzogs von Savoyen, Unterhandlungen an, um wenigstens während derselben zu beobach-

*) Eigentlich Grand - Maitre des Arbalêtriers. Dieser Aimar von Prie war der letzte, der diese Würde bekleidete, weil die Artillerie bald allen Gebrauch der alten Kriegsmaschinen vollends verdrängte.

1515 beobachten, für welche Partey das Glück sich erklären werde. Die Spanier hielten den Sold, den sie den Schweitzern versprochen hatten, zurück. Der Kaiser blieb auch unthätig; folglich fiel die ganze Last des Kriegs auf die Schweitzer. Allein, auch unter diese war Zwietracht eingerissen, so daß die meisten, ohngeachtet der unterwegs befindlichen Verstärkung von zehntausend Mann, sich in eine Unterhandlung mit dem König von Frankreich einliessen, wovon die Am 9. Sept. Folge der zu Galera im Piemontesischen unterzeichnete Vergleich war. Hierauf zogen die Schweitzer, die diesen Vergleich gemacht hatten, nach Hause: die bey Varrese stehenden Truppen der kleinern Kantone aber, unter Anführung des Kardinals von **Sitten**, verwarfen den getroffenen Vergleich, und sie waren wohl, mit den ihnen zugelaufenen Freywilligen aus allen Kantonen, noch über zwölftausend Mann stark. Sie rückten herzhaft gegen Mayland an, welche Stadt Franz bey ihrer Annäherung wieder verließ und ein vortheilhaftes lager bey **Marignano** am lambroflusse schlug. Auf das ungestüme Zureden des Kardinals von Sitten entschlossen sich endlich die Schweitzer, den König anzugreifen, und ihre schon auf dem Rückzug begriffenen Landsleute kehrten zur Unterstützung dieser Waghälse wieder um. Die Schweitzer mochten nun wohl noch funfzehn bis zwanzigtausend Mann stark seyn: aber das französische Heer war wenigstens noch einmal so stark, besonders nachdem sich der Herzog von Geldern mit seinen **schwarzen Banden** *), welches sechstausend alte versuchte Teutsche waren, mit ihm vereinigt hatte; überdies standen die Franzosen in einem stark verschanzten und mit schwerem Geschütz reichlich versehenen Lager. Dennoch griffen die Schweitzer mit ihrem gewöhnlichen Muth die Franzosen

*) Sie hiessen so von der Farbe ihrer Fahnen.

zosen an, worüber es zu der grossen zweytägigen Schlacht bey Marignano kam. Die Franzosen wurden am ersten Tag aus ihren Verschanzungen getrieben und ein Theil ihres Geschützes unbrauchbar gemacht. Die einbrechende Nacht schied die ermüdeten Streiter von einander. Von Mayland und dem französischen lager giengen läufer ab, mit der Nachricht, der König sey geschlagen. Beym Anbruch des zweeten Tags erneuerten die Eidgenossen mit Vortheil den Angriff. Nach vier bis fünf Stunden und nach den schrecklichsten Anfällen mußten sie zwar der überlegenen Macht weichen, zogen sich aber doch mit solcher Standhaftigkeit in ihre Kantone zurück, daß die Sieger sich nicht getraueten, ihnen nachzusetzen. 1515 Am 13. und 14. Sept.

Die Folgen des Siegs waren schnell und für den König von Frankreich sehr wichtig. Mayland öffnete ihm die Thore, und Maximilian Sforza floh zwar in das dortige Schloß, welches sich, nebst dem Schloß zu Cremona, noch eine Zeitlang widersetzte: allein dieser Widerstand war von keiner langen Dauer. Maximilian zog die Gemächlichkeiten eines ruhigen lebens dem mit Unruhe und Gefahr verknüpften Schimmer der Ehre eines regierenden landesfürsten vor. Er schloß mit Franzen zu Pavia einen Vertrag, vermöge dessen er diesem die Schlösser zu Mayland und Cremona mit allem darinn befindlichen Kriegsgeräthe übergab, und alle seine Rechte auf Mayland dem König abtrat, wobey er sich für seine gewesene Unterthanen und Vasallen eine Generalamnestie, und für die im mayländischen Schloß befindliche päbstliche und spanische Gesandte, wie auch für die schweitzerische Besatzung einen freyen Abzug mit ihrem Geräthe, ausbedung. Hingegen versprach der König, dem Herzog bey dem Pabst einen Kardinalshut auszuwürken, und ihm an geist-

1515 lichen Pfründen so viel zu verschaffen, daß er davon jährlich 36000 livres Einkünfte hätte, bis zu deren Erlangung aber wollte er ihm diese Summe alle Jahre in vier Fristen auszahlen. Der Sieg bey Marignano hatte auch den Pabst Leo in solche Furcht gesetzt, daß er gleich in der ersten zu Viterbo gehaltenen Konferenz gleichfalls einen Vergleich mit dem König von Frankreich schloß, durch welchen der König den Kirchenstaat zu schützen und das Haus Medici bey seiner damaligen Gewalt in Florenz zu erhalten versprach: dagegen machte sich der Pabst anheischig, dem König Mayland vertheidigen zu helfen, und ihm Parma und Piacenza abzutreten. Man beliebte hierauf eine Zusammenkunft des Pabsts und des Königs zu **Bologna**, die auch gegen das Ende des Jahrs vor sich gieng.

Vor dem Rückzug über die Alpen suchte Franz das Herzogthum Mayland gegen neue Angriffe der Schweitzer in Sicherheit zu setzen. Hierzu bediente er sich der Unterhandlung und Vermittelung seines Oheims, Herzog Karls von Savoyen, und schloß **mit den Schweitzern** zu ihrem größten Vortheil einen **Friedens- und Freundschaftsvertrag.** Er machte sich anheischig, ihnen eine Million goldene Schildthaler in fünf Fristen zu bezahlen, und ihnen, wenn sie feindlich angegriffen würden, 500 Lanzen und 100 Bogenschützen mit verhältnißmäßiger Artillerie zu Hülfe zu schicken. Dagegen entsagten die Eidgenossen denen zu Dijon und Galera geschlossenen Verträgen, und gaben sie, so wie die übrigen, die sie mit dem Herzog Maximilian Sforza errichtet hatten, heraus. Ferner traten sie an den König die vormals vom Herzogthum Mayland eroberten und von den Herzogen ihnen überlassenen Aemter und Oerter, als Luggaris, Lugano, Veltlin, Cläven ꝛc. ab: aber Bellenz, den Schlüssel zu May-

land,

land, über dessen Wegnahme sie hauptsächlich mit 1515
Frankreich zerfallen waren, wie auch die Grafschaft
Arau, behielten sie. Sie versprachen endlich dem
König, auf seine Kosten die freye Werbung in ih-
rem Lande zu gestatten, wenn er in seinem Königs-
reich oder auch in Mayland mit Krieg angefallen
würde. Uebrigens sollte dies Bündniß so lange der
König leben würde, und hernach noch zehn Jahre
lang dauren. Ob nun gleich dieser Vertrag im Na-
men aller dreyzehn Kantone, der Graubündner,
Walliser und des Abbts und der Stadt St. Gallen
war geschlossen worden; so wollten doch hernach die
Kantone Zürich, Uri, Schweitz, Basel und Schaf-
hausen keinen Theil daran nehmen, sondern es ver-
zog sich noch über ein Jahr, bis alle Kantone mit
der Krone Frankreich einen ewigen Frieden und
Bund errichteten. An dieser Uneinigkeit der Schwei-
tzer waren die Unterhandlungen des Kaisers Maxi-
milian Schuld. Denn dieser sahe den Verlust sei-
ner Plätze in Italien voraus, wenn die Franzosen
das Mayländische behielten, indem diese sie von ei-
ner und die Venetianer von der andern Seite leicht
wegnehmen konnten. Um auch den König von
Frankreich, der in den ersten Tagen des folgenden
Jahrs mit seinem Heer über die Alpen zurückgieng, 1516
nachdem er den Konnetabel von Bourbon nur mit
sieben bis achttausend Mann in Mayland zurückge-
lassen hatte, abzuhalten, frische Völker nach Italien
zu schicken, beschloß der Kaiser, dem König Franz
von England her zu schaffen zu machen, und Hein-
rich den Achten, durch dessen von ihm gewonne-
nen ersten Minister, den Kardinal Wolsey, zu
einem neuen Krieg wider Frankreich zu reitzen. Es
schickte daher der Kaiser, im Namen des nach
Teutschland entflohenen Franz Sforza, eines Bru-
ders des Herzogs Maximilian Sforza, einen Ge-

1516 sandten nach England, der bey Heinrichen so viel ausrichtete, daß er sich entschloß, dem Kaiser und Franz Sforza, der nach seines Bruders Abdankung den Titel eines Herzogs von Mayland angenommen hatte, vorerst heimlich beyzustehn. Ferdinand der Katholische hatte gewöhnlichermassen Antheil an diesen Ränken, und bemühte sich, einen Vergleich zwischen seinem Schwiegersohn, Heinrich von England, und dem Kaiser zu errichten, vermöge dessen Heinrich mit einem starken Heer in die Picardie einfallen, der Kaiser aber, gegen englische Hülfsgelder, mit 50000 Mann in den Bund treten sollte, wie denn auch dieser von jenem bereits 25000 Thlaler abschläglich erhielt. Allein das bald darauf erfolgte **Absterben Ferdinands des Katholischen,** und die **Nachfolge seines Enkels, des Erzherzogs Karls in den sämtlichen spanischen Staaten,** unterbrach diesen künstlichen Entwurf, einen neuen Krieg in die französischen Staaten zu spielen.

Am 23. Jan.

Die **Venetianer** hatten im vorigen Jahr die Feindseligkeiten gegen den Kaiser fortgesetzt und verschiedene Plätze erobert. Ihr Feldherr **Alviano,** der durch übertriebene Märsche sich mit den Franzosen hatte vereinigen und ihnen bey Marignano gegen die Schweitzer beystehen wollen, aber doch zu spät kam, ward dadurch so erschöpft, daß er bald darauf starb. Ihm folgte, als Heerführer der Venetianer, **Theodor Trivulcio,** ein Vetter des französischen Marschalls Johann Jacob Trivulcio. Alviano hatte Bergamo eingenommen, und Trivulcio belagerte Verona und Brescia auf einmal. Der französische Marschall von **Lautrec** kam ihm bey dem Angriff des letzten Platzes zu Hülfe mit vierhundert Lanzen unter dem Bastard von Savoyen, und mit sechstausend Gascognern unter dem in kriegerischen Geschäften sehr erfahrnen **Peter di Navarro,** welcher schon

im

im vorigen Jahr aus Mißvergnügen die spanischen Dienste verlassen, in französische getreten war, und zum Gewinnst der Schlacht bey Marignano viel beygetragen hatte. Bey ihrer Ankunft verlangte Brescia zu kapituliren, und sich zu ergeben, wenn in zwanzig Tagen kein Entsatz kommen würde. Er kam; erst nur sechstausend Mann, unter Wilhelm von Roggendorf, und bald hernach eine ganze Armee unter dem Kaiser selbst, wodurch die Venetianer und Franzosen zur Flucht genöthiget wurden. Maximilian nahm seinen Zug über Verona und Peschiera, wo ihm die Feinde den Uebergang über den Mincio vergebens zu verwehren suchten, nach Asola, welches Städtchen er zwar nicht einnehmen konnte, hingegen alle zwischen dem Po, Oglio und der Adda gelegene Länder, bis auf Cremona und Crema sich unterwarf. Er setzte alsdann bey Soncino über den Oglio, und bey Rivalta über die Adda, und gieng, nach Eroberung der Stadt Lodi und vergeblicher Beschiessung des Städtchens Cassano, gerade auf Mayland los. Die Stadt ließ er durch einen Reichsherold auffordern, und drohte der Bürgerschaft mit der schärfsten Strafe, wenn sie nicht in drey Tagen die Franzosen aus der Stadt schaffen würden. Der Konnetabel von Bourbon gab schon alle Hoffnung auf, die Stadt zu behaupten, und wollte sie verlassen: allein, die venetianischen Gesandten sprachen ihm Muth ein, und vertrösteten ihn auf die baldige Ankunft der schweitzerischen Hülfsvölker. Diese eilten auch würklich, 13000 Mann stark, Mayland zu Hülfe, und langten eben zur rechten Zeit an, um den niedergeschlagenen Muth der Bürgerschaft und der französischen Besatzung wieder aufzurichten, obgleich ihre Ankunft im Grunde den Franzosen nichts half, indem sie erklärten, daß sie zwar wider die Teutschen, aber nicht wider

1516

Am 25. März.

1516 ihre im kaiserlichen Sold stehende Landsleute fechten wollten. Inzwischen machten es diese eben so; und weil sie keine ordentliche Zahlung erlangen konnten, drohten sie, den Kaiser zu verlassen. Ueberdies besorgte Maximilian, die Schweitzer möchten ihn, wie ehemals den Herzog Ludwig von Mayland, an die Franzosen verrathen. Ein ihm in die Hände gespielter falscher Brief des französischen Marschalls Trivulcio an die beyden Kriegsobersten der Schweitzer, bestärkte ihn in diesem Verdacht. Hierzu kam noch das Murren seiner übrigen unbezahlten Truppen. Durch alles dies in Furcht gesetzt, gieng der Kaiser über die Adda, und lagerte sich mit seinen teutschen Völkern um Bergamo. Die Schweitzer aber zogen sich nach Lodi und S. Angelo, plünderten diese beyden Oerter aus, und wollten wieder in ihr Land zurückkehren. Man hielt sie noch kurze Zeit durch Bezahlung eines Theils ihres Soldes auf: als aber das Uebrige, dem Versprechen zu Folge, nicht nachkam, giengen sie, bis auf ohngefähr tausend Mann, wieder nach Hause, einige tausend Spanier und Teutsche aber liefen zu den Venetianern über, und Markgraf Kasimir von Brandenburg mußte sich mit dem kleinen Rest dieses bey der Einrückung in Italien so ansehnlichen Heers über Brescia nach Verona zurückziehen. Hierauf mußte sich auch Brescia, nach einer tapfern Gegenwehr, an die Venetianer und Franzosen ergeben. Verona hingegen konnten sie nicht erobern, sondern mußten die Belagerung mit Verlust von wenigstens viertausend Mann, bey anrückendem kaiserlichen Entsatz, aufheben.

Am 24. May.

Im Sept.

Während der Zeit, da die Franzosen den Venetianern Eroberungen machen halfen, trieb der Erzherzog Karl, nunmehriger Erbe der spanischen Staaten, Unterhandlungen am französischen Hof,

um

um durch einen dauerhaften Frieden sich des Besitzes seiner Staaten, zwischen welchen Frankreich lag, zu versichern. Sein Großvater **Maximilian**, der allzeit nach neuen Unternehmungen lüstern war, richtete schon seine Augen auf den Beystand seines Enkels: aber die Niederländer, die seit langer Zeit einen ausgebreiteten Handel besessen, und denselben, während des Kambrayschen Bundes, zum größten Nachtheil der Venetianer ungemein erweitert hatten, fürchteten sich vor einem Bruch mit Frankreich; und **Chievres**, Karls ehemaliger Lehrer und nunmehriger Minister in den Niederlanden, der schlau genug war, den wahren Vortheil seines Vaterlandes einzusehen, erklärte sich nachdrücklich für die Erhaltung des Friedens mit Frankreich. Franz, der niemand, als die Venetianer, zu Bundsgenossen hatte, und der ängstlich besorgt war, seine letzte Eroberung in Italien in Sicherheit zu setzen, gab den Friedensvorschlägen freudiges Gehör. Chievres selbst führte die Unterhandlungen in Karls Namen; und der Oberhofmeister **Gouffier = Boisy** erschien als Bevollmächtigter von französischer Seite. Beyde hatten die Erziehung der Fürsten besorgt, deren Stellen sie jetzt vertraten; beyde hatten einerley friedliches System angenommen, und glaubten, die Vereinigung beyder Monarchen sey das größte Glück für sie selbst sowohl, als für ihre Königreiche. In solchen Händen konnte die Unterhandlung nicht schläfrig getrieben werden. Wenig Tage nach der Eröffnung ihrer Zusammenkünfte zu **Noyon** in Isle de France schlossen sie einen **Vertrag**, worinn ein Bündniß und eine gemeinschaftliche Vertheidigung beyder Monarchen verabredet ward. Der Heurathsvertrag zwischen Karl'n und der französischen Prinzeßin Renate ward dadurch theils wieder aufgehoben, theils dahin geändert, daß Karl Franzens Prinzeßin Louise,

1516

Am 13. Aug.

1516 die damals kaum ein Jahr alt war, oder wenn sie zu frühzeitig stürbe, eine andre Tochter des Königs von Frankreich, im Fall solche gebohren würde, in deren Ermangelung aber Renaten heurathen sollte. Zur Mitgift gab Franz einer von diesen Bräuten Karls, seine Ansprüche an Neapel: weil aber Karl bereits im Besitz dieses Reichs wäre, so sollte er, bis zur Zeit der Vollziehung dieser Ehe, dem König von Frankreich jährlich hunderttausend Goldkronen auszahlen; und so lange die Prinzeßin noch keine Erben hätte, jährlich die Hälfte dieser Summe. Im Fall einer von beyden Königen von diesem Vertrag abgienge, sollte derselbe seines Anspruchs an Neapel verlustig und allen andern in dem Pariser Vertrag bedungenen Strafen unterworfen seyn. Wegen Navarra wurde verabredet, daß Karl die unterdes zur Witwe gewordene Katharine von Navarra mit ihrem und ihrer Kinder Anspruch hören, und ihr, nach Befinden, billige Genugthuung leisten sollte. Wofern aber dies nicht geschähe, oder die Königin mit der ihr angebotenen Genugthuung nicht zufrieden wäre, sollte das zwischen dem König Franz und dem verstorbenen König Johann von Albret und dessen Gemahlin Katharine vormals geschlossene Bündniß in seiner Kraft bleiben, und jener berechtiget seyn, diesen mit Volk und Geld zur Wiedereroberung ihrer Staaten beyzustehen.

Am 18. Aug. Wenig Tage nach der Unterzeichnung des Vertrags zu Noyon schloß **Franz** mit dem Pabst **Leo**, zu Rom, die bekannten **Konkordaten**, wozu schon bey der im vorigen Jahr zu Bologna geschehenen Unterredung beyder Herren der Grund war gelegt worden. Da die Vorstellung dieser für die französische Klerisey so wichtigen Materie eigentlich in die Kirchengeschichte gehöret; so merken wir hier nur an, daß durch dieses vom Pabst Leo dem Zehnten ausgefertig-

fertigte Dekret der von Karl dem Siebenten zu Bour- 1516
ges veranstalteten, und von Ludwig dem Eilften ver-
letzten pragmatischen Sanktion, diesem Kleinod der
gallikanischen Kirchenfreyheit, der letzte Stoß gege-
ben worden. Viele Artickel der pragmatischen Sank-
tion wurden beybehalten, alle aber ausgelassen, wel-
che die Verringerung der päbstlichen Gewalt betra-
fen. Vorzüglich aber ward festgesetzt, daß dem Kö-
nig die Ernennung zu den Kirchenpfründen seines
Reichs zustehen sollte, jedoch unter gewissen Klau-
seln, so daß der Pabst verbunden seyn sollte, denen,
die mit Beobachtung dieser Klauseln zu Kirchen-
pfründen ernennt wären, die Konfirmation zu er-
theilen. Hiervon wurden die Klöster und Bißthü-
mer ausgenommen, welche eine besondere Befreyung
des römischen Stuhls, sie in dem allen andern ent-
zogenem Wahlrecht zu erhalten, vorzeigen konnten.
Dann wurden dem Pabst die Annaten, oder der
Genuß der Einkünfte auf ein Jahr von den erledig-
ten Pfründen, nachdem die Ernennung vom König
geschehen, zugestanden. Der Pabst und der Kö-
nig waren bald einstimmig über die Annahme der
Konkordaten, der erste ohnehin, wegen der dadurch
erlangten Vortheile, und der andre aus politischen
Ursachen, zur Sicherheit des Herzogthums May-
land und zur Eroberung des Königreichs Neapel.
Daher wurden sie auch in der lateranischen Kirchen-
versammlung in der eilften Sitzung bestätiget; wie-
wohl dieser Umstand so erheblich nicht ist, weil das
lateranische Koncilium keine gültigen Kirchensatzun-
gen machen konnte; die Schlüsse desselben sind wei-
ter nichts, als päbstliche Verordnungen. Es endig-
te sich mit der zwölften Sitzung im folgenden Jahr. 1517
Aber in Frankreich verursachte das Konkordat leb-
hafte Bewegungen. Eine so ausserordentliche Neue-
rung in der Kirchenpolizey mußte den Parlamentern

1517 nothwendig mißfallen. Jedermann sahe das Konkordat als ein Werk des Kanzlers du Prat an, welcher es mehr aus Eigennutz, und in Hoffnung, viele Pfründen zu erlangen, als aus Sorge für das Wohl der Kirche ausgebrütet hätte. Man behauptete, die Pfründen würden von nun an nach der Gunst des Hofs auch an Unwürdige kommen, und die Geistlichen nach Aufhebung der Wahlen das Studiren unterlassen. Als sich daher der König in das Parlament zu Paris erhob, wohin er auch viele Bischöfe, nebst den Abgeordneten des Stifts U. L. F. zu Paris, und der Universität berufen hatte, um die Konkordaten zum Protokoll bringen zu lassen, und ihnen die Kraft eines Gesetzes zu geben, so stellte der neue Kardinal von Boisy, als das Haupt der Geistlichkeit, vor, daß dies eine Sache sey, welche die ganze gallikanische Kirche angehe, und daß das Konkordat, ohne eine Zusammenkunft derselben, nicht könne angenommen werden; und das Parlament antwortete, es würde sich in dieser Sache so verhalten, daß Gott und der König damit zufrieden seyn könnten.

Am 5. Febr.

Unterdes ließ der König wegen der Konkordaten Befehle an das Parlament und an alle Obrigkeiten im Reich ergehen, dadurch ihnen auferlegt wurde, in Zukunft nach dem Konkordat zu urtheilen und dessen Vollstreckung zu befördern. Man antwortete von Seiten des Pariser Parlaments, die Befehle sollten dem königlichen Fiskalamt mitgetheilt werden. Als der Kanzler dem Parlament das Konkordat nebst der Widerrufung der pragmatischen Sanktion überreicht hatte, stellte der Generaladvokat le Lievre das Nachtheilige in dem Konkordat vor, und bat diesen Gerichtshof, er möchte nicht gestatten, daß durch diese Schrift die Freyheit der gallikanischen Kirche gestört und das Reich durch die

Anna-

Annaten an Geld erschöpft würde. Er bat auch, 1517
daß das Konkordat von einigen Parlamentsräthen möchte untersucht werden. Nach dieser Untersuchung blieb er bey seinem vorigen Vortrag, und bat, das Parlament möchte sich in seinem rechtlichen Verfahren an die pragmatische Sanktion halten. Einige Tage hernach kam der Bastard von Savoyen *) ins Parlament, und überreichte einen schriftlichen Befehl vom König, nach welchem man ohne weitern Verzug zur Bekanntmachung des Konkordats schreiten, und der Bastard ihrer Berathschlagung beywohnen sollte. Das Parlament schickte Abgeordnete an den König, die ihm vorstellen mußten, daß es wider die Freyheit des Parlaments laufe, einen solchen Herrn zum Zeugen ihrer Berathschlagungen zu haben. Hierüber ward der König noch unwilliger, und bestand auf der Vollziehung seines Befehls. Man gehorchte, und faßte den Schluß, daß das Parlament weder vermögend noch schuldig sey, das Konkordat öffentlich kund zu machen; man müsse von der Aufhebung der Sanktion appelliren; und wenn der König auf die Bekanntmachung des Konkordats dringen sollte, so müsse man die ganze gallikanische Kirche versammlen, wie unter Karl dem Siebenten bey Annehmung der pragmatischen Sanktion geschehen sey. Der König verlangte Gründe von diesen Schlüssen, und ließ seinen Kanzler darauf antworten. Doch verstattete man den nach Amboise an den König geschickten Abgeordneten des Parlaments die Einsicht dieser Antwort nicht. Vielmehr befahl man ihnen, sich schleunig vom Hofe zu 1518
entfer- Am 18. Febr.

*) Er hieß Renatus, Graf von Villars, Tende ꝛc. war ein natürlicher Sohn Herzogs Philipps von Savoyen und der Bona di Romagna. Die Mutter des Königs, Louise, Prinzeßin von Savoyen, war seine Schwester.

1518 entfernen, und da sie wegen schlimmen Wetters so sehr nicht eilten, ward ihnen noch einmal befohlen, sich fort zu machen. „Wenn sie, sagte der despotische König, „morgen vor sechs Uhr nicht fort sind, „so werde ich sie durch die Schützen greifen und „sechs Wochen lang in ein Loch werfen lassen; und „dann wehe dem, der sich untersteht, für sie zu sprechen!„

Als drey Tage hernach der Herr de la Tremouille mit neuen Befehlen vom Hof ankam, die mit Gründen und Drohungen vermischt waren, so willigte das Parlament in die Bekanntmachung und Protokollirung des Konkordats, doch so, daß man im Protokoll darzusetzte, es sey auf des Königs ernstlichen und oft wiederholten Befehl geschehen, ohne Einwilligung des Parlaments, als welches feyerlich wider diese Forderung protestire. Es kam auch der Rektor und die Universität zu Paris, nebst dem Dechant der Hauptkirche daselbst und vielen Stiftsherren ins Parlament, um der Kundmachung des Konkordats zu widersprechen, welcher Widerspruch auch angenommen wurde. Dennoch ließ la Tremouille das Konkordat auf des Königs neuen Befehl bekannt machen. Das Parlament erneuerte aber seinen Widerspruch in Gegenwart der Notarien und Sekretarien; und die Universität ließ eine Verordnung anschlagen, darinn allen von ihr abhängenden Buchdruckern verboten ward, das Konkordat zu drucken. Sie gab sogar eine Schrift dagegen heraus, und appellirte von einem übel berathenen Pabst an eine rechtmäßige und freye Kirchenversammlung. Der Dechant zu U. L. F. unterschrieb diese Schrift, und ließ sie an den Ecken der Stadt anschlagen. Die Prediger erlaubten sich anzügliche Ausdrücke gegen den König und seinen Kanzler, und der Rektor hielt häufige Zusammenkünfte, welchen viele Parlaments-

advo-

advokaten beywohnten. Der König, der von allem 1518
diesem Nachricht erhielt, ergriff alle Mittel, die nöthig waren, um dieser Widersetzlichkeit Einhalt zu thun, und verbot dem Rektor und allen Universitätsverwandten, bey Androhung des Verlusts aller ihrer Privilegien, Versammlungen über Polizey- und Regierungsanstalten anzustellen. Das Konkordat ward endlich auch gedruckt. Dem allen ohngeachtet war die Streitigkeit über die Konkordaten von Seiten des Parlaments noch nicht geendigt. Es protestirte heimlich, so oft der König dem Inhalt derselben gemäß handelte. Durch die folgenden Kriege und durch seine Gefangenschaft wurde Franz gehindert, seinen Befehlen in diesem Stück Nachdruck zu geben. Nach seiner Rückkunft von Madrid entzog er dem Parlament alle Erkenntniß über Erzbißthümer, Bißthümer, Abbteyen und Prioreyen, und ertheilte sie dem grossen Rath, entsetzte auch einige Parlamentsräthe, die sich am stärksten gegen das Konkordat erklärt hatten. Unter den folgenden Königen, zur Zeit der innerlichen Kriege, bemühten sich das Parlament, die Geistlichkeit und die Stände aufs neue, das Konkordat abzuschaffen. Sie fanden auch bey jenen Verwirrungen einiges Gehör: allein, nachgehends bekam das Konkordat wieder die Oberhand, und die Sachen blieben, wie sie heut zu Tage noch sind, da nämlich alle Wahlen unterbleiben, und der König die Prälaten ernennt. Doch sind die Provence, Bretagne, und die neu eroberten Länder nicht mit darunter begriffen, als worüber die Könige erst Breven von dem Pabst erhalten müssen, die man Indulte nennt, um auch in diesen Provinzen Prälaten setzen zu dürfen.

Nunmehr hatte Pabst Leo freyere Hände, und da der zu Noyon geschlossene Vertrag sowohl seinen als auch des Kaisers und des Königs von England

Ab-

1518 Absichten sehr zuwider war, so arbeitete man jetzt ernstlicher beym Englischen Hof an einem neuen Bund wider Frankreich. Weil aber König Karl von Spanien nicht hierzu geneigt war, und auch der Pabst, nach seiner gewöhnlichen Staatsklugheit, sich nicht öffentlich erklären wollte; so mußten sich endlich der Kaiser und der König von England damit begnügen, daß zwischen ihnen und dem König
(1516 am 29. Oct.) von Spanien zu London ein blosses Schutzbündniß errichtet wurde. Der Inhalt desselben gieng kürzlich dahin, daß die drey Kontrahenten einander allen wechselseitigen Beystand, jeder dem andern mit 25000 Mann gegen jeden, der einen unter ihnen angreifen würde, beyzustehen versprachen. Alle Mächte, die es verlangten, sollten in diesen Bund aufgenommen werden, und weil man hoffte, der Pabst werde demselben beytreten, so erklärte man ihn zum Haupt des Bundes, und er sollte den weltlichen Bundsgenossen mit seinen Bannstrahlen beystehen. Man erwartete vorzüglich von den Schweitzern Beytritt: statt dessen vereinigten sich vielmehr die zwiespältigen Kantone, und beschlossen zusam-
(am 29. Nov. 1516.) men, einen ewigen Frieden mit der Krone Frankreich zu machen. Der Inhalt dieses zu Freyburg geschlossenen ewigen Friedens, der bey allen folgenden schweitzerischen Bündnissen mit Frankreich zum Grunde gelegt wurde, ist wenig von dem Galeranischen Vergleich unterschieden, und bestehet kürzlich darinn, daß die Schweitzer nie zum Vortheil eines andern Staats die Waffen wider Frankreich ergreifen sollten, und daß die zugewandten Orte innerhalb der Gränzen der Eidgenossenschaft, in diesen Frieden eingeschlossen, und den schweitzerischen Handelsleuten ihre ältere Freyheiten in Frankreich bestätiget wurden. Ferner bezahlte König Franz an die Kantone 700000 Sonnenthaler für die bey

Bela-

Belagerung der Stadt Dijon und in den italieni- 1518
schen Feldzügen aufgewandte Kriegskosten. Für jeden Kanton wurden 2000 Franken Jahrgeld bestimmt; eben so viel sollten die Walliser bekommen, und noch andre 2000 Franken sollten unter den Abbt von St. Gallen, die Toggenburger und die Städte St. Gallen und Mühlhausen ausgetheilt werden. Endlich in Ansehung der italienischen Voigteyen ward das Eigenthum von Bellenz den drey Waldstädten bestätiget, den sämtlichen Kantonen aber und den Graubündnern freygestellt, entweder die eroberten Thäler, Veltlin, Cläven, Lauis, Luggaris, Mendris und Meynthal unter ihrer Herrschaft zu behalten oder dafür 300000 Kronen anzunehmen.

Noch in eben demselben Jahr ward auch zu **Brüssel ein Vertrag zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich** getroffen, dem auch der König von **Spanien** beytrat, wobey ausgemacht wurde, daß der Kaiser Verona dem französischen Marschall von Lautrec überliefern, und dieser den Platz den Venetianern wieder überlassen, letztere aber für solche Abtretung dem Kaiser 200000 Dukaten und dem König von Frankreich die 300000 Thaler bezahlen sollten, welche ehemals Ludwig der Zwölfte dem Kaiser geliehen hatte. Uebrigens sollte der Kaiser die Städte in Friaul, die er damals noch in Händen hatte, die Venetianer hingegen diejenigen Städte, die sie damals besassen, so lange behalten, bis die Könige von Frankreich und Spanien den Gränzstreit zwischen dem Kaiser und Venedig würden entschieden haben; inzwischen sollte von beyden Theilen ein Stillstand von achtzehn Monaten gehalten werden. Die Rückgabe von Verona wurde zu Anfang des folgenden Jahrs auf diese Art würk- (1519 im Jan.)
lich vollzogen. Dies war überhaupt der Zeitpunkt, da die durch das Kambraysche Bündniß veranlaßten

Kriege

1518 Kriege ihre Endschaft erreichten; obgleich der völlige Friede zwischen dem Kaiser und der Republik Venedig erst im Jahr 1518 erfolgt ist.

Franz hatte also mit allen bisherigen Feinden Frankreichs, mit dem Kaiser, mit dem Pabst, mit dem König von Spanien und mit den Schweitzern Frieden gemacht: aber es war noch ein heimlicher und gefährlicher Feind vorhanden, der durch sein Geld und durch seine Ränke den Haß des Kaisers gegen Frankreich am meisten unterhalten hatte, der König von **England**. Um **Heinrichen** zu gewinnen, schickte Franz den Admiral **Bonnivet**, einen Bruder des Oberhofmeisters Boisy, nach London, mit dem Befehl, alle seine Kunst, sich beliebt zu machen, und alle seine Geschicklichkeit, diese Eigenschaften, wodurch er sich auszeichnete, anzuwenden, um sich bey dem Minister Wolsey in Gunst zu setzen. Bonnivet war glücklich; Wolsey fieng an, von einem französischen Bündniß günstig zu sprechen; und um ihn noch fester mit seinem Interesse zu verbinden, ließ sich Franz in solche Vertraulichkeit mit ihm ein, daß er ihn auch in den allergeheimsten Angelegenheiten um Rath fragte. Der Kardinal hielt dieses Verständniß seinem König nicht geheim, und Heinrich hatte von den Fähigkeiten seines Ministers so hohe Begriffe, daß er sagte, er glaube in der That, er werde Franzen eben so sehr regieren, als ihn selbst. Nach gehöriger Vorbereitung eröffnete Bonnivet dem Kardinal Franzens Wunsch, Dornick wieder zu bekommen; und Wolsey versprach ohne Anstand die Erfüllung dieses Wunsches. Die Unterhandlungen nahmen auch bald ihren Anfang; und um der Sache einen günstigern Schein zu geben, ward ausgemacht, daß der Dauphin und die englische Prinzeßin Marie, beyde noch Kinder, mit einander verlobt, und daß Dornick für eine Mitgabe der Prinzeßin

zeßin angesehen werden sollte. Weil aber Heinrich 1518
viele Kosten gehabt hatte, eine Citadelle zu Dornick anzulegen, so versprach Franz, ihm 600000 Goldkronen in jährlichen Terminen auf zwölf Jahre zu bezahlen, und ihm acht ansehnliche Geisel zur Versicherung zu geben. Dem Kardinal Wolsey wurde zur Erkenntlichkeit und für die Verwaltung des Bißthums Dornick ein Jahrgeld von 12000 livres versprochen. Franz hatte bey Bewilligung dieses Jahrgeldes und bey der grossen Vertraulichkeit gegen Wolsey noch die Absicht, Calais wieder zu erlangen; der Kardinal war auch würklich sehr geneigt dazu: als er aber merkte, daß die ganze englische Nation die entgegengesetzte Meinung hegte, unterließ er, diesem Gedanken weiter nachzuhängen.

Die Ruhe, welche Franz und dessen Minister durch die bisherigen Verträge und Bündnisse den französischen Staaten erworben hatten, war von keiner langen Dauer. Der zu Anfang des folgenden 1519
Jahrs geschehene **Todesfall Kaisers Maximilians des Ersten** war überhaupt in seinen Folgen Am 12. Jan.
höchst merkwürdig, indem er die allgemeine Ruhe der damaligen christlichen Welt stöhrte, und besonders zween Fürsten, die Könige von Frankreich und Spanien, zu einer Rivalität verleitete, die ganz Europa in Verwirrung setzte und Kriege anzündete, die allgemeiner waren und länger währten, als alle, von denen man in den neuern Zeiten gehört hat. Maximilian hatte noch vor seinem Ende nachdrücklich an der Wahl seines Enkels, Königs Karls von Spanien, zur Würde eines römischen Königs gearbeitet: aber ohne den erwünschten Erfolg. Der kaiserliche Thron blieb nunmehr über fünf Monate unbesetzt, und während dieser Zeit gaben sich die Könige von Frankreich und Spanien alle ersinnliche Mühe, die Kurfürsten zu gewinnen, und durch sie

1519 ihre Hoffnungen und Ansprüche auf die Kaiserwürde in Erfüllung zu bringen und geltend zu machen. Der französische Geschichtschreiber überläßt die Erzählung der mancherley hierbey gebrauchten Mittel dem teutschen, und zeigt blos an, daß nach listigen Kämpfen der König von Frankreich seinem Nebenbuhler, dem König von Spanien, weichen und geschehen lassen mußte, daß er unter dem Namen
Am 28. Jun. **Karls des Fünften** zum Oberhaupt des teutschen Reichs gewählt und ausgerufen wurde.

Der Vorzug, den Karl vor den Augen der ganzen Welt erlangt hatte, demüthigte Franzen aufs Aeusserste, und blies ihm alle Leidenschaften ein, die einer in ihren Anschlägen betrogenen Ehrsucht natürlich sind. Zwar äusserten die beyden Fürsten nach Maximilians Absterben gegen einander viel Hochachtung, und wiederholten mehr als einmal die Erklärung, sie wollten schlechterdings nicht ihre Zuflucht zu Gewaltthätigkeiten nehmen, sondern blos durch Unterhandlungen, zwar mit Wetteifer, aber doch ohne Feindschaft, sich um das Kaiserthum bewerben: allein, man sahe schon voraus, daß diese Mäßigung von keiner langen Dauer seyn würde. Franz, der einige Jahre älter war, und durch seine bisherigen Kriege grössern Ruhm erlangt hatte, konnte seinen Unwillen nicht bergen. Hieraus entstand die persönliche Eifersucht, und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Nebenbuhlschaft zwischen diesen beyden Monarchen, die ihre ganze Regierung hindurch fortdaurete und so viele Länder unglücklich machte. Karl hatte nicht die geringste Achtung für einen der wesentlichsten Artickel des Vertrags zu Noyon bewiesen, und mehr als einmal sich geweigert, dem des Throns entsetzten König von Navarra Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; und Franz war seiner eignen Ehre wegen verbunden, und durch sein Interesse

gereitzt,

gereißt, ihn wieder auf den Thron zu erheben. Der 1519
König von Frankreich hatte Ansprüche an Neapel: der Kaiser konnte Mayland als ein Reichslehn wiederfordern. Karl sahe das Herzogthum Burgund als ein Erbtheil seiner Vorfahren an, das ihnen die ungerechte Politik Ludwigs des Eilften entrissen hätte, und beobachtete mit größter Eifersucht die Verbindungen, in welche Franz mit dem Herzog von Geldern, dem Erbfeind seines Hauses, getreten war. Da nun die Quellen der Feindschaft so mannigfaltig waren; so hätte der Friede, auch zwischen Fürsten, die von allem Ehrgeiz und von aller Eifersucht entfernt gewesen wären, nicht lange dauren können. Da aber ein Bruch zwischen zween so mächtigen Gegnern schrecklich und höchst gefährlich seyn mußte, so liessen beyde eine nicht geringe Verlegenheit über die Folgen desselben blicken, und nahmen sich Zeit, nicht allein ihre Kräfte zu sammlen, sondern auch sich der Freundschaft oder des Beystandes andrer Mächte zu versichern.

Der Pabst, der von dem einen Nebenbuhler so viel zu fürchten hatte, als von dem andern, und der einsahe, daß der Ueberwinder vollkommen Meister von Italien werden würde, bewies sich gegen den Kaiser und den König von Frankreich höflich und schmeichelhaft, und so ernstlich auch jeder von Beyden ihn auf seine Seite zu ziehen strebte, so nahm er doch den Schein der strengsten Unparteylichkeit an, und gab sich Mühe, seine wahren Gesinnungen unter der tiefsten Verstellung zu verbergen. Unterdes merkte man doch, daß er mehr auf die Seite des Kaisers hieng, von dem er mehr zu fürchten und zu hoffen hatte, als von Franzen. Hingegen sahe man eben so deutlich ein, daß die Venetianer, so bald als es nothwendig werden sollte, sich für eine Partey zu erklären, aus eben solchen Gründen,

1519 wie sie der Pabst hegte, die französische ergreifen würden. Inzwischen konnte von den italienischen Mächten kein beträchtlicher Beystand erwartet werden, weil sie gegen alle Mächte jenseits der Alpen äusserst mißtrauisch waren. Desto mehr beschäftigte Karls und Franzens Aufmerksamkeit die Macht des englischen Monarchen. Ihn, oder welches einerley war, den Kardinal **Wolsey** zu gewinnen, beeiferten sie sich um die Wette. Franzens Bemühungen in diesem Punkt sind schon vorhin berührt worden. Wolsey und Bonnivet hatten bey dem letzten zu London geschlossenen Vertrag ausgemacht, daß ihre Herren nächstens eine persönliche Unterredung mit einander halten sollten. Beyde Könige waren begierig, einander näher kennen zu lernen, und Wolsey beförderte ihr Verlangen, weil er, als ein eitler Mann, sich vorstellte, er könnte in Gegenwart beyder Höfe seine Reichthümer und seine Gewalt über beyde Könige am besten an den Tag legen. Um den Kardinal noch mehr zu gewinnen, fertigte Franz zu An-

1520 fang des folgenden Jahrs offene Briefe aus, worinn er ihm die Einrichtung des Cärimoniels bey dieser Zusammenkunft überließ, welches dann auch vom Kardinal geschah, dessen Aufsatz Franz genehmigte. In beyden Königreichen machte man die prächtigsten Anstalten zu dieser Zusammenkunft, und der Adel beyder Nationen bestrebte sich, einander an Pracht und Aufwand zu übertreffen, wodurch sich viele in tiefe Schulden steckten. Allein, der Kaiser fand Gelegenheit, alle Vortheile, die Franz von dieser Unterredung hoffte, zum Voraus zu vereiteln, indem er den Kardinal Wolsey durch Verschreibung

Am 29. März. eines Jahrgeldes von 70000 Dukaten und durch das Versprechen der dreyfachen Krone, von Frankreich abwendig zu machen und in sein Interesse zu ziehen wußte. Er verabredete sogar mit ihm, auf

seiner Reise nach Teutschland, wo man ihn sehnlich 1520
erwartete und wo er sich mußte krönen lassen, bey
Heinrichen einen Besuch abzustatten. Dies geschah Am 26.
auch, hauptsächlich in der Absicht, die Zusammen- May
kunft der Könige von England und Frankreich zu u. ff.
hintertreiben. Ob nun gleich Karl diesen Zweck
nicht erreichte, so gewann er doch hierdurch so viel,
daß er nicht nur dem König Heinrich eine günstige
Meinung von seinem Charakter beybrachte, sondern
auch den Kardinal Wolsey von Frankreichs Inter-
esse ganz abzog. Nach vier Tagen brachen beyde Am 30.
Monarchen aus England auf, Karl nach Seeland, May.
Heinrich nach Calais. Der letztere begab sich von
da auf die weite Ebene zwischen Guines und Ar-
dres, wo eine **Zusammenkunft mit Franzen**, bey Am 7.
einer ausnehmenden Pracht und übertriebenen Ver- Jun.
schwendung des beyderseitigen Gefolgs, vor sich gieng;
daher auch das zu dem Ende geschlagene Lager das
Lager vom goldenen Stück *) genennt wurde.
Beyde Könige blieben achtzehn Tage beysammen,
und vertrieben sich die Zeit mehr mit wechselseitigen
Besuchen, Gastereyen, Ritterspielen, Ringen **)
und andern Lustbarkeiten, als mit Staatsangelegen-
heiten. Alle Eindrücke, die nur die verbindlichsten
Höflichkeiten des Königs von Frankreich und das
freymüthige und offenherzige Vertrauen, womit er
Heinrichen begegnete und beschämte, in das Gemüth
dieses Königs machten, wurden bald durch Wolsey's
arglistige Künste, oder durch die Unterredung, die

*) *Le camp du Drap d'or;* weil die vornehmsten Zelte von Goldstück waren.

**) Der Marschall von Fleuranges, ein Augenzeuge, erzählt, daß beyde Könige nicht etwan blos Lanzen mit einander gebrochen, sondern sich auch förmlich mit Fäusten gebalget, und daß Franz dabey die Oberhand behalten hätte.

1520 Heinrich mit dem Kaiser und der Statthalterin
Am 10. Jul. Margarethe zu Grevelingen hielt, vertilget.

Der Kaiser und der König von Frankreich fuhren nunmehr immer weiter fort, sich unter der Hand durch Bündnisse zu verstärken. Durch seinen berühmten Unterhändler Don **Juan Manuel**, brachte es endlich **Karl** so weit, daß der **Pabst**, den Franzens Kaltsinn bey verschiedenen Gelegenheiten mißtrauisch und verdrießlich gemacht hatte, heimlich
1521 ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm schloß, welAm 8. März. ches den Grund zu Karls Grösse in Italien legte, und in Ansehung der hierher gehörigen Punkte darinn bestand, daß sie ihre Macht vereinigen und die Franzosen auf gemeinschaftliche Kosten aus Mayland und Genua vertreiben, daß hierauf zu Mayland Franz Sforza, zu Genua aber Anton Adorno zum Herzog ernennt werden, beyde aber den Kaiser als ihren Oberherrn erkennen, und eine starke Geldsumme bezahlen sollten. Parma und Piacenza hingegen sollten dem Pabst wieder eingeräumt und er damit vom Kaiser belehnt werden ꝛc.

Am 5. und 7. März. Franz hingegen suchte sich der Schweitzer zu versichern, indem er mit ihnen, Zürich ausgenommen, zu Lucern ein Hülfsbündniß schloß, das noch drey Jahre nach dem Tode des Königs dauren sollte. Sie verpflichteten sich dadurch, wofern sie nicht selbst Krieg zu führen hätten, den König zur Beschützung seiner Staaten von Frankreich und Mayland, so viel Volk, als er nöthig hätte, werben zu lassen; doch sollte die Anzahl nie unter 6000, und ohne ausdrückliche Bewilligung nicht über 16000 Mann sich belaufen. Die Ernennung der Hauptleute wurde dem König überlassen, den Truppen aber bey ihrem Aufbruch sogleich ein dreymonatlicher Sold versprochen, und ein Monatsold auf fünfthalb rheinische Gulden bestimmt. Hiernächst versprach der König

den

den Eidgenossen, im Fall eines Angriffs, 200 lan- 1521
zen, oder statt deren für ein Vierteljahr 2000 Kro-
nen und zwölf Kanonen, nebst dazu gehöriger Am-
munition, zu Hülfe zu schicken, zu Bestreitung der
Kriegskosten aber jede drey Monate 25000 Gold-
kronen zu bezahlen. Endlich wurden auch die Jahr-
gelder für jeden Kanton auf 3000 Franken, und
auf gleichen Fuß für die zugewandten Orte, folglich
um die Hälfte über die im vorigen Frieden verspro-
chene Summe erhöhet.

Indem der **Pabst** und der **Kaiser**, der nach dem Tode seines friedfertigen Lehrers und Ministers, des Herrn von **Chievres**, seinen kriegerischen Lei-denschaften weiter keine Schranken setzen ließ, ihren geheimen Bündnissen gemäß sich zum Einfall in Mayland rüsteten, fiengen die Feindseligkeiten in einer andern Gegend an. Die Kinder des Königs von **Navarra**, **Johanns von Albret**, hatten die Wiedergabe ihrer Erbländer, welche die Spanier auf Befehl des Kardinals Ximenes auf eine ganz unerhörte Art verwüstet, nach den Bedingungen des Vertrags zu Noyon, oft gefordert, und da Karl mit unerheblichen Ausflüchten diesem Andringen allezeit ausgewichen war, so fand sich nunmehr Franz durch diesen Vertrag berechtiget und verbunden, dieser vertriebenen Familie beyzustehen. Die Zeitumstände schienen eine solche Unternehmung zu begünstigen; denn Karl, der sich noch in den Niederlanden aufhielt, war von diesem Theile seiner Herrschaften entfernt und seine Truppen in Spanien mit der Zerstöhrung der heiligen Junta beschäftigt. Damit aber doch Franz, so viel als möglich, die Gelegenheit miede, den Kaiser oder den König von England gegen sich aufzubringen, so ließ er, nicht in seinem eigenen, sondern in des jungen navarrischen Königs, Heinrichs von Albret, Namen Völker wer-

1521 Im May. ben und den Krieg führen. Unter diesem Schein schickte er einen jungen Edelmann, **Andreas von Foix, Herrn de l'Esparre**, einen Bruder des Marschalls von Lautrec, den seine nahe Verwandschaft mit dem unglücklichen König, dessen Sache er ausfechten sollte, und, was noch weit mächtiger war, die Vorbitte seiner Schwester, der **Gräfin von Chateau-Briant**, der vornehmsten Buhlerin des Königs von Frankreich, zu diesem wichtigen Amt empfahl, mit einem Heer, dessen Stärke ungewiß ist, nach Navarra. Ob nun gleich dieser Feldherr weder Geschicklichkeit noch Erfahrung genug besaß, so ward er doch, weil keine Feinde vorhanden waren, Meister von dem ganzen Königreich, und fand nirgends einigen Widerstand, als vor dem Schloß bey **Pampelona**. Doch auch dieses ward bald erobert, und dadurch die Stiftung des **Jesuiterordens** veranlasset; denn hierbey geschah es, daß der spanische Hauptmann, **Don Ignaz von Loyola**, so hart verwundet ward, daß er sich ausser Stand gesetzt sah, ferner Kriegsdienste zu thun, und in seiner Einsamkeit auf den Einfall gerieth, einen Orden zu stiften, dessen Aufhebung unserm Zeitalter vorbehalten war.

Wäre **l'Esparre** nach der Einnahme von Pampelona damit zufrieden gewesen, daß er zur Erhaltung seiner Eroberung sichere Maasregeln genommen, so möchte vielleicht Navarra in der That sowohl, als im Titel mit der Krone Frankreich verbunden worden seyn. Allein, angespornt durch jugendliche Hitze, und aufgemuntert von Franzen, der sich gar zu leicht von einem flüchtigen Glücke blenden ließ, wagte er sich über die navarrischen Gränzen, und belagerte **Logrogno**, eine kleine Stadt in Kastilien. Dies weckte die Spanier, die bisher den schleunigen Fortgang seiner Waffen sorglos angesehen

hen

hen hatten; und da die Mißhelligkeiten unter ihnen 1521
schon ziemlich beygelegt waren, so beeiferten sich beyde Parteyen, ihre Kräfte zur Vertheidigung des Vaterlands anzustrengen. Die plötzliche Annäherung ihrer Völker und die tapfere Gegengewehr des Städtchens Logrogno zwang den französischen Feldherrn, seinen unbesonnenen Anschlag aufzugeben. Die Am 11. Jun.
täglich anwachsende spanische Armee griff ihn unaufhörlich auf dem Rückzug an, und er, anstatt unter den Kanonen von Pampelona Schutz zu suchen, oder die Ankunft neuer Truppen zu erwarten, die bereits im Anzug waren, griff auf der Ebene von Esquiros Am 30. Jun.
die ihm weit überlegenen Spanier, zwar mit Ungestüm, aber mit weniger Klugheit an. Seine Armee ward gänzlich geschlagen, er selbst mit den vornehmsten Officieren gefangen genommen, und Spanien setzte sich in noch kürzerer Zeit wieder in den Besitz von Navarra, als die Franzosen zur Eroberung desselben angewendet hatten. Im Herbst zu Ende des Sept.
schickte zwar Franz unter dem Admiral Bonnivet ein frisches Heer nach Navarra, der auch ein paar Festungen wegnahm und auf Pampelona los gieng. Weil aber diese Stadt stark besetzt war; so wandte sich Bonnivet gegen Fuente Rabia, welches er zwar eroberte, aber nicht weiter vordringen konnte, sondern sich nach Bayonne zurückziehen mußte. **Fuente Rabia** mußte hernach eine ausserordentlich harte Belagerung und Hungersnoth ausstehen: aber der tapfere **Daillon dû Lûde**, der sich in den italienschen Feldzügen Ludwigs des Zwölften sehr hervorgethan hatte, vertheidigte den Platz mit so vieler Standhaftigkeit, daß man ihn entsetzen konnte.

Indem sich Franz bemühte, diesen Einfall in Navarra dadurch zu rechtfertigen, daß er ihn im Namen Heinrichs von Albret unternehmen ließ, griff er noch einen andern Theil der kaiserlichen Länder

1521 an, und brauchte zum Vorwand dieses neuen Angriffs fast eben diesen Kunstgriff, indem **Robert der Zweete von der Mark**, Herr von Sedan und Bouillon, hierzu den Namen hergeben mußte. Von diesem Herrn, oder vielmehr von dem ihm zugehörenden Herzogthum Bouillon, gieng das Schloß Hierges im Ardennerwald zu Lehen, auf welches der Fürst von Chimai und der Herr von Emery oder Aimeries Ansprüche machten. Die Pairs des Herzogthums Bouillon hatten die Streitigkeit dieser beyden Herren zum Vortheil des ersten entschieden. Das Herzogthum hielt sich für ganz souverän oder unabhängig, und fällte Urtheile, von welchen keine Appellation Statt fand; der Herr von Emery gehorchte auch verschiedene Jahre lang dem ihm widrigen Ausspruch: aber da er in der Folge Karln eine beträchtliche Summe gelehnt hatte, für welche der Marquis von Arschot, ein Neffe des Ministers Chievres, Bürgschaft geleistet; so forderte er, nachdem Karl Kaiser geworden war, sein Geld wieder. Weil er es aber nun weder von Karl'n, noch von dessen Bürgen erlangen konnte, so gab er diesem zu verstehen, er wolle die Summe fahren lassen, wenn er es durch das Ansehn des Herrn von Chievres dahin bringen könnte, daß der Proceß wegen Hierges von den kaiserlichen Räthen durchgesehn würde, oder daß er von Roberts Urtheil an den Kaiser appelliren dürfte. Er erlangte dies, und der Kaiser trug dem Kanzler von Brabant auf, über die Appellation des Herrn von Emery gerichtlich zu erkennen. Hierdurch ward Robert, Vormund der Kinder des verstorbnen Fürsten von Chimai, und der dies Verfahren als einen Eingriff in seine Souveränetät ansah, so sehr aufgebracht, daß er sich dem König von Frankreich, von dem er sich vorher abgesondert gehabt, in die Arme warf, der ihm dann seine Or-

don-

donnanzkompagnie und seinen Gehalt wiedergab, ihn, 1521
seine Gemahlin und seine Kinder mit vielen Geschenken beehrte, und eine Aussöhung desselben mit dem Kaiser auf alle Weise hinderte. Nachdem er alle Anstalten zur Gegenwehr getroffen und sich des französischen Schutzes versichert hatte, sendete er nebst seinem Sohn, dem Marschall von Fleuranges, Fehdebriefe an die Statthalterin Margarethe in den Niederlanden, die sie sogleich dem Kaiser nach Worms, wo er einen Reichstag hielt, schickte, worauf er in das luxenburgische einrückte und das Städtchen Vireton belagerte. Der Kaiser wunderte sich zwar Anfangs über die Verwegenheit eines so kleinen Herrn, sie schien ihm aber zugleich ein sicherer Beweis zu seyn, daß derselbe von Franzen die Versicherung eines mächtigen Beystandes müsse erhalten haben. Mithin beschwerte er sich darüber bey Franzen, als über einen öffentlichen Friedensbruch, und forderte zugleich den König von England auf, daß er, vermöge des im Jahr 1518 zu London geschlossenen Vertrags, jenem, als dem angreifenden Theil, Krieg erklären möchte. Ob nun gleich Franz vorschützte, daß er Roberts Unbesonnenheit nicht zu verantworten hätte, dessen Armee unter seinen eigenen Fahnen in seiner eigenen Angelegenheit stritte, und, einem ausdrücklichen Verbot zuwider, einige französische Unterthanen zu seinem Dienst verleitet hätte; so achtete Heinrich doch auf diese Ausflucht so wenig, daß der König von Frankreich, der einen Fürsten, den er noch zu gewinnen hoffte, nicht gern wider sich aufbringen wollte, Roberten ermahnen mußte, seine Völker auseinander gehen zu lassen.

Inzwischen zog der Kaiser bey Mecheln eine Armee zusammen, um Roberts Uebermuth zu züchtigen. Zwanzigtausend Mann, unter Anführung

des

1521 des Grafen **Heinrichs von Nassau**, fielen in sein kleines Land, und in wenig Tagen hatten sie alles weggenommen, bis auf Sedan und Jamets. Nachdem Robert um Gnade gebeten hatte und ihm ein Stillstand war bewilliget worden, rückte der Graf von Nassau an die französische Gränze; und da Karl wohl wußte, daß er sich auf Heinrichs Parteylichkeit zu seinem Vortheil so viel verlassen könnte, daß er sich so nicht dürfte abschrecken lassen, wie Franz gethan hatte, befahl er seinem Feldherrn, **Mouson** zu belagern. Die Feigheit der Besatzung zwang den Befehlshaber Montmaur, diesen Ort fast ohne allen Widerstand zu übergeben, und also gieng der Graf von Nassau vor **Mezieres**, einen Platz, der damals noch nicht sonderlich befestiget war, aber so vortheilhaft lag, daß die kaiserliche Armee, so bald sie Meister davon geworden wäre, in Champagne eindringen konnte, wo sich kaum noch ein andrer Ort fand, der ihren weitern Fortgang hätte aufhalten können. Zum größten Glück für Frankreich sahe Franz die Wichtigkeit dieser Festung und die Gefahr, welcher sie blosgesetzt war, ein, und vertraute die Vertheidigung derselben **dem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel**, dem wackern **Bayard**. Hier fanden die Talente des Ritters Gelegenheit genug, sich würksam zu beweisen; theils durch seine seltene Unerschrockenheit, theils durch kluge Anstalten und Kriegslisten zog er die Belagerung sehr in die Länge, und zwang endlich die Kaiserlichen, sie mit Schimpf und Verlust aufzuheben. Franz nahm an der Spitze einer Im Oktob. zahlreichen Armee Mouson bald wieder ein, drang in die Niederlande vor, und machte verschiedene, doch unerhebliche Eroberungen. In der Nachbarschaft von Valenciennes verlohr er durch übertriebene Behutsamkeit, — ein Fehler, den man ihm

eben

eben nicht oft zur Last legen kann — eine Gelegen- 1521
heit, die ganze kaiserliche Armee in Stücken zu hau-
en; und was noch von wichtigern Folgen war, er
beleidigte den **Konnetabel von Bourbon** dadurch,
daß er dem **Herzog von Alençon** die Anführung
des Vorderzugs, die doch dem Konnetabel gebührte,
anvertraute. **Dornick** gieng nach einer Belage- zu Ende
rung von fünf bis sechs Monaten an die Kaiserli- des
chen über. Nov.

Während der Zeit, da die Armeen gegen ein-
ander zu Felde lagen, wurde zu **Calais** ein frucht-
loser **Kongreß** zur Beylegung dieser Mißhelligkei-
ten gehalten. Der Kardinal **Wolsey**, dem auf
Franzens Ansuchen von seinem Herrn der ganze Be-
trieb der Unterhandlungen zu Calais war aufgetra-
gen worden, war allzuparteyisch für den Kaiser ge-
sinnt, indem er durch ihn die päbstliche Würde zu
erlangen hoffte. Er begab sich hierauf selbst nach
Brügge zu dem Kaiser, der dann seiner Eitelkeit un-
gemein schmeichelte, und ihn hiedurch bewog, im
Namen seines Herrn mit ihm ein **Bündniß gegen**
Franzen zu verabreden. Vermöge desselben sollte
der Kaiser an der Gränze von Spanien, Heinrich
aber in der Picardie Frankreich angreifen, und zwar
jeder mit einer Armee von 40000 Mann. Zur
stärkern Befestigung dieser Freundschaft sollte der
Kaiser sich mit Heinrichs einzigen Tochter und ver-
muthlichen Erbin seiner Staaten, Marie vermählen.

Weil Italien der vornehmste Gegenstand von
Karls und Franzens Eifersucht und Ehrgeitz war;
so wurde dieses Land der merkwürdigste Schauplatz
des Kriegs, und es zeigten sich noch in diesem Jahr
die Folgen des zwischen dem Kaiser und dem Pabst
geschlossenen, aber noch immer heimlich gehaltenen
Bundes. Der französische Statthalter in May-
land, Marschall von **Lautrec**, ein Bruder der

Gräfin

1521 Gräfin von Chateau-Briant, war zwar ein erfahrner und berühmter Feldherr, aber dabey trotzig, gebieterisch, geitzig, und wenig fähig, Rath anzuhören oder Widerspruch zu dulden. Sein Stolz und seine Erpressungen wandten die Neigung der Mayländer ganz von Frankreich ab; er verwies viele von den angesehensten Bürgern des landes, und zwang andre, sich ihrer Sicherheit wegen zu retten. Unter diesen letztern war **Hieronymus Morone**, Vicekanzler zu Mayland, ein zu Ränken und kühnen Unternehmungen aufgelegter Mann, der sich zu Franz Sforza nach Trident begab, und ihm einen Entwurf vorlegte, nach welchem man viele Mayländische Städte durch Hülfe der Verbannten überraschen könnte. Pabst Leo, dem er seinen Anschlag entdeckte, billigte ihn, und schoß ihm zu dessen Ausführung zehn tausend Thaler vor; er erlaubte ihm auch, seine Zuflucht mit den Verbannten in die päbstliche Stadt Reggio zu nehmen, wofern dieser Versuch fehlschlagen sollte. Morone warb für das erhaltene Geld dreytausend Mann, mit welchen die Verbannten Cremona überfallen wollten; und sie
Im Jun. versammleten sich zu dem Ende zu Busseto im Parmesanischen. Allein, der Marschall von Foix, der für seinen nach Frankreich verreisten Bruder, den Marschall von Lautrec, die Statthalterschaft von Mayland verwaltete, bekam von diesem Vorhaben Nachricht, und verjagte die Verbannten von Busseto, die hierauf nach Reggio flohen, wo sie von dem päbstlichen Befehlshaber, dem bekannten Geschichtschreiber **Guicciardini**, aufgenommen wurden. Hierdurch ließ sich der Marschall von Foix verleiten, mit einigen Völkern vor Reggio zu rücken, in Hoffnung, alle über die französische Regierung Mißvergnügte auf einmal in der Schlinge zu fangen. Allein, Guicciardini's Wachsamkeit vereitelte die

Anschlä-

Anschläge des Marschalls, und nöthigte ihn, seine Unternehmen aufzugeben und sich zurückzuziehen. 1521

So bald Leo diesen Vorfall erfuhr, der ihm höchst angenehm war, weil er ihm einen anständigen Vorwand zum Bruch mit Frankreich darbot, versammlete er sogleich alle Kardinäle, und beklagte sich mit grosser Bitterkeit über die feindseligen Gesinnungen des Königs von Frankreich, rühmte den Eifer des Kaisers für die Kirche, wovon sein Verfahren gegen Luthern einen neuen Beweis abgebe, und erklärte, daß eine nothwendige Selbstvertheidigung und die blos durch dieses Mittel mögliche Sicherheit des Kirchenstaats ihn zwänge, seine Waffen mit den kaiserlichen zu vereinigen. In dieser Absicht wollte er nun mit Don Juan Manuel einen Vertrag schliessen, der doch schon vor einigen Monaten würklich unterzeichnet war; und hierauf that er den König von Frankreich, den Marschall von Foix, und alle, die sich des Einfalls in das Erbtheil des heiligen Peters theilhaftig gemacht hätten, öffentlich in den Bann. Schon vorher hatte **Leo** einige tausend **Schweitzer** in seinen Sold genommen, und dadurch angefangen, sich zum Krieg zu rüsten. Der Vicekönig von **Neapel** versammlete auf kaiserlichen Befehl gleichfalls eine Armee, die aber mit den aus Teutschland erwarteten kaiserlichen Völkern so langsam anrückte, daß sie sich erst gegen das Ende des Augusts mit den päbstlichen Truppen vereinigte. Der oberste Heerführer war **Prosper von Colonna**, der berühmteste unter den damaligen Feldherren in Italien, dem vom Pabst der **Markgraf von Mantua**, und vom Kaiser der **Marquis von Pescara** zugegeben worden. Aus allen diesen Anstalten konnte der Marschall von **Foix** leicht schliessen, daß die Absicht des verbundenen Heers auf Mayland gerichtet war; er gab deswegen Am 4. Sept.

dem

1521 dem König von Frankreich eilige und wiederholte Nachrichten von der bevorstehenden Gefahr. Franz befahl dem Marschall von Lautrec, ohne Verzug nach Italien zu gehen. Dieser General, dem die grosse Verwirrung der königlichen Finanzen nicht unbekannt war, und der wohl wußte, wie viel die Truppen im Mayländischen wegen des ausgebliebenen Soldes schon ausgestanden hatten, verbat seine Abreise, wenn ihm nicht sogleich 300000 Kronen mitgegeben würden. Da ihm aber der König, dessen Mutter, **Louise von Savoyen**, und der Oberaufseher der Finanzen, **Semblancai**, sogar eidlich versicherten, er solle die verlangten Gelder in Mayland finden, so bald er daselbst ankäme, so reiste er endlich mit dieser Hoffnung ab. Weil aber dennoch das versprochene Geld, aus Haß der königlichen Mutter gegen den stolzen Lautrec, zurückgehalten wurde, so gieng darüber der größte Theil von Mayland in kurzer Zeit verlohren.

Am 29. Aug. **Prosper Colonna** unternahm zuerst die Belagerung der Stadt **Parma**, in welche sich der Marschall von **Foix** mit einigen Truppen geworfen hatte, und setzte ihr so heftig zu, daß er sich der Hälfte derselben bemächtigte. Als aber der Marschall von Lautrec, der bey allem seinem Geldmangel doch ein beträchtliches Heer zusammengebracht hatte, zum Entsatz anrückte, so hoben die Generale der Bundsgenossen, unter denen nicht die beste Einigkeit herrschte, die Belagerung auf, und wurden von Lautrec bis nach Vercelli in Piemont zurückgetrieben. Auf die Nachricht von der Uneinigkeit unter den Feldherren des verbundenen Heers schickte Leo den Kardinal von Medici mit dem Charakter eines Legaten zu der Armee, um die Eintracht wieder herzustellen, welches ihm auch bald gelung. Lautrec hingegen zog seinen Bruder, den Marschall von Foix, mit seinen

Am 12. Sept.

Völ-

Völkern aus Parma und die Besatzung von Mayland an sich, um sein Heer zu verstärken und den Feinden im freyen Felde die Spitze zu bieten. Allein, ein unvermutheter Zufall verrückte alle seine Maasregeln, und verursachte den Umsturz des französischen Glücks. Er hatte bey seiner Armee 12000 Schweitzer, und eine beträchtliche Anzahl von Truppen dieser Nation diente auch bey dem verbündeten Heer. Die Kantone wollten nicht zulassen, daß ihre Unterthanen gegen einander fechten sollten, und befahlen ihnen daher, beyde Armeen zu verlassen. Den Schweitzern bey den Bundsgenossen wurden diese Befehle durch die List des Kardinals von Sitten vorenthalten, da hingegen die bey dem französischen Heer Nachricht davon bekamen, und sogleich Gehorsam leisteten, weil sie ohnehin des beschwerlichen Feldzugs müde waren und über den Mangel des Geldes murrten. Durch diesen Abzug wurde der Marschall von Lautrec so sehr geschwächt, daß er sich nicht länger im Felde halten konnte, sondern sich hinter die Adda zurückziehen mußte, um nur Mayland zu bedecken. Die Bundsgenossen verfolgten ihn, kamen, ohngeachtet seiner Wachsamkeit, mit geringem Verlust über den Fluß, und nöthigten ihn, seine Sicherheit hinter den Mauern von Mayland zu suchen. 1521 Am 29. Sept.

Als nun **Prosper Colonna** zur Belagerung der Hauptstadt Anstalten machte; so kam eine unbekannte Person zu dem Kanzler Morone ins Lager der Bundsgenossen, die ihm versprach, daß der anrückenden Armee in der folgenden Nacht ein Stadtthor sollte geöffnet werden. Man trug dem spanischen General **Pescara** die Ausführung dieses Unternehmens auf, der auch so glücklich war, daß das verbundene Heer am folgenden Tag in Mayland einziehen konnte. Bey diesem Ueberfall warf **Lautrec** Am 24. Nov.

1521 nur einige Mannschaft in das Schloß, und floh mit dem Rest seiner zerstreuten Armee ins Venetianische. Dem Beyspiel der Hauptstadt folgten auch die übrigen Plätze des Herzogthums, und die Franzosen behielten von allen ihren Besitzungen in Italien weiter nichts, als Genua, Cremona, das Schloß zu Mayland und einige unbeträchtliche Schanzen. Lautrec im Dec. wagte zwar noch einen Versuch auf Parma, aber vergebens.

Am 1. Dec. Pabst **Leo der Zehnte starb** zwar um diese Zeit, für Freuden, wie einige versichern, über die Unfälle der Franzosen; aber davon zogen diese keinen Vortheil. Denn obgleich die Kardinäle von Medici und Sitten die Armee verliessen, die Schweitzer und Graubündner von ihren Obern abgerufen wurden, einige andre geworbene Völker, wegen ausbleibenden Soldes, von selbst davon liefen, und nur die Spanier, nebst einigen wenigen Teutschen, die in kaiserlichen Diensten standen, zur Vertheidigung des Mayländischen zurückblieben; so konnte doch der Marschall von Lautrec, aus Mangel an Volk und Geld, diese günstigen Umstände nicht benutzen, und die Wachsamkeit des Morone, wie auch die klugen Anstalten des Colonna vereitelten alle die kleinen Versuche, die er auf Mayland unternahm. Nach

1522 einem sehr unruhigen Konklave wurde durch die Ränke des Kaisers oder vielmehr seines Unterhändlers, Don Juan Manuel, ein Mann auf den römischen Stuhl erhoben, der kein Italiener, der allen

Am 9. Jun. Personen, die ihm ihre Stimmen gaben, unbekannt, der in den Sitten des Volks oder dem Interesse des Staats, dessen Regierung sie ihm übertrugen, Fremdling war, der Kardinal **Adrian von Utrecht**, Kaiser Karls damaliger Statthalter in Spanien und dessen ehemaliger Lehrmeister, der als Pabst **Adrian der Sechste genannt wurde.** Auser dem Einfluß,

den

den Karl durch Adrians Beförderung gewann, dien- 1522
te sie der Regierung desselben zu grossem Ruhm. Franz beobachtete, mit der Empfindlichkeit eines Rivals, das von Karl'n gewonnene Uebergewicht, und beschloß, seine Kräfte von neuem anzustrengen. Die Schweitzer, die ihm einige Genugthuung dafür geben wollten, daß sie zur höchst ungelegenen Zeit ihre Völker von der Armee abgerufen und dadurch den Verlust des Mayländischen verursacht hatten, erlaubten ihm, in dem Gebiet der Republik 10000 Mann zu werben. Nebst dieser Verstärkung erhielt Lautrec aus Frankreich eine kleine Summe Geld, die ihn in den Stand setzte, noch einmal im Felde zu erscheinen, und, nachdem er theils durch List, theils durch Gewalt verschiedene Plätze im Mayländischen gewonnen hatte, sich der Hauptstadt selbst, bis auf wenige Meilen, zu nähern. Die vereinigte Armee war keineswegs mächtig genug, seinen Fortgang zu hindern; und obgleich die Einwohner von Mayland, durch die Kunstgriffe des Morone und die anzüglichen Predigten eines Mönchs, den er brauchte, mit enthusiastischem Eifer gegen die französische Regierung angeflammt, ganz ausserordentliche Steuern zu geben sich gefallen liessen, und obgleich Colonna den zu Trident lebenden Franz Sforza nach Mayland hatte bringen lassen, um die Mayländer durch die Gegenwart eines Prinzen aus ihrem herzoglichen Hause in ihrer Treue zu befestigen; so hätte doch Colonna sein vortheilhaftes Lager bey dem Schlosse Bicoca zwischen Mayland, Monza und Lodi verlassen und seine Völker, aus Mangel der Löhnung, abdanken müssen, wenn ihn nicht die im französischen Sold stehenden Schweitzer noch einmal aus dieser Verlegenheit gerettet hätten. Lautrec, der die Belagerung der Stadt Pavia hatte aufheben müssen, lagerte sich bey der kleinen Stadt Monza, um

1522 daselbst das übrige Geld zu erwarten, das ihm aus Frankreich geschickt wurde, und womit der Schatzmeister bereits bis nach Arona am lago Maggiore gekommen war, aber daselbst still liegen mußte, weil der vom Colonna zur Aufhebung dieses Geldes mit einem fliegenden Heer abgeschickte Anchises Visconti sich zu Bosco so vortheilhaft lagerte, daß man keine Möglichkeit sahe, das Geld sicher zur französischen Armee zu bringen. Nun war aber dasselbe zur Bezahlung der Schweitzer bestimmt, welche bey dessen Ausbleiben, und da sie schon in zwey Monaten keinen Sold erhalten hatten, schwierig wurden, und durch ihre Hauptleute von dem Marschall von Lautrec verlangten, sie entweder zu bezahlen, oder am folgenden Tage mit dem Feinde schlagen zu lassen, widrigen Falls sie drohten, nach Hause zu gehn. Lautrec ermahnte sie zwar zur Geduld, und stellte ihnen zugleich die Tollkühnheit eines Angriffs der kaiserlichen Armee vor, die bey Bicoca auf einer grossen Heide, welche mit einem breiten und tiefen Graben umgeben war, hinter starken und mit groben Geschütz besetzten Verschanzungen lag: allein seine und der andern Generale Vorstellungen wollten nichts fruchten, sondern die eigensinnigen Schweitzer verlangten entweder Geld, oder ihren Abschied, oder ein Treffen. Lautrec gab endlich ihrem Verlangen nach, und hoffte, daß vielleicht einer von jenen unvermutheten Vorfällen, die so oft das Schicksal der Feldschlachten entscheiden, dieses unbesonnene Unternehmen mit einem unverdienten glücklichen Erfolg krönen würde, und war überzeugt, daß alle Folgen einer Niederlage nicht gefährlicher seyn könnten, als die, welche aus dem Abzug der Völker, die die Hälfte seiner Armee ausmachten, nothwendig entstehen müßten. Am folgenden frühen Morgen erschienen die Schweitzer im Felde, und zogen, ohne

auf die übrigen vortreflichen zu ihrer Bedeckung dien- 1522
lichen Anstalten zu achten, mit größter Herzhaftigkeit an, hielten ein schreckliches Kanonenfeuer aus, und stürzten sich, ohne ihr eigenes grobes Geschütz zu erwarten, mit wütendem Ungestüm in die Gräben, um die steilen Schanzen der Feinde zu besteigen. Aber, nach einer ganz unglaublichen Anstrengung ihrer Kräfte, die die Franzosen muthigst un- Am 27. April.
terstützten, mußten sie, nach einem Verlust von drey tausend Mann und siebzehn ihrer angesehensten Hauptleute, bis nach Monza zurückziehen, welches jedoch in der besten Ordnung geschah. Zwey Tage nach dieser Schlacht, wobey auch eine ziemliche Anzahl von Franzosen und verschiedene tapfere Ritter blieben, trennten sich die Schweitzer bey dem Uebergang über die Adda, und kehrten wieder in ihr Vaterland zurück.

Lautrec, der nunmehr alle Hoffnung zu fernerm Widerstand verlohr, gieng nach Frankreich, nachdem er in Cremona und einige andre Plätze Besatzung geworfen hatte: aber sie mußten sich alle, bis auf die Schlösser zu Mayland, Novara und Cremona, an Colonna ergeben. Um nun den Franzosen alle Hoffnung zur Wiederkunft in die Lombardey zu benehmen, und die durch den bisherigen glücklichen Fortgang der Waffen muthig gemachten Soldaten in Bewegung zu erhalten, entschloß sich Colonna, auf Zureden der genuesischen Familie Adorno, Genua zu belagern, welche Stadt noch unter französischer Oberherrschaft stand, und durch den Doge Ottavio Fregoso regiert wurde. In wenig Tagen langte Colonna vor Genua an, und machte alle Anstalten zur Belagerung. Der Doge hingegen suchte ihn durch Unterhandlungen aufzuhalten, damit er nach aufgezehrten lebensmitteln wieder abziehen müßte. Unterdes kam auch Navarro mit

1522 zwo Galeeren und einigen französischen Völkern zur Verstärkung an, und stöhrte alle Unterhandlungen. Am 30. May. Allein, plötzlich überfielen die Kaiserlichen die Stadt, plünderten sie, und machten den Doge, nebst Navarro, und die Besatzung zu Gefangenen. Es ward hierauf das bisherige Stadtregiment geändert, und die Adorno bekamen die Regierung wieder unter der Oberherrschaft des Kaisers. Prosper Colonna hinterließ eine zureichende Besatzung in Genua, und gieng nach Piemont, wo er sich bey Asti festsetzte, und das neue aus Frankreich gegangene Heer unter dem Herzog von **Longueville** erwartete. Dasselbe traf auch zu Villanova unweit Asti ein, als es aber den Verlust der Stadt Genua erfuhr, machte es so lange Halte, bis es von seinem König neue Verhaltungsbefehle bekam, die dahin ausfielen, daß es nach Frankreich zurückkehren sollte. Auf solche Art blieb dem König von Frankreich in Italien nichts mehr übrig, als das von dem tapfern Ritter **Herbouville** vertheidigte Schloß zu Cremona, und Franz Sforza gelangte auf kaiserlichen Befehl zum Besitz seines väterlichen Herzogthums. Die kaiserlichen Völker aber verlegte er in das Mayländische und in das Gebiet der Republiken Florenz, Lucca, Siena und Genua, und die **Venetianer**, die noch allein übrigen Bundsgenossen der Franzosen in Italien, sahen sich hierauf gezwungen, mit dem Kaiser Frieden zu schliessen, den sie auch durch Vermittelung der Adorno erlangten.

Lautrec bey seiner Rückkunft nach Frankreich scheuete sich nicht, an den Hof zu gehen, so sehr auch Franz über ihn erzürnt war, so heftig ihn auch die Herzogin von Angouleme, du Prat, Bonnivet und deren Anhänger haßten und verfolgten. Sein Betragen bey dem mayländischen Krieg war dem König mit so schwarzen Farben geschildert worden,

daß

daß dieser ihn nicht vor sich ließ. Lautrec, den 1522
seine Schwester, die Gräfin von Chateau-Briant, nicht zu vertheidigen wagte, nahm seine Zuflucht zu dem Konnetabel von Bourbon, der gleichen Groll mit ihm gegen die Mutter des Königs und gegen den von ihr beschützten Bonnivet hegte, und war durch ihn so glücklich, vom König Audienz zu erlangen. Zwar empfieng ihn dieser äusserst frostig: aber dadurch ließ sich Lautrec nicht abschrecken; er erinnerte Franzen hauptsächlich an seinen Widerwillen, ohne Geld wieder nach Mayland zu gehen; man habe es ihm heiligst versprochen, aber nicht geschickt: dennoch habe die Gendarmerie achtzehn Monate gedient, ohne einen Sol zu bekommen, und die Schweitzer habe er durch ausserordentliche Kunstgriffe so lange noch erhalten. Der König, der bisher geglaubt hatte, dem Marschall sey die Summe von vierhunderttausend Thalern zur rechten Zeit übermacht worden, brach in den heftigsten Zorn gegen den Oberaufseher der Finanzen, den Herrn von Semblancai, aus, und verlangte von diesem Rechenschaft wegen gedachter Summe. Semblancai gestand zitternd, er habe die Befehle des Königs nicht vollzogen, weil die Herzogin von Angouleme an dem Tage, da er das Geld abschicken wollte, dasselbe von ihm gefordert habe, mit der Versicherung, die Folgen davon zu verantworten. Dadurch ward Franz so sehr aufgebracht, daß er zum erstenmal seine fast übertriebene Ehrfurcht gegen seine Mutter hintansetzte, und sie wegen dieses Betragens mit wildem Blick zur Rede stellte. Louise leugnet alles, beschuldigt den Oberaufseher der Finanzen ins Angesicht einer Lüge, und fordert Rache wegen dessen Verleumdung. Sie gestehet zwar endlich, daß sie sich zu der Zeit, von der die Rede war, eine Summe von 400000 Thalern habe geben lassen, dies wären aber Gelder ge-

1522 wesen, die sie für sich erspart und die sie nicht einmal ganz erhalten hätte. Der König, der die wahre Beschaffenheit der Sache leicht einsehen kann, entschließt sich zum Stillschweigen; Semblancai, der bisher die Finanzen mit der strengsten Redlichkeit verwaltet hatte, bleibt in seiner Stelle: aber die Herzogin, die ihn doch vorher, so wie der König, hochgeschätzt hatte, schwört ihm den Untergang. Er verliert im Jahr 1525 seine beschwerliche Bedienung, als er nicht im Stande war, mehr Gelder aufzutreiben, und nachdem er selbst dem König 300000 livres vorgeschossen hatte, die man auch, seiner Feindin ohngeachtet, erkannte; doch behielt er damals noch seine Freyheit. Aber bald hernach ließ die Herzogin, als Regentin des Staats, einen Proceß gegen ihn anfangen, wegen eines zurückgebliebenen Theils ihrer vorgegebenen Ersparnisse an Geldern. Semblancai, von seiner Unschuld überzeugt, bekümmerte sich nicht viel um dies Verfahren, that aber im Jahr 1526 den unbedachtsamen Schritt, die ihm noch schuldige Summe zu verlangen, zu einer Zeit, wo Franz und das Königreich von Unglücksfällen zu Boden gedrückt waren. Die Regentin bediente sich dieses Trotzes zu ihrem Vortheil, ließ einen seiner vormaligen Commis mit Gewalt nöthigen, sich zu dessen Ankläger aufzuwerfen, überhäufte ihn mit Beschuldigungen, und brachte es dahin, daß er im Jahr 1527 gehängt wurde.

Am 29. May. Mitten unter der Menge widriger Nachrichten aus Italien erschien vor dem König von Frankreich ein englischer Herold, der ihm im Namen seines Herrn einen neuen Krieg ankündigte. Dieser Schritt, der Franzen um so mehr unerwartet kam, da er ein Vierteljahr vorher Heinrichen ersucht hatte, den Kaiser vermöge des londner Vertrags vom Jahr 1518 zu bekriegen, war eine Folge des Vertrags,

trags, den Wolsey mit dem Kaiser zu Brügge ge- 1522
schlossen, und den man bisher geheim gehalten hatte,
und eines neuen sechswöchentlichen Besuchs, den
Karl bey Heinrich und Wolsey abstattete, und wäh- Am 29.
rend dessen er den letzten wegen der Wahl Adrians May
zur päbstlichen Würde vollkommen besänftigte und u. ff.
ihm neue Jahrgelder anwies. König Franz nahm
unterdes den englischen Herold mit grosser Gelassen-
heit und würdigem Anstand auf, und fieng sogleich
an, sich zum Widerstand gegen diesen neuen Feind
nachdrücklich zu rüsten, ohne einen von den Entwür-
fen, die er gegen den Kaiser gemacht hatte, aufzu-
geben. Da aber sein Schatz durch die bisherigen
Anstrengungen und durch die Summen, die er bey
lustbarkeiten verschwendet hatte, sehr erschöpft war;
so nahm er zu ausserordentlichen Mitteln Zuflucht,
um diese Bedürfnisse zu ersetzen. Er errichtete ver-
schiedene neue Aemter zum Verkaufen; Domänen
wurden veräussert, ungewöhnliche Taxen eingeführt,
und das Grab des heiligen Martins ward eines mas-
siven silbernen Gitters beraubt, womit Ludwig der
Eilfte bey einem von den Anfällen seiner abergläubi-
schen Andacht dasselbe umgeben hatte. Durch alle
diese Mittel ward Franz in den Stand gesetzt, ein
Heer zu werben und die Gränzstädte zu befestigen.

Noch zu der Zeit, da sich der Kaiser in Eng-
land aufhielt, segelte der Admiral **Surrey** mit der
vereinigten englischen und niederländischen Flotte an
die Küste der Normandie, setzte bey **Cherbourg**
einige Truppen ans Land und verheerte es. Hierauf
schiffte er nach **Bretagne**, wo er Morlaix und eini-
ge andre minder wichtige Plätze plünderte und ver-
brannte. Nach diesen Streifereyen gieng er nach
Calais zurück, und übernahm den Oberbefehl über
die Hauptarmee, die nach der Vereinigung mit den
niederländischen Truppen unter dem Grafen von Bü-

1522 ren aus achtzehntausend Mann bestehen mochte. Die französische Armee war bey weitem nicht so zahlreich, als die vereinte feindliche Macht: aber während der langwierigen Kriege zwischen beyden Nationen hatten die Franzosen die rechte Methode gefunden, sich und ihr Vaterland zu vertheidigen. Aus ihren vielen Niederlagen hatten sie gelernt, daß sie mit äusserster Vorsicht ordentliche Treffen vermeiden, und daß sie durch Besatzung eines jeden einigermassen haltbaren Platzes, durch Beobachtung aller feindlichen Bewegungen, durch Aufhebung ihrer Zufuhren und ihrer Feldposten, durch beständige Anfälle mit ihrer zahlreichen Reuterey sich bestreben müßten, den Krieg entweder in die Länge zu ziehen, oder ihre Feinde allmählig und Stückweise aufzureiben. Diesen Plan führte der Herzog von Vendome, dem Franz die Armee anvertraut hatte, eben so klug als glücklich aus. Er versorgte die Städte, die der Gefahr am meisten ausgesetzt waren, mit starken Besatzungen und reichlichen Lebensmitteln; er selbst setzte sich zu Abbeville, und der Graf von Guise lagerte sich mit 6000 Mann bey Montreuil. Beyde hatten ihren Stand so genommen, daß sie, wenn es nöthig war, zusammenstossen, Verstärkung in jede bedrohte Stadt werfen, und die Engländer unaufhörlich beunruhigen konnten. Surrey, der nicht mit Magazinen versehen war, theilte Anfangs seine Armee, um sie besser unterhalten zu können: da er aber sah, daß seine Quartiere durch die stets thätigen Franzosen alle Augenblicke angegriffen wurden, so zog er seine Truppen zusammen, und belagerte Hedin. Im Sept. Aber auch dieses Unternehmen war von keinem Erfolg; die Besatzung that lebhafte Ausfälle; einzelne Haufen der Franzosen beunruhigten das lager; die Witterung war unerträglich und verursachte Krankheiten; mit einem Worte, Surrey

mußte nach fünf bis sechs Wochen die Belagerung 1522
wieder aufheben. Er gieng alsdann nach Dour- Im
lens, welche verlassene Stadt er einäscherte. Der Oktob.
beschlossene Angriff auf Corbie gieng auch nicht vor sich, weil es die Feinde und die späte Jahrszeit hinderten. Bey Pas in Artois wurden überdies fünf bis sechshundert Engländer durch die Grafen von Guise und St. Pol niedergehauen. Man mußte also den Feldzug endigen, ohne etwas von Frankreich erobert zu haben; die kaiserlichen Völker zogen sich nach Artois, und die englischen kehrten in ihre Insel zurück.

Den Winter über verbanden sich noch mehr 1523
Feinde gegen Frankreich. Alle italienische Mächte, sogar die Venetianer, traten zu dem Bündniß des Kaisers; und der Pabst that eben dies, auf Am 28.
Anstiften seines Landsmanns und Freundes, des Vi- Jun.
cekönigs von Neapel, Karls von Lannoy, der ihn überredete, daß alle Hindernisse des Friedens einzig aus der Ehrsucht des Königs von Frankreich entsprängen. Kurz, Franz sah sich von allen Bundsgenossen verlassen — denn der König von Schottland konnte ihm wenig helfen; die Schweitzer konnte man nicht anders, als für baares Geld, woran es sehr fehlte, haben; und die Freundschaft des Herzogs von Savoyen diente nur zur Erleichterung des Zugs über die Alpen — und mußte der Gewalt so vieler Feinde, deren Armeen seinen Ländern drohten, und deren Gebiete das seinige allenthalben umgaben, allein widerstehen. Die Furcht vor einer so mächtigen Ligue hätte, allem Vermuthen nach, Franzen zwingen müssen, blos auf seine Sicherheit und Gegenwehr zu denken, und wenigstens ihm alle Gedanken auf einen neuen Zug nach Italien benehmen sollen. Aber es war, wie Robertson bemerkt, der Charakter dieses Fürsten, der sonst bey gewöhnlichen

1523 lichen Vorfällen nur zu schnell gleichgültig und sogar nachläßig ward, daß er bey einer annähernden Gefahr plötzlich aus diesem Schlummer auffuhr, und ihr nicht allein mit Muth und Unerschrockenheit — Eigenschaften, die ihn nie verliessen — entgegendrang, sondern auch mit Hurtigkeit und kluger Erfindung Mittel dagegen ersann. Seine Feinde waren zur Ausführung ihrer Entwürfe noch nicht fertig, als Franz bereits ein zahlreiches Heer versammlet hatte. Seine Gewalt über die Franzosen war weit grösser, als diejenige, welche Karl und Heinrich über ihre Unterthanen ausübten. Diese mußten Geld von ihren Parlamentern oder Cortes erwarten, und diese gaben es gewöhnlich in kleinen Summen, sehr langsam und mit vielem Widerwillen. Die Taxen, die Franz auflegen konnte, waren beträchtlicher und wurden geschwinder gehoben, und so standen bey dieser und bey andern Gelegenheiten seine Völker im Felde, da jene erst auf Mittel denken mußten, wie sie die ihrigen anwerben sollten. Franz, der diesen Vortheil fühlte, hoffte den ganzen Plan des Kaisers dadurch zu verrücken, wenn er selbst mit der Armee nach Mayland gienge. Seine Vor-

Im Aug. truppen standen schon bey Lyon, und er selbst eilte ihnen mit dem zweeten Haufen seiner Völker nach, als die Entdeckung einer einheimischen Verschwörung, die dem Königreich den Untergang drohte, ihn zwang, stehen zu bleiben und seine Maasregeln zu ändern.

Der Urheber dieser gefährlichen Verrätherey war der Konnetabel, Herzog Karl von Bourbon, den eine edle Geburt, ansehnliche Güter und hohe Würde zum mächtigsten Unterthan von Frankreich machten, so wie er, wegen seiner grossen Fähigkeit zu Staats- und Kriegsgeschäften und wegen der ausnehmenden dem Staat geleisteten Dienste,

der

der berühmteste und verdienteste war. Die genaue 1523
Aehnlichkeit, die er mit dem König in vielen Stücken hatte, — denn beyde liebten den Krieg, und beyder Ehrgeitz bestand in männlichen und würksamen Uebungen, andre zu übertreffen — und daneben ihre Gleichheit im Alter und ihre nahe Blutsfreundschaft, hätte ihn eines grossen Antheils an der Gnade seines Monarchen versichern sollen. Aber Franz liebte ihn doch nicht; die stolze und zurückhaltende Seele des Konnetabels schickte sich nicht zu der freymüthigen und aufgeräumten Denkart des Königs, und ohne die Mutter des Königs, die eine unglückliche Neigung zu dem Konnetabel hegte, wäre dieser vielleicht nicht zu so hohen Würden empor gestiegen. Es scheint, der Herzog habe zur Befriedigung seines Ehrgeitzes der Schwäche Louisens eine Zeitlang geschmeichelt und sie mit Hoffnungen genährt: aber in die länge konnte er sich freylich nicht verleugnen. Seine Gleichgültigkeit und sein Kaltsinn brachen aus; und er verachtete nun ohne Rückhalt eine noch liebenswürdige Prinzeßin, die vorzüglich ihm zu gefallen suchte; er sah an ihr nichts weiter, als eine ungestüme Frau, die dreyzehn Jahre älter war, als er. Sie sann nun auf Rache und haßte den Konnetabel, so wie ein verliebtes Gemüth zu hassen pflegt. Sie glaubte, ihren ehrgeitzigen Liebhaber nach ihren Absichten lenken zu können, wenn sie ihm zeigte, daß sie ihm eben so viel Böses als Gutes zuzufügen im Stande wäre. Bey diesem Wahn ließ sie seine Jahrgelder zurückhalten: zu ihrer Kränkung würdigte er sie nicht, sich darüber zu beschweren: aber seine Schwiegermutter, die berühmte Herzogin von Bourbon-Beaujeu, Tochter Königs Ludwigs des Eilften, die unter König Karl dem Achten Regentin gewesen, that dies. Ihr Ansehn war sehr gefallen: aber sie besaß noch ihre alte Standhaftig-

1523 haftigkeit, und wußte der Herzogin von Angouleme ihr Verfahren so nachdrücklich zu verweisen, daß die Auszahlung der Jahrgelder versprochen wurde. Man hielt aber nicht Wort, und der Konnetabel äusserte nur desto grössern Uebermuth, und bey Gelegenheit der unverhofften Geburt eines Sohns von seiner schwächlichen Gemahlin, Susanne von Bourbon-Beaujeu, so viele Pracht und Ueberfluß, daß der König selbst ihn hierinn nicht hätte übertreffen können. Franz konnte seine Eifersucht nicht verbergen; man kann also leicht denken, daß die Jahrgelder noch weniger entrichtet wurden.

So unverletzlich das Herz des Konnetabels von Seiten des Glücks schien, so empfindlich war es gegen die Ehre. Die Herzogin, die ihn erhoben, konnte ihn auch erniedrigen. Der König hatte ihm im Jahr 1515 die wohlverdiente Statthalterschaft von Mayland ertheilt: aber die Herzogin von Angouleme überredete den König, es sey wider die Klugheit, einen so entfernten und noch nicht ganz gesicherten Staat in den Händen eines Prinzen vom Geblüt zu lassen, der jung, mächtig, ehrgeitzig, von den Truppen und dem Adel geliebt werde, und der fähig sey, alles zu unternehmen. Man rief ihn zurück, und die Herzogin empfand zu gleicher Zeit das Vergnügen, ihn zu kränken und ihn wieder zu sehen. Noch bitterer war der Verdruß, den sie ihm dadurch erweckte, daß sie im Jahr 1521 bey dem Uebergang über die Schelde dem Herzog von Alençon die Anführung der Vortruppen, die dem Konnetabel gebührte, geben ließ. Nunmehr versäumte dieser keine Gelegenheit, der Herzogin Verdruß zu erregen. So unterstützte er, in Hoffnung ihr zu schaden, die Rechtfertigung des Marschalls von Lautrec, worüber aber der unschuldige Semblancai das Leben lassen mußte. Mitten unter diesen Bewegungen der Liebe

und

und des Hasses starb die Herzogin Susanne am 28 April 1521, nachdem ihre drey mit dem Konnetabel erzeugten Kinder vorher mit Tode abgegangen waren. Sie bestätigte durch ihr Testament die durch den Ehevertrag mit dem Konnetabel geschehene Schenkung ihrer Erbschaft. Nunmehr hatte die Liebe der Herzogin von Angouleme neue Hoffnung, zumahl da der Ehrgeitz des Konnetabels vollkommene Genugthuung von ihr erwarten konnte. Das genagte Herz des Konnetabels verschmähte die wohlthätige Hand, die sich ihm anbot; er spottete sogar der Leidenschaft dieser unglücklichen Prinzeßin; ja, man glaubt, einer alten Ueberlieferung zu Folge, er habe, auf eine höchst unkluge Art, selbst gegen den König, der ihm seine Mutter zur Gemahlin vorgeschlagen, sich anzüglicher Ausdrücke bedient, aber dafür eine Maulschelle erhalten. Von Verzweiflung und Rache entflammt, beschloß Louise, den Konnetabel fast aller seiner Güter zu berauben, indem sie, als Muhme der verstorbenen Gemahlin des Konnetabels *), Ansprüche auf ihre ansehnliche Erbschaft machte. Obgleich Susanne ihren Gemahl zum Erben ihrer Güter eingesetzt, und diese ihm ohnehin vermöge alter Familienverträge gehörten; so wußte doch der Kanzler du Prat, eine Kreatur der Herzogin von Angouleme, den unbilligen Ansprüchen seiner Wohlthäterin einen scheinbaren Anstrich der Gerechtigkeit zu geben, und den König nebst den vornehmsten Ministern zu Louisens Vortheil einzunehmen, indem diese schon zufrieden war, wenn nur die Güter des Konnetabels der Krone anheimfallen würden. Hieraus entstand einer der berühmtesten Processe. Man stritt über den Besitz der Provinzen Bour-

*) Sie war die älteste Tochter Philipps des Zweeten, Herzogs von Savoyen, und dessen ersten Gemahlin, Margarethe von Bourbon.

1523 Bourbonnois, Auvergne, la Marche, Forez, Beaujolois, das Fürstenthum Dombes und viele andre beträchtliche Herrschaften. Die eine Partey machte der König und seine Mutter, die andre einer der ersten und der verdienstvolle Prinz vom Geblüt und Konnetabel von Frankreich. Alle Leidenschaften kamen bey dieser Gelegenheit in Bewegung; der unbiegsame Stolz eines Helden, die Wuth einer verachteten und nur allzumächtigen Frau, die Vorurtheile eines grossen Königs, den eine ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit gegen seine Mutter verblendete; von Seiten der Richter die Furcht vor der Herzogin, die Liebe gegen den König, die Achtung für den Ruhm des Konnetabels, die Schaam, zur Unterdrückung des Verdienstes Werkzeuge abzugeben, die Begierde nach Gunst, die Hoffnung der Gnadenbezeugungen; alle diese verschiedene Richtungen der menschlichen Seele stiessen bey dieser Gelegenheit gegen einander.

Die Herzogin von **Bourbon = Beaujeu** sammlete die Reste eines durch Unglücksfälle und durch den Tod ihrer Tochter geschwächten Muths; sie vertheidigte ihren Eydam, und drang auf die Vollziehung des letzten Willens der Tochter, die sie noch beweinte: aber sie selbst folgte ihr bald, indem sie der Last einer ungerechten Macht, die sie doch selbst unter Karl dem Achten gegen ihre Feinde ausgeübt hatte, unterlag, und starb, nachdem sie das Testament ihrer Tochter bestätiget hatte. Den schlimmsten Anstoß hatte wohl ihre Gesundheit durch
(1522 am 14. Nov.) den kurz vor ihrem Tode bekannt gewordenen Parlamentsschluß, nach welchem die Güter des Konnetabels sequestrirt wurden, erlitten. Das Gerücht von diesem Proceß erscholl in andern Ländern Europens, und Kaiser Karl war vorzüglich aufmerksam darauf. Er ließ an dem Konnetabel forschen, ob er sich seines Beystandes bedienen oder gar in seine Dienste

treten

treten wolke? Mit Freuden ergriff Bourbon eine so 1523
schöne Gelegenheit, seine Rache zu befriedigen; und
er schmeichelte sich, die groben Beleidigungen, die er
hatte ausstehen müssen, würden alle Mittel, die er
zu seiner Rache anwenden könnte, rechtfertigen. Er
erbot sich also, seine Lehnspflicht an seinen angebohr- im
nen Oberherrn den Kaiser zu übertragen und ihm May.
bey der Eroberung Frankreichs beyzustehen. Der
Kaiser sowohl als der König von England, dem dies
Geheimniß mitgetheilt ward, erwarteten beyde von
dieser Empörung die erstaunlichsten Vortheile, und
liessen es weder an Versprechungen noch Schmeiche-
leyen fehlen, um den Konnetabel in seinem Vorsatz
zu stärken. Der Kaiser bot ihm seine Schwester
Eleonore, verwitwete Königin von Portugal, nebst
einem Brautschatz von 200000 Thalern an, ohne
der 20000 Thaler, die sie als jährliche Renten em-
pfieng, und eines Schmucks von 5 bis 600000 Tha-
lern zu gedenken. Er versprach, sie zu seiner und
seines Bruders, des Erzherzogs Ferdinand Erbin
einzusetzen, im Fall er und sein Bruder ohne männ-
liche Erben blieben. Der Konnetabel setzte der Kö-
nigin von Portugal die Landschaft Beaujolois, deren
Einkünfte auf zwanzigtausend Thaler geschätzt wur-
den, zum Witthum aus. Er ward als eine Haupt-
person in den Vertrag zwischen Karl'n und Heinrich
mit eingeschlossen. Der Kaiser verband sich, von
Seiten der Pyrenäen in Frankreich einzudringen,
und Heinrich, von den Niederländern unterstützt,
wollte in die Picardie einfallen; da inzwischen zwölf-
tausend Teutsche, die auf gemeinschaftliche Kosten
sollten geworben werden, nach Burgund ziehen, und
mit Bourbon, der unter seinen Vasallen und Freun-
den im Herzen des Königreichs sechstausend Mann
aufzubringen versprach, gemeine Sache machen wür-
den. Die Ausführung dieser gefährlichen Ver-

1523 schwörung sollte so lange verschoben werden, bis der König von Frankreich mit der einzigen Armee, die im Stande wäre, seine Länder zu vertheidigen, über die Alpen gegangen wäre: und da Franz in seinem Zug nach Italien schon ziemlich weit vorgerückt war, so stand Frankreich am Rande seines Unterganges. Zum Glück für diesen Staat konnte eine Unterhandlung, die nun einige Monate gedauret hatte, und nur einigen auserlesenen Vertrauten, unter denen der Graf von St. Vallier der Vornehmste, bekannt war, der Beobachtung der übrigen zahlreichen Bedienten und Vasallen des Konnetabels nicht gänzlich entwischen, die um so viel vorwitziger und aufmerksamer wurden, je mehr sie sahen, daß man Mißtrauen gegen sie hege. Zween derselben gaben dem König einen Wink von einem geheimnißvollen Briefwechsel zwischen ihrem Herrn und dem Grafen von **Roeux**, einem Niederländer, auf den der Kaiser ein grosses Vertrauen setzte. Franz, der sich nicht überwinden konnte, zu argwohnen, daß Bourbon niederträchtig genug seyn könnte, das Königreich seinen Feinden zu verrathen, gieng augenblicklich nach **Moulins**, wo der Konnetabel zu Bette lag, und sich krank stellte, damit er nicht gezwungen seyn möchte, den König nach Italien zu begleiten, und erzählte ihm freymüthig die verdächtigen Nachrichten und Gerüchte. Bourbon betheuerte auf das feyerlichste und unter dem betrüglichsten Anschein der Redlichkeit, seine Unschuld; und da seine Gesundheit, sagte er, nun allmählig wiederkäme, verspräche er, in wenig Tagen bey der Armee einzutreffen. Franz, der zu offenherzig war, und daher, durch den Anschein von Tugend bey andern, leicht betrogen werden konnte, glaubte alles, was ihm der Konnetabel sagte, so fest, daß er ihn nicht gefangen nehmen ließ, ob ihm gleich seine klügsten Minister diesen Rath gaben, son-

Im Aug.

dern

dern er setzte seine Reise nach Lyon fort, als ob nun- 1523
mehr die ganze Gefahr vorbey wäre. Doch schickte er einen Vertrauten, mit Namen **Perrot von Warty**, ab, der unter dem Schein der Sorge für die Wiederherstellung des Konnetabels auf dessen Betragen Acht geben mußte. Allein, Bourbon hintergieng ihn auf die listigste Art. Er entfloh, wiewohl mit grosser Gefahr, in die dem Kaiser zugehörige Grafschaft Burgund, wo ihn verschiedene Edelleute von seiner Partey mit Ungeduld erwarteten. Von da begab er sich nach Italien.

Franz bediente sich aller nur möglichen Behutsamkeit, den unglücklichen Wirkungen dieses unersetzlichen Fehlers, den er begangen hatte, vorzubeugen. Er legte in alle feste Plätze, die dem Konnetabel gehörten, Besatzungen. Er ließ alle Edelleute, auf die einiger Argwohn eines Verständnisses mit ihm fallen konnte, gefangen setzen; und da er bisher den ganzen Umfang und den Entwurf der Verschwörung weder entdeckt hatte, noch wußte, wie weit seine Unterthanen von dieser Seuche angesteckt wären, so befürchtete er, seine Abwesenheit möchte ihnen zu einem verzweifelten Versuch Muth machen, und aus diesem Grunde gab er den Entschluß auf, seine Armee persönlich nach Italien zu führen. Er blieb zu Lyon, und schickte diese aus 30 bis 40000 Mann bestehende Armee unter dem Oberbefehl des Admirals **Bonnivet** nach Italien, um Mayland wieder zu erobern, wo er nur noch das Schloß zu Cremona besaß. **Prosper Colonna** hatte eine kaum noch aus 15000 Mann bestehende Armee bey sich, mit der es schwer fiel, Mayland gegen die französische Uebermacht zu vertheidigen. Inzwischen machte Colonna doch einen Versuch, und lagerte sich am Tessino, in Hoffnung, die Franzosen an dem Uebergang über diesen Fluß zu hindern. Allein, Bonni-

1523 vet gieng durch eine unbesetzte Furth ohne Verlust eines Mannes über den Fluß, und nöthigte die Kaiserlichen, sich in Unordnung nach Mayland zurückzuziehen. Wäre Bonnivet hierauf ohne Zeitverlust auf Mayland losgegangen, so hätte sich diese Stadt, von welcher das ganze Herzogthum abhieng, gewiß an ihn ergeben müssen: allein, **Bonnivet** war mehr ein artiger Hofmann, als ein geschickter und erfahrner Feldherr. Durch eine ganz unbegreifliche Nachläßigkeit blieb er einige Tage stehen, ohne weiter vorzurücken, und verdarb die Zeit mit nichtsbedeutenden Unternehmungen. Colonna, der bey seinem achtzigjährigen Alter immer noch sehr thätig war, wußte diesen Fehler gut zu benutzen, ließ Tag und Nacht die verfallenen Festungswerke ausbessern, und zog alle seine Völker zur Vertheidigung dieser Hauptstadt zusammen. Bonnivet schickte indessen den Ritter **Bayard** nach **Lodi**, welche Stadt er wegnahm, und hernach vor **Cremona** rückte, aber die angefangene Belagerung wegen der übeln Witterung und der abgeschnittenen Zufuhr wieder aufheben mußte; doch brachte er noch eine Verstärkung in das von den Franzosen noch immer besetzte Schloß. Inzwischen rückte Bonnivet gegen die Stadt **Mayland** an, und wollte versuchen, ob sie durch eine Einschliessung könne ausgehungert werden. Es entstand auch würklich ein grosser Mangel in der Stadt: allein, durch häufige Ausfälle, durch Krankheiten und durch Mangel an lebensmitteln ward die Armee so sehr ermüdet, daß Bonnivet von seinem Vorhaben ablassen und die Winterquartiere beziehen mußte. Bald nach der aufgehobenen Einschliessung von Mayland starb der grosse Feldherr, **Prosper Colonna**, an dessen Stelle der Unterkönig von Neapel, **Karl von Lannoy**, die Anführung des kaiserlichen Heers in Italien übernahm, der sie aber nachher,

Gegen Ende des Nov.

zu

zu seinem nicht geringen Verdruß, dem Konnetabel von Bourbon abtreten mußte. 1523

Der König von England hatte die Eröffnung des Feldzugs in diesem Jahr bis zu dem Einfall der Franzosen in Mayland verspart, oder vielmehr versparen müssen; denn nicht sowohl Politik, als vielmehr die Beschwerlichkeit, das benöthigte Geld aufzubringen, war Schuld daran, daß der Herzog von Suffolk erst zu Anfang des Herbsts mit der englischen Armee nach Calais überschiffte, wozu eben so viele Niederländer unter dem Grafen von Büren stiessen. König Franz hatte nun zwar die Gränzen der Picardie fast ganz wehrlos gelassen: Am 24. Aug. dennoch machte die Thätigkeit des Marschalls la Tremouille der verbundenen Armee den Einbruch schwer. Sie zog die Somme hinunter, und zeigte sich vor Bray, einem Platz von geringer Wichtigkeit, der aber eine Brücke über die Somme beschützte. Hier wollten sie übergehen, und ihre Winterquartiere, wo möglich, in Frankreich nehmen: aber Crequi von Pontdormi, dessen Tapferkeit den Feinden furchtbar war, warf sich in die Stadt, mit dem Entschluß, sie zu vertheidigen. Die Bundsgenossen griffen ihn lebhaft und glücklich an, und als er sich über die Brücke zog, verfolgten sie ihn so hitzig, daß sie ihm keine Zeit zur Abwerfung derselben liessen, sondern mit ihm zugleich übergiengen und ihn in die Flucht schlugen. Hierauf verbrannten sie Roye, rückten vor Montdidier, und eroberten den Platz. Ohne fernern Widerstand breiteten sie sich bis an den Fluß Oise aus, und standen nur noch eilf französische Meilen von Paris. Eine allgemeine Bestürzung bemächtigte sich der Bewohner dieser Hauptstadt, und sie flohen Haufenweise gegen die mittäglichen Landschaften des Reichs. Kaum hatte Franz zu Lyon Nachricht hiervon erhalten, so schickte

1523 er den Herzog von **Vendome** mit einigen Truppen ab. Hierauf fanden die Bundsgenossen, die sich fürchteten, eingeschlossen zu werden, für gut, sich zurückzuziehen. Dies geschah unter unmenschlichen Verwüstungen; unter andern ward **Montdidier** eingeäschert; alles aus blosser Rachsucht, weil sie mit aller ihrer Macht nicht einen einzigen Platz in Frankreich behaupten konnten. Eben so leicht und so glücklich schützte sich Frankreich vor den übrigen Angriffen seiner Feinde. Zwölftausend Mann unter den Grafen **Wilhelm** und **Felix von Fürstenberg** hatten aus der Grafschaft **Burgund** einen Einfall in das Herzogthum dieses Namens und in Champagne gethan. Der Graf von **Guise**, der diese Gränze vertheidigen sollte, konnte ihnen nur einige Landmiliz und 900 schwer bewaffnete Reuter entgegen stellen. Jene warf er in haltbare Plätze: mit diesen rückte er ins Feld, und beunruhigte die Teutschen so sehr, daß sie aus Mangel der Reuterey nach Lothringen fliehen mußten. Guise griff sie noch bey ihrem Uebergang über die Maas an, brachte sie in Unordnung, und machte den größten Theil des Nachzugs nieder.

An der Seite von **Navarra** hatte der Kaiser grosse Zurüstungen gemacht; und obgleich diese Gränze von der Natur wohl verwahrt war; so schien sie doch jetzt, wegen des mächtigen Einfalls, womit sie bedroht wurde, in grosser Gefahr zu seyn. **Karl** belagerte Fuente Rabia; und als er den französischen General **Lautrec** hierher gezogen hatte, hob er plötzlich die Belagerung auf, und setzte sich vor **Bayonne**. Lautrec, der diese List merkte, that einen schnellen Marsch, warf sich in die Stadt Bayonne und vertheidigte sie so lebhaft und muthig, daß die Spanier die Belagerung aufheben mußten. Der Kaiser würde an dieser Seite ganz unglücklich gewesen seyn,

seyn, wenn er sich nicht wieder nach Fuente Rabia 1523
zurückgezogen und diesen wohlbefestigten und stark
besetzten Platz, wider den Rath aller seiner Generale,
aufs neue belagert hätte. Die Feigheit oder schlech-
te Anführung des Befehlshabers **Frauget**, der doch
vorher so viele Proben seiner Tapferkeit gegeben hat-
te, aber jetzt seiner Würde und seines Adels beraubt
wurde, ersparte dem Kaiser den Schimpf, abermals
nichts auszurichten. Der Platz ergab sich in wenig 1524
Wochen, und die kaiserlichen Truppen giengen hier- Am 27.
auf in die Winterquartiere. Febr.

Das folgende Jahr war für Frankreich min-
der glücklich. In Italien entschlossen sich die Bunds-
genossen zu einer frühzeitigen Eröffnung des Feld-
zugs, um den Admiral Bonnivet aus dem Theil
des Mayländischen zu treiben, der jenseits des Tes-
sino liegt. Der neue Pabst, **Klemens der Sie-
bente** — denn Adrian der Sechste war noch im
vorigen Jahr zu grosser Freude der Römer gestorben
— der als Kardinal von Medici einen unversöhnli-
chen Haß gegen Frankreich geäussert hatte, fieng nun
an, die wachsende Macht des Kaisers in Italien
mit so vieler Eifersucht zu beobachten, daß er sich
weigerte, dem Bund gegen Frankreich beyzutreten.
Er vergaß alle Privatleidenschaften und Feindselig-
keiten, und bemühte sich mit einem Eifer, der seiner
Würde gemäß war, die streitenden Parteyen zu ver-
söhnen. Aber alle seine Bemühungen waren verge-
bens, und zu Anfang des Märzmonats stand eine
zahlreiche Armee, unter dem Herzog von **Bourbon**,
dem neapolitanischen Unterkönig **Lannoy** und dem
Marquis von **Pescara**, bey Mayland versammlet.
Dennoch würde man damit nicht viel ausgerichtet
haben, indem es an Geld fehlte und die Truppen
sich gegen ihre Anführer empörten, wenn nicht der
Kanzler Morone seine landsleute, die Mayländer,

1524 beredet hätte, die erforderte Summe vorzuschiessen. Der Pabst und die Florentiner gaben gleichfalls ansehnliche Gelder zur Eröffnung des Feldzugs her. Bonnivet gerieth hierdurch in die größte Verlegenheit, da es ihm sowohl an hinreichenden Truppen, als an Geld fehlte. Er setzte sich also in ein vortheilhaftes Lager bey Biagrasso, und erwartete eine Verstärkung von 10000 Schweitzern und 5000 Graubündnern. Allein, die letztern wurden durch die Kaiserlichen zurückgetrieben, und die erstern kamen zwar bis nach Ivrea, und zogen an dem Ufer der Sesia fort: sie wollten sich aber mit der französischen Armee nicht vereinigen, theils weil man ihnen kein Geld geben konnte, theils weil sie die ihnen versprochene Vergleitung mit 400 Lanzen unter dem Herzog von Longueville auf der Ebene von Piemont nicht vorgefunden hatten. Bonnivet bot zwar den kaiserlichen Feldherren mehr als einmal ein Treffen an, aber diese vermieden es sorgfältig, wogegen sie dessen Heer durch beständige Scharmützel abmatteten, und durch die Ueberfälle einiger Plätze schwächten, auch ihn immer enger einschlossen, daß er sich endlich nach Novara zurückziehen mußte, um welche Zeit sich das Schloß zu **Cremona** endlich auch an die Kaiserlichen ergab. **Bonnivet** sah nun kein andres Rettungsmittel vor sich, als den Rückzug nach Frankreich. Er wollte ihn durch das Thal von Aosta antreten: als er aber anfieng, über die Sesia zu setzen, zeigten sich Bourbon und Pescara mit den kaiserlichen Vortruppen, und fielen seinen Nachtrab mit der größten Wuth an. Bey dem ersten Kanonenfeuer ward **Bonnivet**, der hier wirklich grosse Beweise der Tapferkeit ablegte, so gefährlich verwundet, daß er sich aus dem Treffen mußte bringen lassen, nachdem er vorher noch dem Ritter Bayard die Anführung der Nachtruppen aufgetragen, der

zwar

zwar die Künste des Hofs so wenig verstand, daß er nie zur Würde eines Feldherrn hinaufstieg, aber allzeit, wenn die größte Gefahr da war, zu den beschwerlichsten und wichtigsten Posten gerufen ward. Er stellte sich an die Spitze der Gens d' armes und belebte sie mit seiner Gegenwart und mit seinem Beyspiel, den Anfall aller feindlichen Truppen auszuhalten; und dadurch gewann er für die übrigen Franzosen Zeit, daß sie sich unter der Anführung des Grafen von **St. Pol** weiter in ihr Vaterland zurückziehen konnten. Allein, während dieses gefahrvollen Gefechts ward er in den Unterleib geschossen und starb bald darauf. 1524

Die Vertreibung der Franzosen aus Italien ward von den Bewohnern dieses Landes als der Schluß des Kriegs zwischen Karln und Franzen angesehen, und sie wollten ihren Sieg nicht weiter verfolgen. Sie fiengen ohnehin an, sich vor der überwiegenden Macht des Kaisers zu fürchten, und besorgten, er möchte endlich gar die Freyheit Italiens unterdrücken. Besonders ward ihre Eifersucht dadurch gereitzt, daß der Kaiser die Belehnung des Franz Sforza mit Mayland noch immer verschob, dessen Ansprüche er doch erkannte, und dessen Vertheidigung er übernommen hatte. Sie schlossen sogar hieraus, daß er gesonnen wäre, sich selbst in den Besitz dieses reichen und wohlgelegenen Herzogthums zu setzen, und Italien unter seinen Gehorsam zu bringen. Pabst **Klemens**, vorzüglich durch diese Eifersucht getrieben, gieng so weit, daß er seinem Nuncius zu London befahl, eine Aussöhnung zwischen Frankreich und England zu vermitteln: allein, hiezu waren die damaligen Angelegenheiten beyder Staaten noch nicht reif genug. **Wolsey**, unzufrieden mit dem Kaiser, weil er abermals nicht Pabst geworden war, aber mehr noch durch eitle Ehrsucht

1524 erhitzt, wollte den Ruhm selbst haben, diese grosse Veränderung zu bewürken, und beredete seinen König, die päbstliche Vermittelung zu verwerfen. Vielmehr waren der Kaiser und der König von England auf Mittel bedacht, Franzen nunmehr in seinem eigenen Königreich anzugreifen. Sie wollten sich hierzu des Herzogs von **Bourbon** bedienen, in Hoffnung, daß, wenn er einen ansehnlichen Vortheil erlangte, er sodann leicht einen Theil des Königreichs zum Aufstand würde bewegen können. Dem Kaiser widerriethen zwar seine erfahrenste Minister, dergleichen Unternehmen mit einer schwachen Armee und mit einem erschöpften Schatz anzufangen: allein, er gab ihnen kein Gehör, sondern schloß ein neues **Bündniß mit dem König von England**, vermöge dessen er selbst versprach, dem Herzog von Bourbon eine starke Armee zu geben, um die Provence und das Delphinat zu erobern. Heinrich aber verband sich, zu Bestreitung der Kosten dieses Feldzugs im ersten Monat hunderttausend Goldkronen zu bezahlen, worauf es in seiner Wahl stehen sollte, ob er mit Bezahlung dieser Summe monatlich fortfahren, oder vom ersten Julius bis zu Ende des Decembers mit einer mächtigen Armee in die Picardie einfallen wollte. Der Kaiser machte sich noch ausserdem anheischig, mit einer beträchtlichen Armee Güyenne anzugreifen; und wenn diese Unternehmungen glücklich ablaufen würden, sollten dem Konnetabel, ausser seinen verlohrnen Ländereyen, Provence und Delphinat mit dem Titel eines Königs gegeben werden, doch so, daß er sie von dem König **Heinrich, als rechtmäßigem König von Frankreich**, zu Lehn nähme, dem dann auch der übrige Theil von Frankreich zufallen sollte, bis auf das Herzogthum Burgund, welches dem Kaiser zugetheilt wurde.

Von

Von allen Punkten dieses weit aussehenden 1524
Entwurfs war der Einfall in **Provence** der einzige, der erfüllt wurde. Denn der Herzog von **Bourbon** weigerte sich schlechterdings, Heinrichs Rechte auf die französische Krone zu erkennen, welches man von ihm bey seinen damaligen Umständen nicht vermuthet hatte. Hierdurch aber machte er Heinrichen von aller Verbindlichkeit los, dieses Unternehmen zu befördern. Dennoch beschloß der Kaiser, ein Heer über die Alpen nach Frankreich zu schicken und **Marseille** zu belagern. Der Konnetabel hätte zwar lieber gesehn, wenn die Unternehmung in einer andern Gegend Frankreichs wäre vorgenommen worden, und er rieth daher auf Lyon loszugehen, weil seine verlohrne Güter in der Nachbarschaft dieser Stadt lagen, und er sich von daher allen Beystand versprach. Allein, der Kaiser beharrte auf seinem ersten Plan, theils weil er alsdann seine bey Genua liegende Flotte brauchen, theils weil er ein für allemal einen französischen Seehafen besitzen wollte. Der ausdrückliche Befehl des Kaisers überwog also den nützlichern Rath des Konnetabels. Jener hatte zwar diesem Hoffnung gemacht, sein ganzes in Italien stehendes Heer zu dieser Unternehmung herzugeben: als es aber zum Aufbruch kam, blieb ein guter Theil davon unter Lannoy zu Mayland und in andern festen Plätzen dieses Herzogthums zurück, und die Venetianer liessen gleichfalls ihre Hülfsvölker zurückgehen, weil sie sich in ihrem Vertrag mit dem Kaiser blos zur Vertheidigung des Herzogthums Mayland verbunden hatten. Mithin hatte **Bourbon** und der ihn begleitende Marquis von **Pescara** ein schwaches Heer, kaum von sechzehn bis achtzehn tausend Mann, mit dem sie aus der Lombardey aufbrachen. Sie kamen glücklich in Provence an, und erwarteten zu St. Lorenz den spanischen Admiral, Don Am 24. Jun.

Hugo

1524 Hugo von Moncada, mit dem groben Geschütz.
Im Jul. Nach seiner Ankunft nahm man Toulon, Aix und einige unwichtige Oerter weg, um hierdurch die Belagerung von Marseille zu erleichtern. Allein, König Franz hatte die klügsten Maasregeln gewählt, diesen Versuch zu vereiteln. Er ließ das ganze umliegende Land verwüsten, und warf eine starke Besatzung in die Stadt Marseille, die sich mit 9000 streitbaren Einwohnern zu einer muthigen Gegenwehr vorbereitete. Man ließ ferner die Vorstädte schleifen, stellte die verfallenen Festungswerke eilig her, und verstärkte die Aussenwerke. Bourbon erkannte nun zwar hieraus, daß er grössern Widerstand finden würde, als er Anfangs vermuthet und gegen den Marquis von Pescara behauptet hatte: indessen fiengen sie doch die Belagerung an, und setzten sie mit dem größten Nachdruck vierzig Tage lang fort. Aber alle Bemühungen waren vergebens, weil die Tapferkeit der Besatzung und die Furcht der Einwohner vor dem spanischen Joch, die Kriegserfahrung des Pescara und die Betriebsamkeit und Rachgier des Bourbon zu Schanden machte. König Franz versammlete auch inzwischen unter den Mauern von Avignon, welche Stadt er gleich Anfangs besetzt hatte, eine zahlreiche Armee, um Marseille
Am 10. Sept. zu entsetzen. An dem Tage nun, da er zum Entsatz aufbrach, zogen die Kaiserlichen von der Stadt ab, weil ihr Heer durch die Beschwerlichkeiten einer langen Belagerung abgemattet, durch Krankheiten größtentheils aufgerieben, und fast aller Lebensmittel beraubt war. Sie kehrten eilfertig nach Italien zurück, wobey viele von dem Nachzug niedergehauen, und ein Theil des groben Geschützes und andern Kriegsgeräthes zurückgelassen wurde. Fast zu gleicher Zeit erfocht die französische Flotte unter dem Viceadmiral Fayette, und dem berühmten Genue-

ser,

ser, Andreas Doria, der in französische Dienste 1524
getreten war, über den spanischen Admiral Mon-
cada einen Sieg, und machte dabey den wegen sei-
nes unversöhnlichen Hasses gegen Frankreich berühm-
ten Prinzen Philibert von Oranien zum Ge-
fangenen.

Hätten der Kaiser und der König von Eng-
land nach ihrem ersten Entwurf Frankreich zu glei-
cher Zeit auch in andern Gegenden angegriffen, so
wäre würklich dieses Königreich in die größte Gefahr
gerathen. Allein, dem Kaiser fehlte es immer an
Geld, und er mußte deswegen einen Theil seines
Entwurfs mit vielem Widerwillen aufgeben. Kö-
nig Heinrich aber war verdrießlich, daß der Konne-
tabel seine Rechte auf Frankreich nicht erkennen woll-
te, und die Bewegungen der von Frankreich aufge-
hetzten Schotten gegen die englische Gränze machten
ihn für die Sicherheit seines eigenen Königreichs
aufmerksam. Wolsey, der nunmehr ganz gegen den
Kaiser kaltsinnig war, frischte Heinrichen nicht mehr
so eifrig wider Frankreich an, und machte keine An-
stalten, die neuen Unternehmungen des Kaisers zu
unterstützen. Wäre nun Franz mit der Ehre, sein
Königreich von einem fürchterlichen Einfall befreyt
und hierdurch ganz Europa die innerliche Stärke sei-
ner Länder gezeigt zu haben, zufrieden gewesen; so
würde ihm dies noch jetzt zu grossem Nachruhm ge-
reichen, und er würde den diesjährigen Feldzug, ohn-
geachtet des Verlusts von Mayland, doch nicht un-
rühmlich geendiget haben. Allein, seine unbegränz-
te Ehrsucht und sein ausschweifender Muth begnüg-
ten sich nicht mit den erlangten Vortheilen, sondern
reitzten ihn, noch in diesem Jahr einen neuen Ver-
such auf Mayland zu wagen. Wahr ist es, alles
schien sich zur glücklichen Ausführung seines Vorha-
bens zu vereinigen. Die kaiserliche Armee war durch

die

1524 die fruchtlose Unternehmung gegen Marseille sehr geschwächt worden, und nahm einen ziemlich weiten Umweg über Monaco und Final, um wieder nach Italien zu gelangen, daher man ihr leicht zuvorkommen konnte. Der König selbst befand sich an der Spitze eines wohlgerüsteten Heers von vierzigtausend Mann: aber bey dem allen wagte er zu viel, daß er selbst nach Italien gehen wollte. Vergebens stellten ihm seine Räthe und Generale vor, wie gefährlich es sey, bey später Jahrszeit einen so wichtigen Feldzug zu unternehmen, und seine ganze Wohlfarth der Treue einer Armee anzuvertrauen, die größtentheils aus Teutschen und Schweitzern bestand, deren Eigensinn er schon bey andern Gelegenheiten erfahren hatte. Seine Mutter eilte zwar nach Provence, um ihr ganzes Ansehn bey diesem ihr ergebenen Sohn anzuwenden und ihn von dieser gefährlichen Unternehmung abzuhalten: allein, er trat seinen Zug noch vor ihrer Ankunft an, um eine persönliche Unterredung zu vermeiden, und hinterließ sie als Regentin des Königreichs.

Als der Herzog von Bourbon und der Marquis von Pescara von Franzens Vorhaben benachrichtiget wurden, und zugleich vernahmen, daß er den nächsten Weg über den Berg Cenis genommen hätte; so beschleunigten sie mit unglaublicher Eilfertigkeit ihren Zug, um ihm zuvorzukommen, weil sie wohl einsahen, daß die Erhaltung des Herzogthums Mayland blos hiervon abhienge. Darüber kamen beyde Heere an einem Tag, das französische zu Vercelli und das kaiserliche zu Alba an. Wenige Tage darauf vereinigten sich Bourbon und Pescara mit dem Unterkönig Lannoy zu Pavia, und sie faßten den Entschluß, in diese Stadt und in Alessandria starke Besatzungen zu legen, mit dem Rest des Heers aber die Hauptstadt zu vertheidigen. Allein,

bey

bey ihrer Ankunft fanden sie dieselbe an Geld, an 1524
Lebensmitteln und an Einwohnern so entblößt, daß sie diesen Anschlag aufgeben mußten. Pescara warf also nur eine gute Besatzung in das Schloß, und zog sich mit seinen Kriegsvölkern und dem Herzog Franz Sforza durch das Römische Thor heraus, da inzwischen die Franzosen durch das Vercellische Thor einrückten. Man weiß nicht, warum Franz den grossen Fehler begangen, und die bestürzte und mißvergnügte Armee seiner Feinde nicht verfolgte. Die kaiserlichen Generale, die den Krieg besser verstanden, als der König von Frankreich und sein Liebling, der Admiral Bonnivet, machten sich das von jenen begangene Versehen sogleich zu Nutzen, und strengten alle ihre Erfahrung und Unerschrockenheit zur Rettung des Herzogthums Mayland an. Lannoy versetzte die Einkünfte des Königreichs Neapel, und schaffte dadurch einiges Geld, wodurch die von allen Nothwendigkeiten entblößte Armee auf eine Zeitlang befriediget wurde. Pescara, der von seinen Landsleuten geliebt und fast angebetet wurde, bewegte durch sein Zureden die spanischen Soldaten, daß sie bey diesen gefährlichen Umständen dem Kaiser ohne Sold zu dienen versprachen. Bourbon aber und der ausnehmend tapfere teutsche Kapitän, Georg von Frunsperg, giengen nach Teutschland; jener versetzte seine Juwelen, und dieser seine Herrschaft Mindelheim, um Volk dafür zu werben, und damit die geschwächte Armee in Italien zu verstärken. Lannoy endlich und Pescara setzten sich mit dem Rest bey Lodi an der Adda, und verschanzten sich daselbst. Dadurch deckten sie Cremona und erhielten die Gemeinschaft mit Teutschland. Anstatt nun, daß Franz vor allen Dingen, selbst vermöge des Raths seiner alten Kapitäne, nach Lodi gehen und diesen damals noch wehrlosen Posten hätte wegnehmen sollen, den sogleich

1524 gleich bey seiner Annäherung die Kaiserlichen zu verlassen entschlossen waren, begieng er den andern Fehler, und unternahm, aus Gefälligkeit gegen Bonnivets Meinung, wider das Gutachten aller übrigen
Am 28. Okt. Befehlshaber, die Belagerung der Stadt **Pavia**, die sehr wohl befestiget, mit einer starken Besatzung und mit allen Bedürfnissen versehen war, und von einem der vollkommensten Feldherren, von dem berühmten **Anton von Leyra**, angeführt wurde. Dieser Held war so glücklich, alle Versuche der Franzosen zu vereiteln. Weder Minen noch Stürme konnten seine Standhaftigkeit erschüttern. Endlich suchte sich Franz dadurch von Pavia Meister zu machen, daß er den Teßino, der an der einen Seite der Stadt floß und sie beschützte, ableiten ließ: allein, eine plötzliche Ueberschwemmung des Flusses zerstörte in einer Nacht alle Dämme, welche seine Soldaten in vielen Wochen mit erstaunlicher Mühe und grossen Kosten aufgeworfen hatten. Zu allen diesen Unfällen kamen noch die unaufhörlichen Mühseligkeiten und die schlechte Witterung, indem man mitten im Winter lebte, wodurch die Armee sehr viel leiden mußte.

Indessen konnte doch auch das kaiserliche Heer wegen seiner Schwäche nichts ausrichten, sondern mußte bey Lodi still sitzen. Ueber diese Unthätigkeit machte man sich zu Rom lustig, und **Pabst Klemens**, der das Uebergewicht der französischen Waffen in Italien sahe, und nicht zweifelte, Pavia werde sich doch endlich ergeben müssen, verließ nunmehr öffentlich die Partey des Kaisers. Da er sich wegen seiner furchtsamen Denkart nicht getraute, den kühnen Pian Leo des Zehnten auszuführen, und Italien von dem Joch aller auswärtigen Fürsten zu befreyen; so hätte er gern gesehen, daß der König von Frankreich Mayland behalten hätte, um durch ihn

das

das Gleichgewicht in Italien zu erhalten. Er gab 1524
sich daher alle Mühe, einen Frieden zu stiften, der Franzen den Besitz seiner neuen Eroberungen versichern sollte: aber der Kaiser verwarf solche Vorschläge mit Verachtung, und machte darüber dem Pabst bittere Vorwürfe. Dennoch schickte Klemens seinen Datarius und Bischof von Verona, Johann Matthäus Gibert, an die kaiserlichen Generale nach Lodi, um einen Stillstand auf einige Monate zu vermitteln, die jedoch darein nicht willigen wollten. Deswegen gieng Gibert zu dem König von Frankreich vor Pavia, und schloß mit ihm im Namen des Pabsts einen Neutralitätstraktat, in dem auch die Republik Florenz mit begriffen war, und dem hernach die Venetianer gleichfalls beytraten. Hierdurch glaubte nun Franz viel gewonnen zu haben, indem er dem Kaiser seine mächtigsten Bundsgenossen in Italien entzogen, und zugleich seinen Völkern einen Weg durch ihr Gebiet versichert hatte. Stolz auf diesen Vortheil, machte er den Entwurf, das Königreich Neapel anzugreifen, und schickte den Herzog Johann Stuart von Albanien mit sechstausend Mann dahin, in Hoffnung, dasselbe, da es von Truppen entblößt war, leicht zu erobern, oder doch wenigstens durch diesen unvermutheten Einfall den Unterkönig Lannoy zur Absendung eines Theils seines Heers zu nöthigen: allein, Pescara überredete den Unterkönig, sich durch die Bewegungen des Herzogs von Albanien nicht stöhren zu lassen, sondern seine ganze Macht gegen den König von Frankreich selbst zu brauchen. Der Nutzen dieses von Lannoy befolgten Raths zeigte sich dann auch gleich im folgenden Jahr. Franz aber hatte sein ohnehin schon geschwächtes Heer durch Absendung eines so beträchtlichen Haufens, der nichts ausrichten konnte, und größtentheils aufgerieben wurde, zur Unzeit noch mehr geschwächt.

1525 Die Noth der Belagerten in Pavia stieg unterdes auf das Höchste. Es fehlte ihnen schon lang an Geld, und sie fiengen an, Mangel an Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln zu fühlen. Die kaiserlichen Generale brachten zwar durch List etwas Geld und einige Pulversäcke in die Stadt: aber in die Länge würde diese sich doch nicht haben halten können, weil die in der Stadt liegenden teutschen Truppen wegen des ausbleibenden Soldes mit der Uebergabe drohten. Folglich sahen die kaiserlichen Generale, denen diese Umstände nicht unbekannt blieben, die Nothwendigkeit des Entsatzes ein; wozu sie sich auch nunmehr stark genug fanden, weil ihnen zu Anfang des Jahrs zehntausend Mann zu Fuß und tausend zu Pferd aus Teutschland zugeführet wurden, und die Armee dadurch auf zwey und zwanzigtausend Mann anwuchs. Das französische Heer war nicht viel stärker, weil es durch die Beschwerlichkeiten einer so langwierigen Belagerung und durch die Härte des Winters sehr zusammengeschmolzen war, auch durch Absendung des Herzogs von Albanien nach Neapel, und durch ein Paar andere nach Savona und zur Belagerung des mayländischen Schlosses abgeschickte Haufen noch mehr verringert wurde. Ausserdem waren die Franzosen abgemattet, da hingegen die Kaiserlichen bisher ausgeruhet hatten und mit frischen Völkern verstärkt waren. Ohngeachtet es nun diesen an Geld fehlte; so liessen sie sich doch durch ihre Anführer bereden, noch eine Zeitlang ohne Sold zu dienen, indem diese sie nicht allein mit der Hoffnung eines gewissen Siegs und einer grossen Beute des königlichen Lagers, sondern auch mit grossen Versprechungen im Namen des Kaisers schmeichelten, wodurch sie denn noch mehr angefeuert wurden, bald ein Treffen zu liefern. Anfangs stellten sie sich, als wollten sie Mayland angreifen, um hierdurch den König

von

von Frankreich zur Aufhebung der Belagerung von Pavia zu bewegen. Als aber dies nicht geschah, so zog die kaiserliche Armee langsam auf Pavia zu, und erschien zu Anfang des Februars ohngefähr eine Meile weit von dem französischen Lager. Gleich bey der ersten Annäherung der Kaiserlichen riethen dem König seine klügsten und erfahrensten Feldherren einmüthig, die Belagerung aufzuheben, und eine Schlacht zu vermeiden. Allein, Bonnivet widersprach abermals den mannigfaltigen und triftigen Vorstellungen aller übrigen Generale, und behauptete, es würde für den König und die ganze Nation eine unauslöschliche Schande seyn, eine so lange fortgesetzte Belagerung aufzuheben, und vor einem schwächern Feind zu weichen. Der König, durch romanhafte Begriffe von der Ehre verleitet, folgte zum größten Unglück der Meynung seines Lieblings. Er hatte auch mehr als einmal gesagt, er wolle Pavia einnehmen, oder in der Belagerung untergehen, dem zu Folge glaubte er verbunden zu seyn, von seinem Entschluß nicht abzuweichen, und beschloß daher, in seinem Lager unter den Mauern von Pavia die Kaiserlichen zu erwarten. 1525 Am 3. Febr.

So mächtig die Ursachen waren, welche die kaiserlichen Feldherren zu einem Angriff der Franzosen nöthigten, so unentschlossen wurden sie doch bey dem Anblick des wohlverschanzten französischen Lagers: allein, theils der gefährliche Zustand der Belagerten, theils das Murren ihrer Soldaten, zwang sie endlich, alles auf das Spiel zu setzen. Nachdem sie nun das französische Lager verschiedene Tage hindurch beschossen hatten; so thaten sie endlich in der Nacht vom 24sten auf den 25sten Februar einen Hauptsturm. Nie haben vielleicht zwo Armeen mit grösserer Hitze, oder mit einer höhern Meynung von der Wichtigkeit der Schlacht, die sie liefern würden, Am 24. und 25. Febr.

1525 sich in ein Treffen eingelassen; nie sind vielleicht Truppen mit stärkerer Eifersucht, Nationalhaß, gegenseitiger Rachgier und allen Leidenschaften, die mit einer hartnäckigen Tapferkeit begeistern, belebt gewesen und an einander gerathen. Auf der einen Seite stritt ein beherzter junger Monarch vor den Augen seines wahrhaft großmüthigen Adels und an der Spitze seiner Unterthanen, deren natürlich ungestüme Heftigkeit durch den Verdruß über den Widerstand, den sie gefunden hatten, mit neuer Stärke belebt war, um Ehre und Sieg. Auf der andern fochten vollkommener disciplinirte Truppen, die von geschicktern Generalen angeführt wurden, aus Nothwendigkeit, mit einem Muth, den die Verzweiflung erhöhte. Inzwischen waren die Kaiserlichen nicht im Stande, den ersten Ansatz der französischen Hitze auszuhalten, und ihre festesten Haufen fiengen an zu wanken: allein bald veränderte sich das Glück dieses merkwürdigen Tags. Die Franzosen verliessen selbst zu hastig und unbesonnen ihre Verschanzungen, und die Schweitzer, die bey ihnen waren, vergassen, wider die Vermahnungen ihres tapfern Anführers, Diesbach, der aus Verdruß sein Leben aufopferte, den Ruhm der Treue und der martialischen Vorzüge, den ihr Vaterland so lange besessen, und verliessen auf die schändlichste Art ihre Posten. Der tapfere Leyva that mit seiner Besatzung einen Ausfall, und griff, während der Hitze des Gefechtes, die Franzosen so wüthend im Rücken an, daß sie in Verwirrung geriethen; und Pescara, der in ihre Gendarmerie mit der kaiserlichen Reuterey, unter welche er mit grossem Bedacht eine Menge spanischer mit Musquetons gerüsteter Fußknechte gestellt hatte, einhieb, durchbrach dies sonst so furchtbare Corps, das fast noch allein, von Franzen noch mehr belebt, Stand hielt, mit einer so ungewöhnlichen Art des Angriffs, auf die es sich schlechterdings

terdings nicht gefaßt gemacht hatte. Die Verwir- 1525
rung ward allgemein, und nirgends mehr geschah Wi-
derstand, als da, wo sich der König befand, der nun
nicht mehr für Sieg oder Ehre, sondern nur für sei-
ne eigene Sicherheit focht. Franz, mit mehr als
einer Wunde, und von seinem Pferd, das unter ihm
erschossen war, geworfen, vertheidigte sich noch zu
Fuß mit wahrem Heldenmuth. Einige seiner brav-
sten Kapitäne, die sich um ihn her drängten, und
sein Leben mit Gefahr ihres eigenen zu retten strebten,
fielen vor seinen Füssen zu Boden. Unter ihnen war
Bonnivet, der Stifter dieses Unglücks, der allein
unbeweint umkam. Der König, erschöpft von Mü-
digkeit, und kaum im Stande, ferner zu widerstehen,
war fast allein, und der Wuth einiger spanischen
Soldaten, denen sein Rang unbekannt war, und die
seine Hartnäckigkeit grimmig machte, überlassen. In
diesem gefährlichen Augenblick trat Pomperant, ein
französischer Edelmann, der zugleich mit Bourbon in
des Kaisers Dienste gegangen war, herbey, und stell-
te sich dem König, gegen den er rebellirt hatte, zur
Seiten, und stand ihm gegen die Gewaltthätigkeit
der Soldaten bey, zu gleicher Zeit bat er ihn, sich
dem Herzog von Bourbon zu ergeben, der nicht weit
von ihnen entfernt war. So drohend auch die Ge-
fahr schien, in der sich Franz befand, so verwarf er
gleichwohl zornig den Gedanken einer Handlung, der
seinen verrätherischen Unterthanen einen Triumph
über ihn würde gegeben haben. Er ließ den Unter-
König von Neapel, **Karl von Lannoy**, der gleich-
falls nicht weit von ihnen war, rufen, und übergab
ihm seinen Degen. Dieser warf sich auf die Knie,
des Königs Hand zu küssen, und nahm den Degen
ehrerbietig an: zugleich aber überreichte er Franzen
seinen eigenen Degen, und sagte, es schicke sich nicht

1525 für einen so grossen Monarchen, in Gegenwart eines Unterthans des Kaisers unbewaffnet zu seyn.

Der Sieg der Kaiserlichen war so vollkommen, als man nur wünschen konnte. Das ganze französische Lager mit aller Artillerie und dem Gepäcke wurde erbeutet, und hiedurch die Habsucht der kaiserlichen Soldaten gestillt. Zehntausend Franzosen, Schweitzer und Teutsche waren theils durch das Schwerdt umgekommen, theils auf der Flucht im Teßino ertrunken. Darunter waren viele Personen vom höchsten Adel, von denen wir nur folgende nennen wollen: der Admiral **Bonnivet**, der alte verdiente Marschall von **Chabannes**, dessen wir unter dem Namen Herr von **la Palisse** oder **Palice** so oft gedacht haben, und den ein Spanier auf eine niederträchtige Art als Gefangenen tödtete; der Marschall **la Tremouille**, auch einer der verdientesten französischen Feldherren; der Marschall von **Foix-Lautrec**, der jedoch erst nach dem Treffen an seinen schweren Wunden starb; der Herzog von **Suffolk**, aus dem englischen Hause Lancaster, der von Heinrich dem Siebenten und dem Achten aus England war vertrieben worden, und der in den bisherigen Kriegen, in denen er gemeiniglich die teutschen Truppen oder die Landsknechte kommandirte, Frankreich die ersprießlichsten Dienste geleistet hatte; der **Bastard von Savoyen**, des Königs Oberhofmeister; der Graf von **Vaudemont**; der Oberstallmeister, Prinz von **S. Severino**; der vorzüglich tapfere Ritter, **Ludwig von Ars**; die Grafen von **Tournon** und **Tonnere**; der brave **Clermont von Amboise**; **Hektor von Bourbon**, Vicomte von **Lavedan**; Franz, Graf von **Lambesc**, Bruder des Herzogs von Lothringen und des Grafen von Guise, und eine Menge andrer tapferer Ritter.

Der

Der Herzog von Alençon starb zween Monate nach 1525
diesem Unglück aus Schaam und Verdruß über sei-
ne bey dem Treffen geäusserte Feigheit; und mit ihm
gieng das durch Karl von Valois vom König Phi-
lipp dem Kühnen abstammende Geschlecht Alençon
aus. Auch von den Gefangenen können hier nur
die berühmtesten angeführt werden: König Hein-
rich von Navarra, der aber kurz hernach durch
die List eines seiner Pagen der Wachsamkeit seiner
Feinde entgieng; der Prinz von Bozzolo, der auch
wieder entfloh; der Graf von St. Pol, der zugleich
hart verwundet war; der Marschall von Mont-
morenci, der noch vor seiner Ankunft bey dem
Treffen den Kaiserlichen in die Hände fiel; Fleuran-
ges; Lorches; la Roche dü Maine; Wil-
helm dü Bellai-Langei; Barnabas Visconti;
Franz von Bourbon; der Prinz von Talmont;
der Graf von Villars; und die Lieblinge des Kö-
nigs, St. Marsault, Brion und Montchenü.
Ueberhaupt entkam von der ganzen französischen Ar-
mee nichts, als ein kleiner Theil der Nachtruppen
unter dem Herzog von Alençon und die schwache Be-
satzung zu Mayland, unter Theodor Trivulcio, die
gleich auf erhaltene Nachricht von der Niederlage
bey Pavia sich nach Frankreich zog. Zwo Wochen
nach dieser Schlacht war kein einziger Franzos mehr
in Italien.

Was die Person des dreyfach verwundeten
Königs betrifft; so erwies ihm Lannoy alle gebüh-
rende Ehrerbietung. Er ward aber auch mit der
strengsten Aufmerksamkeit bewacht. Lannoy brachte
ihn gleich am folgenden Tag in das feste Schloß Piz-
zighitone nahe bey Cremona, und übergab ihn der
Wache des Don Ferdinands Alarcon, eines Gene-
rals der spanischen Fußvölker, der ein braver Offi-
cier und ein Mann von Ehre, aber auch wegen der

1525 pünktlichen Wachsamkeit berühmt war, die ein solcher Auftrag erforderte. Inzwischen bezeigte Franz, der von des Kaisers Denkart nach seiner eigenen urtheilte, ein heftiges Verlangen, daß Karl von seinem Zustand möchte benachrichtiget werden, und machte sich die vergebliche Hoffnung, der Kaiser würde ihn aus Großmuth, oder doch aus Mitleiden, in kurzem seiner Gefangenschaft entlassen. Die kaiserlichen Feldherren wünschten mit nicht geringerer Ungeduld, daß der Kaiser von diesem entscheidenden Sieg bald Nachricht erhalten, und ihnen in Absicht auf ihr ferneres Betragen Befehle geben möchte. Weil nun in der damaligen Jahrszeit der geschwindeste und sicherste Weg nach Spanien zu lande war, so ertheilte Franz dem Commendador Pennalosa, den Lannoy mit dieAm 10. März. ser grossen Zeitung abfertigte, einen Paß, um durch Frankreich reisen zu können. Kaiser Karl empfieng den Bericht von dem unerwarteten Glück seiner Waffen mit der größten Mäßigung. Ohne seine Freude merken zu lassen, begab er sich sogleich in seine Kapelle, und brachte daselbst eine Stunde im Gebet und Danksagung gegen Gott zu. Nach seiner Rückkunft nahm er die Glückwünsche der Grossen seiner Reiche mit der größten Bescheidenheit an, äusserte Mitleiden über das Schicksal des gefangenen Königs, und verbot alle öffentliche Freudensbezeugungen. Er schickte sogleich Befehle an die Besatzungen in den Gränzplätzen gegen Frankreich, keine Feindseligkeiten zu begehen, und sprach von einem Frieden, den er sogleich auf billige Bedingungen schliessen wollte. Allein, sein nachfolgendes Betragen stimmte keineswegs mit dieser Mäßigung überein.

König Franz hatte dem Pennalosa auch einen Brief an seine Mutter, die Regentin Frankreichs, Louise von Savoyen, mitgegeben, der aber nur diese

Worte

Worte enthielt: **Madame, alles ist verlohren,** 1525
nur die Ehre nicht. Allerdings schien Frankreich damals am Rande des Untergangs zu stehen, da der König gefangen, die Schatzkammer erschöpft, die Armee zu Grunde gerichtet, die Generale und andre gute Kapitäne entweder geblieben oder gefangen waren, und endlich Frankreich rings umher mit einem siegenden und geschäftigen Feind umgeben war. Allein die Regentin, die bisher für das Königreich eine so schädliche Person gewesen, rettete dasselbe jetzt durch Klugheit und Muth. Sie rief den Adel zu sich nach Lyon, und munterte ihn zur Vertheidigung des Vaterlandes auf. Sie sammlete die Reste der zerstreuten Armee, löste die Gefangenen aus, bezahlte den Soldaten ihren rückständigen Sold, und setzte sie in Stand, von neuem ins Feld ziehen zu können. Sie warb neue Truppen, sorgte für die Sicherheit der Gränzen, und brachte die zur Bestreitung aller dieser ausserordentlichen Unkosten erforderlichen Summen zusammen. Hauptsächlich aber richtete sie sich und das Königreich mit der Hoffnung auf, den König von England zu besänftigen oder seine Freundschaft zu gewinnen; und diese Hoffnung schlug ihr auch nicht fehl, indem die veränderten Staatsgesinnungen in England den ersten Strahl einigen Trostes über die französischen Staatsangelegenheiten verbreiteten.

Heinrich der Achte stellte zwar über den grossen Sieg bey Pavia und die Gefangennehmung Franzens öffentliche Freudensbezeugungen an, und ließ dem Kaiser feyerlich Glück dazu wünschen: allein, bey dem allen wurde er über die steigende Macht des Kaisers nachdenkend. Er hatte sich zwar mit ihm in Verbindungen wider Frankreich eingelassen, in Hoffnung, einen Theil der französischen Provinzen, die seine Vorgänger im Besitz gehabt hatten, wieder

1525 zu erobern: aber, er war nicht Willens, daß Frankreich ganz unterdrückt werden sollte, wie es jetzt das Ansehn hatte. Seine Besorgniß war nicht unbillig; er nicht allein, sondern auch andre europäische Fürsten standen, nach dem Verlust eines gehörigen Gleichgewichts gegen die grosse Macht des Kaisers, in Gefahr. Es waren schon vorher zwischen Karl'n und Heinrichen einige Verdrießlichkeiten vorgefallen, noch mehr aber zwischen Karl'n und Wolsey; und dieser mächtige Minister wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, sich wegen seiner fehlgeschlagenen Hoffnung an Karl'n zu rächen. Auch wollten er und sein König nach der Schlacht bey Pavia einen gewissen Uebermuth und Kaltsinn an dem Kaiser bemerken. Sie entschlossen sich also zu neuen Maasregeln: um aber diese Veränderung desto mehr zu verbergen, schickte Heinrich öffentlich den französischen Gesandten zurück, dem er vormals, obgleich Krieg mit Frankreich war, erlaubt hatte, in London zu bleiben: aber auf das demüthige Anhalten der Regentin von Frankreich fieng er wieder einen Briefwechsel mit ihr an; und ausserdem, daß er ihr seine Freundschaft und seinen Schutz versprach, verlangte er auch eine Versicherung von ihr, daß sie sich nie zur Abtretung irgend einer französischen Provinz für das Lösegeld ihres Sohns verstehen würde. Gegen den Kaiser aber nahm er den Schein an, als wenn er sich zu einer lebhaften Unternehmung anschicke, und sandte den Bischof Tonstall von London, mit Vorschlägen zu einem mächtigen Einfall in Frankreich, nach Madrid. Er verlangte, daß Karl sogleich an der Spitze einer grossen Armee in Güyenne einrücken sollte, um ihn in den Besitz dieser Provinz zu setzen, und forderte nicht allein die Wiedererstattung grosser Summen, die der Kaiser bey seinem letzten Besuch in London von ihm geborgt hatte, sondern

auch

auch die Auslieferung des Königs von Frankreich, 1525
weil nach einem Artickel des Vertrags zu Brügge jede der verbundenen Parteyen sich anheischig gemacht hätte, alle Feinde demjenigen auszuliefern, dessen Rechte sie angegriffen hätten. Daß der Kaiser diese übertriebenen Forderungen ohne Bedenken verwerfen würde, sah Heinrich leicht voraus, und er wünschte dies eben: aber vielleicht erwartete er keine gegenseitigen Beschwerden von seinem Bundsgenossen. Dennoch beklagte sich dieser, daß er im vorigen Jahr weder die versprochenen monatlichen Gelder dem Konnetabel von Bourbon bezahlt, noch weniger, seinem Versprechen gemäß, einen Einfall in die Picardie gethan hätte. Der Bischof Tonstall meldete zugleich, der Kaiser habe sich mit Könnig Franzen in einen besondern Traktat eingelassen, so daß es schiene, der Kaiser wolle allein von dem glücklichen Erfolg seiner Waffen allen Vortheil erndten. Hierdurch glaubten nun Heinrich und Wolsey den gesuchten Vorwand zu einem Vergleich erlangt zu haben. Sie liessen also der Regentin Louise wissen, daß, wenn es ihr gefällig wäre, wegen Unterhandlungen Gesandte nach London zu schicken, so könne vielleicht daraus ein vortheilhafter Vergleich für den König, ihren Sohn, und für beyde Königreiche erwachsen. Louise ließ ohne Verzug die nöthi- Am 9. Jun.
gen Vollmachten für ihre Gesandte unterzeichnen, die hierauf nach England abgiengen. Allein, diese ersten Vollmachten waren zu allgemein, und man sahe bey dem Lauf der Unterhandlungen wohl ein, daß nähere und besondere Vollmachten nöthig wären, um die verschiedenen Summen festzusetzen, die der König von Frankreich dem König von England schuldig war. Nachdem die Regentin auch diese hatte Am 16. Aug.
ausfertigen lassen; so kam bald darauf zu **Moore** Am 30. Aug.
ein **fünffacher Vertrag** zur Unterzeichnung. Der

erste

1525 erste Vergleich enthielt ein Vertheidigungsbündniß zwischen Frankreich und England, wobey Heinrich versprach, dem König Franz auf billige Bedingungen seine Freyheit wieder zu verschaffen. Der zweete betraf die Bezahlung verschiedener Geldsummen, die der König von Frankreich Heinrichen schuldig war. Sie wurden auf zwo Millionen Thaler oder auf eine Million und 899736 Sonnenkronen festgesetzt, die in vierzig Fristen binnen zwanzig Jahren, jedesmal mit 47368 Kronen, bezahlt werden sollten; und würde Heinrich die völlige Abzahlung dieser Summe überleben, so sollte er alsdann noch lebenslang eine Pension von hunderttausend Thalern bekommen. Zur stärkern Versicherung mußte die Regentin diesen Vergleich in Gegenwart der englischen Gesandten feyerlich beschwören, und König Franz sollte nach seiner Rückkunft in Frankreich eben
Am 27. Nov. dies thun. Ausserdem mußten die vornehmsten geistlichen und weltlichen Herren, wie auch die größten und reichsten Städte in Frankreich, wegen richtiger Zahlung dieser verglichenen Geldsummen, Bürgscheine ausstellen. Auch der Kardinal Wolsey bekam für seine geleistete gute Dienste ein Geschenk von hunderttausend Goldkronen, und noch ausserdem für den Rückstand der ihm, für die Niederlegung seiner Verwaltung des Bißthums Dornick, versprochenen Pension 29793 Goldkronen oder Sonnenthaler. Die übrigen Verträge betrafen hauptsächlich die ehemalige Königin Marie von Frankreich, Ludwigs des Zwölften Gemahlin, damalige Herzogin von Suffolk, und den König von Schottland, welcher nicht mit unter Frankreichs Bundsgenossen gerechnet wer-
Am 27. Dec. den sollte. Franz überschickte aus seiner Gefangenschaft eine eigenhändig unterschriebene Unterzeichnung dieser Verträge an den König von England. Der Kaiser aber hob sogleich alle Gemeinschaft mit

Eng-

England auf, und rief seinen Gesandten von London 1525
zurück, welches auch Heinrich in Ansehung seines Gesandten in Spanien that.

Wenig Tage vor dem zu Moore unterzeichneten Vertrag kam König Franz, seinem eigenen Verlangen gemäß, zu Madrid an. Vorher schon hatte Karl mit seinen Ministern überlegt, was für Vortheile man aus Franzens Gefangenschaft ziehen möchte. Einige, worunter sein Beichtvater, waren der Meynung, daß man den gefangenen König ohne alle Bedingungen loslassen sollte, durch welche Großmuth der Kaiser ihn sich zum wahren Freund machen könnte. Andre hingegen hielten dafür, man könne es nicht blos auf Franzens Erkenntlichkeit ankommen lassen, sondern müsse aus seiner Gefangenschaft einigen Nutzen ziehen, folglich könne man ihm seine Freyheit auf leidliche Bedingungen geben. Allein, der Herzog von Alba und andre behaupteten, man müsse aus dem Unglück des Königs von Frankreich alle mögliche Vortheile ziehen, und dieser Meynung trat der Kaiser bey. Er ließ daher dem noch zu Pizighitone gefangen sitzenden König durch den Grafen von Roeux seine Freyheit unter der Bedingung anbieten, daß er ihm das Herzogthum Burgund und dem Konnetabel von Bourbon seine eingezogene Ländereyen wiedergeben, auch ihm Provence und Dauphiné einräumen sollte, um daraus ein von Frankreich unabhängiges Königreich zu errichten. Ferner sollte Franz alle Forderungen des Königs von England vergnügen, und allen Ansprüchen auf Neapel, Mayland, Genua und jedes andre Gebiet in Italien, entsagen. Als Franz, der sich bisher geschmeichelt hatte, der Kaiser würde ihn mit dem Edelmuth, den ein Fürst dem andern schuldig ist, begegnen, diese harte Bedingungen hörte, gerieth er vor Zorn auffer sich, zog mit Ungestüm seinen Dolch,

und

1525 und rief: Besser wär' es, daß ein König so stürbe! Alarcon, der über diese Heftigkeit erschrack, fiel ihm in die Arme. Ob er sich nun gleich bald wieder besann und beruhigte, so erklärte er doch auf das feyerlichste, er wolle lieber Zeit Lebens gefangen sitzen, als seine Freyheit mit so schimpflichen Bedingungen erkaufen. Er that andre Vorschläge: aber der Kaiser beharrte auf seinen Forderungen. Eben deswegen glaubte Franz, er würde durch seine persönliche Unterredung mit dem Kaiser mehr ausrichten können, als durch die langen Unterhandlungen der Minister. Zu Ende des Augusts kam der Unterkönig Lannoy mit seinem hohen Gefangenen zu Madrid an: aber der Kaiser hielt sich damals zu Toledo auf dem Reichstag auf, und Franz hatte bey seiner Ankunft zu Madrid die Kränkung auszustehen, daß er in dem dortigen Schloß unter der Aufsicht des wachsamen Alarcon eingesperrt wurde. Karl hatte beschlossen, ihn daselbst nicht eher zu besuchen, als bis einige vorläufige Bedingungen würden festgesetzt seyn. Hierüber und wegen des Mangels einer gewohnten Bewegung grämte sich Franz so sehr, daß er in ein abzehrendes Fieber verfiel. Da die Aerzte dem Kaiser wissen liessen, daß sie alle Hoffnung zur Wiedergenesung des Königs verlöhren, wo er ihm nicht den so sehnlich verlangten Besuch abstattete; so entschloß er sich endlich dazu, aus Furcht, alle fernere Vortheile seines Siegs einzubüssen, wenn Franz in seiner Gefangenschaft sterben würde. Sein kluger Kanzler, Gattinara, stellte ihm vor, es würde unanständig seyn, Franzen sogleich auf billige Bedingungen. Allein, der Kaiser achtete sicherte bey dem erfolgten Begenden Könige in freundschaftlichallgemeinen drücken, einer baldigen

Am 28. Sept.

digen Befreyung. Sie thaten inzwischen doch die 1525
erwartete Wirkung, indem der König von der Zeit
anfieng, sich wieder zu erholen. Allein, nachher
merkte Franz gar bald, daß seine Befreyung nicht
so nahe sey, als er sich geschmeichelt hatte. Seine
Schwester Margarethe, verwitwete Herzogin von
Alençon, hatte durch den vom Kaiser bewilligten
Waffenstillstand Erlaubniß erhalten, nach Madrid
kommen zu dürfen, um über einen Frieden Unter-
handlungen zu pflegen: aber diese wurden von den
kaiserlichen Ministern in die Länge gezogen, und Franz
ward in noch genauerm Verhaft gehalten. Der
Kaiser bestand schlechterdings auf der Rückgabe des
Herzogthums Burgund, als auf einem vorläufigen
Artickel des zu schliessenden Friedens, ob ihm gleich
Franz mehr als einmal hatte erklären lassen, er wür-
de nie in einige Veräusserung eines Theils seiner Pro-
vinzen willigen, und wenn er es auch jemals thäte,
so würde doch solche Veräusserung nach den Grund-
sätzen seines Königreichs nicht bestehen und rechts-
kräftig werden können. Dagegen erbot er sich noch-
mals zu den schon in Italien gethanen Vorschlägen
wegen seiner Loslassung, nach denen er versprach, al-
len seinen Ansprüchen an Italien und der Huldi-
gung, die ihm der Kaiser wegen Artois und Flan-
dern abzulegen hätte, zu entsagen, ihm bey der Er-
oberung der von den Venetianern genommenen
Reichsländer beyzustehen, dem Konnetabel alle seine
eingezogene Güter wiederzugeben, und ihn mit sei-
ner Schwester, der verwitweten Herzogin von Alen-
con zu vermählen, selbst aber, da er durch die im
Jahr gestorbene Königin Klaudia Witwer
Kaisers Schwester, die verwitwete
on Portugal, zu heurathen, mit
Burgund unter dem Na-
besitzen wollte. Allein,
in

1525 in Ansehung dieses letztern Vorschlags hatte er den Verdruß, zu hören, Eleonore sey schon dem Herzog von Bourbon, einem seiner Unterthanen, der noch dazu ein Rebell war, von dem Kaiser versprochen worden. Weil nun Karl weder auf diese Vorschläge achtete, noch die Bemühungen der Herzogin von Alençon und des Königs von England Eingang bey sich finden ließ; so faßte Franz aus Verzweiflung den Entschluß, seine Krone mit allen ihren Rechten und Vorzügen seinem Sohn, dem Dauphin, abzutreten, und lieber seine Tage in der Gefangenschaft zu endigen, als seine Freyheit unter Bedingungen, die einem König unanständig wären, zu erkaufen. Er stellte also seiner Schwester eine mit eigner Hand unterzeichnete Verzichtsakte zu, worin er befahl, den Dauphin zum König von Frankreich zu krönen, und diese Akte in allen Parlamentern des Königreichs registriren zu lassen. Zugleich machte er dem Kaiser diesen Vorsatz bekannt, und verlangte, er möchte ihm den Ort seiner Gefangenschaft und eine gehörige Anzahl von Bedienten bestimmen, wo und mit welchen er seine übrige Lebenszeit zubringen sollte. Die Herzogin von Alençon aber, die man in Spanien anhalten wollte, die es aber eben noch zur rechten Zeit erfuhr, und sich daher schleunig auf den Rückweg nach Frankreich machte, brachte die Verzichtsakte dahin, welche jedoch das Parlament zu Paris nicht registrirte, entweder weil sie den Reichsgrundgesetzen zuwiderlief, oder weil man sie für ungültig hielt, da der König noch nicht in Frankreich war.

Je aufgebrachter und ungeduldiger König Franz über sein bisheriges Schicksal war, desto kränkender mußte ihm der neue Verdruß seyn, den ihm
Am 15. Nov. der Kaiser um diese Zeit zufügte. Es kam nämlich der Herzog von **Bourbon** in Spanien an, und Franz erfuhr mit der größten Empfindlichkeit, daß der Kaiser,

ser, der sich nach seinem Besuch nach Toledo zurück- 1525
begeben hatte, diesem seinem rebellischen Unterthan sogar vor die Thore der Stadt entgegen gekommen, und ihn mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen empfangen hatte. Aber der Kaiser selbst gerieth durch die Ankunft des Herzogs in nicht geringe Verlegenheit. Bourbon drung nämlich mit allem Nachdruck auf die Vollziehung der ihm versprochenen Vermählung mit der verwitweten Königin Eleonore. Allein, hierzu hatte sich auch der gefangene König Franz noch vor seiner Abreise aus Italien erboten, und Eleonore selbst ließ mehr Neigung zu der Vermählung mit einem mächtigen Monarchen, als mit einem verbannten Unterthan blicken. Doch Karl, der an Erfindungen sinnreich war, und sich bald zu helfen wußte, verfiel auf eine schickliche Auskunft. Durch das Absterben des tapfern Marquis von Pescara ward der Oberbefehl über die Armee in Italien erledigt; mithin überredete der Kaiser den Herzog von Bourbon, die Würde eines obersten Feldherrn in Italien, und dabey die Belehnung mit dem Herzogthum Mayland, dessen Franz Sforza wegen einer durch den öfters genannten Marone entworfenen Verschwörung gegen die kaiserliche Herrschaft in Italien sich verlustig gemacht hatte, anzunehmen, und dagegen seine Ansprüche auf eine Vermählung mit Eleonoren fahren zu lassen. Hierdurch ward eine Hinderniß zu Schliessung des Friedens aus dem Weg geräumt: aber noch andre Betrachtungen bewogen den Kaiser, nicht länger damit zu zögern. Franzens Entschluß, sein beständiger Gefangener zu bleiben, und sein eigenes Königreich dem Dauphin abzutreten, setzte Karl'n in die Besorgniß, zuletzt, statt der verhofften Ranzion eines mächtigen Monarchen, nichts, als einen Fürsten ohne Land und ohne Einkünfte, in Händen zu behalten. Dann

1525 machte ihn auch das Beyspiel des aus seinem Gefängniß entflohenen Königs von Navarra bekümmert, indem ja Franz, dessen Klugheit und Kühnheit bekannt genug waren, bald oder spät eben dies thun könnte. Karl ließ also in einigen Stücken nach, und Franz, ungeduldig über sein langwieriges Gefängniß, und im Vertrauen auf das Bündniß der italienischen Mächte gegen den Kaiser, entschloß sich endlich auch, einigermassen nachzugeben.

1526 Am 14. Jan. Bey solchen Absichten und Gesinnungen der beyden Monarchen wurde der **Vertrag**, dem zu Folge Franz wieder in Freyheit gesetzt ward, zu **Madrid** unterschrieben. Der das Herzogthum Burgund betreffende Artickel, der bisher die größte Schwierigkeit gemacht hatte, ward kompromittirt; Franz verband sich, dasselbe mit allem, was davon abhängt, dem Kaiser mit völliger Landesherrlichkeit abzutreten; und Karl bewilligte, daß diese Rückgabe nicht eher geschehen sollte, als sechs Monate nach Franzens Befreyung. Zur Versicherung dieser und der übrigen Bedingungen versprach Franz, in demselben Augenblick, da er würde losgelassen werden, seinen ältesten Sohn, den Dauphin, und seinen zweeten Sohn, den Herzog von Orleans, oder statt des letztern zwölf Personen vom höchsten Adel, die Karl ernennen sollte, als Geisel dem Kaiser aushändigen zu lassen. Unter den übrigen Artickeln waren die merkwürdigsten, daß Franz allen seinen Ansprüchen an Italien entsagen, ferner daß er den Titel der Souveränetät von Flandern und Artois ablegen, daß er sechs Wochen nach seiner Erledigung den Herzog von Bourbon und alle seine Mitschuldige in alle ihre bewegliche und unbewegliche Güter wieder einsetzen, und eine Vergütung alles Schadens, den sie durch Einziehung derselben könnten erlitten haben, verschaffen sollte. Er sollte Heinrichen von Albret bewe-

bewegen, den Titel eines Königs von Navarra ab- 1526
zulegen und auf das Königreich Verzicht zu thun, oder ihm doch widrigenfalls gegen den Kaiser keine Hülfe leisten. Eben dergleichen Verbindung mußte ferner der König von Frankreich in Ansehung Karls von Egmond übernehmen, damit nach dessen Tode Geldern und Zütphen an den Kaiser und seine Nachfolger fallen möchte. Zwischen beyden Monarchen sollte ein ewiges Bündniß seyn, und beyde sich in jedem Nothfall wechselseitig beystehen. Zur Befestigung dieses Vertrags sollte Franz die Schwester des Kaisers, die verwitwete Königin von Portugal, heurathen. Zugleich wurde eine Heurath zwischen dieser Fürstin Tochter Marie und dem Dauphin verabredet. Zu der nächsten Reise des Kaisers nach Italien sollte Franz zwölf Galeeren nebst einigen andern Schiffen mit völliger Ausrüstung auf seine eigene Kosten drey Monate lang hergeben, und geschehen lassen, daß der Kaiser diese Schiffe mit seinen Truppen besetze. Statt einer weitern Hülfe aber an Kriegsvolk zu gedachtem Zug nach Italien, versprach der König, 200000 Thaler zu bezahlen. Er übernahm auch, für denselben an den König von England die diesem vom Kaiser versprochene Pension von 133305 Thalern, so viel davon noch rückständig wäre, zu berichtigen. Ausserdem sollten der Kaiser und der König von Frankreich den Pabst ersuchen, eine allgemeine Kreuzfahrt zu Wasser und zu Land gegen die Osmanen in der ganzen Christenheit auszuschreiben, welcher der Kaiser, als das Haupt aller weltlichen christlichen Potentaten, in Begleitung des Königs von Frankreich und andrer Bundsgenossen persönlich beywohnen, oder dazu einen Generalkapitän bestellen würde. Dem Prinzen Philibert von Chalons sollte sein Fürstenthum Oranien mit allen Rechten und Einkünften wiedergege-

1526 ben werden ꝛc. Alle Artickel dieses Vertrags sollten von den französischen Ständen bestätiget und von den Parlamentern registrirt werden. So bald der Kaiser diese Bestätigung erhielte, sollten die Geisel auf freyen Fuß gesetzt werden: aber an ihrer Stelle sollte der Herzog von Angouleme, des Königs dritter Sohn, Karl'n überliefert werden, damit derselbe, zum Beweis und zur Befestigung der Freundschaft zwischen beyden Monarchen, am kaiserlichen Hof erzogen werden könnte; und wenn Franz in sechs Monaten diese Bedingungen nicht erfüllen würde, sollte er auf seine Ehre und eidlich versprechen, wieder nach Spanien zurückzukommen und sich daselbst als einen Gefangenen des Kaisers zu stellen.

Karl schmeichelte sich, daß er durch diesen Vertrag seinen Nebenbuhler nicht allein kräftig genug gedemüthiget, sondern auch alle Maasregeln genommen hätte, die ihn auf immer hindern müßten, jemals einen furchtbaren Grad von Macht wieder zu erlangen. Die Meynung der scharfsinnigsten Politiker war davon sehr verschieden; sie konnten sich nicht einbilden, daß Franz, wenn er einmal seine Freyheit wieder hätte, diese Artickel erfüllen sollte, gegen welche er sich so lange gesträubt, und zu denen er, selbst mitten in den Ungemächlichkeiten seiner Gefangenschaft, so ungern seine Einwilligung gegeben hätte. Sie wußten, Ehrsucht und Verdruß würden ihn gleich stark zur Uebertretung so harter abgepreßter Bedingungen reitzen; und es würde ihm weder an Beweisen noch Scheingründen zur Vorstellung dessen, was ihm offenbar vortheilhaft, als auch nothwendig und gerecht wäre, fehlen. Hätte man damals ein gewisses Geheimniß und das ganze Betragen Franzens gewußt, so möchten diese Gedanken nicht auf blosse Vermuthung, sondern auf Gewiß-

wißheit gegründet gewesen seyn. Wenig Stunden 1526
vor der Unterzeichnung dieses Vertrags ließ Franz so viele seiner Minister, als in Madrid waren, zu sich kommen, und nachdem er sie einen feyerlichen Eid der Verschwiegenheit hatte schwören lassen, schilderte er ihnen alle ehrlose Künste und die unfürstliche Härte, die der Kaiser angewandt hätte, ihn ins Netz zu locken und schüchtern zu machen. Dieser Ursachen wegen stellte er vor Notarien und Zeugen eine feyerliche Protestation aus, vermöge welcher seine Einwilligung in den Vertrag als eine mit Gewalt erzwungene Akte angesehen und deswegen für nichtig geachtet werden sollte. Durch dieses unredliche Kunststück, dem selbst die Begegnung, die er hatte ausstehen müssen, nicht zur Schutzwehr dienen konnte, suchte Franz bey Unterzeichnung des Vertrags seine Ehre und sein Gewissen zu befriedigen, und zu gleicher Zeit einen Vorwand bereit zu halten, unter dem er ihn einmal brechen könnte.

Mittlerweile waren die äusserlichen Beweise der Liebe und des Vertrauens zwischen beyden Monarchen sehr groß: aber die Seele des Kaisers blieb dabey voll von Argwohn. Obgleich die Vermählung Franzens mit der Königin von Portugal kurz nach dem Beschluß des Vertrags feyerlich vollzogen war, so wollte gleichwohl Karl das Beylager nicht eher verstatten, als bis die Ratifikation aus Frankreich angekommen wäre. Franz selbst sah sich noch nicht völlig frey; er hatte noch beständig seine Wache, und indem er mit allen Liebkosungen, als Schwager, überhäuft war, ward er auch als ein Gefangener bewacht; und jeder nur etwas aufmerksame Beobachter konnte leicht schliessen, daß eine Einigkeit, bey der man gleich Anfangs so viele Merkmale des Mißtrauens entdeckte, nicht recht herzlich, noch von langer Dauer seyn könnte.

1526 Ohngefähr einen Monat nach der Unterzeichnung des Vertrags langte die Ratifikation der Regentin aus Frankreich an; und diese kluge Fürstin, die diesmal das allgemeine Beste der häuslichen Liebe vorzog, gab ihrem Sohn Nachricht, sie hätte anstatt der in dem Vertrag benannten zwölf Herren von Adel, lieber den Herzog von Orleans mit seinem Bruder, dem Dauphin, an die Gränze geschickt, weil das Reich durch die Abwesenheit eines Kindes nicht litte, aber ganz ohne Vertheidigung und Gegenwehr seyn würde, wenn seine klügsten Staatsmänner und erfahrensten Generale abgeschickt wären, welche Karl arglistig ernennt hätte. Endlich nahm Franz von Karl'n Abschied; und da dieses letztern Mißtrauen über die Aufrichtigkeit des Königs um so mehr wuchs, als die Zeit, sie auf die Probe zu stellen, herannahte, so bemühte er sich, ihn durch Abzwingung neuer Versprechen fester zu binden, und der französische Monarch, der schon so viel versprochen hatte, bedachte sich auch hierbey nicht lange. Er reiste nach einer fast dreyzehnmonatlichen Gefangenschaft aus der ihm verhaßten Stadt Madrid ab, mit der Freude, die in solchen Umständen natürlich ist, und trat endlich die sehnlichst gewünschte Reise nach seinen eigenen Ländern an. Er ward von einer Bedeckung zu Pferde, die Alarcon anführte, begleitet, und je näher der König an die Gränze seines Reichs kam, desto mehr hütete ihn dieser mit der pünktlichsten Genauigkeit. Bey ihrer Ankunft an dem Flusse Andaye, der die beyden Königreiche von einander sondert, zeigte sich der Marschall von Lautrec an dem gegenseitigen Ufer mit einer Bedeckung zu Pferde, die eben so stark war, als die spanische. Mitten auf dem Strom lag eine Barke, das Gefolge stellte sich an beyderseitigen Ufern in Ordnung, zu gleicher Zeit fuhr Lannoy mit acht Edelleuten von dem spani-

Am 18. May.

schen

schen und Lautrec mit eben so vielen von dem franzö- 1526
sischen Ufer; jener hatte den König, dieser den Dauphin und den Herzog von Orleans mit in seinem Boote; sie trafen an das ledige Schiff zusammen; die Auswechselung geschah in einem Augenblick, und Franz sprang, nach einer kurzen Umarmung seiner Kinder, in Lautrecs Fahrzeug, und stieg am französischen Ufer aus. Sogleich warf er sich auf ein türkisches Pferd, schwung die Hand über den Kopf, und rief mit freudiger Stimme zu wiederholten mahlen: **Nun bin ich König!** flog in vollem Galopp nach St. Jean de lüz, und von da nach Bayonne, wo ihn seine Familie und der Hof erwartete.

Die europäischen Mächte, besonders die italienischen, waren nunmehr voll von Unruhe und Hoffnung wegen Franzens Betragen. Der Pabst, Venedig und andre italienische Staaten hatten gegen die Uebermacht des Kaisers ein Bündniß errichtet, welches sie aber doch ohne Frankreichs Beytritt für unwürksam hielten. Sie luden demnach Franzen dazu ein, und man schloß gleich nach Ankunft der italienischen Gesandten zu **Cognac** in Angoumois ein **Bündniß**, das man auch die **heilige Ligue** oder den **Klementinischen Bund** nennet, zwischen dem Pabst, dem König von Frankreich, dem Herzog von Mayland, und den Republiken Venedig und Florenz. Vermöge desselben sollten zwar auch der Kaiser, sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, und andre Fürsten in dieses Bündniß aufgenommen werden: jedoch der erste nicht anders, als daß er die zu Geiseln erhaltenen Söhne des Königs von Frankreich gegen ein billiges Lösegeld freygäbe, und den Herzog Franz Sforza in den ruhigen Besitz seines Landes wieder einsetzte, der aber alsdann dem König von Frankreich die Grafschaft Asti abtreten und ihm jährlich 50000 Goldgulden erlegen sollte. Auch die

1526 übrigen italienischen Staaten sollten in den Stand, darinn sie vor dem Krieg gewesen, wieder hergestellt werden, und der Kaiser sollte den Römerzug mit keiner grössern Macht, als der Sicherheit Italiens und der kaiserlichen Würde gemäß zu seyn, den Bundsgenossen gut dünken würde, vornehmen, auch an den König von England die rückständigen Schulden bezahlen, wenn derselbe diesem Bunde in drey Monaten beyträte. Würde aber der Kaiser sich weigern, die französischen Prinzen gegen ein billiges lösegeld auszuliefern, und mit Frankreich einen wahren, ehrbaren und freywilligen Frieden zu machen; so sollte die von den Bundsgenossen auf gemeinschaftliche Kosten in Italien versammlete Armee von 30000 Mann zu Fuß, 2500 Gens d' Armes und 3000 Reutern, wie auch ihre Flotte von 28 Galeeren feindlich wider ihn verfahren. Zuförderst wollte man ihn aus dem obern Theil von Italien vertreiben, und hierauf auch Neapel angreifen, welches, nach geschehener Eroberung, dem päbstlichen Stuhl zwar verbleiben, doch daraus ein jährlicher Zins, von wenigstens 75000 Goldgulden, an Frankreich bezahlet werden sollte. Ueber die Stadt und den Staat von Genua ward dem König von Frankreich der Titel und die Oberhoheit vorbehalten; doch sollte der Doge Adorno in seiner Würde bleiben, wenn er der ligue mit beyträte. Endlich sollte der König von England der Schutzherr und Erhalter dieses Bundes seyn; und damit er sich desto eher dazu entschliessen möchte, sollte ihm oder seinem Prinzen eine Herrschaft in Italien von 30000 Dukaten jährlicher Einkünfte, dem Kardinal Wolsey aber eine andre Herrschaft in Italien, die jährlich 10000 Dukaten eintrüge, von den Bundsgenossen abgetreten werden. Der Pabst zählte hierauf den König von Frankreich von dem Eide los, womit er sich zur Erfüllung des

Madri-

Madrider Friedens verpflichtet hatte. Er erklärte 1526
auch durch eine Bulle dem König von England
zum Schutzherrn und Erhalter der heiligen ligue.
Dieser hingegen schloß mit Franzen zu Hampton- Am 8.
court einen Vertrag, worinn beyde Monarchen Aug.
einander versprachen, dem Kaiser nicht beyzustehen,
wenn dieser einen von ihnen angreifen würde; und
Heinrich machte sich sogar anheischig, für die Be-
freyung der französischen Prinzen zu sorgen. Karl
aber ward täglich unruhiger über diese und andre Vor-
gänge, besonders über das lange Zaudern Franzens,
die beschwornen Bedingungen zu vollziehen. Er
schickte Lannoy und Alarcon zum andernmal an ihn,
mit dem Antrag, entweder den Vertrag zu erfüllen,
oder sich wieder als Gefangener in Madrid zu stel-
len. Allein, er hatte davon keinen andern Vortheil,
als daß Franz die Abgeordneten der burgundischen
Stände nach Paris berief, und ihnen in Gegenwart
der kaiserlichen Gesandten eröffnete, daß ihre Pro-
vinz in Zukunft den Kaiser für ihren Oberherrn er-
kennen sollte. Da nun die Abgeordneten sich wei-
gerten, diesen Befehlen, weil sie Gesetzwidrig wä-
ren, zu gehorchen; so stellte Franz den kaiserlichen
Gesandten die Unmöglichkeit vor, sein Versprechen
zu halten, und bot dem Kaiser zwo Millionen Kro-
nen für das Herzogthum Burgund an. Die Ge-
sandten erklärten, daß ihr Herr nicht in dem gering-
sten Punct von den Friedensbedingungen abgehen
würde. Indessen hatten sie noch den Verdruß, daß
der heilige Bund gegen den Kaiser bey ihrer Anwe- Am 11.
senheit mit grossen Feyerlichkeiten öffentlich bekannt Jun.
gemacht wurde.

Der Pabst ließ auch hierauf ein heftiges Breve
an den Kaiser ergehen, worinn er ihm vieles zur
Last legte und seine feindseligen Absichten ohne Scheu
entdeckte. Der Kaiser antwortete in einer umständ-

1526 lichen Apologie, und ermahnte die Kardinäle zu einer allgemeinen Kirchenversammlung. Noch vorher hatte er seiner noch im Mayländischen unter dem
Am 17. Sept. Herzog von Bourbon stehenden Armee, die wegen Mangel am Sold alle Greuel des Kriegs daselbst verübte, Befehl gegeben, das Schloß zu Mayland, wo sich noch der Herzog Franz Sforza aufhielt, zu
Am 6. Oktob. erobern; dies geschah, und der Herzog entkam mit genauer Noth nach Lodi, wo das Heer der italienischen Bundsgenossen stand. Karl gewann dadurch die Oberhand in der Lombardey; denn der Herzog von Mayland konnte ihm weiter nicht schaden, und der Pabst und die Venetianer liessen in ihrem Eifer nach, wobey sie vergebens auf Franzens Unthätigkeit scholten. In der That unterstützte dieser seine Bundsgenossen weder mit Truppen noch mit Geld; es sey nun, daß ihm seine Gefangenschaft Müßiggang eingeflößt, oder daß es ihm gleich Anfangs kein Ernst gewesen, und er blos durch seinen Beytritt den Kaiser schrecken wollte, oder daß er zu ohnmächtig war, die Italiener zu unterstützen, oder daß ihn die Wollust, welcher er nach erlangter Freyheit mehr als jemals nachhieng, weichlich machte. Was den letzten Umstand betrift, so hatte er nunmehr statt der Gräfin von Chateau-Briant, Anne von Pisseleu, sonst Mademoiselle de Heilli, die er hernach zur Herzogin von Etampes machte, zur Maitresse angenommen.

Durch die kaiserlich gesinnte Familie der Colonna hatte Karl dem Pabst gegen das Ende des Jahrs selbst in Rom viele Unruhen verursacht, so daß er mit dem spanischen Minister Moncada eine Kapitulation treffen mußte, nach welcher er, anderer Artikel nicht zu gedenken, dem Bündniß mit Frankreich und mit den italienischen Staaten entsagen mußte. Als er sich aber wieder in Freyheit sah,

ließ

ließ er viele Punkte unerfüllt, und zog dadurch der 1526
Stadt **Rom** im folgenden Jahr die bekannte un- 1527
menschliche Plünderung durch die kaiserliche Armee am
zu, indem der Herzog von **Bourbon** die schlecht be- 6. May u. f.
zahlten Truppen, die durch Spanier und Teutsche
ansehnlich waren verstärkt worden, nicht anders be-
friedigen zu können glaubte, als wenn er sie Rom
durch Sturm einnehmen ließ und ihnen diese Stadt
Preiß gäbe. Er selbst fand hierbey sein Ende, in-
dem er bey dem ersten Anlauf, den er selbst mit auf
einer Sturmleiter wagte, erschossen wurde: dennoch
führten Prinz **Philibert von Oranien** und der
berühmte teutsche Kapitän, **Georg von Frunds-**
berg, den Angriff aus, und eroberten nach vielem
Blutvergiessen Rom mit seinen Vorstädten. Die
Schilderung des Schaudervollen Unfugs und der
fast unglaublichen Gewaltthätigkeiten, die von den
kaiserlichen Truppen zwey Monate lang fast ununter-
brochen in dieser Stadt verübt worden, wie auch
die Gefangenschaft des Pabsts in der Engelsburg
und die harte Kapitulation, die er eingehen mußte,
gehören nicht hieher.

König **Franz** wurde durch die Nachrichten
von diesen Vorfällen in Italien ganz betäubt, und
er sah nun zu spät seinen Fehler ein, den er durch die
verzögerte Unterstützung seiner italienischen Bunds-
genossen begangen, wodurch er aber dem Kaiser sol-
che Vortheile in die Hände gespielt hatte, denen er
vielleicht — denn mit Gewißheit können wir heut
zu Tage dieses nicht beurtheilen — hätte zuvorkom-
men können. Er nahm nun plötzlich die seinem
Charakter eigene Geschäftigkeit wieder an, und schloß
noch vor Roms Eroberung mit dem König von
England, der eben so unruhig über das Kriegsglück
des Kaisers wurde, einen dreyfachen Vertrag. Am 30.
In dem ersten ward der im Jahr 1525 zu Moore April.

getrof-

1527 getroffene Vertrag bestätiget und ein ewiger Friede zwischen beyden Kronen geschlossen, wodurch sogar Heinrich für sich und seine Nachfolger allen Ansprüchen an Frankreich, gegen eine ewige jährliche Pension oder Tribut von 50000 Goldkronen, entsagte. Der andre Vertrag war ein genauer Freundschafts- und näherer Vereinigungstraktat, worinn zur stärkern Befestigung des guten Verständnisses eine Vermählung der englischen Prinzeßin Marie entweder mit Franzen selbst, oder mit dessen zweetem Prinzen, dem Herzog Heinrich von Orleans, nach des erstern beliebigen Wahl, verabredet, und zugleich ausgemacht wurde, daß beyde Könige an den Kaiser Gesandte schicken, und von ihm die Bezahlung der dem König von England schuldigen Summen, wie auch die loslassung der beyden französischen Prinzen gegen billige Bedingungen verlangen, widrigenfalls aber demselben durch die Gesandten oder einen Herold den Krieg ankündigen wollten. Der dritte Vertrag enthielt ein Offensivbündniß, nach welchem beyde Könige, im Fall der Kaiser die ihm anzutragenden Vorschläge verwerfen würde, mit vereinter Macht den Krieg in den Niederlanden mit einem Heer von 30000 Mann zu Fuß und 1500 lanzen anfangen wollten, wozu der König von Frankreich zwey Drittel von dem Fußvolk nebst der gesammten Reuterey liefern sollte. Ausserdem wollten beyde Könige eine mit 15000 Mann besetzte Flotte in die See laufen lassen, wozu Franz gleichfalls zwey Drittel geben sollte. Den Pabst und die Venetianer wollte man unter der Bedingung, den Krieg in Italien fortzusetzen, in diesen Bund aufnehmen, und der König von Frankreich sollte sich bemühen, den König von Navarra und den Herzog von Geldern zum Krieg gegen den Kaiser zu bewegen. Beyde Monarchen endlich sollten sich gemeinschaftlich bestre-

ben, den Johann von Zapolya zur Behauptung sei- 1527
ner Ansprüche an Ungern anzufrischen, und die teut-
schen Fürsten wenigstens zur Parteylosigkeit zu be-
wegen. Uebrigens ward noch in einer besondern Am 30.
Konvention zu Westminster ausgemacht, daß, April.
wenn der Kaiser nach angegangenem Krieg die an-
geführten Bedingungen zugestehen würde, sogleich
der Friede mit ihm hergestellt werden sollte. Als
hierauf Franz und Heinrich von der Eroberung
Roms Nachricht erhielten, so änderten sie ihren in
dem Offensivbündniß verabredeten Plan wegen ei-
nes Angriffs auf die Niederlande, durch einen neu-
en zu Westminster geschlossenen Vertrag da- Am 29.
hin, daß der König von Frankreich den Krieg allein May.
auf sich nehmen, und 30000 Mann zu Fuß und
1000 Gens d' Armes nach Italien schicken, dagegen
aber von Heinrichen monatlich 32222 Goldthaler
bekommen sollte, die er von dem an England zu zah-
lenden Gelde abziehen könnte.

Bald darauf gieng der Kardinal Wolsey selbst im Jul.
nach Abbeville, wohin sich der König von Frank-
reich wegen einer Unterredung mit ihm begeben hatte.
Sie schlossen und beschwuren hierauf vier neue Am 1-
Vergleiche zu Amiens, die eigentlich nichts an- 18 Aug.
ders, als Folgen, Erklärungen und Maasgebungen
der drey zu Westminster geschlossenen Traktaten wa-
ren, welche auch Franz daselbst, so wie hernach Hein-
rich zu London ratificirte. In dem ersten dieser Ver-
gleiche ward, ausser der Bestätigung der vorherge-
henden Traktaten, die englische Prinzeßin Marie
dem Herzog von Orleans bestimmt. Zu Bestreitung
der Kosten des von Franzen in Italien zu führenden
Kriegs sollte Heinrich vor Ende des Junius 20000,
vor Ablauf des Julius 30000, und für die folgen-
den drey Monate, auch so lange der Krieg hernach
noch währen würde, monatlich 32000 Goldthaler
bezah-

1527 bezahlen; doch sollten diese Hülfsgelder nach Verhältniß vermindert werden, wenn der König von Frankreich in Italien weniger Völker halten würde, als er nach den Traktaten halten müßte, und diese Beysteuer von dem Tag an aufhören, da der Friede in diesen drey Monaten unterzeichnet werden würde. Der zweete Vergleich betraf vorzüglich die Handlung; doch ward darinn auch ausgemacht, daß, wenn dem Herzog Franz Sforza zum würklichen Besitz von Mayland geholfen und der Friede mit dem Kaiser gemacht wäre, dennoch beyden Königen ihre in der heiligen Ligue versprochene Pensionen vorbehalten bleiben sollten. Im dritten verglichen sich beyde Monarchen, daß sie, so lange der Pabst vom Kaiser gefangen gehalten würde, in keine von ihm geschehene Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung willigen, und von ihm keine zu ihrem oder ihrer Unterthanen Nachtheil gereichende Bulle, Breve oder Verordnung annehmen wollten, sondern daß bis zur völligen Befreyung des Pabsts in England alles, was der Kardinallegat Wolsey, mit Zuziehung der vornehmsten Glieder der Geistlichkeit, und in Frankreich die Glieder der gallikanischen Kirche anordnen würden, auf das genaueste vollzogen werden sollte. Endlich in dem vierten Vergleich ward der vorhin gedachte Westminsterische ewige Friede und die darinn enthaltene Entsagung der Rechtsansprüche des Königs von England an Frankreich, gegen die versprochene jährliche Pension von 50000 Goldsonnenkronen, wiederholt und nochmals bestätigt.

im Jul. Noch vor dem Schluß dieser Verträge hatte der Kaiser dem englischen Gesandten an seinem Hof auf die von Franzen und von seiner Mutter durch Cannoy, wie auch durch England gethane Vorschläge wegen Milderung des harten Madrider Friedens, mit

mit Vorbehalt, hierdurch von dessen Verbindlichkeit 1527
nicht abzugehen, zu Valladolid die Erklärung gethan,
daß man seine Rechtsansprüche an das Herzogthum
Burgund in dem Zustand lassen sollte, wie sie vor
dem Madrider Frieden gewesen wären. Dagegen
wäre er nicht abgeneigt, die Söhne des Königs von
Frankreich in Freyheit zu setzen, und Franzen seine
versprochene Braut, die verwitwete Königin von
Portugal verabfolgen zu lassen, auch die angebote-
nen zwo Millionen Kronen anzunehmen. Doch
sollte König Franz des Kaisers Schuld an England
übernehmen, und König Heinrich sich bemühen, daß
Franz noch zwo Millionen zulegte. Nunmehr, da
die Verträge zu Amiens geschlossen waren, wurden Im Sept.
am kaiserlichen Hof zu Palencia die Unterhandlun-
gen von den französischen und englischen Gesandten
lebhafter betrieben, und der Kaiser erbot sich endlich,
die von Franzen für Burgund und die Freylassung
seiner Söhne angebotene zwo Millionen Kronen un-
ter der Bedingung anzunehmen, daß Franz seine
unterdes nach Italien geschickte Armee von da abru-
fen, und Genua mit den übrigen in Italien gemach-
ten Eroberungen wieder heraus geben sollte. Die-
ses Anerbieten war von Franzens ehemaligen Vor-
schlägen wenig verschieden: dennoch verwarf er es,
weil er sich auf das englische Bündniß und auf das
bisherige Glück seiner Waffen in Italien zu viel ver-
ließ, folglich an einem glücklichen Erfolg seines Un-
ternehmens auf Neapel nicht zweifelte. Er weigerte
sich also, das Erbieten des Kaisers anzunehmen,
drang unter dem Schein des Mitleidens auf eine
neue und unbedingte Wiedereinsetzung des Herzogs
Franz Sforza in seine Staaten und auf die Losge-
bung seiner Söhne, noch ehe die französischen Trup-
pen Italien verliessen oder Genua zurückgäben. Da-
durch ward der Kaiser so aufgebracht, daß er sich er-

klärte,

1527 klärte, er werde von seinen Bedingungen nicht im geringsten abweichen; worauf die englischen und französischen Gesandten zu Anfang des folgenden Jahrs ihr verlangtes Abschiedsgehör erhielten. Daß es Franz mit einem Vertrag auf billige Bedingungen nicht ernstlich gemeynt habe, kann man daraus schliessen, weil er seinem nach Spanien geschickten Gesandten eine Kriegserklärung mitgegeben, die er dem Kaiser einhändigen sollte, wenn er dessen neue Vorschläge nicht annehmen würde.

Während dieser Unterhandlungen gab die Unthätigkeit der kaiserlichen Armee zu Rom, die durch Krankheiten sehr geschmolzen war, dem König von Frankreich und den Venetianern Gelegenheit, neue Entwürfe zur Erlösung des Pabsts und zum Nachtheil des Kaisers zu machen. Sie traten mit einander in Verbindung, und der neuerlich errichtete Freystaat von Florenz begieng die Unvorsichtigkeit, sich mit hineinziehen zu lassen. Vermöge der mit England geschlossenen Verträge schickte Franz ein mit englischen Hülfsgeldern unterstützes Heer unter dem Marschall von **Lautrec**, der dieses Geschäfte mit grossem Widerwillen übernahm, nach Italien, welches Anfangs glücklichen Fortgang hatte; denn mit Beystand des berühmten Seehelden **Andreas Doria** eroberten die Franzosen Genua, Alessandria, und den ganzen Mayländischen Staat jenseits des Teßino; sogar Pavia nahmen sie mit stürmender Hand ein. Lautrec würde sich mit leichter Mühe des ganzen Herzogthums Mayland bemeistert haben, weil Anton von Leyva nur sehr wenige Mannschaft zu dessen Vertheidigung bey sich hatte: er fand aber dieses Unternehmen dem Interesse seines Königs nicht gemäß, und seine geheimen Instruktionen giengen auf die Eroberung des Königreichs Neapel. Das dringende Bitten des Pabsts um seine Errettung,

tung, und der Florentiner um Schutz, mußten ihm 1527
also zu einem scheinbaren Vorwand dienen, das Mayländische zu verlassen, und weiter vorzurücken, obgleich die Venetianer und der Herzog Franz Sforza von ihm verlangten, daß er Mayland belagern sollte. Er setzte dennoch seinen Zug zwar langsam fort, brachte es aber doch dadurch so weit, daß sich der Kaiser mit dem Pabst, unter sehr harten Bedingungen für diesen, verglich, und ihn auf freyen Fuß zu stellen versprach. Klemens der Siebente konnte aber den Tag seiner Befreyung nicht erwarten, sondern entwischte glücklich nach Orvieto. Am 6. Dec.

Bald nach dem Anfang des neuen Jahrs zer- 1528
schlugen sich die bisherigen Unterhandlungen der französischen und englischen Gesandten am kaiserlichen Hof über einen Frieden. Gleich an dem auf ihr Abschiedsgehör folgenden Tag erschienen zween Am 22. Herolde, die mit Vorbedacht die Gesandten begleitet, aber bisher ihren Charakter verborgen gehalten hatten, mit allen Kennzeichen ihres Amts am Hof des Kaisers. Sie wurden vor ihn gelassen und kündigten ihm im Namen ihrer beyderseitigen Herren und mit allen Feyerlichkeiten, die bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich waren, den Krieg an. Karl begegnete beyden mit einer Würde, die seinem hohen Rang gemäß war: aber er sprach zu jedem von beyden in einem Ton, der nach den Gedanken, die er von ihren Herren hegte, eingerichtet war. Er nahm die Kriegserklärung des Königs von England mit einer Standhaftigkeit an, die mit einer gewissen Anständigkeit und Achtung begleitet war. Die Antwort an den König von Frankreich war voll von bittern Ausdrücken, die eine persönliche durch das Andenken mancher erlittenen Beleidigungen aufgebrachte Eifersucht natürlicher Weise einflößt. Er trug dem französischen Herold auf, seinem Herrn zu sa-

1528 gen, daß er ihn von nun an als einen verachtungswürdigen Meineydigen gegen öffentlich beschworne Traktaten, und als einen Menschen ansehe, der nichts von der Ehre und Rechtschaffenheit eines Edelmanns wisse. Franz, dessen Ehrgeitz dadurch auf das empfindlichste beleidiget war, nahm seine Zuflucht zu einem ganz ungewöhnlichen Mittel. Er sandte den Herold sogleich mit einem Kartel zurück, worinn er den Kaiser förmlich lügen strafte, ihn zu einem Zweykampf herausforderte, und verlangte, er sollte Zeit und Platz bestimmen, wann und wo sie ihre Sachen ausmachen könnten, wie auch die Waffen, die er dazu wählen wollte. Karl, der seinem Nebenbuhler an Stolz und Muth nichts nachgab, nahm die Ausforderung an: aber alle Gedanken dieses Duells, das sich mehr für Romanritter als für die zween größten Monarchen ihrer Zeit geschickt hätte, wurden nach verschiedenen Bothschaften, die die Einrichtung aller Umstände und Formalien dieses Duells betrafen, und mit gegenseitigen fast bis ins Pöbelhafte fallenden Beschimpfungen und Scheltworten begleitet waren, gänzlich aufgegeben.

Unterdes setzte der Feldherr der italienischen Bundsgenossen, **Odet von Lautrec**, seine Unternehmungen fort, und näherte sich mit einer bis auf 35000 Mann angewachsenen Armee dem Königreich **Neapel**. Darüber verließ endlich das fast bis über die Hälfte geschmolzene kaiserliche Heer, unter Anführung des Prinzen **Philibert von Oranien**, das ausgeplünderte und mehr als barbarisch

Am 17. Febr. behandelte Rom, um Neapel zu decken. Lautrec strengte alle seine Kräfte an, um die Kaiserlichen auf ihrem Rückzug in das Neapolitanische anzugreifen, und hätte dies geschehen können, so wäre der Krieg mit Einem Schlag geendigt gewesen. Aber die Klugheit ihrer Generale vereitelte alle seine Maasregeln,

geln, und brachte diese mit römischer Beute beladene 1528
Völker ohne sonderlichen Verlust nach Neapel. Die Einwohner dieses Königreichs, das allemal ein Raub desjenigen Eroberers, der darinn eingefallen, gewesen, und die sich nach der Abnehmung des spanischen Jochs sehnten, empfiengen die Armee der Bundsgenossen mit offenen Armen, so daß fast kein einziger fester Platz, Gaeta und Neapel ausgenommen, in den Händen der Kaiserlichen blieb. Lautrec lagerte sich inzwischen vor Neapel: weil er es aber unmöglich fand, diese von einer ganzen Armee vertheidigte Stadt förmlich zu belagern oder mit Sturm zu erobern; so beschloß er, sie durch eine enge Einschliessung auszuhungern und zur Uebergabe zu zwingen. Der glückliche Erfolg seines Anschlags schien auch um so gewisser zu seyn, weil der damals noch in französischen Diensten stehende Admiral, **Andreas Doria**, den Hafen bey Neapel durch ein Geschwader von Galeeren unter seinem Neffen Philippino sperren ließ. Nun rüstete zwar der neue Unterkönig von Neapel, **Hugo di Moncada**, der dem kürzlich verstorbenen Karl von Lannoy in dieser Würde gefolgt war, eilig ein noch stärkeres Geschwader aus, und griff damit den Philippino Doria an: allein, dieser trug den Sieg davon, Moncada ward getödtet, fast dessen ganze Flotte in Grund gebohrt, und der **Marquis del Vasto** oder **Guasto** (ein würdiger Zögling des Marquis von Pescara) mit vielen andern hohen Officieren gefangen.

Dennoch ward die Hoffnung des Marschalls von Lautrec durch verschiedene Umstände vernichtet. Pabst **Klemens** war durch das Andenken seiner ausgestandenen Bedrängnisse behutsamer und unentschlossener geworden, als er vorher jemals gewesen. Indem er Franzen mit Versprechen hinhielt, unterhandelte er heimlich mit Karl'n; und da seine

1528 vornehmste Sorge dahin strebte, seiner Familie zu Florenz ihr altes Ansehn wieder zu verschaffen — ein Wunsch, dessen Erfüllung Franz, der mit der neuen Republik im genauesten Bündniß stand, nicht befördern konnte — so lenkte er sich mehr auf die Seite seines Feindes als seines Wohlthäters, und ließ den Marschall von Lautrec bey Ausführung seiner Entwürfe ohne Beystand. Die **Venetianer**, die den Fortgang der französischen Waffen mit eifersüchtigem Mißtrauen sahen, waren nur bemüht, solche Seeplätze zu erobern, die ihre Republik im Besitz behalten sollte; um die Eroberung der Hauptstadt, worauf gleichwohl das ganze Glück und die allgemeine Wohlfahrt der Bundsgenossen beruhte, waren sie unbekümmert. Die übrigen italienischen Bundsgenossen waren zu ohnmächtig, den Marschall von Lautrec mit Nachdruck zu unterstützen; und der König von **England** durfte es, wegen des allgemeinen Mißvergnügens seiner Unterthanen, deren Handlung hierbey zu viel gelitten hätte, nicht wagen, dem Kaiser zum Nachtheil einen Einfall in die Niederlande zu thun. Er mußte vielmehr, um einem Aufstand in seinem Reiche zuvorzukommen, nebst dem König von Frankreich, mit der Statthalterin der Niederlande, der Herzogin Margarethe,

Am 15. Jun. zu **Hamptoncourt** einen achtmonatlichen **Stillstand** schliessen, dem nachher zu **Mecheln** ein neuer Vertrag, zur Erläuterung eines Artickels des vorhergehenden, beygefügt wurde. Ja, selbst Franz ließ, nach seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit, die Armee ohne Geld und ohne Unterhalt, welcher Mangel den Feldherrn Lautrec und seine Völker schlaff und verdrießlich machte.

Am 28. Jun. Doch der größte Schaden für Frankreich war der Abfall des Seekapitäns **Andreas Doria**. Dieser tapfere Mann, welcher Bürger eines Freystaats

und

und von Kindheit auf im Seedienst erzogen war, 1528
behielt den unabhängigen Geist, der jenem eigen ist, und die simpeln freymüthigen Sitten, die diesem natürlich sind. Die Künste der Unterthänigkeit und Schmeicheley, die an den Höfen ein nothwendiges Uebel sind, waren ihm schlechterdings unbekannt: und da er zu gleicher Zeit sein eigenes Verdienst und seine Wichtigkeit fühlte, sagte er seine Gedanken allzeit frey heraus, und brachte sehr oft seine Beschwerden und Vorstellungen mit Kühnheit vor. Die französischen Minister waren solcher Freyheiten nicht gewohnt, und ihre Bosheit beschloß den Fall eines Mannes, der ihnen so wenig höfelte: und obgleich Franz selbst ein richtiges Gefühl von Doria's Verdiensten und grosse Achtung für dessen Person hegte; so untergruben doch seine Hofleute, die ihn täglich als einen übermüthigen, unausstehlichen und mehr für seine eigene Grösse, als die Beförderung der französischen Vortheile beschäftigten Mann vorstellten, nach und nach die Gründe seines Ansehns, und erfüllten das Gemüth des Königs mit Argwohn und Mißtrauen. Daher entstanden manche Beleidigungen für ihn. Sein Gehalt wurde ihm nicht richtig ausgezahlt; sein Rath oft nicht geachtet, selbst dann, wenn er das Seewesen betraf; man suchte ihm die Gefangenen, die sein Neffe in dem Seetreffen bey Neapel gemacht hatte, zu entziehen, welches letztere auch vorher schon in Ansehung des Prinzen von Oranien und des Admirals Moncada geschehen war, ohngeachtet man gleich vom Anfang seiner Dienste her ihm versprochen hatte, daß er die Gefangenen, die er machen würde, behalten sollte. Alles dieses schmerzte ihn: aber nichts reitzte seinen Zorn so sehr, als da die Franzosen anfiengen, Savona zu befestigen, den Hafen daselbst aufzuräumen, und einige Zweige des Handels, der in Genua getrieben ward,

1528 dahin zu verlegen. Man konnte hieraus deutlich schliessen, daß sie diese Stadt, die lange ein Gegenstand der Eifersucht und des Hasses der Genueser gewesen war, zu ihrer Nebenbuhlerin im Handel und in Reichthümern zu machen entschlossen wären. Doria, von patriotischem Eifer für die Ehre und die Vortheile seines Vaterlandes beseelt, that heftige Vorstellungen dagegen, und äusserte sogar einige Drohungen, wenn dieser Anschlag nicht sogleich aufgegeben würde. Dies kühne, durch die Bosheit der Hofleute vergrösserte Betragen erzürnte den König von Frankreich so sehr, daß er dem zum Admiral auf dem Mittelländischen Meer ernannten Barbesieux befahl, er sollte sogleich nach Genua segeln, Doria in Verhaft nehmen, und sich seiner Galeeren bemächtigen. Dieser übereilte Befehl, dem blos die tiefste Verschwiegenheit die Vollziehung versichern konnte, ward mit so weniger Sorgfalt geheim gehalten, daß Doria zeitig genug Nachricht davon erhielt, und mit allen seinen Galeeren sich in Sicherheit begab. Del Guasto, sein Gefangener, der dieses anwachsende Mißvergnügen lange bemerkt und unterhalten, und ihn oft durch prächtige Vorstellungen gereitzt hatte, kaiserliche Dienste zu nehmen, benutzte diese vortheilhafte Gelegenheit. Da des Genuesers Zorn und Unwille aufs höchste getrieben war, überredete er ihn, einen seiner Officiere mit Vorschlägen an den Kaiser abzusenden. Die Unterhandlung daurete nicht lange; Karl, der die Wichtigkeit der Person, die ihm ihre Dienste anbot, kannte, bewilligte alles. Doria schickte Franzen seine Bestallung und die Kette des Michaelsordens zurück, steckte die kaiserliche Flagge auf und segelte mit seinen Galeeren nach Neapel, nicht mehr, wie vorher, den Hafen dieser unglücklichen Stadt zu sperren, sondern ihr Schutz und Rettung zu bringen.

Seine

Seine Ankunft öffnete den Belagerten die See, und 1528
versorgte Neapel mit allen Bedürfnissen, an denen es in dieser Stadt schon gänzlich mangelte; und die Franzosen, die ihre Uebermacht zur See verlohren hatten, wurden nun selbst durch Theurung und Krankheiten in die äusserste Verlegenheit gesetzt. Der Prinz von **Oranien**, der dem Unterkönig Moncada in dieser Würde und in der Anführung des kaiserlichen Heers gefolgt war, hatte das völlige Vertrauen der Truppen, und beunruhigte durch Hülfe ihrer Bereitwilligkeit die Franzosen unaufhörlich. Zum größten Unglück für diese riß die Pest unter ihnen ein und wütete mit solcher Grausamkeit, daß wenige von dieser Seuche frey blieben. Von der ganzen Armee waren nicht viertausend Mann — eine Zahl, die kaum das Lager decken konnte — im Stande, Dienste zu thun. **Lautrec**, der lange gegen so viele Unglücksfälle und Leiden, die sein Gemüth nicht weniger quälten, als die Seuche seinen Körper verzehrte, gekämpft hatte, **starb**, und be- Am 15.
klagte sich noch sterbend über die Sorglosigkeit seines Aug.
Herrn und über die Untreue der Bundsgenossen, der so viele brave Soldaten zu Schlachtopfern dienen müßten. Durch seinen Tod und wegen der Krankheit der übrigen Generale fiel das Kommando auf den **Marquis von Saluzzo**, der sich in die bedrängten Umstände der Armee am wenigsten zu finden wußte. Er zog die muthlosen und noch wenigen übrigen Truppen nach Aversa zurück, und verlohr auf dieser Flucht unter andern den berühmten **Pedro di Navarro**, der bald hernach in seiner neuen Gefangenschaft starb. Als Aversa darauf von dem Prinzen von Oranien belagert ward, sahe sich Saluzzo genöthiget, eine schimpfliche Kapitulation einzugehen, nach welcher er sich selbst zum Kriegsgefangenen ergab, seine Soldaten Waffen

1528 und Fahnen strecken, ihr Gepäcke zurücklassen, und unter einer Bedeckung nach der Gränze von Frankreich zurückziehen mußten. Auf eine so verächtliche Art ward der unglückliche Rest der französischen Armee gerettet, und der Kaiser erwarb durch seine Standhaftigkeit und durch das kluge Betragen seiner Feldherren noch einmal das Uebergewicht in Italien.

Gleich auf diesen Untergang der französischen Armee folgte auch der Verlust der Stadt **Genua**, wo die Pest wütete, und eine geringe und wegen ausgebliebener Bezahlung sehr schwierige französische Besatzung lag. So bald sich nämlich Doria mit seinen Galeeren vor der Stadt zeigte, so zogen sich die Franzosen unter dem Statthalter Theodor Trivulcio in das Schloß, und die ans land gesetzten wenigen Truppen gewannen, mit Einverständniß der Bürger, ohne Widerstand und Blutvergiessen die Stadt. Trivulcio mußte aus Mangel an lebensmitteln kapituliren, und das Volk machte hierauf das Schloß der Erde gleich. An statt nun, daß Doria sich seiner in Händen habenden Macht hätte bedienen und sich zum Oberherrn seines Vaterlandes aufwerfen können, begnügte er sich mit dem weit dauerhaftern Nachruhm, seine Vaterstadt von ihrer bisherigen Unterdrückung befreyet zu haben. Er schenkte also, mit Bewilligung des Kaisers, der Stadt die Freyheit wieder, und überließ dem Volk allein das Recht, die neue Regierung festzusetzen. Diese ward von zwölf hierzu erwählten Personen entworfen, und sie hat unter sehr wenig Abänderungen bis auf unsre Zeiten fortgedauret.

1529 König **Franz** war mit dem Anfang des neuen Jahrs bemühet, den verlohrnen Ruhm seiner Waffen wieder zu gewinnen: aber der Erfolg traf nicht mit seinen Wünschen überein. Er verlohr vielmehr

die

die Stadt Aquila, die noch nebst einigen andern im 1529
Königreich Neapel mit seinen Völkern besetzt war. Im Mayländischen war er eben so unglücklich, weil der Graf von St. Pol, dem er den Oberbefehl seiner dortigen Truppen anvertrauet hatte, dem kaiserlichen General, Anton von Leyva, nicht gewachsen war, obgleich dieser ein fast dreymal schwächeres Kriegsheer, als jener, anführte. Der Graf von St. Pol lagerte sich mit der verbundenen Armee um Mayland, um diese grosse Stadt auszuhungern. Als er aber auf Befehl seines Königs aufbrach, Genua wieder zu erobern, und den Kern seiner Völker Am 21.
vorausgehen ließ, so überfiel ihn Leyva bey Landria- Jul.
no, schlug ihn aufs Haupt, und nahm ihn nebst den vornehmsten Officieren gefangen, wobey alles schwere Geschütz und das Gepäcke der Franzosen verlohren gieng. Und dies war der letzte blutige Vorfall in dem bisherigen Krieg, indem bald darauf der Friede mit Frankreich erfolgte, nachdem der Kaiser sich schon mit dem Pabst verglichen hatte.

Es waren nämlich mitten unter diesen lebhaften Unternehmungen im Felde schon seit einiger Zeit beständige **Unterhandlungen** über die Wiederherstellung des Friedens getrieben worden, weil alle Parteyen des Kriegs müde waren. Frankreich war durch so viele unglückliche Unternehmungen vollends ganz erschöpft. Der Pabst hoffte durch einen Vertrag das, was er im Krieg verlohren, wieder zu gewinnen. Und der Kaiser sehnte sich, aller erfochtenen Vortheile ohngeachtet, gleichfalls nach dem Frieden, weil die Spanier über die sie allein drückende last des Kriegs murrten, die Osmanen einen neuen Einfall in Ungern gethan hatten, und im Begriff waren, in die östreichischen Erbländer einzudringen, in Teutschland aber die Reformation sich täglich weiter verbreitete. Allein, bey dem allen gaben

1529 sich doch sämtliche Parteyen gleich viel Mühe, ihre wahren Gesinnungen zu verbergen, und keine wollte den ersten Schritt zur Erlangung des Friedens wa-
Im May. gen. Bey dieser Lage unternahmen es zwo Prinzessinnen, nämlich des Kaisers Tante, **Margarethe von Oestreich**, Statthalterin in den Niederlanden, und König Franzens Mutter, **Louise von Savoyen**, die beyde grosse Erfahrung in Staatsgeschäften besassen, und die Geheimnisse ihrer beyderseitigen Höfe auf das genaueste kannten, den so sehnlich gewünschten **Frieden** wieder herzustellen. Zu dem Ende giengen sie beyde nach **Kambray**, und nahmen ihre Wohnungen in zwey an einander stossenden Häusern, in denen ein Durchgang geöffnet war, damit sie unbemerkt und ohne Cärimonien täglich zusammenkommen konnten, wobey sonst niemand zugelassen wurde. Sie kamen auch in kurzer Zeit einem endlichen Vergleich sehr nahe: allein, der **Pabst** wollte die Entscheidung seines und der Medicischen Familie Schicksals auf sie nicht ankommen lassen, sondern er war schlau und geschäftig genug gewesen, allen seinen Bundsgenossen den Rang ab-
Am 29. Jun. zulaufen, und mit dem Kaiser noch vorher einen besondern Vertrag für sich allein zu Barcelona zu schliessen, vermöge dessen Klemens versprach, Karln bey dem Besitz von Neapel jederzeit zu schützen, und seinen Völkern einen freyen und unschädlichen Durchzug durch den Kirchenstaat zu erlauben. Hingegen machte sich der Kaiser anheischig, die Familie von Medici in die Herrschaft von Florenz wieder einzusetzen, und in Betracht der zu schliessenden Vermählung zwischen Alexander von Medici und des Kaisers natürlichen Tochter, Margarethe von Oestreich, demselben die Regierung dieser Republik zu übertragen; andrer wechselseitiger Versprechungen hier nicht zu gedenken.

Die

Die Nachricht von dem zu Barcelona geschlos- 1529
senen Vergleich beschleunigte die Unterhandlungen zu Kambray, wo die beyden Fürstinnen bald darauf den Frieden gleichfalls unterzeichneten. Dieser war für den Kaiser ungemein vortheilhaft und rühmlich, für den König von Frankreich aber desto nachtheiliger, ja sogar schimpflich, weil er alle seine Bundsgenossen und Anhänger der Willkühr des Kaisers aufopfern mußte, da hingegen Karl der einzige Schiedsrichter über Italien blieb, einen Theil seines Gebiets in den Niederlanden von der bisherigen Unterwürfigkeit unter Frankreich befreyte, und die Vortheile aller seiner Anhänger bedachte. Hierdurch vermehrte er sein ohnehin grosses Ansehn eben so sehr, als Franz an dem seinigen verlohr. Der summarische Inhalt des Kambrayer Friedens wird die Richtigkeit dieser Anmerkungen bestätigen. Man legte den letzten Madrider Frieden zum Grunde, und bestätigte alle darinn begriffene Artickel, nur unter folgenden Abänderungen und Milderungen. Der Kaiser sollte nämlich vorerst auf die Abtretung des Herzogthums Burgund und der Herrschaften Maconnois, Auxerrois, Bar für Seine, Auxonne und St. Laurent nicht dringen: jedoch seine Rechte und Ansprüche darauf in ihrer völligen Stärke behalten, und solche durch gütliche Wege ausführen. Für die Freylassung seiner zween Söhne mußte König Franz dem Kaiser zwo Millionen Goldthaler bezahlen, und zwar sogleich 1,200000, alsdann 290000 dem König von England, wegen dessen, was der Kaiser ihm noch schuldig, und den Rest an klaren Einkünften, die aus den Gütern der verwitweten Herzogin von Vendome in Brabant, Flandern, Hennegau und Artois zu erheben waren. Ferner mußte der König dem Kaiser Stadt, Schloß und Amt Hedin zurückgeben, und aller Lehnsgerechtigkeit, Oberhoheit und Am 5. Aug.

andern

1529 andern Rechten auf Flandern, ingleichen dem Rechte des Wiederkaufs der Städte Ryssel, Douai, Orchies, Dornick, Mortaigne, St. Amand und Arras, wie auch aller Lehnsherrlichkeit und Oberhoheit auf die Grafschaft Artois (doch mit Ausschluß der Stadt Terouenne und der ausser Artois und in Frankreich gelegenen Kirchengüter von Artois, wie auch einiger benannten Dörfer) und endlich auf die Steuerkomposition von Artois, entsagen, welchem ohngeachtet aber die Einwohner von Artois wegen der französischen Waaren, die sie in ihrem Lande brauchen, die alte Zollfreyheit behalten sollten. Hingegen entsagte der Kaiser seinen Ansprüchen an Peronne, Montdidier und Roye, ingleichen an die Grafschaften Boulogne, Guines und Ponthieu, an die Herrschaften und Staaten an der Somme, und was er sonst wegen der Krone Spanien und des Hauses Burgund, vermöge der Verträge zu Arras, Conflans, Peronne und andrer an den französischen Ländern prätendiren könnte; doch mit Ausnahme der Herrschaften Tourneham, Andrewick, Bredenaerde und ihrer Zubehörungen. Das Recht d' Aubaine ward zwischen Frankreich und den niederländischen Provinzen, wie auch der Grafschaft Burgund aufgehoben, und die Grafschaft Charolois sollte die Erzherzogin Margarethe und nach ihr der Kaiser, auf ihre beyderseitige Lebenszeit, mit aller Oberhoheit geniessen, hierauf aber diese an Frankreich zurückfallen. Alles, was Franz etwa noch im Mayländischen besässe, sollte er in sechs Wochen dem Kaiser abtreten, ingleichen die Grafschaft Asti und Barletta, nebst andern Plätzen, die er noch im Neapolitanischen im Besitz hätte, zurückgeben, und zu völliger Vertreibung der Venetianer aus diesem Königreich dem Kaiser einen monatlichen Beytrag von 30000 Thalern entrichten. Zugleich sollte das im Madrider

Frie-

Frieden errichtete Schutzbündniß blos auf die Länder, die ein jeder Theil vermöge desselben besitzt, gehen, Franz aber sich in die italienischen und teutschen Händel, zum Nachtheil des Kaisers, auf keine Art mischen. Es sollte auch die Vermählung des Königs mit des Kaisers Schwester, der verwitweten Königin Eleonore von Portugal, erfüllt, und das Heurathsgut an 200000 Thalern bezahlt werden. Ferner versprach Franz, dem Kaiser zu seiner Reise nach Italien auf fünf Monate lang zwölf Galeeren und noch acht andre Schiffe mit der Equipage und die im Madrider Frieden darzu bewilligten 200000 Thaler zu bezahlen, welche zur Vermehrung des Heurathsguthes der Königin Eleonore dienen sollten. Weiter wurden den niederländischen und französischen Unterthanen ihre bisher von dem König und dem Kaiser genossene Privilegien versichert, und Franz versprach, Roberten von der Mark zu Unternehmungen gegen das Herzogthum Bouillon, das der Kaiser dem Hochstift Lüttich geschenkt, keinen Beystand zu leisten. Endlich mußte sich Franz verpflichten, die Geburtsrechte und das Andenken des Herzogs und Konnetabels von Bourbon wieder herzustellen, und seinen Erben den Besitz aller seiner Güter, die er eingezogen hatte, wieder zu verleihen, auch alle französische Edelleute, die dem Konnetabel in seiner Verbannung gefolgt waren, zu entschädigen. Ingleichen sollte der Prinz Philibert von Chalons in sein Fürstenthum Oranien und in die demselben zustehende Oberhoheit wieder eingesetzt werden; und die Gemeinde von Florenz sollte sich in vier Monaten mit dem Kaiser vergleichen, aber sonst in diesem Frieden nicht mit begriffen seyn. Zuletzt erklärte der Kaiser den Herzog von Geldern, Karl'n von Egmond, für seinen Bundsgenossen, weil er sich seit dem Madrider Frieden mit ihm verglichen hätte. 1529

König

1529 König Franz beschwur und genehmigte zwar
Am 20. Okt. diesen harten Frieden zu Paris, und erfüllte ihn, wie er denn auch seine versprochene Vermählung mit der Königin Eleonore vollzog, und die zu Madrid und Kambray geschlossenen Verträge in diesem und im (am 4. Jul. 1530.) folgenden Jahr in seinen Parlamentshöfen registriren ließ. Es entledigte auch der Pabst durch eine Am 19. Nov. zu Bologna ausgestellte Bulle den König Franz von seinem geleisteten Krönungseid, nach welchem er (am 16. März 1530.) keine Krongüter veräussern durfte, und bestätigte eben daselbst im folgenden Jahr den Kambrayer Frieden, wie solches in einem Artickel desselben war beliebt worden, wobey er dem Kaiser und dem König die Beobachtung desselben unter den schärfsten Strafen anbefahl; und die Dispensation wegen der von beyden Monarchen wider die Veräusserung der Krongüter vormals geleisteten Eide, wiederholte. Allein, Franz ließ sehr bald seine Neigung, diesen Vertrag bey bequemen Gelegenheiten zu übertreten, blicken. Zum Beweis dienen seine, und auf seinen Befehl des Generalprokurators, noch in eben diesem Jahr, schriftlich abgefaßte, doch aus Furcht vor dem Kai-
Am 16. Nov. ser damals geheim gehaltene Protestationen, worinn er vorgab, er könne die Rechte auf Mayland, Asti und Genua seinen Kindern nicht vergeben.

Zu Kambray ward an eben dem Tag, da der Friede mit Frankreich unterzeichnet wurde, auch ein **Vergleich mit England** zu Stande gebracht. Heinrichs Bereitwilligkeit hierzu ist ein sicherer Beweis, daß Franz bey dem Friedensschluß in Absicht auf den König von England nicht so nachläßig gewesen, als gegen seine übrige Bundsgenossen, und jenem sowohl alle Schritte der Unterhandlung zu Kambray mag mitgetheilt, als auch ihn von der Nothwendigkeit überzeugt haben, den Frieden zu schliessen. Zum Glück für Franzen war Heinrich damals in ei-

ner

ner Lage, wo ihm die französische Freundschaft noth- 1529
wendig war, um der Macht des Kaisers das Gleich-
gewicht zu halten. Er wollte sich nämlich von Karls
Tante, Katharinen von Kastilien, scheiden lassen.
und da ihm der hierinn Anfangs günstige Pabst Kle-
mens nunmehr, wegen der mit dem Kaiser herzu-
stellenden Versöhnung, neue Hindernisse in den Weg
legte; so trat er ungeprüft allen Maasregeln Fran-
zens bey, um nur diesen zum Freund zu behalten.
Heinrich nahm die ihm an Frankreich angewiesene
Schuldforderung, die er an den Kaiser hatte, an.
Ja, er war so freygebig, daß er Franzen ein Ge-
schenk mit einer grossen Summe Geldes, als einen
brüderlichen Beytrag zur Bezahlung des Lösegeldes
seiner Söhne, machte, und noch eine andre ansehn-
liche Summe, die ihm Franz zur Einlösung des vom
Kaiser Maximilian an Heinrich den Siebenten für
50000 Thaler verpfändeten kostbaren Diamant, die
Lilienblume genannt, bezahlen sollte, dessen Sohn
und seinem Pathen, dem jungen Herzog Heinrich
von Orleans, schenkte.

So ward der Friede, nach einem Krieg, der
viele tausend Menschen weggerafft, den schönsten
Theil Europens verheert, die Hauptstadt Italiens
verwüstet, Frankreichs Ansehn geschwächt und die-
sen Staat in traurige Umstände versetzt hatte, wie-
der hergestellt.

Franz der Erste sah endlich nach so ausseror- 1530
dentlichen und fruchtlosen Versuchen seiner Vorgän-
ger und seiner eigenen Regierung ein, wie weit sicher-
rer, nothwendiger und rühmlicher es sey, die Ruhe
und Glückseligkeit der von seinen Vorgängern recht-
mäßig ererbten Staaten, die ohne jene unselige Krie-
ge zum Bewundern der übrigen europäischen Länder
würden geblühet haben, zu befördern, und das, was
er durch unzeitige Eifersucht und Eroberungsbegierde

ver-

1530 verdorben, einigermassen wieder gut zu machen. Auſſer andern dem Reiche vortheilhaften Anſtalten, wovon hernach das Vornehmſte angezeigt werden ſoll, bemühte ſich **Franz, Wiſſenſchaften und Künſte** empor zu bringen. Unter ſeinen nächſten Vorgängern lagen ſie ſehr danieder. Karl der Sechſte und der Siebente beſchützten die Muſen nur in ſo fern, als es die faſt unaufhörlichen Unruhen in dem Innern des Staats und die traurige Gemüthsverfaſſung des erſtern verſtattete. Ludwig der Eilfte begünſtigte zwar auch die Gelehrſamkeit und ihre Anbauer, und zog beſonders fremde Gelehrte ins Reich: aber er war doch zu ſehr mit ſeinen Staatsſtreichen beſchäftigt, als daß er unter die Muſageten könnte gerechnet werden. Karls des Achten kriegeriſche Seele dachte ſelten an die Ausbreitung nützlicher und verſchönernder Kenntniſſe. Ludwig der Zwölfte, oder vielmehr ſein Miniſter, der Kardinal von Amboiſe, leiſtete viel; durch verſchiedene Mittel ward der franzöſiſchen Nation Eifer für die Aufklärung des Verſtandes eingeflößt. Herbeygerufene Griechen und Italiener bewürkten den Anfang der Revolution des franzöſiſchen Geſchmacks; und Ludwig der Zwölfte kann immer als der würdige Vorläufer Franz des Erſten angeſehen werden. Dieſer Monarch erwarb ſich durch ſeine Liebe und durch ſeine Unterſtützung der Litteratur den Beynamen des **Vaters und Wiederherſtellers der Wiſſenſchaften in Frankreich.** Vor dem Kambrayer Frieden geſchah wenig: aber nachher ſuchte Franzens Seele, die über die erlittenen Demüthigungen tiefen Schmerz empfand, Erquickung und Troſt in dem Umgang mit den Muſen. Sein Hof wurde die Freyſtätte der Gelehrten; er erweiterte die **Univerſität zu Paris** mit dem **königlichen Kollegium**, und beſetzte es mit geſchickten Profeſſoren,

welche

welche Beredsamkeit, Philosophie, Mathematik, wie 1530
auch Hebräisch und Griechisch lehren mußten; der Geschmack an Litteratur breitete sich nun täglich weiter aus; die Sitten gewannen unvermerkt eine Anmuth, die man vorher nicht kannte; das Beyspiel des Königs und seines Hofs würkte mächtig; Marots naive Gedichte fanden bald Eingang; die Kollegien oder Gebäude der Universität zu Paris, die bisher sehr leer und vom jungen Adel fast gar nicht mehr besucht waren, wurden wieder bevölkert; die von Karl dem Fünften angelegte königliche Bibliothek wurde durch die Sorgfalt des berühmten Griechen, Johann Laskaris, den Franz an seinen Hof gezogen, mit neuen Denkmalen bereichert.

Durch die Lehrstellen der hebräischen und griechischen Sprache in dem königlichen Kollegium und an andern Orten des Königreichs wurde die damalige Theologie heller und geläutert. Die scholastischen Theologen widersetzten sich der Ausbreitung der hebräischen und griechischen Litteratur, aus Gründen, die ihrem bisherigen Ansehn vollends den Umsturz verursachten. Vor dem Pariser Parlament behaupteten sie, es wäre ganz gewiß um die Religion geschehn, wenn man Griechisch und Hebräisch lehre; das Ansehn der Vulgate müsse darunter leiden ꝛc. Klaudius Despence, einer der berühmtesten Theologen jener Zeit, der aber von seinen Mitbrüdern verfolgt wurde, weil er mehr verstand, als sie, versichert, daß man Anfangs für einen Ketzer gehalten wurde, wenn man ein wenig Griechisch und Hebräisch wußte. Der Juriste Konrad Heresbach erzählt, daß er von einem Mönch auf der Kanzel folgenden Unsinn gehöret habe: „Man hat nun eine „neue Sprache erfunden, die man die Griechische „nennet, für die man sich wohl zu hüten hat; denn „aus ihr entspringen lauter Ketzereyen. Ich sehe in

1530 „den Händen vieler Personen ein in dieser Sprache „geschriebenes Buch; man heißt es das neue Testa„ment, und ist voll von Dornen und Ottern. Was „aber die hebräische Sprache betrift, so werden alle, „die sie verstehen, sogleich zu Juden.„ Mit solcher Unwissenheit und mit der ihr verschwisterten Bosheit hatten damals die bessern Gelehrten zu kämpfen. Der König schützte sie; auswärtige Gelehrte, besonders der grosse Erasmus von Rotterdam, den Franz zu wiederholtenmahlen, aber vergebens, an sich zu ziehen suchte, trösteten und ermunterten sie; dadurch wurden sie in den Stand gesetzt, nach und nach zu triumphiren und in den Seelen der Franzosen licht aufzustecken.

Um die Verbesserung der **Rechtsgelehrsamkeit** und der **Gesetzgebung** hatte sich Franz nicht minder verdient gemacht. Die berühmte zu Villiers-Cotterets im Jahr 1539 gegebene Verordnung wäre allein schon hinreichend, seinen Ruhm dauerhaft zu erhalten. Denn durch sie ward das Proceßwesen auf einen andern Fuß gesetzt, und obgleich, der Absicht des Königs gemäß, die Processe nicht genug abgekürzt wurden, so währten sie doch nicht mehr so lange, als vorher. Ferner wurde durch diese Verordnung der Gebrauch des barbarischen Lateins in den öffentlichen Verordnungen und Urkunden aufgehoben. In Teutschland, Spanien und England war dies längst geschehen. Franz fand dabey einen doppelten Vortheil: einmal, die gerichtliche Sprache gewann mehr Deutlichkeit und Würde, und dann wurde dadurch eines von den Hindernissen, die sich der Ausbreitung der schönen Latinität widersetzten, aus dem Weg geräumt. Endlich wurden auch durch die Verordnung von 1539 die Gränzen zwischen der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit genauer bestimmt; denn seit der Zeit ward schär-

fer

fer darauf gesehen, daß die Klerisey keine Eingriffe 1530
in die Handlungen der weltlichen Richter thun durfte. — Die persönlichen Kriegsdienste der Geistlichen wurden durch ein Edikt vom vierten Julius 1541 ganz aufgehoben — Franz erneuerte die hohen Gerichtstage *). Diesen Namen führten eigentlich nur die Gerichtshaltungen in Champagne zur Zeit der Grafen, so wie diejenigen in der Normandie Echiquier genennt wurden. In der Folge wurde der Name der hohen Gerichtstage durch ganz Frankreich gewöhnlich. Man gab ihn gewissen feyerlichen Versammlungen, welche die Könige oder die Vasallen von Zeit zu Zeit in gewissen Städten ihrer Herrschaft hielten oder halten liessen, durch welche das Betragen der Richter, besonders in den entlegenern Provinzen, geprüft und Mißbräuchen vorgebeugt werden sollte. Seit Karl dem Siebenten waren diese heilsamen Sitzungen sehr selten gehalten worden: Franz der Erste machte sie gewöhnlicher. Das dazu verordnete Tribunal oder die Kommißion bestand aus Präsidenten, Requetenmeistern und Räthen des Parlaments, die durch offene Briefe des Königs ernennt wurden. Alle peinliche und bürgerliche Händel, die nicht unter sechshundert livres Renten oder zehntausend livres Kapital betrafen, wurden von ihnen geprüft und entschieden.

Ueberhaupt wuchs damals die Rechtswissenschaft in Frankreich ganz vorzüglich; man darf nur ihre Lehrer und Bearbeiter nennen, Alciat, Andreas Tiraqueau, Bartholomäus von Chasseneux oder Chassanée, Arnulf du Ferrier, vorzüglich aber der letztern Schüler Cujas, dieser berühmte aus Toulouse gebürtige Reformator der Rechtsgelehrsamkeit! Unter Franzens Regierung bildete sich auch der tugendhafte Kanzler Olivier

*) *Les Grands - Jours.*

1530 und sein eben so unvergeßlicher Freund, der Kanzler l'Hopital, der Sohn eines wegen der Verschwörung des Konnetabels von Bourbon verbannten Herrn, der deswegen bey aller Grösse seines Geistes Franzens Gunst nicht erlangen konnte, sondern erst unter den folgenden Regierungen glänzte.

Die Kriegswissenschaft mußte nothwendig unter einem König, wie Franz der Erste, vollkommener werden. Noch unter seiner Regierung litten die französischen Armeen Mangel an einer regelmäßigen Nationalinfanterie. Karl der Siebente hatte die Freyschützen gestiftet, und konnte in wenig Tagen über vierzigtausend Mann ziemlich gute Fußvölker aufbringen. Ludwig der Eilfte, statt diese Anstalt vollkommener zu machen, vernachläßigte sie, weil sie von seinem Vater herrührte, und bezahlte lieber die Schweitzer. Karl der Achte bediente sich ihrer gleichfalls; doch hatte er etwas französische Infanterie, besonders Gascogner. Als Ludwig der Eilfte mit den Schweitzern zerfallen war, nahm er Landsknechte oder teutsche Fußvölker in Sold, und vermehrte ein wenig die Nationalinfanterie. Franz der Erste bediente sich auch Anfangs, da er noch Feind der Schweitzer war, der Landsknechte; nach dem mit den Schweitzern geschlossenen ewigen Frieden nahm er zugleich Landsknechte und Schweitzer an, und verstärkte auch nebenher das französische Fußvolk. Durch die italienischen Kriege war bey der französischen Armee noch eine vierte Gattung von Infanterie entstanden, die in unregelmäßige Kompagnien abgetheilt war, und die man Avantüriers oder Freywillige nennte, die statt des Soldes vom Raube lebten, und eine Pest der Menschheit waren. Franzen kostete es viele Mühe, sie wieder auszurotten. Im Jahr 1533 ward ein neuer Plan zur Errichtung einer regelmäßigen Nationalinfanterie entworfen,

worfen, nach welchem die bisher unordentlich ver- 1530
theilten Infanteristen in ordentliche Legionen, nach dem Muster der römischen, geordnet wurden. Es waren dieser Legionen sieben, und wenn man die in Güyenne zur Vertheidigung der Gränzplätze gegen Spanien errichtete darzurechnet, acht, jede zu sechstausend Mann, welche in sechs Kompagnien abgetheilt waren, wovon jede durch einen Kapitän, zween Lieutenants und zween Fähndriche angeführt wurde. Jeder Kapitän mußte genaue Musterrollen von seiner Kompagnie halten, wodurch man in den Stand gesetzt ward, die Legionen in kurzer Zeit zu versammlen und marschiren zu lassen. Es wurden diesen Legionen eben die Privilegien bewilliget, die ehedem die Freyschützen genossen. Bey Gelegenheit der Errichtung dieser Legionen, die übrigens nicht lange Bestand hatten, kam eine Schrift über die Kriegszucht heraus, die hochgeschätzt und von einigen Franzen selbst beygelegt wurde. Die Artillerie wurde ein wenig vollkommener, wenigstens vermehrte man sie, je häufiger man einsah, daß persönliche Stärke und Tapferkeit nicht mehr so viel auszurichten vermochte, als ehedem. Galiot von Genouillac hatte sich in diesem Fache die größten Verdienste erworben; durch die von ihm herrührende Vervollkommnung des groben Geschützes verlohr sich nach und nach der Gebrauch der Kriegsmaschinen. Eben deswegen hörte unter dieser Regierung die sonst wichtige Würde eines **Grandmaitre des Arbaletriers** auf, und man hatte in der Folge lauter **Grandsmaitres de l' Artillerie** oder **Generalfeldzeugmeister.**

Unter Franzens Vorgängern kam das **französische Seewesen** fast in gar keine Betrachtung. Man hatte bisher keine beständig unterhaltene Marine; Klaudius von Seyssel, Franzens Requetenmeister, that den ersten Vorschlag dazu, der aber

1530 Anfangs verworfen wurde. Ein schottischer Bischof ermunterte den König im Jahr 1522 aufs neue: aber erst die Nothwendigkeit, mit Seefahrenden Nationen Krieg zu führen, bewegte Franzen, diesen Rathschlägen und Ermunterungen zu folgen, und die Zahl seiner Galeeren im Mittelländischen Meer zu vergrössern; wozu Andreas Doria das meiste beygetragen. Noch hatte es aber im grossen Weltmeer an einer Marine gefehlt; Franz ließ deswegen in den Bretagnischen Seehäfen Gallionen von einer neuen Art, mit Segeln und Rudern bauen, welche stärker, als die gewöhnlichen Galeeren waren, und den Stürmen des Oceans stärkern Widerstand thun konnten. Der Hafen bey Havre de Grace, den Franz der Erste machen ließ, war der gewöhnliche Sammelplatz der Flotten. Ueberhaupt aber kamen die damaligen Kriegsschiffe, so sehr sie auch von den gleichzeitigen Schriftstellern bewundert werden, mit der Grösse und Stärke der heutigen in keine Vergleichung; oft mußten blosse Kauffahrteyschiffe und Barken den Kriegsflotten Ansehn geben helfen. Vor Franzen, und noch unter einem Theil der Regierung dieses Königs, gab es in Frankreich keine königliche Marine, sondern man miethete und bewaffnete zu Kriegszeiten theils die Schiffe der Kaufleute in den Seeplätzen, theils die Schiffe fremder Nationen, als der Norweger, der Spanier, der Portugiesen, besonders der Genueser. Als sich diese letztern der Oberhoheit Frankreichs entzogen hatten, so sah man sich genöthiget, eine Nationalmarine, eine beständig daurende Flotte, die jederzeit zum Dienst des Königs oder des Staats bereit lag, zu errichten. Zu dem Ende wurden, ausser den Galeeren, grosse runde Schiffe gebauet, die damals die eigentlichen Kriegsschiffe ausmachten: aber freylich war diese Seemacht, in Vergleichung mit andern Seemächten,

ten, unter Franzens Regierung noch sehr schwach, 1530
und mußte allemal durch Schiffe von Privatperso-
nen vergrössert werden. Die Bewaffnung der
Schiffe war auch noch nicht sonderlich; man wagte
es noch nicht, viele Kanonen darauf zu bringen.
Du Bellai bemerkt es als etwas ausserordentliches,
daß im Jahr 1545 von zwo Flotten, jede von hun-
dert Segeln, bey einer zweystündigen Kanonade, so-
wohl auf der einen als auf der andern Seite, ohnge-
fähr dreyhundert Schüsse geschehen wären. — Zu
Kriegszeiten gab es auch damals eine Menge von
Freybeutern.

Weil nach der im Jahr 1492 geschehenen Ent-
deckung des neuen Erdtheils, den man Amerika nen-
net, alle seefahrende Nationen sich bestrebten, Be-
sitzthümer daselbst zu erlangen; so schickte auch Franz
seine Unterthanen aus, um neue Landschaften zu su-
chen und zu besetzen. Johann Verazaja, ein
Florentiner, der in seine Dienste getreten war, mach-
te in Nordamerika einige Entdeckungen, die in den
Jahren 1534 und 1535 weiter getrieben wurden,
durch einen Seefahrer aus St. Malo, mit Namen
Jakob Cartier, welcher in den Meerbusen, dem
er den Namen St. Lorenz *) gab, eindrang und
mehr Inseln entdeckte. Im Jahr 1541 errichtete
Johann Franz de la Roque, Herr von Rober-
val, ein Edelmann aus der Picardie, in Begleitung
des eben gedachten Cartier eine Niederlage auf der
Königs-Insel **). Von da aus schickte er einen
seiner Steuermänner, mit Namen Alphons aus
Saintonge, ab, den nördlichen Theil von Canada
zu besichtigen. Die übrigen Entdeckungen der Fran-
zosen in Amerika und ihre völlige Niederlassung da-

*) Weil dies am Lorenztag den 10ten August (1531) geschah.

**) *Isle Royale.*

1530 selbst, geschahen unter den folgenden Regierungen: aber unter Franzen ward der Anfang dazu gemacht.

Die **Handlung** war unter Franzens Regierung in einer traurigen Verfassung, weil durchgehends der kriegerische Geist herrschte, und man in dem Wahn stand, dieser würde durch den Handel geschwächt. Der König und seine Minister bekümmerten sich so wenig um diesen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung, daß die Kaufleute thun konnten, was ihnen beliebte, und die Unterthanen durch verfälschte Waaren geschwächt und hingerichtet wurden. Einen Handlungsvertrag mit Schweden zu schliessen, wie Gustav Wasa im Jahr 1541 dem französischen Hof antragen ließ, hielt man für überflüßig, wo nicht gar für lächerlich.

Die **Finanzen** befanden sich während der ersten Regierungsjahre Franz des Ersten in sehr schlechten Umständen. Die ganze Wachsamkeit des verdienten Semblancai vermochte nichts wider die Habsucht der Herzogin von Angouleme und wider die Verschwendung eines jungen verliebten Königs. Als die Herzogin den bisherigen Oberaufseher der Finanzen, den Herrn von Semblancai, gestürzt und ums Leben gebracht hatte, wurde die Verwirrung immer gröſſer, und man fühlte sie hauptsächlich in den letzten bisher beschriebenen Kriegen. Wie viel Unglück wäre unterblieben, wenn Franz seine Soldaten immer ordentlich hätte bezahlen können! Die meisten Briefe seiner Generale sind mit Klagen über die Verzögerung der Gelder für die Schweitzer, Landsknechte und Gascogner angefüllt. Diese Klagen waren oft sehr bitter, und fruchteten dennoch in vielen Fällen gar nichts. Erst nach dem Kambrayer Frieden, noch mehr aber nach dem Tode der Herzogin von Angouleme, wurden die Finanzen, besonders durch die Strenge des Oberaufsehers Mont-

morem-

morenci, wieder auf einen guten Fuß gesetzt, und Franz selbst wurde so wirthschaftlich, daß die folgenden Kriege keine so schlimme Wirkungen hervorbringen konnten, als die kriegerische Zeit von 1521 bis 1529. 1530

Es wäre unverzeihlich, wenn wir nicht auch Franzens Bemühung, sein Reich durch schöne Künste zu veredeln und zu verschönern, berührten. Unter der Regierung Pabsts Leo des Zehnten genossen die Künstler einer goldenen Zeit; die strenge Oekonomie Adrians des Sechsten und die Gleichgültigkeit Klemens des Siebenten und Pauls des Dritten, machten sie verdrießlich; es fiel also Franzen um so viel leichter, viele derselben an sich zu ziehen. Auf seine Einladung kamen Mahler, Bildhauer und Baumeister aus Italien. Nun wurden gebauet, oder ausgebessert und verschönert: **Fontainebleau, St. Germain en Laye, Chambord, Follembrai, Villers-Cotterets.** Franz fieng das jetzige **Louvre** an, befestigte **Havre de Grace**, baute das sogenannte Schloß **Madrid** in dem Wald bey Boulogne.

Franz wollte durch seine Wohlthaten den berühmten Mahler **Julius Romanus** von der römischen Schule nach Frankreich locken; mit dem Florentiner **Leonhard da Vinci** gelung es ihm besser. Diesen Künstler schätzte Franz sehr hoch, bezahlte seine Arbeiten theuer, und nahm ihn, als er krank war, in seine Arme, in denen er auch starb. **Andreas del Sarto** kam auch nach Frankreich, mißbrauchte aber Franzens Zutrauen, indem er eine beträchtliche Summe, für die er in Italien Gemählde und Antiken kaufen sollte, verschwendete. **Roux** war Baumeister, Dichter, Tonkünstler, Redner und Mahler, und gefiel aller dieser Eigenschaften

1530 wegen Franzen um so viel mehr; er ward von ihm zum Oberaufseher aller Arbeiten zu Fontainebleau ernannt; er ließ daselbst die grosse Gallerie errichten, die er mit mancherley Verzierungen versah, besonders mit Gemählden, welche die vornehmsten Handlungen des Königs vorstellten. Dieser Prinz überhäufte ihn mit Wohlthaten, so daß er prächtig leben konnte. Da er auf sein Ansehn sehr eifersüchtig war, so verliessen seinetwegen einige Künstler Frankreich wieder. Der berühmte **Primatice** gehört unter diese Zahl; er kam aber nach dieses Nebenbuhlers Tode wieder nach Frankreich, versah die königlichen Schlösser mit vielen Kunstwerken, verfertigte die Risse zu verschiedenen berühmten Gebäuden, und zu den Grabmählern Franz des Ersten und Heinrichs des Zweeten. Rour und Primatice bildeten unter den Franzosen Schüler, woraus nach und nach die sogenannte Französische Schule entstanden.

Zween Genueser, **Stephan Turquet** und **Bartholomäus Narris** legten im Jahr 1536 den ersten Grund zu den **Seidenmanufakturen** in der Stadt Lyon.

Die **Buchdruckerkunst** wuchs unter den Händen Heinrichs und **Roberts Stephan.** Ihnen, Scaligern und vielen andern Gelehrten haben die **Grammatik, Kritick** und **Philologie** nicht wenig zu danken. Nicht eben so viel gewann die **Geschichte.** Auser einer im treuherzigsten Ton abgefaßten Geschichte des Ritters Bayard, von dessen Sekretar, ausser den auch angenehmen, aber minder interessanten Memoiren des Marschalls von Fleuranges, und ausser den Memoiren der Brüder Wilhelm und Martin du Bellai = langei, die für Franzens Geschichte fast eben das sind, was Süllis Memoiren für die Geschichte Heinrichs des Vierten;

also ausser diesen Geschichtbüchern läßt sich nicht wohl 1530
ein andres der Unsterblichkeit würdiges aus diesem Zeitalter anführen. Von der grossen Manier des gleichzeitigen Sleidan und Guicciardini sind die genannten Historiker dennoch weit entfernt.

Meisterstücke der **Beredsamkeit**, besonders in französischer Sprache, lassen sich fast gar nicht anführen. Doch waren du **Prat**, **Payet**, **Monthelon**, **Marillac** für jene Zeit grosse gerichtliche Redner. Sonst mußte sich die Beredsamkeit, so wie die **Poesie**, in mancherley kindische und abgeschmackte Formen zwingen lassen. Während Franzens Regierung, ja während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts lassen sich blos **Marots** Gedichte, als vorzügliche nennen. Seine Vorgänger und Zeitgenossen waren allzunaiv; er setzte der Naivetät gewisse Schranken und war mit etwas mehr Anstand naiv; das ist sein ganzes Verdienst. Immer genug! Es war ein Schritt zur Vervollkommnung der französischen Sprache, und zugleich zur Verfeinerung der Sitten. Edel, stark, erhaben, konnte Marot nicht sprechen. Ihm gelungen also nur kleinere poetische Stücke, Erzählungen, Sinngedichte, Madrigale ꝛc. Sein Ausdruck paßte so natürlich zu solchen witzigen Kleinigkeiten, daß man lange glaubte, anders könne und dürfe man sie nicht einkleiden. Aber es ist keine Seite in seinen Werken ohne wenigstens Ein Beyspiel des falschen Geschmacks.

Franz der Erste war selbst **Dichter**, vielleicht nicht schlechter als Marot; so urtheilt Gaillard nach einer Sammlung von dessen Gedichten, die in der königlichen Bibliothek zu Paris handschriftlich verwahrt werden, und woraus er einige Proben mittheilt.

Unter

1530 Unter den damaligen prosaischen Schriftstellern zeichnete sich **Rabelais** aus, dessen Werke, ohngeachtet der oft unverständlichen Allegorien, noch immer von offenen Köpfen geschätzt und gelesen werden; nicht viel weniger die Novellen oder Erzählungen der Königin von **Navarra** und ihres Kammerdieners **Bonaventura des Perriers.**

1531 Während der Ruhe, die Frankreich nach dem Frie-
Am 22. den zu Kambray genoß, starb die Mutter des Kö-
Sept. nigs, **Louise von Savoyen**, Herzogin von Angouleme, deren Andenken die Franzosen hassen, weil sie durch ihren Eigensinn und durch ihre Habsucht und Herrschbegierde den Staat würklich in vielfältiges Unglück gestürzt hat, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß sie auf der andern Seite manches Gute gestiftet, und besonders während ihrer zwoen Regentschaften und bey dem letzten Friedensschluß grosse Einsichten in die Staatsgeschäfte, und nicht gemeine Standhaftigkeit und Klugheit bewiesen hat. Sie hinterließ an baarem Gelde vierzehn bis funfzehnhunderttausend Thaler, eine für jene Zeit ausserordentliche Summe.

1532 In dem darauf folgenden Jahr brachte Franz der Erste eine Sache zu Stande, worüber er öfters mit seiner Mutter und mit seinen Ministern berathschlaget hatte, die auch für den Ruhestand des Staats von höchster Wichtigkeit war. Sie betraf die völlige **Vereinigung des Herzogthums Bretagne mit der Krone** *). Gewiß war es, daß

*) Mit Provence, worauf die Herzoge von Lothringen seit Ludwigs des Eilften Regierung Ansprüche machten, war dies bereits geschehen. Die Bestätigungsbriefe über die Vereinigung dieser Provinz mit der Krone waren schon im April 1515 ausgefertiget worden.

daß die Herzogin Anne in ihrem Ehevertrag mit 1532
Karl dem Achten ihm und seinen Nachfolgern ihr Herzogthum geschenkt hatte. Diese Schenkung war auch im Vermählungsvertrag dieser Fürstin mit Ludwig dem Zwölften unter der Einschränkung bestätiget, daß, wenn aus ihrer Ehe keine Kinder gezeugt würden, oder vorhanden seyn sollten, die nächsten Verwandten die Nachfolge im Herzogthum behielten. Dies betraf das Haus **Rohan**, indem Johann der Zweete, Vicomte von Rohan, und Graf von Porhoet, mit Marien, der zwoten Tochter Herzogs Franz des Ersten, vermählt gewesen war. Dergestalt ward bey Annens ermangelnden Erben das Herzogthum wieder von der Krone getrennt. Ausser dieser Ungelegenheit war die Klausel des erstern Vertrags, die im zweeten bestätiget ward, den bretagnischen Gebräuchen zuwider, welche dergleichen Schenkung zwischen Mann und Frau nicht gestatten. Ueberdies legte sich der König unter andern den Titel eines Besitzers des Nießbrauchs dieses Landes bey, da doch eben diese Gewohnheiten dem Ehemann den Nießbrauch der mütterlichen Güter untersagten. Diesem nach konnte sichs zutragen, daß die Seitenverwandten des Hauses Bretagne aus diesen Ursachen in dem Vertrag Nichtigkeiten aufsuchen und durch Beystand fremder Mächte Frankreich verderbliche Kriege erregen könnten. Franz war daher ernstlich darauf bedacht, diesen Schwierigkeiten vorzubeugen, brachte auch im Staatsrath viele Auswege darüber in Vorschlag, und that um deren Vollziehung willen selbst eine Reise nach Bretagne. Als der bretagnische Parlamentspräsident, Ludwig des Deserts, den Kanzler du Prat besuchte, unterredeten sie sich lange von dieser Angelegenheit, und der Kanzler zeigte ihm an, was im Staatsrath war überlegt worden, theilte ihm die von ihm darüber aufgesetzten Schriften mit,

und

1532 und entdeckte ihm die Mittel, durch die der König seine Absichten zu erreichen hoffte. Der Präsident las alles, und versicherte hierauf den Kanzler, man habe des rechten und zwar des einzigen Wegs verfehlt, welcher darinn bestehe, daß man die bretagnischen Stände bewegen müsse, den König um die beständige Vereinigung des Herzogthums mit der Krone zu ersuchen; es wäre leicht, setzte er hinzu, die vornehmsten Glieder der Stände zu gewinnen, deren Stimmen die übrigen zu folgen pflegten. Nunmehr hielt man sich blos an dieses Mittel, brachte es in Ausübung, und gelangte nach einigen Schwierigkeiten würklich zum Zweck. Der König ließ sogleich eine Urkunde ausfertigen, worinn er sich **Genußinhaber des Landes und Herzogthums Bretagne, Vater und rechtmäßigen Verweser der Güter seines werthen und vielgeliebten Sohns, des Dauphin, Herzogs und Eigenthumsherrn besagten Landes und Herzogthums**, nennet. Dieses Urkunde enthielt die Bittschrift der bretagnischen Stände um die Vereinigung, worinn auch gebeten war, daß der Dauphin seinen Einzug in Rennes als Herzog von Bretagne halten möchte. Es wurden darinn auch alle dieser Vereinigung entgegenstehende Urkunden aufgehoben; sie untersagte allen denen, die den Namen von Bretagne führten, weil sie von der weiblichen Linie des herzoglichen Hauses abstammten, den Gebrauch des Titels und des völligen Wappens von Bretagne; besonders ward verordnet, daß die unächten Abkömmlinge des Hauses Bretagne ihre Wappen durch einen Queerbalkenstreif bezeichnen sollten, welches der gewöhnliche Unterschied der natürlichen Söhne war.

Im Aug.

So vortheilhaft nun diese Vereinigung war, so that doch das Pariser Parlament dem König Vorstellungen wegen des Titels: **Eigenthumsherr**

des

des Herzogthums Bretagne, den man dem 1532
Dauphin beylegte, und dem König nur den Titel: Genußinhaber, überließ. Man stellte vor, daß dergleichen Klausel den Reichsgesetzen und Gewohnheiten entgegen stehe, nach welchen das Kroneigenthum nicht veräussert und den Kindern von Frankreich anders nicht, als ein Leibgeding, nicht aber zum Voraus, als eine Erbschaft überlassen werden könne. Das Parlament schickte auch eine nach dieser Aenderung eingerichtete Vorschrift an den König, wornach, wie es ansuchte, die Urkunde eingerichtet werden müßte. Aber Franz fand nicht für rathsam, daß, bey gegenwärtigen Umständen, etwas dazwischen gelegt würde, folglich blieb die Urkunde, wie sie vorhin war ausgestellt worden. Der Dauphin ward hernach würklich zu Rennes als Herzog von Am 14.
Bretagne gekrönt, und er hatte, als solcher, seit der Aug.
Zeit stets sein besonderes Siegel und seinen besondern Kanzler.

In Teutschland war unterdes von den protestantischen Fürsten und Ständen der berühmte Bund zu Schmalkalden geschlossen worden. Von da aus hatten sie Schreiben an die Könige von Frank- (im
reich und England ergehen lassen, worinn sie ihr bis- Febr.
heriges Verfahren rechtfertigten, die Verläumdun- 1531.)
gen, die man gegen sie in beyden Reichen verbreitet, widerlegten, und baten, den Kaiser zu bewegen, daß ein freyes christliches Koncilium gehalten, und der Streit nicht durch die Waffen möchte beygelegt werden. Beyde Könige antworteten sehr freundschaft- (am
lich; und Franz besonders versicherte, es sey ihm 21 Apr.
lieb, daß die Evangelischen ein Koncilium verlang- 1531.)
ten, als welches er auch für nöthig und nützlich hielte; den Verläumdungen ihrer Feinde habe er nicht geglaubt, zumahl da schon von Alters her zwischen den Königen von Frankreich und den teutschen Für-

sten

1532 sten Verwandtschaft und Freundschaft gewesen sey. Dadurch wurden diese veranlaßt, Franzen zu einem Bündniß mit ihnen zu bewegen, der es aber An-
(1533) fangs ablehnte, und dasselbe erst in der Folge zu Eßlingen eingieng. Er trug auch durch seinen Gesandten in Teutschland, Wilhelm du Bellai-Langei, zur Aufhebung des schwäbischen Bundes, und eben dadurch, wie auch durch vorgeschossene Geldsummen, zur Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich in Würtemberg, nicht wenig bey. An den italienischen und andern Höfen wurden häufige Unterhandlungen getrieben, und Anträge zu Bündnissen gemacht. Dies alles machte dem Kaiser viele Unruhe, und er schickte überall Gesandte hin, die den Französischen zuwider handeln mußten. Mit dem König von Frankreich selbst trieb er häufige Unterhandlungen, äusserte Versprechungen und Hoffnungen, ohne jedoch etwas zu erfüllen, blos in der Absicht, andre Fürsten gegen Frankreich mißtrauisch zu machen. Am meisten schwebte der Pabst in Unruhe über die öftern Gesandschaften der beyden Monarchen. Er ließ sogar den Kaiser fragen, ob er etwan gesonnen sey, Mayland an Frankreich zu überlassen, und beklagte sich zugleich beym König, daß er in beständiger Unterhandlung mit dem Kaiser, ohne ihm etwas davon zu entdecken, begriffen sey. Der Kaiser ließ ihn versichern, er würde nie den Fehler begehen, den Franzosen den Weg nach Italien, woraus er sie mit so vieler Mühe getrieben, wieder zu öffnen; und der König erklärte ihm, daß nur bisher allgemeine Vorschläge geschehen wären, und daß er ohne seine Zuziehung nichts Wichtiges mit dem Kaiser beschliessen würde. In der That lieffen auch alle diese Hin- und Herreisen der Gesandten beyder Theile auf nichts hinaus, und Franz, welcher des Kaisers Hinterlist merkte, ließ ihm melden, daß ohne eine mündliche

Unter-

Unterredung zwischen ihnen selbst schwerlich etwas 1532
Erhebliches zu Stande kommen werde. Karl, der weniger Verlangen nach einer persönlichen Zusammenkunft hegte, als Franz, schützte die Unmöglichkeit vor, versprach, zu einer andern Zeit das Verlangen des Königs zu erfüllen, und meldete ihm, daß er im Begriff sey, ein ansehnliches Heer gegen die Türken, die mit einer neuen Belagerung der Stadt Wien drohten, zu schicken, wobey er hoffte, der König werde ihm bey diesem Unternehmen keine Hindernisse erwecken. Franz erwiederte, er werde vielmehr alles beytragen, was zur Unterstützung des Kaisers gegen die Türken dienen könnte, ließ hernach dem Pabst einen allgemeinen Bund der christlichen Fürsten wider Soliman vorschlagen, und errichtete in dieser Absicht mit dem König von England, der sich selbst nach Boulogne begeben und mit Franzen Unterredung gehalten hatte, würklich ein solches Bündniß: aber freylich erst dann, als die Gefahr Am 28. Oktob.
schon vorbey war: denn schon im September hatte das kaiserliche Heer, welches durch die protestantischen Reichsfürsten eifrigst war verstärkt worden, sich den Türken so furchtbar gemacht, daß sie sich über die Drau und Sau zurückziehen mußten.

Die Könige von **Frankreich** und **England** hatten bey ihrer Zusammenkunft zu Boulogne und zu Calais ihre alten Bündnisse erneuert, und verschiedene Abreden wegen des **Kaisers** und des **Pabsts** mit einander genommen. Weil sie auch erfuhren, daß der Kaiser Willens sey, nach Italien zu reisen, und sich mit dem Pabst zu unterreden; so schickte Franz die Kardinäle Tournon und Grammont eilends ab, mit Befehl, dem Kaiser, der schon zu Genua war, wo möglich, zuvorzukommen, und den Pabst durch Bitten und Drohen abzuhalten, daß er nichts wider den Vortheil beyder Kronen einge-

1532 hen möchte; sie sollten ihm ferner lebhaft vorstellen, was er wagen würde, wenn er zween so mächtige Fürsten zu einer Zeit beleidigte, da ein Theil des teutschen Reichs, der Schweitz und die nordischen Reiche sich der Gewalt der römischen Kirche entzogen hätten, und endlich sollten sie ihm noch einmal — denn schon vorher waren deshalb Unterhandlungen gehalten worden — zureden, mit dem König, ihrem Herrn, an einem selbstbeliebigen Ort zusammenzukommen. Durch einen Kourier ließ der König seinem Gesandten zu Rom, Herrn von Dinteville, Bischof von Auxerre, vorläufig Nachricht von diesen Maasregeln geben, um benöthigten Falls Gebrauch davon zu machen. Der Kaiser hatte schon
im Dec. mit dem Pabst zu Bologna seine Unterhandlungen angefangen, als die französischen Kardinäle daselbst ankamen. Die Unterredungen des Kaisers mit dem Pabst betrafen hauptsächlich die Ausschreibung eines Konciliums, die Errichtung eines Bündnisses zu Italiens Schutz, und die Ehescheidungssache des Königs von England. Der zweete Punkt, der eigentlich nur hierher gehört, war leichter und geschwinder abgemacht, als die beyden andern. Um sich nämlich des Besitzes seiner italienischen Staaten gegen die zu besorgenden Angriffe des Königs von Frankreich zu versichern, ohne jedoch eine beständige Armee daselbst unterhalten zu müssen, that Kaiser Karl dem Pabst und den übrigen Mächten Italiens den Vorschlag, ein Bündniß gegen alle, die ihre Ruhe stöhren würden, zu errichten. Bey dem ersten Anblick eines Feindes sollte eine Armee geworben und auf gemeinschaftliche Kosten besoldet werden, der kriegserfahrne Anton von Leyva aber sollte den Oberbefehl darüber führen. Pabst Klemens ließ sich dies um so mehr gefallen, weil er dadurch Italien von den alten teutschen und spanischen Soldaten,

daten, die dieses land so lange gedrückt hatten, und 1532
dasselbe noch immer unter dem Joche des Kaisers
hielten, zu befreyen hoffte. Es ward also eine Li- 1533
gue geschlossen, oder vielmehr das vor drey Jahren Am 24.
errichtete Bündniß erneuert und auf anderthalb Jah- Febr.
re verlängert, woran der Kaiser, der Pabst, und
alle italienische Fürsten und Republiken, bis auf
Venedig, Antheil nahmen.

Die französischen Gesandten protestirten hef-
tig gegen diesen Bund; allein der Pabst ersuchte sie,
keine allzugrosse Bewegungen dagegen zu machen,
indem derselbe doch nicht von langer Dauer seyn
würde; wie denn der Pabst würklich aus keiner auf-
richtigen Neigung gegen den Kaiser das Bündniß
stiften half. Um den Pabst desto mehr zu gewin-
nen, trug ihm Franz eine Vermählung zwischen sei-
nem zweeten Prinzen, dem Herzog Heinrich von
Orleans, und der Katharine von Medici, einer
Nichte des Pabsts und Tochter Lorenzens von Me-
dici, Herzogs von Urbino, und zugleich eine persön-
liche Zusammenkunft zu Marseille an. Diese Lock-
speise reitzte den Pabst, der auf die Erhöhung des
Glanzes seiner Familie bedacht war, so sehr, daß er
darein willigte, nachdem er durch die von den fran-
zösischen Gesandten vorgezeigte Vollmacht zu dem
vorgeschlagenen Vermählungstraktat, von der Rich-
tigkeit der Anerbietung des Königs von Frankreich
war überzeugt worden. Er erbot sich noch überdies,
seiner Nichte Katharine zum Brautschatz die Inve-
stitur über sehr beträchtliche länder in Italien zu ge-
ben; ja er schien sogar bereitwillig zur Ausführung
der französischen Ansprüche an italienische länder.
Dem Kaiser blieben diese Ränke seines Rivals nicht
verborgen, und er suchte ihnen dadurch vorzubeugen,
daß er dem Pabst versprechen ließ, die vorher getrof-
fene Eheberedung seiner Nichte, der dänischen Prin-

1533 zessin Christine mit dem Herzog Franz Sforza von Mayland, wieder aufzuheben, und dagegen diesen anzuhalten, des Pabsts Nichte, Katharine von Medici, zu heurathen. Allein, dies machte keinen Eindruck auf den Pabst, den die schimmernde Ehre, das kaufmännisch-medicische Geblüt mit dem ächten königlich französischen vermischt zu sehen, allzusehr geblendet hatte. So empfindlich es also auch dem Kaiser fiel, daß der Pabst, den er zweymal in seinen Staaten selbst besucht hatte, seinem Nebenbuhler ein Merkmahl einer so vorzüglichen Achtung geben wollte, um bey demselben einen Besuch in seinem Reich abzustatten, und zu dem Ende bey sehr unbequemer Jahrszeit eine Reise über die See vorzunehmen; so gieng sie doch vor sich, und **Klemens** mit seiner dreyzehnjährigen Nichte, und **Franz** mit seinem funfzehnjährigen Prinzen kamen zu **Marseille** zusammen, und gaben einander Beweise eines vollkommenen Vertrauens. Es ward auch daselbst der **Heurathsvertrag** zwischen dem **Herzog Heinrich von Orleans** und zwischen **Katharinen von Medici** geschlossen und hierauf gleich die Vermählung vollzogen, die aber in der Folge für Frankreich sehr nachtheilig wurde, indem diese Katharine von Medici durch die damals nicht vermuthete Thronbesteigung ihres Gemahls Königin wurde, und unter der Regierung ihrer Söhne das Königreich in die größten Verwirrungen und innerlichen Unruhen, durch ihre bigotten und blutdürstigen Anschläge gestürzt hat. Zu Marseille wurde mit dem Pabst weiter heimlich verabredet, daß in Ansehung dieser Vermählung dem Herzog von Orleans, dem sein Vater alle seine Ansprüche in Italien abtreten wollte, die Herzogthümer Mayland und Urbino, nebst Reggio, Modena, Rubiera, Pisa, Livorno, Parma und Piacenza, verschafft werden sollten.

Im Oktob.

Am 27. Oktob.

Die

Die Hoffnung, dieses Vorhaben zu Stande zu brin- 1533
gen, gründete man auf die Zertheilung der kaiserlichen Macht, welche nicht allein der türkische Kaiser durch seine Einfälle in Ungern und Oestreich, sondern auch der Seeräuber **Chairodin Barbarossa** veranlassen sollte, welcher letztere sich zu Algier zu setzen suchte, von da aus er die spanischen und italienischen Küsten beständig beunruhigen konnte, wie er denn die Insel Minorka gänzlich ausplünderte. Um aber dem Kaiser keine Ursachen zu klagen zu geben, ward über das heimlich Verabredete kein feyerlicher Vertrag zwischen dem Pabst und dem König von Frankreich geschlossen. Ja, selbst in dem Heurathsvertrag mußte Katharine von Medici allen ihren Rechten und Ansprüchen in Italien, nur die auf das Herzogthum Urbino ausgenommen, zum äusserlichen Schein auf das feyerlichste entsagen.

Ausser dem Beystand, den sich nunmehr König Franz von dem mit ihm verbundenen Pabst Klemens versprechen konnte, fuhr man französischer Seits unermüdet fort, dem Kaiser Feinde zu erwecken, und ihn in viele Verdrießlichkeiten zu verflechten, um alsdann desto bequemer die Absichten auf Italien ausführen zu können. Die ersten Unternehmungen richtete man gegen die Herzoge von **Savoyen** und **Mayland**. Der letztere, der zwar Karl'n den Besitz seines Herzogthums zu danken, aber doch unter so harten Bedingungen erhalten hatte, daß er dadurch nicht blos ein Vasall des Reichs, sondern würklich ein zinsbarer Unterthan des Kaisers geworden war, Franz Sforza, sage ich, hatte sich mit dem König von Frankreich in geheime Unterhandlungen, deren eigentlichen Gang man noch nicht weiß, eingelassen. Man glaubt oder muthmasset, der französische Hof habe ihm Vorschläge zur Abwerfung des kaiserlichen Jochs gethan; dies sey durch

1533 einen mayländischen Edelmann, mit Namen Maraviglia, oder, wie ihn die französischen Geschichtschreiber nennen, Merveille, der unter Ludwig dem Zwölften nach Frankreich gekommen war, und durch die Wohlthaten dieses Königs und seines Nachfolgers, Franz, ein ansehnliches Vermögen erlangt hatte, geschehen. Maraviglia ward würklich zur Fortsetzung der Unterhandlungen des französischen Hofes bey Franz Sforza nach Mayland geschickt, unter dem Vorwand, seine Freunde zu besuchen, aber in der That mit Beglaubigungsschreiben von dem König, worinn er ihn für seinen Gesandten erklärte. Die Geschäfte wurden sehr heimlich getrieben: dennoch erfuhr es der Kaiser, und drohte deswegen dem Herzog Franz Sforza in einem so hohen Ton, daß dieser aus knechtischer Furcht vor Karln und zu dessen Besänftigung, den französischen Gesandten arglistig in eine Zänkerey verwickelte, die ein mayländischer Edelmann, mit Namen Castiglione, durch seine Bediente mit den Bedienten des Maraviglia anfangen ließ, wodurch es endlich dahin kam, daß Castiglione durch die Bedienten des Maraviglia — andre sagen, durch diesen selbst — entleibt wurde. Sogleich befahl der Magistrat in Mayland, den Maraviglia vorher vergebens gegen Castiglione um Beystand gebeten hatte, den französischen Gesandten gefangen zu nehmen. Man stellte ihn vor Gericht, sprach ihm das Todesurtheil und schlug ihm den Kopf ab. Franz, erstaunt über diesen Frevel gegen einen Charakter, der selbst unter den rohesten Nationen für heilig gehalten wird, und wütend über die der Würde seiner Krone zugefügte Beschimpfung, drohte dem Herzog mit den Würkungen seines Zorns, und beklagte sich über den Kaiser, den er als den wahren Urheber dieser unerhörten Beleidigung ansahe. Da ihm aber keiner von beyden

Ge-

Genugthuung gab, berief er sich auf alle europäische 1533
Fürsten, und glaubte sich vollkommen zur Rache wegen einer solchen Verhöhnung berechtigt, die er, ohne verächtlich oder verzagt zu scheinen, nicht ungeahndet bleiben lassen konnte.

Da also Franz zu einem Krieg, der bereits beschlossen war, einen Vorwand erhielt, strengte er alle Kräfte an, um auch andre Fürsten zur Theilnehmung zu bewegen. Aber alle Maasregeln, die er in dieser Absicht wählte, wurden durch unvermuthete Vorfälle verruckt. Er hatte das Ansehn seines Hauses durch die Vermählung seines Sohns mit Katharinen von Medici aufgeopfert, in Hoffnung, Klemens den Siebenten zur Ausführung seiner Entwürfe zu brauchen; und das im folgenden Jahr ge- 1534
schehene Absterben dieses Pabsts beraubte ihn aller Am 25. Sept.
Vortheile, die er von dessen Freundschaft erwartete. Der neue Pabst, **Paul der Dritte**, war zwar aus Am 13. Oktob.
Neigung dem kaiserlichen Interesse zugethan, gleichwohl schien er Parteylosigkeit beobachten zu wollen. Der König von **England**, der sich immer mehr der päbstlichen Oberherrschaft entzog, hatte mit seinen einheimischen Angelegenheiten zu viel zu thun, und weigerte sich durchaus, an fremden Händeln Theil zu nehmen, oder Franzen beyzustehen, wo nicht dieser seinem Beyspiel folgen, und der Obergewalt des Pabsts entsagen würde. Diese fehlgeschlagene Ent- 1535
würfe trieben ihn, sich desto ernstlicher um den Beystand der protestantischen Fürsten, die in dem **schmalkaldischen Bund** begriffen waren, zu bewerben. Um ihr Vertrauen desto sicherer zu gewinnen, bemühte er sich, ihrem Eifer für die Religion zu schmeicheln. Er äusserte eine bewundernswürdige Mässigung in Absicht auf die bestrittenen Punkte; er erlaubte seinem Gesandten in Teutschland, dem Herrn **du Bellai**, seine Gedanken über einige der wichtig-

1535 sten Artickel in Ausdrücken zu erklären, die den protestantischen nahe kommen. Er wollte sogar den wegen seiner Sanftmuth und Mäßigung berühmten Melanchthon nach Paris einladen lassen, um mit ihm die sichersten Mittel zur Vereinigung der beyden streitenden Sekten verabreden zu können: aber der Kardinal **Tournon** hintertrieb dies. Dies Nachgeben muß man auch mehr für ein Kunststück der Politick ansehen, als für die Folge einer gewissen Ueberzeugung; denn so grossen Eindruck auch die Lehren der Reformatoren auf die Schwester des Königs, die Königin Margarethe von Navarra, und die Herzogin von Ferrara machten; so erlaubte gleichwohl die natürlich zerstreute Fröhlichkeit seines Gemüths und die Liebe zu Wollüsten, Franzen wenig Begierde und Zeit, Theologische Streitigkeiten zu prüfen. Bald darauf aber verlohr er alle Früchte dieser unredlichen Verstellung durch einen Schritt, der der Erklärung, die er den teutschen Fürsten gegeben hatte, schlechterdings widersprach. Gewissermassen setzten ihn die Vorurtheile seiner Zeit und die Religionsgesinnungen seiner eigenen Unterthanen in die Nothwendigkeit, diesen Schritt zu thun. Seine genaue Verbindung mit dem König von England, den noch der vorige Pabst als einen Ketzer in Bann gethan; seine häufig wiederholte Unterhandlungen mit den teutschen Protestanten, und vornämlich die öffentliche Audienz, die er einem Abgesandten **Solimanns des Ersten** ertheilte — denn schon seit einiger Zeit gieng der französische Hof damit um, wie er, ohne die damalige Christenheit zu ärgern, mit den Türken ein Bündniß errichten könnte — hatten Franzens Aufrichtigkeit in seiner Religion sehr verdächtig gemacht. Den Kaiser, der sich immer seines Eifers für die Vertheidigung des katholischen Glaubens rühmte, anzugreifen, zu einer Zeit, da er sich zu

einer

einer gottseligen Unternehmung, wie man sie damals 1535
dafür hielt, zu einem Feldzug gegen Barbarossa rü-
stete, dies hatte jene ungünstige Urtheile über Fran-
zen noch mehr bestätigen müssen; und eben dies be-
wegte ihn, sich durch einige ausserordentliche Beweise
seiner Ehrerbietung für seine Religion zu retten.
Schon in den Jahren 1524, 1525 und 1528 hat-
te er sieben der strengsten Strafbefehle wider seine
Unterthanen, die die protestantischen Lehrsätze ange-
nommen hatten, ergehen lassen. Der unbesonnene
Eifer einiger derselben gab ihm jetzt erwünschte Ge-
legenheit zu einer schrecklichen Strafe. Sie hatten
an den Thoren des Louvre und an andern öffentlichen
Plätzen Schriften angeschlagen, die sehr unanstän-
dige Betrachtungen über die Lehren und Gebräuche
der römisch-katholischen Kirche enthielten. Sechs
von denen, die sich dieser unüberlegten Handlung
theilhaftig gemacht, wurden entdeckt und gefangen
gesetzt. Der König ließ, zur Abwendung der Land-
plagen, die, wie man wähnte, diese Gotteslästerun-
gen über das Land bringen mußten, eine feyerliche
Procession anstellen. Die Monstranz ward mit Am 21.
grossem Pomp durch die Stadt getragen; Franz Jan.
gieng mit entblößtem Haupt und mit einer Kerze in
der Hand vor derselben her; die Prinzen vom Ge-
blüte trugen den Himmel darüber, und der hohe Adel
folgte ihnen nach seiner Ordnung. In Gegenwart
dieser zahlreichen Versammlung erklärte König Franz,
der sich jederzeit nachdrücklich und lebhaft auszudrü-
cken pflegte, wenn eine von seinen Händen von der
Ketzerey angesteckt wäre, so wolle er sie mit der an-
dern abhauen, und seiner eigenen Kinder, wenn er
sie dieses Verbrechens schuldig fände, nicht schonen.
Zu einem unmenschlichen Beweis seiner Gesinnun-
gen wurden die sechs unglücklichen Personen noch
vor geendigter Procession verbrannt und ihre Hin-

1535 richtung mit entsetzlich barbarischen Umständen begleitet. Die Schmalkaldischen Bundsgenossen, mit Grimm und Abscheu über diese Grausamkeit erfüllt, konnten sich nicht einbilden, daß Franz aufrichtig handle, wenn er in Teutschland eben die Lehren zu schützen verspräche, die er mit solcher Strenge in seinem eigenen Lande verfolgte; so daß alle Künste, alle Beredsamkeit, womit du Bellai seinen Herrn zu retten und sein Betragen zu entschuldigen suchte, sehr wenig Eindruck auf sie machte. Dieses, das gelindere Verfahren des Kaisers, und die Art, mit welcher sich Franz in dem Kambrayer Frieden gegen seine Bundsgenossen betragen, hielt die protestantischen Fürsten zurück, dem König von Frankreich bey seinen feindseligen Anschlägen gegen den Kaiser Beystand zu versprechen.

Dennoch befahl Franz seiner Armee, an die italienische Gränze vorzurücken. Da der einzige Vorwand, warum er die Waffen ergriffen, darinn bestand, daß er den Herzog von **Mayland** wegen seiner grausamen Beleidigung des Völkerrechts züchtigen wollte; so hätte man vermuthen sollen, das ganze Gewicht seiner Rache würde auf das Mayländische fallen. Allein, gleich im Anfang nahm die ganze Einrichtung des Kriegs unvermuthet eine andre Wendung. Herzog **Karl von Savoyen**, der unthätigste und ungeschickteste Fürst des ganzen Hauses, von dem er abstammte, hatte sich mit einer Schwester der Kaiserin, **Beatrix von Portugal**, vermählt. Sie gewann mit ihren grossen Talenten in kurzem eine unbedingte Herrschaft über ihren Gemahl; und, stolz auf ihre Verwandschaft mit dem Kaiser, oder von prächtigen Versprechungen, womit er ihrem Ehrgeitz schmeichelte, verblendet, stiftete sie zwischen ihrem Gemahl und dem kaiserlichen Hof ein Verständniß, das mit der Parteylosigkeit schlechter-

terdings nicht bestehen konnte, die eine weise Politik 1535
sowohl, als die Lage seiner Länder, ihn bisher bey allen Streitigkeiten des Kaisers und des Königs von Frankreich hatte beobachten lassen. Franz sah vollkommen alle Unbequemlichkeiten ein, in die er gerathen könnte, wenn er bey einem Feldzug in Italien die Länder eines Fürsten hinter sich lassen sollte, der dem Kaiser so eifrig ergeben war, daß er sogar seinen Erbprinzen, Emanuel Philibert, als eine Art von Geisel und Unterpfand seiner Treue, nach Spanien geschickt hatte, und ihn daselbst erziehen ließ. Klemens der Siebente, der Franzen bey der Zusammenkunft zu Marseille diese Gefahr deutlich vorstellte, hatte ihm zu gleicher Zeit das sicherste Mittel angewiesen, wie er derselben ausweichen könnte, indem er ihm rieth, den Krieg gegen das Mayländische damit anzufangen, daß er Savoyen und Piemont, als den einzigen Weg, sich einer Gemeinschaft mit seinen eigenen Ländern zu versichern, in Besitz nähme. Franz, der wegen verschiedener Ursachen gegen den Herzog sehr erbittert war, vorzüglich wegen eines Geldvorschusses, den er dem Konnetabel von Bourbon gethan, und womit er ihn in den Stand gesetzt hatte, den Haufen teutscher Völker anzuwerben, der die französische Armee bey Pavia über den Haufen geworfen hatte, machte sich eine Freude, ihn nunmehr fühlen zu lassen, wie sehr ihn diese Beleidigung verdrossen habe, und wie empfindlich er sie bestrafen könne. Weil er aber doch zur Ausübung der Feindseligkeiten eine scheinbarere Ursache zu haben wünschte, als blos seine Ansprüche, deren viele schon veraltet und andre zweydeutig waren; so forderte er auf seinem Zug nach Mayland einen freyen Durchmarsch durch Piemont, in Hoffnung, der Herzog werde aus übertriebener Anhänglichkeit an den kaiserlichen Vortheilen diese Forderung abschlagen, und also al-

len

1535 len seinen Unternehmungen gegen ihn einen grössern Schein der Gerechtigkeit geben. Aber, sollen wir den Geschichtschreibern von Savoyen glauben, die in Absicht auf diesen besondern Umstand besser unterrichtet seyn können, als die französischen, so machte der Herzog nicht die geringste Schwierigkeit, sondern bewilligte freundschaftlich den verlangten Durchzug, den er wegen seiner geringen Macht nicht abschlagen konnte. Und so hatte Franz kein andres Mittel übrig, seinen Entwurf zu rechtfertigen, als dieses, daß er auf eine völlige Genugthuung in Absicht auf alle und jede Ansprüche dränge, die theils die Krone Frankreich, theils seine Mutter Louise insbesondere, auf Savoyen machte. Diese Forderung ward, wie man es vermuthen konnte, unbestimmt und mit Ausflüchten beantwortet; und sogleich überströmten die Franzosen unter dem Admiral **Chabot-Brion** die Länder des Herzogs an verschiedenen Orten auf einmal. Die Landschaften Bresse und Bügei, die damals noch Savoyen gehörten, waren in wenig Tagen weggenommen, weil ganz und gar kein Widerstand daselbst angetroffen wurde. Die meisten Städte des Herzogthums Savoyen, selbst die Hauptstadt Chambray, öffneten die Thore bey der ersten Erscheinung der Franzosen; wenige, die einen Widerstand versuchten, wurden gezwungen, und vor dem Ende des Feldzugs sah sich der Herzog aller seiner Länder beraubt, die Provinz Piemont ausgenommen, in welcher sich wenig Plätze fanden, die in einer haltbaren Verfassung gewesen wären. Um die Unfälle des Herzogs noch mehr zu vergrössern, entzog sich um diese Zeit die Stadt Genf mit Hülfe des Kantons Bern seiner Oberherrschaft, worunter sie bisher einigermassen gestanden hatte, bemächtigte sich verschiedener Schlösser und fester Plätze, die der Herzog in ihrer Nachbarschaft

besaß,

besaß, und dadurch er sie eingeschlossen hielt, und 1535
setzte also ihre Freyheit auf das Künftige in grössere Sicherheit. Gegen Savoyen selbst übten auch die Schweitzer Feindseligkeiten aus, indem unter andern die Berner die landschaft Waat oder Pays de Vaud, auf die sie einige Ansprüche hatten, eroberten.

Das um diese Zeit erfolgte Absterben des letz- Am 24.
ten Herzogs von **Mayland** aus der Familie **Sfor-** Oktob.
za, Franz des Zweeten, vergrösserte die Verwirrung in Italien, und beförderte vollends den Ausbruch des Kriegs mit dem Kaiser. Der Herzog hinterließ aus seiner kurzen Ehe mit des Kaisers Nichte, Christine, keine Kinder. Daher ließ der Kaiser, als oberster lehnsherr, durch den mit einigen Truppen im Mayländischen stehenden Anton von Leyva von diesem erledigten reichslehnbaren Herzogthum Besitz nehmen, und bestimmte es schon damals für seinen einzigen Sohn, den Infanten Don Philipp, dem er es aber erst einige Jahre hernach durch eine feyerliche Urkunde übergab. Der König von Frankreich aber glaubte, zu dem Herzogthum Mayland ein näheres Recht zu haben, nachdem nunmehr die Familie Sforza gänzlich ausgestorben war, als welcher zum Besten er seinen Rechten auf Mayland entsagt hätte. Allein, er versäumte den günstigen Zeitpunkt, seine in Savoyen stehende Armee sogleich in das Mayländische einrücken zu lassen, indem er sich darüber mit dem Kaiser in Unterhandlungen einließ, der hierdurch Zeit gewann, sich in dem Herzogthum völlig festzusetzen.

Der **Kaiser** hatte sich indessen, nach glücklich 1536
geendigtem Seezug gegen die Stadt **Tunis** und den furchtbaren **Barbarossa**, zu **Neapel** aufgehalten. Unter andern kamen auch **venetianische** Gesandte dahin, die den Kaiser im Namen ihrer Republik ersuchten, Mayland keinem Herrn, der noch andre

Länder

1536 länder besässe, zu verleihen, und hierdurch den Frieden und die Ruhe in Italien destomehr zu befestigen. Der Kaiser machte auch der Republik Hoffnung hierzu und schloß ein Bündniß mit ihr. Inzwischen langten auch französische Gesandte zu Neapel an, die ihres Herrn Rechte auf Mayland dem Kaiser vorstellen, und um die Belehnung mit demselben ansuchen mußten. Anfangs gab ihnen der Kaiser eine zweydeutige Antwort, bis er ihnen endlich durch seinen Minister Granvella sagen ließ, daß er vor allen Dingen dreyerley von dem König zu wissen verlange: Erstlich, ob er dem Bündniß wider die Türken beytreten? zweytens, ob er mit aller seiner Macht ihm beystehen wolle, die protestirenden Fürsten und Stände in Teutschland in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen? und drittens, was für einen Vertrag man, nach gesichertem Frieden zwischen beyden Monarchen, eingehen wolle, daß das Mayländische wieder an die Krone Frankreich zurückfiele? Hiernächst soll auch Karl den Vorschlag gethan haben, daß er Franzens zweeten Sohn, den Herzog von Orleans, mit Mayland belehnen wollte: bald aber hätte er seine Gesinnungen geändert, und hierzu des Königs dritten Prinzen, den Herzog Karl von Angouleme, verlangt. Mit einem Worte, heute machte der Kaiser den französischen Gesandten einige Hoffnung: morgen schnitt er sie zum Theil oder auch ganz ab. Da endlich Franz neue Vorschläge thun ließ; so gab Karl zur Antwort, daß er keinen völligen Entschluß über eine Sache, die Italiens Wohlfarth so nahe angienge, fassen könnte, als bis er den Pabst persönlich gesprochen hätte.

Während dieser Unterhandlungen ließ König Franz die Feindseligkeiten gegen den Herzog von Savoyen eifrigst fortsetzen. Der Admiral von Brion gieng mitten im Winter über den Berg Cenis, und brei-

breitete sich in Piemont aus. Franz ließ hierauf 1536
dem Herzog vorstellen, er sähe nunmehr seinen Untergang vor Augen, und möchte sich also nicht länger weigern, sich der Willkühr seines Ueberwinders zu unterwerfen, indem er auf solche Art noch einigermassen geborgen werden könnte. Allein, Herzog Karl wollte sich hierzu nicht verstehen, sondern verließ sich auf den Schutz seines Schwagers, des Kaisers, den er um Hülfe angeflehet hatte. Der Kaiser gab auch dem Statthalter von Mayland, Anton von Leyva, Befehl, den Herzog zu beschützen und die Franzosen an dem Eindringen ins Mayländische zu hindern. Deswegen gieng Leyva ohne Verzug nach Turin, und als er diese Stadt wehrlos fand, so rieth er dem Herzog, daß er sie zu seiner eigenen Sicherheit verlassen und sich nach Vercelli wenden möchte. Er folgte diesem Rath, und ließ seine be- Am 27. März.
sten Kostbarkeiten nebst dem groben Geschütz auf dem Po einschiffen, worauf sich die Residenz den anrückenden Franzosen ergeben mußte, welche sie, Am 13. April.
wider den getroffenen Vergleich, ausplünderten. Weiter aber konnte der Admiral von Brion nicht vorrücken, weil Leyva sich ihm entgegen stellte, und Vercelli stark besetzte.

Der Kaiser hatte unterdes Neapel verlassen, Am 22. März.
und sich würklich nach Rom begeben. Die französischen Gesandten waren ihm dahin gefolgt, und Am 5. April.
drungen auf einen festen Entschluß wegen der Investitur mit dem Mayländischen. Karl versprach, ihn am folgenden Tag öffentlich zu äussern. Es geschah dies auch am zweyten Ostertag im Vatikanischen Pallast, wozu die französischen und andre Gesandte eingeladen, und der Pabst, die Kardinäle, und die vornehmsten Herren von dem Gefolge des Kaisers mit zugegen waren. Vor dieser ansehnlichen Versammlung hielt der Kaiser selbst eine lange und künst-

lich

1536 lich ausstudirte Rede, worinn er zuförderst dem Pabst für seinen gefaßten Entschluß, eine allgemeine Kirchenversammlung zu Vertilgung der Ketzereyen auszuschreiben, dankte, und ihn inständigst um die Ausführung dieses Vorhabens bat; hiernächst seine grosse Neigung zur Erhaltung des Friedens in der Christenheit, mit vielen Worten erhob; und endlich sich noch weitläufiger über die unbändige und ungerechte Ehrsucht des Königs von Frankreich beschwerte, der alle seine guten Absichten stets vereitele, und Unruhen zu stiften bemühet sey, wobey er alles von je her durch denselben erlittene Unrecht, die ihm zugefügten Beleidigungen, und dessen treuloses Verfahren umständlich erzählte. Zuletzt sagte er, er sey bereit, um die Vergiessung unschuldigen Christenbluts zu verhüten, seine Streitigkeiten mit dem König Franz durch einen Zweykampf auszumachen, und möchte sich dieser die Waffen selbst wählen; sie wollten sich mit einander in blossen Hemden, auf einer Insel, oder auf einer Brücke, oder in einer auf einem Flusse liegenden Galeere schlagen, und der Preiß des Siegs sollten für den Ueberwinder die Herzogthümer Burgund und Mayland seyn, die sie gegen einander setzen wollten. Würde nun auf solche Art der Streit ausgemacht seyn; so müßte die vereinigte Macht Teutschlands, Spaniens und Frankreichs aufgeboten werden, die Herrschaft der Türken zu demüthigen, und die Ketzereyen aus der Christenheit auszurotten. Sollte aber der König von Frankreich dieses von ihm vorgeschlagene Mittel, ihre Streitigkeiten beyzulegen, verwerfen, und dadurch den Krieg unvermeidlich machen, so verlasse er sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache und sey des Siegs zum voraus versichert.

Diese Rede hielt der Kaiser mit erhabener Stimme, in einem hochmüthigen Ton und mit der

größten Heftigkeit, im Ausdruck sowohl als in Ge- 1536
berden. Die französischen Gesandten, die seine Meynung nicht völlig verstanden, weil er Spanisch gesprochen hatte, waren äusserst bestürzt und in Verlegenheit, wie sie so unerwartete Anzüglichkeiten beantworten sollten. Einer von ihnen fieng an, das Betragen seines Herrn zu rechtfertigen: der Kaiser aber fiel ihm stracks in die Rede, und erlaubte ihm nicht fortzufahren. Die ganze Versammlung brach in der größten Erstaunung auf, über die ausserordentliche Scene, von der sie Zeugin gewesen war. Es scheint, Karl habe sogleich selbst das Unschickliche in seinem Betragen eingesehn; denn da die französischen Gesandten am folgenden Tag eine deutliche Erklärung desjenigen, was er in Absicht auf den Zweykampf gesagt hatte, verlangten, so antwortete er ihnen, sie möchten seinen Vorschlag nicht als eine förmliche Ausforderung ihres Herrn ansehn, sondern als ein Mittel, dem Blutvergiessen zuvorzukommen; er gab sich Mühe, die Heftigkeit seiner Rede zu mildern, und sprach in achtungsvollen Ausdrücken von Franzen. Er schickte auch auf Ansuchen der Gesandten dem König eine Abschrift von seiner Rede, die aber von der würklich gehaltenen sehr verschieden und sanft abgefaßt war. Franz rechtfertigte sich durch eine an den Pabst und die Kardinäle gerichtete Schutzschrift, und an den Kaiser fertigte er den Kardinal Johann von Lothringen ab, um durch Unterhandlungen einen Vergleich mit ihm zu stiften. Der Kardinal begab sich eilig nach Piemont, wo er dem Admiral Chabot, Brion im Namen des Königs befahl, mit den Feindseligkeiten inne zu halten, und nicht über den Fluß Doria zu gehen, und den kaiserlichen Feldherrn Leyva beredete er gleichfalls, nicht über die Sesia zu setzen, worauf er zu dem Kaiser eilte, den er zu Siena antraf. Alle Bemü-

1536 hungen des Kardinals, den von seinem bisherigen Glück aufgeblasenen Kaiser vom Ausbruch des Kriegs abzuhalten, waren vergebens; daher begab er sich nach Rom, und ersuchte den Pabst um Stiftung eines Friedens zwischen beyden Monarchen. Es schickte auch der Pabst zu dem Ende den Kardinal Carpi an den Kaiser, und den Kardinal Trivulcio an den König von Frankreich: allein, beyde konnten nichts ausrichten, weil Franz von keinem Frieden wissen wollte, wenn ihm nicht Mayland gegeben würde, der Kaiser aber diese Forderung nicht bewilligen mochte, da er sich auf seine mächtige Armee verließ, und durch sie den König von Frankreich zu demüthigen hoffte.

Diese Armee hatte sich unterdes im Mayländischen versammlet, belief sich, nach der Rechnung der meisten Geschichtschreiber, auf 40000 Mann zu Fuß und 10000 zu Pferd, an Teutschen, Spaniern und Italienern, hatte einen starken Zug groben Geschützes bey sich, und stand unter dem Oberbefehl des erfahrnen **Anton von Leyva**, der die ebenfalls berühmten Feldherren, den Marquis **del Guasto**, den Herzog von Alba, **Ferdinanden von Gonzaga**, Unterkönig von Neapel, und andre unter sich hatte. Der Kaiser fand sich selbst bey der Armee zu Asti ein, und nunmehr wurde mit den Feindseligkeiten der Anfang gemacht. Das kaiserliche Heer war dem französischen weit überlegen, und letzteres wurde noch dazu durch den Abzug eines ansehnlichen Haufens Schweitzer sehr geschwächt, den die katholischen Kantone, auf Antrieb des Kaisers, zurückriefen. Daher befahl der König von Frankreich dem Admiral von Brion, in die haltbaren Plätze des eroberten Landes starke Besatzungen zu legen, und sich mit dem Rest der Armee nach dem Delphinat zurückzuziehen. Der Marquis Franz von Sa-

Am 22. Jun.

luzzo

luzzo aber wurde mit einem kleinen Heer zur Ver- 1536
theidigung des Piemontischen zurückgelassen. Bey Savigliano vereinigte sich die Armee; und nun entdeckte sich des Kaisers Vorsatz, sich mit der Eroberung von Piemont und Savoyen nicht aufzuhalten, sondern vielmehr in die südlichen Provinzen Frankreichs einzudringen. Er versprach sich davon den siegreichsten Erfolg, weil zu gleicher Zeit zwo andre Armeen in die Picardie und Champagne einbrechen sollten, um hierdurch Franzen in die äusserste Bedrängniß zu bringen. Allein, seine Räthe und Feldherren waren hierbey ganz andrer Meinung, und stellten ihm in den lebhaftesten Ausdrücken die augenscheinliche Gefahr vor, in die sich seine Armee stürzen würde, wenn er sich so weit von seinen eigenen Ländern und Magazinen entfernen und seine Völker in Provinzen führen würde, die nicht einmal für ihre eigene Bewohner Lebensmittel genug hätten; ja, der Marquis del Guasto soll ihn sogar auf den Knien beschworen haben, von einem so verzweifelten Vorhaben abzustehen. Dennoch blieb der Kaiser, der von seinen Entwürfen nicht leicht abzugehen pflegte, auf seinem Vorhaben, und er ward darin noch mehr bestärkt, weil um diese Zeit sein Lehnträger, der Marquis von Saluzzo, der bisher in französischen Diensten gestanden und von Franzen geliebt und bereichert ward, durch seine verrätherischen Anstalten ihm den Einzug in Frankreich erleichterte, und hernach sogar zu ihm übertrat. Durch diese Treulosigkeit würden sich die Kaiserlichen des Piemontischen in eben so kurzer Zeit, als sie zum Zuge durch dasselbe brauchten, bemeistert haben, wenn nicht **Montpesat**, Befehlshaber zu Fossano, mit einem ganz ausserordentlich angestrengten Muth und mit möglichster militarischer Klugheit sie fast einen ganzen Monat lang vor diesem unbeträchtlichen Platz

1536 aufgehalten hätte. Durch diesen so vorzüglichen und überaus gelegenen Dienst gewann sein Heer Zeit genug, seine Macht zusammenzuziehen, und einen Vertheidigungsplan gegen eine Gefahr, die nunmehr unvermeidlich war, zu Stande zu bringen. Franz hielt sich an den einzigen, richtigen und würksamen Entwurf, den Einfall eines mächtigen Feindes zu Schanden zu machen; und die Klugheit, mit welcher er ihn wählte, sowohl als die Standhaftigkeit, womit er ihn ausführte, verdient einen desto grössern Ruhm, da derselbe seiner eigenen Gemüthsart und dem Genie der französischen Nation so wenig natürlich war. Er beschloß ein für allemal, sich in der Schutzwehr zu halten; nie eine Schlacht, auch nicht einmal einen grossen Scharmützel ohne zuverläßige Hoffnung eines glücklichen Ausgangs zu wagen, sein Lager regelmäßig zu befestigen, blos in die haltbarsten Plätze Besatzungen zu legen, den Feind durch Verwüstung der vor ihm liegenden Gegend des nothdürftigen Unterhalts zu berauben, und durch Aufopferung Einer Provinz das ganze Königreich zu retten. Die Ausführung dieses Plans ward dem Marschall **Annas von Montmorenci**, dem Erfinder und Rathgeber desselben, ganz überlassen; und er war der Mann, den die Natur zu einem so wichtigen Auftrag eigentlich gemacht zu haben schien. Hochmüthig, streng, voll von Zuversicht auf seine Geschicklichkeit, und andrer Einsichten verachtend, unbeweglich in seinen Entschliessungen, und wenn es auf die Ausführung eines Entwurfs ankam, ohne Mitleiden, ohne Gehör, ohne Ansehn der Person. Montmorenci wählte sein Lager unter den Mauern der Stadt **Avignon**, da, wo sich die Dürance in die Rhone ergießt. Dieser letztere Fluß versah seine Truppen überflüßig aus den innern Provinzen des Reichs mit allen Bedürfnissen; und der erstere deckte

sein

sein Lager an der Seite, wo vermuthlich der Feind 1536
einzubrechen gedachte. Er arbeitete mit unermüdlicher Emsigkeit, die Verschanzungen dieses Lagers unüberwindlich zu machen, und versammlete in demselben eine beträchtliche Armee, die jedoch an Zahl weit geringer war, als die kaiserliche. Mit einer andern Armee hatte sich der König selbst bey Valence, weiter hinauf an der Rhone, gelagert, und schickte von da aus, dem Lager bey Avignon Geschütz und Lebensmittel zu. Marseille und Arles waren in der Provence die einzigen Städte, deren Vertheidigung man für nothwendig hielt; die erstere, um die See offen zu behalten, und die letztere, als eine Schutzwehr für die Provinz languedok; in beyde warf man starke Besatzungen unter solchen Officieren, auf deren Treue und Tapferkeit man sich verlassen konnte. Die Einwohner der andern Städte, sogar der Hauptstadt Aix, und des platten Landes, wurden theils mit Güte, theils mit Gewalt angetrieben, ihre Wohnungen zu verlassen, und wurden entweder in die Gebürge, oder nach dem Lager bey Avignon, oder in die innern Provinzen gebracht. Die Festungswerke solcher Plätze, die dem Feind zu einer Zuflucht oder Brustwehr hätten dienen können, wurden geschleift, Getraide, Futter für das Vieh und alle Arten von Lebensmitteln wurden weggefahren oder verderbt, alle Mühlen und Backöfen niedergerissen, alle Brunnen verstopft oder unbrauchbar gemacht. Diese Verwüstung erstreckte sich von den Alpen an bis Marseille, und von der Seeküste bis in das Delphinat.

Inzwischen kam der Kaiser mit den Vortrup- Am 25.
pen seiner Armee bey Nizza an die Gränzen von Jul.
Provence, und hegte noch eine so zuversichtliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, daß er während der wenigen Tage, da er Halte machen und seine übrigen Völker erwarten mußte, schon anfieng, seine

1536 künftigen Eroberungen unter seine Officiere auszutheilen. Unterdes mußte doch der traurige Anblick der Verwüstung, der sich ihm gleich beym Eintritt in dieses Land darstellte, seine Hoffnung ziemlich dämpfen, und ihn überzeugen, daß ein Monarch, der freywillig eine seiner reichsten Provinzen verheert hatte, die übrigen mit der hartnäckigsten Verzweiflung zu retten suchen würde. Es währte auch nicht lange, so sah er ein, daß Franzens Vertheidigungsplan eben so klug entworfen war, als er ausserordentlich schien. Die Flotte unter Andreas Doria, auf welche Karl die größte Hoffnung seines Unterhalts setzte, ward eine Zeit lang von widrigen Winden und andern Zufällen, denen das Seewesen unterworfen ist, aufgehalten, und konnte sich der französischen Küste so bald nicht nähern; und selbst bey ihrer Ankunft verschaffte sie einem so zahlreichen Heere nur einen kärglichen und sehr ungewissen Unterhalt; in dem Lande selbst fand sich nichts, das zur Versorgung dieser Truppen hätte dienen können; und aus dem Gebiete des Herzogs von Savoyen, das bereits von zwo grossen Armeen ausgezehret war, ließ sich wenig Hülfe erwarten. Der Kaiser war nicht weniger verlegen, wie er seine Völker brauchen, als wie er ihnen Lebensmittel schaffen sollte; denn ob er jetzt gleich Meister von einer ganzen Provinz war, so konnte man doch nicht sagen, daß er sie in seiner Bothmäßigkeit habe, weil er nichts als offene Städte darinn besaß, und weil die Franzosen nicht allein ihr lager bey Avignon hatten, sondern auch noch Arles und Marseille besetzt hielten. Diese Städte sowohl als das befestigte lager untersuchte er theils selbst, theils durch seine Generale, fand aber überall Hindernisse, die ihn von einem förmlichen Angriff abschreckten; denn daß man würklich angefangen habe, Marseille zu belagern, wie viele neuere Geschicht-

schrei-

schreiber vorgeben, ist ungegründet. Die Kaiserli- 1536
chen machten allerhand Bewegungen, um dadurch die Franzosen aus ihrem lager zu locken: aber Montmorenci blieb seinem Plane getreu, und stand unbeweglich vor Avignon. Endlich stieß der König selbst mit seiner Armee zu den Truppen vor Avignon, und glaubte, sie würde nun, da sie vorher schon verschiedene Verstärkungen erhalten hatte, mächtig genug seyn, den entkräfteten Feind mit Vortheil anzugreifen. Da er sich selbst nicht geringen Zwang angethan, und da er seine Truppen so lange in einer blossen Schutzwehr gehalten hatte, so darf man kaum zweifeln, seine natürliche Neigung für alles, was kühn und schimmernd war, und dabey die Ungeduld der Soldaten sowohl, als der Officiere, würden die heilsame Behutsamkeit des Marschalls von Montmorenci endlich überstimmt haben. Zum Glück für Frankreich befreyte der Rückzug des Feindes das Kö- Im
nigreich von der Gefahr, die jeder übereilte Entschluß Sept.
vielleicht verursacht haben würde. Der Kaiser hatte zween Monate in der Provence unrühmlich zugebracht, und nichts gethan, was seinen ungeheuern Zurüstungen gemäß gewesen wäre, oder die trotzige Zuversicht auf seine grosse Macht hätte rechtfertigen können, mit der er sich gebrüstet hatte. Krankheiten, Hunger und Streifereyen der französischen leichten Truppen und Bauern hatten die eine Hälfte seines schönen Heers, und darunter den grossen Feldherrn Anton von Leyva, nebst andern vornehmen Officieren, weggerafft, und die übrigen waren nicht mehr im Stande, länger mit so vielfältigen Ungemächlichkeiten zu ringen. Die Nothwendigkeit preßte also Karln Befehle zum Rückzug ab; und ob er sich gleich eine Zeitlang vorher in Bewegung gesetzt hatte, ehe die Franzosen seine Absicht erriethen; so fiel doch ein Haufen leichter Reuter und mit ihnen

1536 eine Menge zusammengelaufener Bauern, die sich an denen zu rächen wünschten, die ihrem Lande eine solche Verwüstung zugezogen hatten, den kaiserlichen Hintertruppen in den Rücken, und da sie jede Gelegenheit ergriffen, sie anzufallen, brachten sie dieselben oft in Verwirrung. Der Weg, auf dem sie flohen — denn sie setzten ihren Marsch mit solcher Uebereilung fort, daß er kaum den Namen eines Rückzugs verdient — war mit Waffen und Gepäcke bestreut, die sie in der Angst oder aus Schwachheit von sich warfen, und mit Kranken, Verwundeten und Todten bedeckt. König Franz ließ es aus der wichtigen Ursache nur bey der Nachsendung leichter Truppen bewenden, weil er beunruhigende Nachrichten aus der Picardie erhalten hatte, und also seine Völker sparen mußte, um nun auch dort den Feinden gehörig begegnen zu können.

Denn es ist schon vorhin bemerkt worden, daß nach dem Entwurf des Kaisers auch zwo seiner Armeen in die Picardie und Champagne haben eindringen sollen. Er hatte zu dem Ende seiner Schwester Marie, Statthalterin in den Niederlanden, und seinem Bruder, dem römischen König Ferdinand, grosse Geldsummen übermacht und ihnen aufgetragen, so viel Völker, als sie nur könnten, zu werben, und hiervon zwo Armeen zu errichten. Allein, der vom König Franz nach Teutschland geschickte Gesandte, Wilhelm du Bellai, hatte durch seine listige Unterhandlungen verschiedene teutsche Fürsten gewonnen, daß sie ihre dem römischen König bewilligte Truppen zurückbehielten, folglich der Einfall in Champagne nicht zu Stande kam. Hingegen hatte die Statthalterin in den Niederlanden eine ansehnliche Armee von 20000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferd geworben, die unter dem Oberbefehl des Grafen Heinrichs von Nassau und Adrians von

Roeux,

Roeux, aus Flandern in die mit wenig Völkern be- 1536
setzte Picardie, wo der Herzog von Vendome den
Oberbefehl hatte, einbrach, Bray und Guise weg-
nahm, und hierauf das ganze Land durchstreifte und
alles mit Feuer verheerte, was sie nicht mit fortbrin-
gen konnte. Der Graf von Nassau belagerte hier- Am 26.
auf Peronne, worinn eine starke Besatzung unter Aug.
dem Marschall von Fleuranges lag. War ein-
mal dieser Platz überwältiget, so stand der übrige
Theil der Picardie und Isle de France den Feinden
offen. Allein, Nassau fand eine überaus starke Ge-
genwehr; denn die Franzosen hatten Zeit gehabt,
sich in vollkommen gute Verfassung zu setzen. Nach
vier blutigen Stürmen, wobey er vieles Volk zusetzte, Am 8.
sah er sich zum Abzug genöthigt. Es rückte auch Sept.
ein grosser Theil der französischen Armee von Avig-
non herbey; daher die Kaiserlichen um so viel mehr
nach Artois zurück eilten. Fleuranges, der sich
durch die Vertheidigung der Stadt Peronne neuen
Ruhm erworben hatte, starb bald hernach, als er
eben im Begriff war, sich auf die Nachricht von
dem Todesfall seines Vaters, Roberts von der Mark,
nach Sedan zu begeben. Der Verlust eines so tap-
fern und klugen Feldherrn war für Frankreich nicht
gering.

Einen andern Verlust, der in Absicht auf den
Stand der Person weit höher zu schätzen ist, hatte
Frankreich während dieses Feldzugs durch das Ab- Am 10.
sterben des Dauphins Franz erlitten. Den Tod Aug.
dieses neunzehnjährigen Prinzen, der die größte Hoff-
nung gab, und den das Volk wegen der Aehnlich-
keit, die er mit seinem Vater hatte, zärtlich liebte,
war so plötzlich und unvermuthet, daß man ihn einer
Vergiftung zuschrieb; und nicht allein der gemeine
Haufe, der den Tod berühmter und vornehmer Per-
sonen so gern ausserordentlichen Ursachen zuschreibt,

1536 sondern selbst der König und seine Minister hielten sich hiervon für überzeugt. Der Graf **Sebastian von Montecuculi**, ein Italiener und Oberschenke des Dauphins, ward auf diesen Verdacht eingezogen und auf die Folter gespannt, da er denn die kaiserlichen Feldherren Leyva und Gonzaga beschuldigte, sie hätten ihn angefrischt, dieses Verbrechen zu begehen, und er gab nicht ganz undeutlich zu verstehen, daß der Kaiser selbst einigen Antheil an dieser Unthat habe. Damals freylich, da ganz Frankreich mit unversöhnlichem Haß gegen den Kaiser belebt war, sahe man dies als einen unwidersprechlichen Beweis an, daß er schuldig wäre; und die Zuversicht, womit der Kaiser sowohl als seine Officiere ihre Unschuld behaupteten, und ihr darüber bezeugter Grimm und Abscheu wurden wenig gehört und noch weniger geachtet. Inzwischen ist es augenscheinlich, daß Karln nichts hätte reitzen können, ein solches Verbrechen zu begehen; denn Franz genoß nicht allein noch selbst einer vollkommenen Gesundheit und Stärke, sondern hatte neben dem Dauphin noch zween Söhne, die bereits ein ziemliches Alter erreicht hatten. Diese Betrachtung allein wäre — wenn man auch nicht auf den Charakter des Kaisers sähe, dem man überhaupt nichts, was einem so abscheulichen Verbrechen ähnlich seyn möchte, jemals zur Last gelegt hatte — mehr als hinreichend, eine zweifelhafte Aussage, die die Folter auspreßt, zu überwiegen. Nach dem Zeugniß uneingenommener Geschichtschreiber war der Tod des Dauphins durch einen kalten Trunk Wassers, nachdem er sich im Ballschlagen erhitzt hatte, verursacht. Sollte aber eine Giftmischung geschehen seyn, so ist die Vermuthung des Kaisers nicht unwahrscheinlich, da er sagte, es müßte dies Katharine von Medici gethan haben, um ihrem Gemahl, dem Herzog von Orleans,

die

die Krone zu versichern. Die Vortheile, die diese 1536
Fürstin durch den Tod des Dauphins gewann, waren augenscheinlich und groß, und ihre gränzenlose und kühne Ehrsucht machte sich eben kein Gewissen aus der Verübung eines Frevels, den sie zur Erlangung ihrer Absichten für nothwendig hielt. Franz, nachdem er sich von seinem Schmerz ein wenig erholt hatte, erklärte ihren Gemahl zum Dauphin und Kronerben: der unglückliche Graf Montecuculi aber wurde gerichtlich, das ist, durch die Folter, überführt, daß er den Dauphin vergiftet, und eben diese Schandthat an dem König habe verüben wollen, und zu Lyon geviertheilt. Am 7. Oktob.

Das folgende Jahr ward mit einer Verhand- 1537
lung eröffnet, die sehr ungewöhnlich, aber auch so unkräftig war, einige Würkung hervorzubringen, daß sie kaum angeführt zu werden verdiente, wenn sie nicht ein einleuchtender Beweis der persönlichen Feindseligkeit wäre, die sich in alle Händel zwischen Karl'n und Franzen einmischte, und beyde zuweilen zu solchen Unanständigkeiten gegen einander verleitete, daß die Würde des einen sowohl als des andern dadurch leiden mußte. Franz, begleitet von den Pairs und den Prinzen vom Geblüte, nahm mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten seinen Sitz in dem pariser Parlament, oder, wie die Franzosen zu sagen pflegen, er hielt ein **Lit de Justice.** Der An- Am 15.
wald des Königs, Dionysius Cappel, hielt eine lan- Jan.
ge Rede, und beschuldigte **Karl'n von Oestreich**
— geflissentlich gab man diesen Titel dem Kaiser —
daß er den Frieden von Kambray gebrochen, durch den er von dem Huldigungseid, den er wegen der Grafschaften Artois und Flandern der Krone Frankreich leisten müßte, losgesprochen war; da nun also dieser Friedensschluß dadurch nichtig geworden, so müßte er noch als ein Vasall der Krone, folglich als

ein

1537 ein strafbarer Rebell angesehen werden, weil er die Waffen gegen den König ergriffen, und also trug der Anwald darauf an, Karl sollte vorgeladen werden, entweder persönlich oder durch einen Bevollmächtigten vor dem Parlament zu Paris, als seinem gesetzmäßigen Richtstuhl, zu erscheinen, und wegen seines Verbrechens Rechenschaft abzulegen. Die Forderung ward bewilliget und ein Herold an die Gränze der Picardie geschickt, der Karl'n mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten auffordern mußte, an einem bestimmten Tage zu erscheinen. Nach Verlauf dieser Frist, während welcher, wie leicht zu erachten, weder Karl noch einer seiner Minister erschien, sprach das Parlament das Urtheil, daß Karl von Oestreich wegen seines Aufruhrs und boshaften Ausbleibens dieser Lehen verlustig, daß Flandern und Artois der Krone Frankreich wieder heimfallen und mit derselben vereinigt seyn, und daß dieses Urtheil an den Gränzen dieser Provinzen unter Trompetenschall öffentlich abgekündiget werden sollte. Als der Kaiser Nachricht hiervon bekam, so sagte er, die Waffen würden hierauf antworten; und in Flandern und Artois spottete man dieses Urtheils.

König **Franz** aber, um gleichsam dasselbe zu vollziehen und die ihm zugesprochene Provinzen in
Im März. Besitz zu nehmen, eröffnete frühzeitig den Feldzug und brach an der Spitze von 25000 Mann in die Grafschaft **Artois** ein. Er konnte sich auch einen desto glücklichern Fortgang seines Unternehmens versprechen, weil er wußte, daß die im vorigen Feldzug gebrauchten kaiserlichen Völker, wegen Mangel des Solds, größtentheils ihre Fahnen verlassen hatten, und die Oberstatthalterin Marie so bald keine neue Armee ihm würde entgegen stellen können. Sie berief die niederländischen Stände nach Brüssel, fand aber nicht bey allen die gewünschte Bereitwilligkeit.

Darü-

Darüber nahm der König die meisten Plätze in die- 1537
sen Gegenden weg, worauf er nach Paris zurück-
gieng, und die Anführung der Armee dem Grafen
von St. Pol übergab. Inzwischen hatte die Köni-
gin Marie auch ein Heer zusammengebracht, welches
sie unter dem Grafen von Büren und andern Feld-
herren den Franzosen entgegen schickte, die dann ei-
nige Festungen wieder eroberten. Franz schickte
zwar den Dauphin Heinrich nebst dem Marschall
von Montmorenci mit frischen Truppen zur Verstär-
kung des Grafen von St. Pol und zum Entsatz der
Stadt Terouenne ab, und es rückten beyde Armeen
so nahe zusammen, daß man ein Treffen vermuthete.
Allein, die beyden Schwestern des Kaisers, nämlich
König Franzens Gemahlin, Eleonore, und die Ober-
statthalterin Marie hatten schon seit einiger Zeit dar-
an gearbeitet, ihren Gemahl und Bruder zum Frie-
den, oder doch wenigstens zu einem Stillstand in
diesen Gegenden, zu bewegen, der dann auch zu
Bommy, einem Dorfe ohnweit Terouenne, in An-
sehung der Niederlande auf zehn Monate zu Stande Am 30.
kam. Und es wurden nachher zu Kambray zwi- Jul.
schen den Bevollmächtigten des Kaisers und des Kö-
nigs von Frankreich zur Erläuterung und bessern
Vollziehung dieses Stillstandes noch einige Artickel
verabredet und zum Theil geschlossen.

In **Piemont** wütete der Krieg in diesem Jahr noch heftiger; und obgleich weder Karl noch Franz ihre Kräfte so mächtig anstrengen konnten, als es ihr beyderseitiger Haß verlangte, so fuhren sie den-noch fort, sich als Fechter zu schlagen, deren Groll fortdauret, wenn gleich die Kräfte erschöpft sind. Statt des im vorigen Jahr bey Casale gefangen ge-nommenen Herrn von Bürie, der sich hauptsächlich bemüht hatte, Turin in Besitz zu erhalten, schickte Franz den Herrn von Lümieres nach Italien, um

dort

1537 dort den Oberbefehl über die königlichen Truppen zu führen. Dieser suchte zwar Asti, wo eine schwache Besatzung lag, zu überfallen, mußte sich aber bey der Annäherung des Marquis del Guasto, der eine Verstärkung aus Teutschland erhalten hatte, unverrichteter Dinge bis Pignerol zurückziehen, wo er Verstärkungen aus Frankreich erwartete. Guasto
im Aug. und Sept. machte sich diese Entfernung zu Nutzen, belagerte Chieri, und nahm es mit stürmender Hand ein, worauf sich auch Chierasco, Alba und Carmagnoles nach einer kurzen aber heftigen Belagerung ergeben mußten, und nunmehr gieng Guasto auf Pignerol los, um diesen Ort zu bloquiren. Bey solchen Umständen sahe Franz wohl ein, daß er alle seine noch übrigen Eroberungen in Piemont und Savoyen bald vollends verliehren würde, wofern er nicht seine Kriegsvölker in diesem Lande verstärkte. Er versammlete also eilig ein grosses Heer bey Lyon,
Im Oktob. und schickte den Dauphin nebst dem Marschall von Montmorenci mit einem ansehnlichen Haufen voraus, um in Piemont einzudringen. Der Marquis del Guasto fertigte nun zwar den Cäsar Marsio mit einigen auserlesenen Truppen ab, um den Paß bey Susa zu bewahren: weil er sich aber gegen die französische Macht zu schwach befand, so zog er sich mit Verlust zurück, und ließ den Franzosen den Durchzug frey, die dann Turin, wo die Hungersnoth aufs höchste gestiegen war, wieder mit frischen Lebensmitteln versahen. Bey der Annäherung des Königs mit dem Rest seines Heers, nahm auch der Marquis del Guasto seinen Rückzug, und legte in Monte Calieri und andre wichtige Plätze starke Besatzungen. Bald hernach ward der zu Monzon in Aragonien, in Ansehung Italiens und der Provence geschlossene dreymonatliche Waffenstillstand
Am 16. Nov. bekannt gemacht, und hierdurch den Feindseligkeiten

auch

auch in diesen Gegenden für dieses Jahr ein Ende 1537
gemacht. Vermöge desselben sollte ein jeder Theil in dem Besitz der eroberten Plätze bleiben, jedoch so, daß ausser den Besatzungen keine Truppen im Lande bleiben sollten. Unterdes sollten sich beyde Parteyen bemühen, einen dauerhaften Frieden zu bewürken. Es kehrte auch hierauf König Franz mit seiner Armee in sein Königreich, und der Marquis del Guasto mit seinem Heer nach Mayland zurück, nachdem dieser noch vorher jenen in seinem Lager besucht hatte, und mit grossen Ehrenbezeugungen war aufgenommen worden.

Die mächtigen Beweggründe, wodurch beyde Fürsten zu einem Vergleich gereitzt wurden, sind schon mehrmals angeführt. Die Unkosten des Kriegs überstiegen schon weit den Betrag ihrer Einkünfte, und sie durften nicht wohl die Auflagen durch neue Taxen vergrössern, weil ihre Unterthanen damals noch nicht die Geduld gelernt hatten, die ungeheuern Lasten zu tragen, zu denen sie in neuern Zeiten gewöhnt sind. Doch, dies machte auf Karln keinen so tiefen Eindruck, als die Furcht vor den türkischen Waffen, in die ihn Franz durch sein Bündniß mit Soliman versetzte. Obgleich Franz ohne alle Bundsgenossen Krieg mit einem Feind führen mußte, der ihm an Macht weit überlegen war; so hatten gleichwohl die Christen jener Zeit gegen eine Vereinigung mit den Türken, die sie nicht allein als schändlich, sondern sogar als gottlos ansahen, einen so grossen Abscheu, daß es lange währte, ehe Franz sich entschliessen konnte, sich der augenscheinlichen Vortheile, die aus einer solchen Verbindung entstehen mußten, zu bedienen. Endlich ward die Noth grösser, als diese Bedenklichkeit und die Einwürfe des Gewissens; und gegen das Ende des vorigen Jahrs hatte la Foreſt, ein geheimer Unterhänd-

1537 händler des Königs von Frankreich bey der osmanischen Pforte, einen Vertrag mit dem Sultan geschlossen. Soliman verband sich dadurch, während des nächsten Feldzugs in Neapel einzufallen, und den römischen König mit einer mächtigen Armee in Ungern anzugreifen, da inzwischen Franz mit hinreichenden Truppen in das Mayländische eindringen sollte. Soliman erfüllte seine Versprechen pünktlich. Barbarossa erschien an der Küste von Neapel mit einer ansehnlichen Flotte, füllte das ganze Königreich, aus welchem alle Truppen in das Piemontische gezogen waren, mit Schrecken, landete ohne Widerstand nahe bey Taranto, zwang Castro, einen ziemlich festen Ort, zur Uebergabe, plünderte die benachbarte Gegend, und machte schon Entwürfe, seine Eroberungen in Sicherheit zu setzen und weiter auszubreiten, als die unvermuthete Ankunft der päbstlichen und venetianischen Flotte unter Doria ihn zum Abzug bewegte. In Ungern war der Fortgang der Türken schrecklicher und gefährlicher. Aber Franz konnte, zum Glück für die Christenheit, sein Versprechen nicht erfüllen, und nicht in das Mayländische kommen. Dadurch verlohr er die Hoffnung, den Besitz von Mayland wieder zu erlangen. Da aber auch der Kaiser seiner Seits wohl einsahe, daß er der angestrengten Macht zweener so gewaltigen verbündeten Fürsten nicht lange widerstehen, noch mit Gewißheit hoffen könne; so glaubte er, seine eigene Sicherheit und Ehre setze ihn in die Nothwendigkeit, einen Stillstand zu bewilligen. Franz war gleichfalls nicht geneigt, sich als den Urheber der Hindernisse, die die Wiederherstellung des Friedens verzögerten, ansehen zu lassen, oder sich deshalb der Gefahr bloszustellen, von den Schweitzern und andern in seinem Dienst stehenden Ausländern verlassen zu werden. Er fieng sogar an

zu

zu besorgen, seine eigenen Unterthanen würden ihm 1537
nur kaltsinnig dienen, wenn er durch sein Bündniß
mit den Türken, und durch Vergrösserung ihrer
Macht fortführe, schlechterdings gegen alle Grund-
sätze zu handeln, die auf einen Monarchen, der vor-
züglich der Allerchristlichste heißt, ihren Einfluß be-
weisen müßten. Wegen aller dieser Bedenklichkei-
ten wollte er sich lieber in Gefahr setzen, seinem neuen
Bundsgenossen, dem Sultan, nicht Wort zu hal-
ten, als durch unzeitige Erfüllung des Vertrags sich
grössern Gefährlichkeiten zu unterziehen.

Zu **Leucate**, einem Städtchen in Nieder- im Dec.
languedok, hatten sich die Bevollmächtigten des Kai-
sers, der Kanzler **Granvella** und der Großkom-
menthur von Leon, **Don Franz de los Cobos**,
und von Seiten Frankreichs der **Kardinal von**
Lothringen und der **Marschall von Mont-**
morenci, eingefunden, um an einem vollkomme-
nen Frieden zu arbeiten: allein sie fanden dabey so
viele Schwierigkeiten, daß sie sich damit begnügen
mußten, einander zu Anfang des folgenden Jahrs 1538
ihre Forderungen und die Beantwortung derselben
schriftlich mitzutheilen, und indessen den Stillstand
zu verlängern. Da nun die Bevollmächtigten über
einen Friedensschluß nicht einig werden konnten, und
Pabst Paul der Dritte sich vor einem neuen Ein-
fall der Türken in Italien fürchtete; so ließ er sich
angelegen seyn, die beyden Monarchen mit ein-
ander zu vereinigen, damit er hierdurch seine Lieb-
lingsidee, ein mächtiges Bündniß zur Beschützung
der Christenheit gegen die fürchterlichen Anfälle der
Türken, und zur Ausrottung der lutherischen Ketze-
reyen zu stiften, und eine allgemeine Kirchenver-
sammlung zu halten, ausführen könnte. Er suchte
deswegen beyde Monarchen zu einer persönlichen Zu-
sammenkunft zu bewegen, wobey er sich erbot, als

1538 Mittler, zur Beylegung aller ihrer Streitigkeiten, persönlich zu erscheinen. Da ein Pabst von so ehrwürdigem Charakter und sehr hohem Alter bereit war, eine so beschwerliche Reise zu unternehmen; so konnte weder der Kaiser noch der König sein Ansinnen mit Anstand ausschlagen. Der Pabst verlangte hierauf von dem Herzog von Savoyen die Stadt Nizza zu ihrer Zusammenkunft, der dann
Am 17. May. dies auch bewilligte. Der Pabst kam zuerst bey Nizza auf den Galeeren des Kaisers an, und nahm seine Wohnung ausser der Stadt im Kloster des heiligen Erasmus. Am folgenden Tag erschien der Kaiser auf den Galeeren des Andreas Doria, auf die er sich zu Barcelona begeben hatte, und nachdem er über eine Stunde lang mit dem Pabst gesprochen, gieng er nach Villafranca, um sein zubereitetes Quar-
Am 21. May. tier zu beziehen. Endlich traf auch König Franz mit seiner Gemahlin, mit seinem Prinzen und mit dem neuen Konnetabel von Montmorenci zu Nizza ein, von da er sich gleichfalls nach Villafranca begab, und seine Wohnung in der Neustadt nahm. Pabst Paul hielt hierauf mit beyden Monarchen verschiedene Unterredungen, konnte sie aber nicht bewegen, daß beyde zugleich mit ihm zusammengekommen wären, woran Cärimonialstreitigkeiten und der beyderseitige persönliche Haß Schuld waren. Eben so wenig konnte der Pabst den Kaiser und den König zur Schliessung eines förmlichen Friedens bewegen, indem der von beyden verlangte Besitz des Mayländischen unauflösliche Schwierigkeiten verursachte. Der Kaiser erbot sich zwar, dieses Herzogthum dem nunmehrigen zweeten Prinzen des Königs, dem Herzog Karl von Orleans zu überlassen: doch unter den Bedingungen, daß Franz den Bündnissen mit dem türkischen Kaiser Soliman und dem König von England entsagen, seine Waffen mit den kai-

kaiserlichen gegen die Ketzer vereinigen, dem Herzog 1538
von Savoyen seine Staaten wiedergeben, und die in den Niederlanden eroberten Plätze räumen sollte. Ferner sollte der Herzog von Orleans mit einer Prinzeßin des römischen Königs Ferdinand sich vermählen, und drey Jahre lang kaiserliche Besatzung in den festen Plätzen des mayländischen Staats auf seine Kosten unterhalten. Diese letztere Bedingung, wodurch sich der Kaiser der Aufrichtigkeit des Königs von Frankreich versichern wollte, war eine der größten Hindernisse des Friedens, weil Franz solche durchaus nicht bewilligen, Karl aber nicht davon abgehen wollte.

Weil nun Paul die Reise nicht ganz umsonst wollte gethan und vergeblich gearbeitet haben; so bewegte er endlich beyde Monarchen zur **Unterzeichnung eines zehnjährigen Waffenstillstandes,** Am 18. Jun. unter den Bedingungen des vorigen Stillstandes, daß nämlich jeder das, was er besässe, behalten, und inzwischen Gesandte nach Rom schicken sollte, ihre Ansprüche gründlich zu untersuchen und zu befriedigen. Diesem Stillstandsvergleich sind nachher noch einige Artickel zu la Fere in der Picardie Am 23. Oktob. beygefügt worden, die insbesondere die Niederlande betrafen. Diesem Vergleich zu Folge blieb der größte Theil der savoyischen Länder in französischen Händen, wodurch Franz so übermüthig wurde, daß er dem **Herzog Karl** antragen ließ, ihm auch die Grafschaft Nizza für ein jährliches Einkommen von zwanzigtausend Thalern abzutreten: allein der Herzog verwarf diese Zumuthung mit Bitterkeit, und antwortete, er wolle wenigstens als Graf von Nizza sterben: würde aber der König ihm seine Länder wieder einräumen, so könne er nach Gefallen sich einen Platz aussuchen, und solchen zur Versicherung seiner beständigen guten Neigung behalten. Um aber doch

1538 des Stillstandes mit zu geniessen, genehmigte ihn
Am 21. Nov. endlich der Herzog zu Nizza, welche Stadt nebst der umliegenden Gegend noch der einzige Winkel war, den er in Besitz hatte, da sein übriges Land unter einen mächtigen Feind und einen Bundsgenossen getheilt war, auf dessen Schutz er gebaut hatte.

Einige Tage nach dem Schluß des Stillstands segelte der Kaiser nach Barcelona, ward aber von widrigen Winden nach der Insel St. Margareth an der Küste von Provence verschlagen, und da gerade Franz sich nicht weit davon aufhielt, und diesen Zufall erfuhr, hielt er es für eine Pflicht des Wohlstandes, ihn einzuladen, daß er sich in seinem Land erholen möchte, und schlug ihm eine persönliche Zusammenkunft in Aiguemortes vor *). Der Kaiser, der nicht weniger Gefälligkeit, als sein Nebenbuhler beweisen wollte, reiste sogleich dahin.
Am 14. Jul. Kaum hatte er an der Rhede Anker geworfen, so fuhr Franz, ohne auf die Einrichtung des Cärimoniels zu warten, und für seine Sicherheit ein andres Unterpfand zu haben, als die Ehre des Kaisers, worauf er sich blindlings verließ, an Bord seiner Galeere, und ward auch mit den wärmsten Beweisen der Achtung und Freundschaft aufgenommen und unterhalten. Am nächstfolgenden Tag bewies der Kaiser dem König eben das Vertrauen, das er auf ihn gesetzt hatte, stieg mit eben so weniger Behutsamkeit zu Aiguesmortes ans Land, und ward eben so freundschaftlich empfangen. Er blieb über Nacht auf dem Lande, speiste mit dem König, der Königin und dem Dauphin, und beyde Monarchen beeiferten sich um die Wette, einander Ehrerbietung und Freundschaft zu erzeigen. Sie besprachen sich länger, als eine Stunde, allein; und da glaubt man, hätten

*) Andre sagen, der Kaiser habe diese Zusammenkunft vorgeschlagen.

hätten sie schon unter sich verabredet, daß der unter 1538
ihnen zu Nizza geschlossene Stillstand ihre ganze Lebenszeit hindurch dauren sollte. Es ist aber darüber erst im Februar des folgenden Jahrs 1539 zu Toledo eine förmliche Konvention errichtet und eine schriftliche Erklärung ausgefertiget worden. Der Kaiser setzte hierauf seine Reise nach Barcelona fort, wo er nach einer kurzen Fahrt ankam, und von da weiter nach Kastilien abgieng.

Während des Kriegs zwischen Karln und Franzen hatte sich ein Vorfall zugetragen, der die Freundschaft, die zwischen diesem letztern und dem König von England lange gedauret hatte, gewissermassen unterbrach. Jakob der Fünfte, König von Schottland, ein junger kühner Fürst, hatte von dem Anschlag gehört, daß der Kaiser in Provence einfallen wollte, und warb, aus Begierde, zu zeigen, daß er keinem seiner Vorfahren in der Aufrichtigkeit seiner Verbindung mit Frankreich wiche, und aus eifrigem Verlangen, sich durch kriegerische Thaten hervorzuthun, einige Völker, in der Absicht, sie persönlich dem König von Frankreich zu Hülfe zu führen. Ob nun gleich einige unglückliche Vorfälle ihm nicht erlaubten, die Truppen nach Frankreich überzuschiffen, so konnte ihn doch nichts abhalten, selbst dahin zu gehen. Unmittelbar nach seiner Landung eilte er nach Provence: aber er ward so lang unterwegs aufgehalten, daß er an den Kriegsverhandlungen keinen Antheil mehr nehmen konnte, und nach dem Abzug der Kaiserlichen den König auf seinem Rückzug antraf. Franz, den dieser Eifer ungemein rührte, und der mit Jakobs Sitten und Betragen nicht weniger zufrieden war, konnte ihm seine Tochter Magdalene, die er sich zur Gemahlin ausbat, nicht versagen. Heinrichen verdroß es ausserordentlich, daß er einen Fürsten, über den er seit

1538 kurzem mißtrauisch und eifersüchtig geworden war, nachdem er ihm und dessen Unterthanen mit Verachtung begegnet hatte, nunmehr in eine Verbindung treten sah, wodurch dessen Ansehn und Sicherheit so beträchtlich vermehrt werden mußte. Inzwischen konnte er sich Franzen mit Anstand nicht wohl widersetzen, noch ihn hindern, seine Tochter einem Monarchen zu geben, dessen Vorfahren von langen Zeiten her die getreuesten Bundsgenossen der Krone Frankreich gewesen waren. Wie aber Jakob nach dem plötzlichen Absterben der Königin Magdalene Marien von Guise zu seiner Gemahlin verlangte, bat Heinrich Franzen angelegentlich, dieses Unwerben nicht zu genehmigen, und damit Jakob abgewiesen werden möchte, hielt er selbst um diese Prinzeßin an. Als Franz die aufrichtige Anwerbung des schottischen Königs seinem arglistigen Vorschlage vorzog, ließ Heinrich viel Mißvergnügen darüber blicken. Der zu Nizza abgeredete Friede und die vertrauliche Zusammenkunft der beyden Rivalen in Aiguesmortes erfüllte Heinrichs Seele mit neuem Argwohn, und er wähnte, Franz habe darüber seiner Freundschaft ganz entsagt. Allein, noch mehr wurde dieser Argwohn vergrössert, als der Kaiser im folgen-
1539 den Jahr gar durch Frankreich reiste, und sich bey Franzen eine Woche lang aufhielt. Die Veranlassung zu diesem Vorgang ist schon in der niederländischen Geschichte erzählt worden, und in Beziehung auf Frankreich verhält sich die Sache kürzlich also:

Die Stadt **Gent** in Flandern, von deren Macht und Uebermuth wir mehrmals in dieser Geschichte geredet haben, sollte während des letzten Kriegs mit Frankreich das Ihrige zu einer ausserordentlichen Steuer beytragen, welche die Königin-Statthalterin im Namen des Kaisers von den nie-

der-

derländischen Ständen verlangte. Die Bürger wi- 1539
dersetzten sich aber, beriefen sich auf ihre Freyheits-
briefe, und giengen zuletzt so weit, daß sie eine un-
abhängige Republik errichten, und sich unter die
Oberhoheit des Königs von Frankreich, als des ehe-
maligen Lehnsherrn von Flandern, begeben wollten.
Sie versprachen dabey, Franzen mit aller ihrer
Macht zur Eroberung der ehedem zu Frankreich ge-
hörigen niederländischen Provinzen beyzustehen. Die-
ser unerwartete Vorschlag, der von Personen kam,
in deren Gewalt es stand, sogleich einen Theil dessen,
was sie versprachen, zu erfüllen, und der zur Aus-
führung des Ganzen so nachdrücklich beytragen konn-
te, öffnete Franzens Ehrsucht eine weite und verfüh-
rerische Aussicht. Flandern und Artois waren dem
Werth nach wichtiger, als Mayland, wonach er so
lange gestrebt hatte; ihre Lage neben Frankreich mach-
te ihre Eroberung und Vertheidigung leichter, und
sie konnten eben sowohl in ein besonderes Fürsten-
thum für den Herzog von Orleans verwandelt wer-
den, und seines Ranges noch würdiger seyn, als
das durch Kriege ausgezehrte Mayland. Die Flan-
drer, die die französischen Sitten und Regierungs-
verfassung kannten, würden davon nicht abgeneigt
gewesen seyn; und Franzens Unterthanen selbst, die
der zerstöhrenden Feldzüge in Italien müde waren,
würden ihre Waffen weit williger in diesen Gegen-
den gebraucht haben. Inzwischen hielten doch ver-
schiedene Betrachtungen Franzen von der Benutzung
dieser günstigen Gelegenheit, sein Gebiet vortheilhaft
zu erweitern, zurück. Seit der letztern persönlichen
Unterredung hatte Karl dem König von Frankreich
beständig zu gefallen gesucht; er hatte ihm oft mit
der Hoffnung geschmeichelt, endlich einmal seine
Wünsche in Absicht auf das Mayländische zu erfül-
len, und entweder ihm selbst oder einem seiner Söh-

1539 ne die Belehnung mit demselben zu ertheilen. Ob aber gleich alle diese Versprechen in keiner andern Absicht geäussert wurden, als um ihn von einem Bündniß mit dem Großsultan abzuziehen, oder durch den Anschein eines herzlichen und vertrauten Verständnisses zwischen den Höfen von Paris und Madrid, Mißtrauen und Argwohn in Solimans Gemüth zu erregen; so war gleichwohl Franz schwach genug, nach dem Schatten, mit dem er so oft betrogen war, zu greifen, und ließ in brennender Begierde, denselben festzuhalten, dasjenige fahren, was ein wesentlicher und würklicher Vortheil für ihn gewesen seyn würde. Ueberdies bediente sich, einigen Nachrichten zu Folge, der Dauphin, der übertrieben eifersüchtig gegen seinen Bruder war, und einem Prinzen, der von einem unternehmenden Charakter zu seyn schien, eine solche Herrschaft nicht gönnte, die wegen ihrer Lage beynahe für eine einheimische angesehen werden konnte, der Vermittelung des Konnetabels von Montmorenci, der durch ein seltsames Glück zugleich ein Günstling des Vaters und des Sohns war, daß er den Vorschlag der Flandrer hintertrieb, und dem König abrieth, sich ihrer anzunehmen. Montmorenci stellte also den Ruhm und die Macht vor, die Franz gewinnen müßte, wenn er seine ehemaligen Besitzthümer in Italien wieder erlangen könnte; und daß nichts kräftiger seyn würde, die Abneigung des Kaisers gegen diesen Besitz zu überwinden, als wenn er den Waffenstillstand heilig hielte, und sich bey dieser Gelegenheit der Aufrührer nicht annähme. Franz, der ohnehin geneigt war, dem Mayländischen einen übertriebenen Werth beyzulegen, weil er es nach der Länge der Zeit und den angestrengten Kräften schätzte, die er und seine Vorfahren angewendet hatten, um es wieder zu gewinnen, und der überall den

Schein

Schein der Großmuth behaupten wollte, verwarf 1539
nicht allein die Vorschläge der Genter, sondern theilte auch sogar dem Kaiser ihre Entwürfe mit. Diese überzeugende Probe von Franzens Uneigennützigkeit befreyte Karl'n von der unruhigsten Furcht, und öffnete ihm einen Weg, sich aus allen Schwierigkeiten zu helfen. Er glaubte, bey so gefährlichen Umständen sey seine baldige Gegenwart in den Niederlanden nothwendig, und er konnte bey der damaligen Jahrszeit keinen kürzern Weg dahin antreten, als durch Frankreich. Seine Minister widerriethen ihm zwar diesen Anschlag, als unbesonnen und unerhört: aber Karl, der den Charakter seines Nebenbuhlers gründlicher studiert hatte, als alle seine Minister, blieb bey seinem Vorsatz, und schmeichelte sich, er würde ihn nicht allein ohne alle Gefahr für seine eigene Person, sondern auch sogar ohne das geringste Nachgeben, das seiner Krone nachtheilig seyn könnte, ausführen. In dieser Gesinnung machte er diesen Anschlag dem französischen Gesandten an seinem Hofe bekannt, und schickte seinen ersten Minister, Granvella, nach Paris, damit er ihm von Franzen Erlaubniß, durch sein Land reisen zu dürfen, auswürken und ihm zugleich versprechen sollte, daß er die mayländischen Angelegenheiten bald zu seinem Vergnügen beylegen würde: zugleich aber sollte er ihn bitten, er möchte in diesen Umständen auf kein neues Versprechen dringen, damit es nicht scheinen möchte, als wenn die Bewilligungen des Kaisers abgezwungen wären. Franz achtete auf diese Schlinge so wenig, daß er vielmehr von dem Schimmer, einen Feind mit Großmuth überwinden zu können, so verblendet ward, daß er alles, was man von ihm verlangte, bewilligte.

Karl, dem jeder Augenblick kostbar war, reiste im Dec.
gleich nach erlangter Antwort mit einem zwar klei-

1539 nen aber prächtigen Gefolge von ohngefähr hundert Personen ab. Bey Bayonne ward er von dem Dauphin und dem Herzog von Orleans, die der Konnetabel begleitete, empfangen. Die beyden Prinzen erboten sich, nach Spanien zu gehen, und daselbst als Geisel zur Sicherheit des Kaisers zu bleiben: er verwarf aber den Vorschlag, und versicherte, er verlasse sich ohne Ausnahme auf die Ehre des Königs, und habe nie ein Unterpfand für seine Sicherheit verlangt, und werde auch nie dergleichen fordern. In allen Städten, durch die er zog, ward er mit aller damals üblichen Pracht empfangen; die Obrigkeiten brachten ihm die Schlüssel der Thore; die Gefängnisse wurden geöffnet; und unter allen königlichen Ehrenbezeugungen, die ihm erwiesen wurden, schien er mehr der Souverän dieses Landes zu seyn, als ein Fremder. Der König selbst, der sich kaum von einer venerischen Krankheit erholt hatte, gieng ihm bis Chatelleraud entgegen; ihre Unterredung geschah in den wärmsten Ausdrücken der Freundschaft und
1540 Hochachtung. Sie giengen mit einander nach Pa-
Am 1. Jan. ris, und gaben den Einwohnern dieser Stadt das ausserordentliche Schauspiel zweener Monarchen, deren Feindschaft den größten Theil Europens innerhalb zwanzig Jahren in Schrecken gesetzt und verwüstet hatte, und die nun einen feyerlichen Einzug, mit allen Beweisen des Zutrauens und der Freundschaft hielten, als ob sie ihre ehemaligen wechselseitigen Beleidigungen auf ewig vergessen hätten. Karl verweilte sieben Tage in Paris; aber mitten unter den beständigen Liebkosungen des französischen Hofs und unter mannigfaltigen Lustbarkeiten äusserte er Ungeduld nach der Fortsetzung seiner Reise. Es fehlte nicht an Personen, die dem König riethen, er sollte zur Vergeltung so mancher Betrügereyen und Falschheiten sich der Person seines alten Feindes bemächtigen

und

und ihn so lange verwahren, bis er ihm, in Absicht 1540
auf alle rechtmäßige Ansprüche der französischen Krone, vollkommene Genugthuung geleistet hätte. Auch die Herzogin von Etampes, Geliebte des Königs, war dem Kaiser zuwider, und arbeitete an dessen Gefangennehmung: Karl aber merkte dies, und wuste sie durch ausgesuchte Liebkosungen und durch einen sehr kostbaren Diamantring, den er ihr auf die unverdächtigste Art beybrachte, zu gewinnen, so daß sie in der Folge bey Franzen stets zu seinem Besten sprach. Diesen konnte keine Vorstellung bewegen, das einmal gegebene Wort zu brechen, und keine Gründe konnten ihn überzeugen, daß Karl nach so vielen Versprechungen und nach aller Freundschaft, die er genossen, noch fähig seyn sollte, ihn zu hintergehen. Voll von dieser falschen Zuversicht begleitete er ihn bis St. Quentin, und die beyden Prinzen, die ihm bis an die Gränze von Spanien entgegengegangen waren, nahmen nicht eher Abschied von ihm, als bis er sein eigenes Gebiet in den Niederlanden betrat. Die ihn begleitenden französischen Am 21. Herren verlangten die Erfüllung dessen, was er in Jan. Absicht auf die Investitur von Mayland versprochen hatte: aber Karl verschob, unter dem scheinbaren Vorwand, daß seine ganze Aufmerksamkeit gegenwärtig mit den Mitteln, wodurch der Aufruhr in Gent gestillt werden könnte, beschäftiget wäre, diese Materie auf eine bequemere Zeit. Damit aber doch Franz auf keinen Argwohn gegen dessen Aufrichtigkeit gerathen möchte, fuhr er noch allzeit fort, von seinen Entschlüssen in Ansehung dieser Sache in eben dem Tone zu sprechen, als er bey seinem Eintritt in Frankreich gesprochen hatte; er schrieb sogar an den König auf eben die Art, wiewohl in allgemeinen Ausdrücken und zweydeutigen Redensarten.

Nach

1540 Nach geschehener sehr harten Bestrafung der Genter, stand Karl weiter in keiner Nothwendigkeit, die Rolle der Verstellung, womit er bisher Franzen geäfft hatte, länger zu spielen; er zog also nach und nach den Vorhang auf, hinter dem er seine Absichten auf das Mayländische verborgen hatte. Vorerst wich er den Forderungen der französischen Gesandten aus, die ihn an sein Versprechen erinnerten; darauf that er den Vorschlag, dem Herzog von Orleans die Belehnung mit Flandern zu geben: aber er hieng diesem Erbieten unannehmliche Bedingungen an. Als sie endlich auf eine gemessene Antwort drungen, und er sich also aller Ausflüchte beraubt sahe, so weigerte er sich schlechterdings, ein so kostbares Gebiet fahren zu lassen. Dabey leugnete er, je ein solches Versprechen gethan zu haben, das ihn zu einer seinem eigenen Vortheil so widersprechenden Handlung verbinden könnte. Selbst die Anhänger und Verehrer dieses in andern Absichten grossen Kaisers bekennen, daß diese Handlung der unauslöschlichste Schandfleck seines Andenkens sey.

Diese Reise durch Frankreich und die dabey verschwendeten Freundschaftsbezeugungen waren es eben, die den König Franz bey seinen Bundsgenossen verdächtig machten. Der König von England, wie vorhin angedeutet worden, war ohnehin schon argwöhnisch, und nunmehr betrachtete er Franzen als den vertrautesten Freund seines ärgsten Feindes. Soliman mußte nicht weniger mißtrauisch gegen ihn seyn; aus allen bisherigen Vorfällen konnte er nichts anders schliessen, als, Frankreich suche nur in der Noth sein Bündniß und bekümmere sich nachher nicht weiter um ihn, ja trete wohl gar in Verbindung wider ihn. Auch bey den Venetianern bedienten sich die kaiserlichen Minister der anscheinenden Freundschaft der beyden Monarchen zu Franzens Nachtheil. Ein

gemein-

gemeinschaftliches Interesse hatte bisher die Venetia- 1540
ner mit dem Kaiser gegen die Türken verbunden: als aber jene fühlten, daß dieser Krieg ihrer Handlung Schaden bringe, beschlossen sie, mit Soliman in Unterhandlungen zu treten. Der Kaiser wollte dies hindern, um hernach nicht allein den osmanischen Waffen ausgesetzt zu seyn; und versicherte zu dem Ende die Venetianer, der König von Frankreich sey sein Freund, und man könne also hoffen, daß nächstens alle christliche Mächte sich gegen die Ungläubigen vereinigen würden. Karl ersuchte Franzen, die Venetianer von ihrer wechselseitigen Freundschaft überzeugen zu lassen. Franz konnte dies nicht wohl abschlagen; er ließ deswegen den Marschall Annebaut mit dem Marquis del Guasto nach Vene- Im März.
dig gehen. Zum Glück für Franzen merkten die weisen Senatoren, daß er es nicht ernstlich meine, und sie versicherten, wenn einmal ein würkliches Bündniß zwischen dem Kaiser und dem König wider die Türken zu Stande käme, so würden sie gewiß nicht die letzten seyn, die demselben beyträten; so lange die Sache wegen Mayland nicht aus einander gesetzt und beygelegt wäre, könnten sie sich unmöglich eine feste Freundschaft zwischen beyden Monarchen denken. Annebaut gestand ihnen auch, daß hierüber noch kein förmlicher Vertrag vorhanden sey. Diesemnach fuhren die Venetianer in ihren Unterhandlungen mit den Türken fort, und schlossen im May dieses Jahrs Frieden mit ihnen.

Um die europäischen Mächte, besonders die 1541
Venetianer und die Türken, von der Falschheit des Kaisers und von seinen eigenen wahren Gesinnungen desto besser zu überzeugen, ernennte Franz den Ritter **Cäsar Fregoso**, einen verbannten Genueser, zum Gesandten nach Venedig; und ein spanischer Edelmann, **Anton Rincon**, der schon seit verschie-

denen

1541 denen Jahren in französischen Diensten stand, und auch vorher in französischen Angelegenheiten zu Konstantinopel gewesen war, sollte ihn bis dahin begleiten, und alsdann weiter nach Konstantinopel abgehen. Der Marquis del Guasto, Statthalter des Kaisers zu Mayland, erfuhr etwas von den Absichten dieser Gesandten. Da ihm nicht unbekannt war, wie sehr sein Herr die Anschläge des Königs von Frankreich zu entdecken wünschte, und wie viel ihm daran gelegen sey, die Ausführung seiner Maasregeln zu hintertreiben, so bestellte er einige Soldaten von der Besatzung der Stadt Pavia, die auf Rincon und Fregoso, wenn sie den Po hinabfahren
im Jul. würden, lauren sollten; diese ermordeten die Gesandten und den größten Theil ihres Gefolgs, und bemächtigten sich ihrer Papiere. So bald Franz diesen grausamen Frevel erfuhr, der mitten unter dem Stillstand der Waffen an Personen, die auch die rohesten Völker für heilig halten, begangen war, ward sein Mitleiden über das unglückliche Schicksal zweener Diener, die er geliebt, und auf welche er sein Vertrauen gesetzt hatte, sein Verdruß über Verrückung seiner Entwürfe, die durch ihren Tod unterbrochen waren, und jede andre Leidenschaft seiner Seele in dem Grimm, den diese Beschimpfung der Würde seiner Krone erweckte, verschlungen und erstickt. Er beklagte sich öffentlich über Guasto, der, da er sich eines ehrlosen Strassenraubes und Meuchelmords schuldig gemacht, und gleichwohl nichts Wichtiges entdeckt hatte — denn die Gesandten hatten ihre Verhaltungsbefehle und andre geheime Schriften bey dem Herrn du Bellai, Statthalter in Piemont, der sie inständigst warnte, zurückgelassen — nunmehr dreist leugnete, er habe an dem Verbrechen schlechterdings keinen Theil. Er schickte einen Gesandten an den Kaiser, und ließ Genugthuung

thuung für eine Beschimpfung fordern, die kein 1541
Fürst, wär' er auch noch so ohnmächtig und klein-
müthig, ungerächt hingehen lassen würde; und da
Karl, der zu dieser Zeit nichts mehr wünschte, als
die baldige Eröffnung des neuen afrikanischen Feld-
zugs, ihm mit Ausflüchten und zweydeutigen Ant-
worten ausweichen wollte, rief Franz alle europäi-
sche Höfe auf, stellte ihnen die Abscheulichkeit der
Beleidigung und den Glimpf vor, mit dem er Ge-
nugthuung verlangt, aber auch die Unbilligkeit des
Kaisers, der auf eine so gerechte Forderung nicht ge-
achtet hätte.

König Franz verließ sich unterdes nicht so sehr auf die Gerechtigkeit seiner Sache, daß er nicht, ausser dem Sultan, noch andre Bundsgenossen, durch deren Beystand er der überwiegenden Macht des Kaisers das Gleichgewicht halten könnte, hätte aufsuchen sollen. Doch waren seine in dieser Absicht angefangene Unterhandlungen nicht sonderlich glücklich. Heinrich der Achte, der seinen Entwürfen gegen das mit Frankreich verbundene Schottland nachhieng, neigte sich mehr auf die Partey des Kaisers. Der Pabst blieb unveränderlich bey seinem System der Parteylosigkeit. Die Venetianer ahmten, alles Andringens des Sultans ohngeachtet, dem Beyspiel des Pabsts nach. Die Teutschen, mit ihrer damaligen Religionsfreyheit zufrieden, fanden ihren Vortheil mehr in der Zuneigung gegen den Kaiser, als in dessen Erbitterung. Und so waren die Könige von Dänemark und Schweden und der Herzog von Cleve, der mit dem Kaiser über den Besitz von Geldern stritt, die einzigen Bundsgenossen, deren sich Franz versicherte: aber das Gebiet der beyden erstern lag so weit entfernt, und die Macht des andern war so unbeträchtlich, daß er durch ein Bündniß mit ihnen wenig gewann.

Zu

1541 Zu eben der Zeit, da Franz fähige und erfahrne Männer am nothwendigsten brauchte, äusserte er Ungnade gegen sie und entfernte sie von sich. Vier der Vornehmsten waren es; der Konnetabel Annas von **Montmorenci**, der Admiral von **Brion**, der Kanzler **Poyet** und der Kardinal von **Lothringen**. In Ansehung des Konnetabels sind die Geschichtschreiber verschiedener Meinung. Am wahrscheinlichsten ists, daß die Ergebenheit des Konnetabels gegen den Dauphin, der ihn als seinen Vater liebte und ehrte, die Ursache dieses Falls gewesen. Zwischen Franzen und seinem ältesten Prinzen herrschte damals eine Art von Eifersucht, wozu die Maitressen des Vaters und des Sohns nicht wenig beytrugen. Der Dauphin hatte sich die berüchtigte **Diane von Poitiers**, eine Tochter des Grafen von St. Vallier und Witwe Ludwigs von Brezé, Seneschalls der Normandie, zur Geliebten ausersehen, ohngeachtet sie achtzehn Jahr älter war, als er. Montmorenci nahm sich bey aller Gelegenheit der Diane von Poitiers an; er verband sich sogar in der Folge mit ihr durch Vermählung seines nachher auch als Konnetabel sehr berühmt gewordenen zweeten Sohns, Heinrich von Montmorenci, mit Antonetten von der Mark, Dianens Enkelin. Franz also, dem die getheilte Neigung des Konnetabels mißfiel, und der seit seiner letzten Krankheit, statt seiner ehemaligen Heiterkeit, ein ernsthaftes und mürrisches Betragen angenommen hatte, entfernte seinen treuesten und thätigsten Rathgeber vom Hof und von den Geschäften. Montmorenci hielt sich seit dieser Zeit größtentheils zu Chantilli auf, und kam erst unter der folgenden Regierung wieder zum Vorschein.

Der **Admiral von Chabot-Brion** fiel in Ungnade, nicht, wie einige meynen, weil er im Jahr 1536 auf Anrathen des Kardinals von Lothringen

in

in Piemont mit Eroberungen inne gehalten — denn 1541
dies war auf königlichen Befehl geschehen —: son-
dern, weil er sich eine etwas zu zärtliche Freund-
schaft mit der Herzogin von Etampes erlaubte, de-
ren Schwester, Louise von Pisseleu, sein Neffe, Veit
von Chabot, geheurathet hatte. Die nähere Ver-
anlassung aber, oder die öffentlich angegebene Ursache,
war der Uebermuth, den er seit einiger Zeit gegen
den König blicken ließ, besonders da Franz eines
Tages bey einer gewissen Anwandlung des Zorns
ihm mit einer Untersuchung seines Betragens droh-
te. Der Admiral antwortete in stolzem Ton, er
fürchte sich nicht vor einer solchen Untersuchung.
Der König erfüllte seine Drohung, und der Kanz-
ler Poyet, der dem Admiral gram war, bestärkte
Franzen in diesem Vorhaben. Chabot ward gefan-
gen gesetzt; der Kanzler nebst den Kommissarien,
die man von verschiedenen Parlamentern genommen,
machte ihm den Proceß, und beschuldigte ihn, er
habe fünf und zwanzig Hauptverbrechen begangen,
worunter das vornehmste dieses war, daß er seine
Admiralitätsbefugniß etwas zu weit getrieben, und
aus eigener Freyheit den Herings- und Mackrelen-
fischern eine sehr geringe Schatzung auferlegt hatte.
Der König spottete über die Richter, und besonders
über den Kanzler, der ihm versprochen hatte, in des
Admirals Aufführung die ärgsten Missethaten zu
finden. Er ließ den Admiral vor sich kommen, be- 1542
gnadigte ihn nach einigen Verweisen, und setzte ihn
nicht nur in seine Würden und Aemter wieder ein,
sondern ließ ihn auch durch ein feyerliches Urtheil
und durch offene Briefe am 12 März 1542 von
allen Beschuldigungen und Verbrechen auf das bün-
digste freysprechen. Hierzu trug die Herzogin von
Etampes nicht wenig bey. Jedoch der Tod, den
er nicht verdient hatte, ward ihm durch den im Ge-

1542 fängniß erlittenen Kummer beschleunigt. Er lebte nicht viel über ein Jahr nach seiner Wiedereinsetzung, und konnte noch seinen Feind in gleicher Betrübniß, als die seinige gewesen war, sehen. Denn der Kanzler, der seit dem Jahr 1538 nach des Kanzlers Anton du Bourg Ableben diese Würde bekleidet hatte, ward grosser Untreue beschuldigt und ins Gefängniß gesetzt, worinn er vier Jahre lang schmachtete. Hierauf ward er abgesetzt und zu einer Geldbusse von hunderttausend livres und noch zu fünfjähriger Gefangenschaft verurtheilt. Die Herzogin von Etampes und andre Freunde des Admirals von Chabot-Brion trugen das meiste zu seinem Unglück bey. Der König selbst und der Dauphin, wie auch der König von Navarra und dessen Gemahlin, waren ihm zuwider.

Der Kardinal Johann von Lothringen verlohr um eben diese Zeit sein Ansehn und die Gnade des Königs, der ihn wegen der ungestümen Forderung neuer Pfründen nicht mehr leiden konnte. Auf eine anstößige Art hatte er mehrere Erzbißthümer und Bißthümer an sich gebracht. Damit noch nicht zufrieden, würkte er sich auch bey dem Kaiser ein Jahrgeld von sechstausend Thalern auf das Erzbißthum Saragossa aus, und dies war der Vorwand, vielleicht auch die wahre Ursache seines Falls.

Die Stelle eines Konnetabels ward damals nicht wieder besetzt: man konnte aber den Marschall von Annebaut, den der König sehr begünstigte, dafür ansehen; er bekam nach dem Tode des Herrn von Chabot-Brion die Admiralswürde, und stand seit der Zeit nebst dem Kardinal von Tournon an der Spitze der öffentlichen Geschäfte.

Kanzler wurde der Herr von **Montholon**, bisheriger Parlamentspräsident zu Paris: er starb aber schon im folgenden Jahr. Wegen seiner aus-

neh-

nehmenden Rechtschaffenheit nennte man ihn den 1542
französischen Aristides.

Die neuen Minister wollten ihre Verwaltung mit glänzenden Handlungen anfangen, und Franz selbst wünschte zu zeigen, daß der Fall seiner Günstlinge die Lebhaftigkeit und Klugheit seiner Regierung nicht im geringsten schwäche. Daher verdoppelte sich die Emsigkeit, sich zum Krieg mit dem Kaiser zu rüsten und ihn mit einer schimmernden und ausserordentlichen Unternehmung zu eröffnen. Fünf Armeen wurden auf einmal ins Feld gestellet, ob man sich gleich noch an einen ähnlichen mißlungenen Plan Ludwigs des Zwölften hätte erinnern können. Eine sollte in Luxemburg, auf welches Herzogthum man alte verlegene Ansprüche hervorzog, unter dem Herzog von **Orleans**, den der Herzog von **Guise**, als dessen Lehrer in der Kriegskunst, begleitete, Eroberungen machen. Eine andre Armee, die der **Dauphin** anführte, sollte sich nach Roußillon an die spanische Gränze ziehen, und den Admiral von **Annebaut** und den Herrn von **Montpesat**, Generalstatthalter von Languedok, bey sich haben. Das dritte Heer unter dem geldrischen Marschall von **Rossem** und dem Herrn von **Longueval**, sollte sich mit den Clevischen Hülfstruppen in Brabant ausbreiten. Ein viertes, dessen Anführer der Herzog von **Vendome** war, hielt sich an den Gränzen von Flandern auf. Das letztere, das aus den im Piemontischen stehenden Truppen bestand, ward **Wilhelmen du Bellai = Langei** anvertrauet. Der Dauphin und sein Bruder sollten da kommandiren, wo die stärkste Macht nöthig war und die größte Ehre geerndtet werden konnte; die Armee des erstern belief sich auf vierzig und des andern auf dreyßig tausend Mann. Es scheint unbegreiflich, daß Franz mit dieser zahlreichen Macht nicht in das

1542 Mayländische, das so lange der Zweck aller seiner Unternehmungen gewesen war, einstürzte; sondern ihr eine ganz andre Richtung gab und auf neue Eroberungen dachte. Die Anhänger des Konnetabels Montmorenci, besonders die Herren du Bellai, gaben sich auch viele Mühe, den König von diesem Plan abzubringen: allein, der neue Staatsrath, der ihn entworfen und sich durch etwas Unerwartetes hervorthun wollte, behielt die Oberhand; indem er den König an die Menge von Widerwärtigkeiten erinnerte, die er und seine Vorfahren bey den italienischen Feldzügen ausgestanden, und ihm vorstellte, wie leicht es seyn würde, Luxemburg und Roußillon zu erobern.

Der Dauphin und der Herzog von Orleans eröffneten den Feldzug fast zu gleicher Zeit; der letztere hatte Anfangs im luxemburgischen reissend schnelles Glück; eine Stadt nach der andern ergab sich, so daß dem Kaiser in diesem weitläuftigen Herzogthum nichts übrig blieb, als Diedenhofen. Er hätte die benachbarten Provinzen mit eben der Leichtigkeit überwältigen können, wenn er nicht freywillig mitten im Lauf seines Glücks still gestanden wäre. Aber da sich ein Gerücht verbreitete, daß der Kaiser, um Perpignan zu retten, eine Schlacht wagen wollte, verließ der Herzog plötzlich, vielleicht aus Eifersucht gegen seinen Bruder, den er gleich heftig beneidete und haßte, seine eigenen Eroberungen, und flog nach Roußillon, Ruhm und Sieg mit dem Dauphin zu theilen. Gleich nach seiner Abreise giengen die Truppen aus einander; einige verliessen ihre Fahnen ganz und gar, und die übrigen, die ihre Standquartiere in den eroberten Städten nahmen, blieben unthätig. Durch dieses, seinem Verstande oder seinem Herzen sehr nachtheilige Betragen entsagte der Herzog nicht allein allem dem, was ihn

ein

ein so glücklich eröffneter Feldzug hoffen ließ, sondern 1542
er gab auch dem Feinde Gelegenheit, alles Verlohrne noch vor Verlauf des Sommers wieder zu gewinnen. Der Kaiser war an der spanischen Gränze nicht so unbesonnen, eine Schlacht zu wagen, die sein ganzes Königreich hätte in Gefahr setzen können. Perpignan war schlecht befestigt und heftig angegriffen, aber doch von der Wachsamkeit des Doria mit Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln so überflüßig versehen und von dem Herzog von Alba so lange und nachdrücklich vertheidiget, daß endlich, nach einer vierteljährigen Belagerung, die Franzosen, von Krankheiten ausgemergelt, in vielen Stürmen zurückgeschlagen, an einem glücklichen Ausgang verzweifelten, ihr Unternehmen aufgaben, und sich in ihr Vaterland zurückzogen. Also sah Franz von allen seinen mächtigen Zurüstungen keine Würkungen, die seiner Erwartung entsprochen hätten. Der einzige würkliche Vortheil, den er in diesem Feldzuge gewann, war die Eroberung einiger Städte im Piemontischen, die Wilhelm du Bellai, der zu Ende dieses Feldzugs, zu Franzens größtem Nachtheil, starb, mehr durch list, als durch die Stärke seiner Waffen einnahm. Denn in den Niederlanden geschah auch weiter nichts, als eine wechselseitige Verheerung der Gränzen; und die Geldrisch-clevische Armee, wobey longueval mit einigen französischen Truppen war, hatte sich, nach einigen Verwüstungen in Brabant, mit der Armee des Herzogs von Orleans vereinigt.

Von dem Bündniß, das der König in diesem Am 1. Jul.
Jahr mit dem König von Schweden, Gustav dem Ersten, schloß, zog er so wenig Vortheil, als von der im Jahr 1541 mit Dänemark erneuerten Verbindung; und sein Versuch, den Kaiser entweder einzuschläfern oder doch einigermassen zu besänftigen,

1542 lief gleichfalls fruchtlos ab. Hingegen war der Kaiser desto glücklicher in seinen während dieses Jahrs getriebenen Unterhandlungen mit dem König von England; denn es kam zu Anfang des folgen-
1543 den Jahrs dadurch ein Schutz- und Trutzbünd-
Am 11. Febr. im Jun niß zu Stande, welches aber erst einige Zeit hernach öffentlich bekannt gemacht wurde. Es enthielt zugleich einen Plan zu einem Angriff gegen Frankreich, und beyde Monarchen wurden darüber einig, daß sie Franzen Krieg ankündigen wollten, wofern er nicht seinem Bunde mit Soliman entsagen, und Heinrichen wegen seiner Forderungen alle Genugthuung und Sicherheit leisten würde. Im Fall des Kriegs sollte ein jeder von ihnen Frankreich mit einer Armee von 20000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde angreifen, und nicht eher mit dieser Krone Frieden oder Stillstand machen, als bis Franz Heinrichen alle ihm noch schuldige Summen auszahlen, und ihm zur Versicherung der künftigen richtigen Auszahlung der Jahrgelder die Grafschaften Ponthieu, Boulogne, Montreuil, Ardres und Terouenne einräumen würde. Sollte nun Franz nur zehn Tage lang säumen, diese Bedingungen einzugehen; so wollten beyde Monarchen den Krieg so lange fortsetzen, bis der König von England in dem Besitz der ganzen Normandie, Güyenne und der Krone Frankreich, der Kaiser aber in dem Besitz von Abbeville, Bray, Corbeil, Peronne, Ham, St. Quentin und des ganzen Herzogthums Burgund seyn würde. Diese grossen Anschläge, nämlich ganz Frankreich zu erobern, konnten nun freylich mit 25000 Mann, die jeder Bundsgenosse ins Feld stellen sollte, nicht ausgeführt werden, und beyde Monarchen waren viel zu klug, als daß sie selbst nicht solches erkannt hätten. Diesemnach scheint es, daß sie blos deswegen in dem Traktat eine so geringe Macht angegeben haben,

haben, um dadurch den König von Frankreich einzu- 1543
schläfern, damit er nur verhältnißmäßige Zurüstungen dagegen machen möchte. Denn in der Folge griffen sie ihn doch mit einer noch einmal so starken Macht an.

Der Kaiser und der König von England schickten Herolde mit ihren überspannten Forderungen an Franzen ab. Da ihnen aber der Eintritt in Frankreich nicht erlaubt wurde, konnten sie ihren Auftrag nicht ausrichten, und die beyden Monarchen hielten sich völlig berechtiget, dasjenige zu vollstrecken, was sie einander versprochen hatten. Sie rüsteten sich sehr lebhaft. Durch einige ausserordentliche Mittel sahe sich der Kaiser im Stande, seine Kriegsvölker dergestalt zu verstärken, daß er nicht nur eine hinreichende Macht in Spanien zur Vertheidigung der Gränzen gegen Frankreich übrig behielt, sondern sogar eine beträchtliche Armee nach den Niederlanden abschicken konnte, welcher er bald darauf selbst folgte, um den Herzog von Cleve seine Macht fühlen zu lassen, und hernach Frankreich mit überlegenen Kräften anzufallen. Hingegen ließ es auch König Franz an grossen Zurüstungen nicht fehlen, und war, wie wir bald weiter sehen werden, mit seinen Anstalten eher fertig, als der Kaiser. Aber seine größte Hoffnung setzte er auf den Beystand des türkischen Kaisers **Soliman**, um hierdurch die Macht des römischen Kaisers und seines Bruders, des römischen Königs, zu zertheilen. Es ist vorher erzählt worden, wie das französische Bündniß mit der Pforte im Jahr 1536 fruchtlos geworden. Franzens Stillstand mit dem Kaiser im Jahr 1537, die Reise des letztern durch Frankreich, die gemeinschaftlich abgeschickten Gesandten des Kaisers und des Königs nach Venedig und Rom, die Bestrebung des Kaisers und seiner Räthe, die vorgebli-

1543 che Wiederversöhnung Karls und Franzens und noch andre Umstände hatten die Türken gegen das französische Bündniß mißtrauisch gemacht. Ihnen sowohl als den Venetianern wollte man dieses Mißtrauen benehmen; man schickt deshalb Rincon und Fregoso ab; sie werden ermordet; der König geräth in Verlegenheit, wem er nun einen so gefährlichen Auftrag zumuthen oder anvertrauen soll. Langei, der damals noch lebte, und den der König um Rath fragte, schlug ihm den berühmten Kapitän Paulin vor, der hernach unter dem Namen Baron de la Garde bekannt wurde *), ein Glückskind, der als Troßbube sich dem Krieg widmete, mit grosser Geschicklichkeit durch alle niedere Grade des Kriegsdiensts bis zum Kapitän stieg, der unerschrocken in Gefechten war, und zu Unterhandlungen natürliche Gaben besaß. Diesem Paulin also ließ der König alle zu einer Unterhandlung mit der Pforte nöthige Vollmachten und Anweisungen ausfertigen, und er kam glücklich nach Konstantinopel. Aber hier war mehr Gefahr, als unter Wegs. Solimans Stolz war durch Franzens Bundbruch äusserst beleidiget; er zweifelte gar nicht an dessen Versöhnung mit Karl'n, und es währte lange, bis er Paulin hören mochte. Die geheimen Ränke des römischen Kaisers drungen bis zur Pforte und verfolgten dort den Kapitän Paulin. Allein, dieser wußte seine Feinheiten, seine Geduld, seine Standhaftigkeit und Thätigkeit mit so vieler Ueberlegenheit zu brauchen; er sprach so beredt und handelte so geschickt, daß er alle Vorurtheile der Türken niederriß und sich Vertrauen erwarb. Er brachte den Janitscharenaga auf seine Seite; er gelangte endlich durch diesen zu einem Gehör bey dem Sultan, und nahm diesen so sehr ein, daß er hernach häufig vor ihn gelassen wurde, sich

*) Eigentlich hieß er Anton Escalin.

sich seiner Gunst ganz bemächtigte, und am Ende 1543
alles erlangte, was er suchte. Barbarossa erhielt Befehl, ihm zu folgen und ihm in allen Stücken zu gehorchen. Paulin trieb auch zu Venedig bey seiner Hin- und Herreise Unterhandlungen. Er schilderte dem Senat die Unterdrückung, die Dienstbarkeit und das Elend Italiens unter dem Joche des Kaisers mit blendenden Farben; er benutzte alle Zwistigkeiten zwischen der Republik und dem Hause Oestreich; und beynahe hätte er diese Republikaner bewegt, dem Bündniß zwischen seinem Herrn und Soliman beyzutreten, wenn nicht dieser letztere durch einen seiner Minister, den der kaiserliche Hof bestochen, mißtrauisch gegen die Venetianer wäre gemacht worden.

Der einzige Nutzen, den Frankreich von dieser doppelten Gesandschaft zog, bestand darin, daß Barbarossa in Paulins Begleitung würklich mit einer Flotte von 130 Galeeren und 30 Galiotten von Konstantinopel absegelte. Anfangs richtete er seinen lauf nach Modon in Morea, von da er nach der Küste von Kalabrien überschiffte, bey Reggio Am 23. April. landete, und diese von ihren Bewohnern größtentheils verlassene Stadt plünderte und verbrannte. Nach einigen andern Verheerungen der neapolitanischen Küste richtete die türkische Flotte ihren lauf nach Toulon, wo sich die zu Marseille versammlete französische Flotte von 22 Galeeren und 18 andern Schiffen, worauf sich 8000 Mann landtruppen unter Anführung des jungen Helden, Grafen von Anguien, befanden, mit ihr vereinigte, und beyde nunmehr auf Nizza zusegelten, um diese letzte Zuflucht des unglücklichen Herzogs von Savoyen wegzunehmen. Die Belagerung wurde zu Land und zu Was- Am 10. Aug. ser angefangen: die Stadt und das Schloß waren aber mit allen Nothwendigkeiten und mit einer star-

1543 ken Besatzung unter dem tapfern Andreas von Montfort, versehen, so daß der allgemeine Sturm, den die Franzosen und Türken auf die Stadt wagten, abgeschlagen wurde. Nachdem aber das feindliche Geschütz fast alle Festungswerke niedergeworfen hatte, so ergab sich die Stadt und der Hafen auf Kapitulation, die jedoch von den Türken nicht gehalten wurde, und Montfort zog sich mit der übrigen Besatzung und einem Theil der Einwohner in das auf einem Felsen gelegene Schloß. Gegen dieses konnte man weder mit dem groben Geschütz noch mit Minen etwas ausrichten, und zuletzt fehlte es den Türken und Franzosen an Kriegsbedürfnissen. Es äusserte sich auch einiges Mißverständniß zwischen ihnen, indem sich Barbarossa über die von Paulin zu Konstantinopel gethane, aber nunmehr schlecht erfüllte Versprechen aufhielt. Darüber konnte sich Montfort so lange halten, bis nicht nur die Flotte unter Doria näher anrückte, sondern auch der Marquis del Guasto mit einigen im Mayländischen zusammengezogenen Völkern zum Entsatz aufbrechen konnte. Das Gerücht von dessen Annäherung setzte die Türken und Franzosen so sehr in Schrecken, daß sie die Belagerung eiligst aufhoben und ihre Landtruppen wieder einschiften, nachdem sie vorher die Stadt Nizza geplündert und größtentheils verheeret hatten. Die Franzosen segelten wieder nach Marseille, die Türken aber nach Toulon, welche Stadt ihnen Franz zu den Winterquartieren eingeräumt hatte, nachdem alle Einwohner dieselbe verlassen müssen. Unterdes brauchte doch der Marquis del Guasto seine Truppen zur Wiedereroberung einiger Plätze in Savoyen und Piemont.

Am 20. Aug.

Am 8. Sept.

Den größten Ernst bezeugten beyde Theile dieses Jahr über in den Niederlanden, wo König Franz den Feldzug eher eröffnete, als eine Armee im

Stande

Stande war, sich zu widersetzen, weil sein Bunds- 1543
genosse, der Herzog von Cleve, von der andern Seite seine Unternehmungen unterstützen konnte, und der Kaiser damals noch in Spanien war. In kurzer Zeit bemächtigte er sich der Städte Bapaume, Maubeuge, Landreci und andrer in Hennegau. Noch vorher war der General Rossem mit den clevischen Truppen in das Herzogthum Luxemburg eingefallen, Im Febr. und hatte das platte Land durchstreift, mußte aber, weil seine Soldaten wegen Mangel der Bezahlung stark ausrissen, sich wieder zurückziehen; doch schlug hernach der Herzog von Cleve die kaiserlichen Trup- Am 24. pen, wodurch er neuen Muth bekam. Hingegen März. that der Graf von Roeux einen Einfall in das Land um Boulogne, und das bey Heinsberg vorgefallene Treffen hielt vorerst die Franzosen von weitern Einfällen in die Niederlande ab, weil nunmehr der Prinz von Oranien Gelegenheit hatte, Hennegau mit einem Theil seiner Truppen zu bedecken. Unterdes hatte der Kaiser eine starke Armee zusammengebracht, im Aug. mit der er an dem Herzog von Cleve die schrecklichste und Rache nahm. Anstatt diesen Bundsgenossen, der Sept. darüber den größten Theil seiner Länder einbüßte, und sich vor dem Kaiser auf eine schimpfliche Art demüthigen mußte, mit aller Macht zu unterstützen, war Franz mit dem größten Theil seiner Armee nach Luxemburg gegangen, und beschäftigte sich mit eiteln Cärimonien einer beständigen Besitznehmung dieses Herzogthums, wodurch er den Verlust des Mayländischen ersetzen wollte. Er schickte endlich einen Haufen seiner Truppen zur Unterstützung des Herzogs ab: aber es war zu spät. Nunmehr griff Karl die Franzosen in Hennegau an, und ließ zugleich Guise und Landreci berennen und belagern, wobey er die ersten Früchte seines Bundes mit dem König von England genoß, welcher 6000 Mann ihm zu Hülfe

1543 fe schickte. König Franz zog hierauf alle seine Völker zusammen, und rückte zum Entsatz der Stadt Landreci an, worüber die Kaiserlichen die Belagerung von Guise aufhoben, und alle ihre Macht vor Landreci zusammenzogen. Der König von Frankreich stellte seine ganze Armee im Angesicht der Belagerer in Schlachtordnung. Ferdinand Gonzaga, der oberste Feldherr der Kaiserlichen, glaubte, die Franzosen wollten eine Schlacht wagen, und machte sich hierzu gleichfalls fertig, merkte aber zu spät, daß die Feinde nur die Absicht hatten, auf einer andern Seite Lebensmittel und Truppen in die Stadt zu bringen, welches auch Martin du Bellai glücklich ins Werk setzte, worauf sich die französische Armee in der Nacht wieder zurückzog. Der Kaiser kam hernach selbst im Lager an, und forderte die Franzosen zu einer Schlacht auf: es kam aber nur mit dem Hinterzug zum Gefechte, nach welchem beyde Theile sich des Siegs rühmten. Gewiß ist, daß sich die Franzosen glücklich weiter zurückzogen und Cateau-Cambresis stark besetzten. Beyde Armeen wurden durch einen Fluß geschieden, über den der Kaiser in der Nacht eine Brücke schlagen ließ, um die Franzosen am folgenden Tag zu überfallen: allein, sie merkten sein Vorhaben und wichen in der Stille zurück. Hierauf eroberte der Kaiser Cateau-Cambresis, wie auch Cambray und Crevecoeur, und versah diese Festungen mit hinreichenden Besatzungen, ließ aber die Belagerung von Landreci aufheben.

Der Kaiser war zwar äusserst verdrießlich, daß er dem König von Frankreich keine Schlacht hatte liefern können, und äusserte grosse Lust, ihm bis nach Paris zu folgen. Allein, der bereits eingetretene Winter und die bey seiner Armee eingerissene Krankheiten zwangen ihn, die Winterquartiere zu suchen und seinen Völkern einige Ruhe zu gönnen, damit

sie

sie nicht von der harten Witterung völlig aufgerie- 1543
ben werden möchten. Daher schickte er blos einige Truppen nach **Luxemburg**, die dann Arlon und noch einige andre Oerter wieder wegnahmen, auch anfiengen, die Hauptstadt selbst zu belagern; weil aber die Franzosen, unter Anführung des Herrn von **Longueval**, Lebensmittel hinein geschafft hatten, mußten sie unverrichteter Sachen abziehen, nachdem sie viele Leute durch Hunger und Kälte eingebüßt hatten. Der diesmalige Feldzug in den Niederlanden gegen Frankreich lief also nicht so ab, wie der Kaiser gewünscht hatte: er machte sich aber, wegen seines Bunds mit England, Hoffnung, Frankreich im folgenden Jahr mit einer grössern Macht zu bekriegen, und schickte daher Ferdinanden Gonzaga an den König Heinrich, um mit ihm den Plan zu dem künftigen Feldzug zu entwerfen.

Ein nach Speyer ausgeschriebener Reichs- 1544
tag und die Absichten des Kaisers, die teutschen Am 30. Nov.
Fürsten und Stände gegen Frankreich aufzubringen, bewegten Franzen, Gesandte dahin zu schi- im Jan.
cken. Diese begaben sich nach Nancy, um daselbst ein sicheres Geleit von dem Kaiser zu erwarten, weswegen König Franz einen Herold an ihn und an die Kurfürsten nach Speyer abgeschickt hatte. Allein, der Herold ward, auf des Kaisers Befehl, von Granvella, dem er seine Briefe übergeben hatte, in seiner Herberge genau beobachtet, und am vierten Tag mit einer harten schriftlichen Antwort abgefertigt, auch ihm die mitgebrachten Briefe an den Kaiser und an die Kurfürsten wieder zurückgegeben. Den letzten wurde von diesem Vorgang nichts gemeldet, weswegen viele dafür hielten, daß dieses Verfahren wider das Reichsherkommen sey. Die französischen Gesandten reisten also heimlich von Am 5.
Nancy nach Frankreich zurück, schickten aber ihre März.
Rede, die sie auf dem Reichstag hatten halten wollen,

1544 len, gedruckt, nebst einem Schreiben aus Nancy an die Reichsstände nach Speyer. In dieser Rede empfahlen sie sich zuförderst der Gewogenheit der Reichsstände, bezeugten ihres Königs grosse Freundschaft gegen das teutsche Reich, widerlegten die Beschuldigungen, daß ihr König nun schon zum zweytenmal das Reich angriffe, leugneten, daß er ein Bündniß mit den Türken gestiftet, ausser was die Handlung und den allgemeinen Frieden betreffe, wälzten auch von ihm die Ursache der in das ligustische Meer gekommenen türkischen Flotte ab, und erboten sich im Namen ihres Königs zum Frieden, wenn der Kaiser ihm dasjenige wiedergäbe, was ihm von Rechts wegen gehöre. Allein, diese Rede oder Schutzschrift machte eben so wenig Eindruck, als die Bitten der Nichte des Kaisers, **Christine**, der Gemahlin des Erbprinzen von Lothringen, die nach Speyer gekommen war, um ihren Oheim zum Frieden mit Frankreich zu bewegen; denn der Kaiser hatte sich zur Fortsetzung des Kriegs fest entschlossen. Zu dem Ende bediente er sich aller ersinnlichen Mittel, das Reich zur Theilnehmung an dem Krieg wider Frankreich zu bewegen. Unter andern brachte er es bey

Am 2. April. den Reichsständen dahin, daß sie an die Schweitzer schrieben, und sie von dem Bündniß mit Frankreich abzuziehen suchten, wodurch aber nichts bewürkt wurde. Der Herzog von **Savoyen** ließ durch seine Gesandten zu Speyer das Betragen des Königs von Frankreich und dessen türkisches Bündniß mit den schwärzesten Farben schildern, und flehte, so wie die Ungrischen Gesandten, das Reich um Beystand an. Am allerstärksten that dies der Kaiser selbst, und sein Bruder, der römische König, in ihren an

Am 10. Jun. die Stände gehaltenen Reden. Dies alles würkte so viel, daß die Stände dem Kaiser doppelte Reichshülfe wider die Türken und den König von Frankreich,

reich, den man gleichfalls für einen gemeinen Feind der Christenheit erklärte, bewilligten. 1544

Was die Fortsetzung des Kriegs in diesem Jahr betrift; so suchte Franz den Mangel an Bundsgenossen durch seine Hurtigkeit zu ersetzen und wenigstens eher als der Kaiser im Felde zu erscheinen. Denn der Kaiser hatte den Herzog von Cleve zum Frieden genöthiget, und mit dem König von Dänemark auf dem Reichstag zu Speyer sich verglichen. Auf diese Art blieb Franzen zwar noch das Bündniß mit dem türkischen Kaiser übrig: weil ihn aber dies bey der ganzen christlichen Welt verhaßt gemacht hatte, so wollte er lieber alle Vortheile der türkischen Freundschaft missen, als sich ferner deswegen zu einem Gegenstand des allgemeinen Abscheues machen. Er entließ also nach Verlauf des Winters den Barbarossa aus seinen Diensten, der hierauf von Toulon nach Konstantinopel absegelte, auf dieser Rückfahrt aber die Küsten von Toskana und Neapel verwüstete und eine unzählige Menge Gefangene mit fortschleppte.

Noch vor diesem Abzug des Barbarossa von Toulon fielen in **Piemont** blutige Auftritte vor. Gleich im Anfang des Frühlings berennte der Graf von **Anguien** die vom Marquis del Guasto im vorigen Herbst weggenommene und besser befestigte Stadt **Carignan**. Der Graf trieb die Belagerung mit solcher Hitze, daß Guasto, dem der Platz sehr werth war, und der kein andres Mittel zu dessen Erhaltung sah, sich entschloß, ein Treffen deshalb zu wagen. In dieser Absicht zog er von Mayland aus, und da er keine Mühe anwandte, seinen Anschlag geheim zu halten, ward er im französischen Lager bald ruchtbar. Anguien, ein braver und kühner junger Mann, wünschte sehnlich, das Glück einer Schlacht zu versuchen; seine Truppen verlangten es

mit

1544 mit nicht geringerer Hitze: allein, ein ausdrücklicher und unbedingter Befehl des Königs, der aus einer klugen Betrachtung aller gegenwärtigen Umstände und aus der Erinnerung der ehemaligen Unfälle floß, band ihm die Hände. Da er aber doch von Carignan, das auf dem Punkt stand, überzugehen, ungern abziehen, sondern seinen Namen durch eine merkwürdige Handlung berühmt machen wollte, sandte er eiligst den berühmten Kapitän, **Blasius von Montluc**, nach Hofe, um dem König die Vortheile einer Schlacht und die sichere Hoffnung des Siegs vorzustellen; und Montluc reitzte durch seine soldatische Beredsamkeit den König würklich zur Einwilligung. Kaum ward dies ruchtbar, so äusserte sich die kriegerische Hitze der französischen Edelleute so stark, daß der Hof fast zur Wüste wurde; jeder, den die Ruhmbegierde spornte, oder der dienen konnte, flog nach Piemont, um als Freywilliger an der Gefahr und Ehre des bevorstehenden Treffens Theil zu nehmen. Anguien, den die Ankunft so vieler braven Officiere mit neuem Muth beseelte, rüstete sich sogleich zum Gefecht, und Guasto schlug es nicht aus. Bey Cerisoles geriethen sie an einander; die Gegenwehr war von beyden Seiten hartnäckig; endlich aber mußten die Kaiserlichen mit grossem Verlust das Feld räumen.

Dieser schimmernde Sieg hatte neben dem Ruhm, der ihn begleitete, noch eine glückliche Folge für Frankreich. Dieser Staat ward dadurch von einer augenscheinlichen Gefahr befreyet; denn die kaiserliche Armee, die zwischen der Rhone und Saone, wo sich weder feste Plätze noch regelmäßige Truppen fanden, einen Einfall thun sollte, war nun aufgerieben. Aber es stand nicht in Franzens Vermögen, den Sieg mit solchem Nachdruck zu verfolgen, daß er die davon zu erwartenden Vortheile hätte

ernd-

erndten können. Denn obgleich das Mayländische 1544
fast ganz wehrlos war; obgleich die von der Härte der kaiserlichen Regierung gedrückten Einwohner gemurrt hatten, und sie zur Abwerfung des Jochs bereit standen; obgleich Anguien dem König anlag, sich dieser vortheilhaften Gelegenheit zur Wiedereroberung eines Landes zu bedienen, nach dessen Besitz er allezeit sehnlich gestrebt hatte; so standen gleichwohl der Kaiser und der König von England gerüstet, in die gegenseitige Gränze von Frankreich mit so überlegener Macht einzudringen, daß man nothwendig alle Gedanken auf Eroberungen der allgemeinen Sicherheit aufopfern, und zwölftausend Mann von der in Italien stehenden Armee zur Vertheidigung des Königreichs zurückrufen mußte. Anguiens folgende Verrichtungen in Italien mußten also ganz natürlich so matt ausfallen, daß die Eroberung von Carignan und einiger andrer Plätze in Piemont die einzige Frucht seines grossen Siegs bey Cerisoles war. Hingegen wurde der geschlagene Marquis del Guasto von allen Seiten her mit Volk und Geld unterstützt, so daß es ihm leicht fiel, sich wieder in Gegenwehr zu setzen, und nicht nur den Herrn von Mirandola und den aus Florenz verbannten Peter Strozzi, die einige tausend Mann zusammengebracht, und sie dem Grafen von Anguien zuführen wollten, ohnweit Serravalle zu zerstreuen, sondern auch Ponte Stura zu überfallen und daselbst einige Am 6. Jun.
hundert Franzosen niederzumachen, worüber die Franzosen so in Furcht geriethen, daß sie einige benachbarte Plätze verliessen. Auch zur See war der Kaiser gegen Frankreich glücklich, indem sein Admiral auf dem Ocean, Don Alvaro Bazan, die französische Flotte bey der Stadt Muros auf der Küste von Gallizien größtentheils zu Grunde richtete.

1544 Bey der Nachricht von der Niederlage der Kaiserlichen bey Cerisoles glaubten zwar viele, der Kaiser werde den Frieden nicht länger ausschlagen: allein er rüstete sich nur desto standhafter zum Krieg, und seine Hauptabsicht gieng auf einen mächtigen Einfall in die französischen Staaten. Noch während Karls Aufenthalt zu Speyer hatte sich seine fast 50000 Mann starke Armee an den französischen Gränzen in Lothringen versammlet, von welcher auf seinen Befehl der vorher in französischen Diensten gestandene und nun in kaiserliche getretene Graf **Wilhelm von Fürstenberg** mit einem Haufen teutscher Truppen nach Luxemburg geschickt wurde, um diese Festung wieder zu erobern, welches auch zu Ende des May. nach einer vierzehntägigen Belagerung geschah. Ohngefähr um eben die Zeit landete der Herzog von Norfolk mit einem Theil der englischen Kriegsvölker zu Calais, vereinigte sich hierauf mit einigen in Flandern zusammengezogenen kaiserlichen Truppen unter den Grafen von Büren und Roeux, und unternahm die Belagerung der Stadt **Montreuil.** Nach geendigtem Reichstag aber gieng der Kaiser selbst nach Metz, und musterte die dort stehende Armee, bey welcher sich auch verschiedene protestantische Fürsten und Herren mit ihren Truppen befanden. Man nahm zuerst **Commerci, Ligni** und **Brienne** im Herzogthum Bar weg, und schleifte den erstern Ort. Und nun drang der Kaiser mit seiner Armee in Champagne ein, welche Provinz an Weinwachs reicher ist, als an Getraide, folglich nicht im Stande war, eine grosse Kriegsmacht zu unterhalten. Weil nun auch die Franzosen bey der Annäherung des Kaisers alles, was ihm und seiner Armee zum Unterhalt hätte dienen können, entweder weggerafft oder verwüstet hatten; so sah sich Karl genöthigt, einige feste Plätze zu erobern, um hierdurch die Zufuhr zu seiner

ner Armee zu sichern. Darüber aber konnte er den 1544
mit dem König von England verabredeten Plan, gerades Weges auf Paris los zu gehen, nicht ausführen; denn **St. Disier**, ein ungemein wichtiger Paß an der Marne, dessen Belagerung er anfieng, Am 23. Jun.
hielt ihn einige Wochen lang auf. Es fehlte zwar diesem Orte an allem, was zu einer langen Gegenwehr erforderlich ist: allein es hatten sich der tapfere **de la Lande**, der im vorigen Jahr Landreci so muthig vertheidigt hatte, und **Ludwig von Beuil, Graf von Sancerre** in St. Disier geworfen, und nahmen die hartnäckigste Vertheidigung über sich. Der erste blieb zwar während der Belagerung: aber der Graf von Sancerre vertheidigte hernach auch allein den Ort mit ausserordentlicher Herzhaftigkeit und Klugheit, und schlug die häufigen Stürme der Kaiserlichen muthig ab. Nach Verlauf von fünf Wochen war man mit der Belagerung fast nicht weiter gekommen, als in den ersten Tagen, und Sancerre war im Stande, sich noch länger zu wehren. Allein, der arglistige Granvella gerieth auf einen Kunstgriff, wodurch er den Grafen von Sancerre betrog, daß er sich ergab. Er hatte nämlich die Chiffren aufgefangen, oder sie, wie andre erzählen, von der eifersüchtigen und treulosen Herzogin von Etampes erhalten, deren sich der Herzog von Guise bediente, wenn er dem Grafen von Sancerre geheime Nachrichten überschrieb. Nunmehr spielte er demselben einen mit diesen Chiffren geschriebenen Brief in die Hände, in dem ihm der Herzog von Guise ausdrücklich befahl, zu kapituliren, weil der König keine Schlacht zu seinem Entsatz wagen dürfte. Sancerre fiel nun zwar in die Schlinge, bedung sich aber doch noch eine zwölftägige Unterlassung aller Feindseligkeiten, nach welchem Zeitraum er die Uebergabe der Festung versprach, wenn sein König

1544 sie nicht unterdes entsetzen oder eine Verstärkung in die Stadt werfen würde. Da nun beydes nicht geschah, so überlieferte er dem Kaiser diesen Platz, und erhielt einen freyen Abzug mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen.

Am 17. Aug.

Der langwierige Aufenthalt des Kaisers vor St. Disier hatte noch eine andre üble Folge für denselben; denn es wurde hierdurch der Grund zu einem Mißtrauen zwischen ihm und dem König von **England** gelegt, das hernach in Kaltsinn und zuletzt gar in offenbaren Haß ausschlug. Es war nämlich inzwischen König Heinrich mit dem übrigen Theil der englischen Truppen zu Calais angekommen, und der Kaiser schickte sogleich einen Gesandten an ihn und ließ ihn inständigst ersuchen, zu Folge ihres Vertrags ohne Verzug gegen Paris vorzurücken. Allein, Heinrich glaubte, des Kaisers Absicht gienge dahin, ihn allein nach Paris ziehen zu lassen, um daselbst den König von Frankreich beschäftigt zu halten, damit er inzwischen sich von Champagne Meister machen könnte. Er wollte daher ebenfalls Städte, die ihm vortheilhaft lagen, einnehmen, und berennte, ohne die geringste Rücksicht auf die Vorstellungen des Kaisers zu nehmen, **Boulogne**, wohin er sich selbst zur Belagerung begab: dem Herzog von Norfolk aber befahl er, die angefangene Belagerung von **Montreuil** eifrigst fortzusetzen. Dieser Privateigennutz und das daraus entstandene Mißverständniß rettete damals Frankreich vom Untergang; denn König Franz hatte inzwischen auch Zeit gewonnen, eine auserlesene Armee von 40000 Mann zu versammlen, welche der Dauphin anführte, der alle Gelegenheit zu einer Schlacht sorgfältig vermied, und sich damit begnügte, daß er mit seinen leichten Truppen den Kaiser unaufhörlich beunruhigte, ihm die Zufuhr der Lebensmittel abschnitt und die umher-

Am 14. Jul.

Am 26. Jul.

liegen-

liegende Gegend verwüstete. Der Kaiser rückte nun 1544
zwar nach der Eroberung von St. Disier, längs der Marne tief in Champagne ein, bey welcher Gelegenheit Graf Wilhelm von Fürstenberg gefangen wurde: er fand aber überall Mangel an Bedürfnissen, und seine Armee war bey den Belagerungen, besonders vor St. Disier, und durch die täglich vorgefallenen Scharmützel sehr geschwächt worden. Er hatte auch noch festere und stärker besetzte Plätze vor sich liegen, und die bisherigen Eroberungen sicherten ihn noch nicht genug, daß er seine Winterquartiere im feindlichen Lande hätte nehmen können. Hierzu kam endlich noch, daß er nicht wußte, wo er Geld hernehmen sollte, um den grossen rückständigen Sold seiner Truppen zu bezahlen, die darüber anfiengen, ganz aufrührisch zu werden. Daher gab der Kaiser um so leichter den Friedensvorschlägen Gehör, die seine Schwester, die Königin Eleonore von Frankreich, durch ihren Beichtvater, einen Dominikaner, seinem eigenen Beichtvater, von eben diesem Orden, heimlich thun ließ, und die Bevollmächtigten von beyden Theilen fiengen in dem kleinen Dorfe Chaussér, nahe bey Chalons, ihre Unterhandlungen an. Allein, zu gleicher Zeit strengte Karl seine äussersten Kräfte nochmals an, um etwas gegen Frankreich zu wagen; und damit er einen desto scheinbarern Vorwand haben möchte, seinen Bundsgenossen, den König von England, zu verlassen, ließ er diesen nochmals förmlich bitten, nach Inhalt ihres Vertrags auf Paris loszugehen.

Während der Erwartung einer Antwort zog Karl unter vielen Schwierigkeiten vorwärts, und überfiel, durch Verrätherey der Herzogin von Etampes, erst Epernai und dann Chateau-Thierri, in welchen beyden Plätzen er Lebensmittel in Ueberfluß antraf; denn die Franzosen hatten beträchtliche

1544 Magazine daselbst. Da der letztere von diesen beyden Orten nur zwo Meilen von Paris entfernt liegt, so geriethen die Bewohner dieser Hauptstadt in die äusserste Bestürzung, und flohen Haufenweise mit ihren Habseligkeiten. Anstatt aber im ersten Schrecken auf Paris loszugehen, verweilte der Kaiser zu Chateau-Thierri, der König hingegen erholte sich aus seiner Bestürzung, und gab alle nothwendige Befehle zum Widerstand. Der Dauphin schickte achttausend Mann von seiner Armee unter dem Herrn von Loeges nach Paris, legte eine starke Besatzung in Meaux, und erreichte durch einen eilfertigen Marsch la Ferte, auf welche Art er sich zwischen der kaiserlichen Armee und der Stadt Paris lagerte. Da nun auch der Dauphin noch immer allen Gelegenheiten zu einem entscheidenden Treffen auswich, und der Kaiser es nicht wagen wollte, mit seinen ausgemergelten Völkern ihn in seinem Lager anzugreifen; so wandte er sich plötzlich nach Soissons, und setzte sich in der Abbtey St. Jean des Vignes fest. Weil er auch um eben diese Zeit Heinrichs Antwort wegen der verlangten Vereinigung ihrer beyderseitigen Armeen erhielt, welche blos nach dem Interesse Heinrichs abgefaßt war; so glaubte Karl, daß er nun von aller Verbindlichkeit des mit Heinrichen geschlossenen Vertrags frey wäre, und fieng also die nach dem Ueberfall von Epernai abgebrochene Friedensunterhandlungen mit Frankreich von neuem an. Und da er selbst, wegen der schon berührten Ursachen und wegen der bedenklichen Lage der Angelegenheiten in Teutschland und Ungern, den Frieden sehnlich wünschte, Franz ihn aber nothwendig brauchte; so wurde man bald über die Bedingungen einig.

Am 18. Sept. Zu Crespy in Laonnois unterzeichneten beyderseitige Gesandte nach wenigen Tagen den Friedensvertrag. Vermöge desselben sollten beyde Theile alles,

les, was sie einander seit dem Stillstand von Nizza 1544
abgenommen hätten, wiedergeben, besonders auch dem Herzog von Savoyen und der verwitweten Herzogin von Mantua, Markgräfin von Montferat, die ihnen seit diesem Stillstand weggenommenen Städte, Schlösser und andre Oerter wieder eingeräumt werden, wie auch dem Herzog von Lothringen das ihm von Frankreich abgedrungene Stenay, in dem Zustande, wie es bey dessen Besitznehmung gewesen, und zwar als ein Lehn von Luxemburg, wie denn auch dem Kaiser sein Recht daran vorbehalten seyn sollte. Ferner entsagte Franz seinen Ansprüchen an die Abbtey und Herrschaft Gorze in Lothringen, und versprach, den Kaiser innerhalb Monatsfrist wieder in den Besitz der Grafschaft Charolois zu setzen, wie er sie vor dem Krieg inne gehabt hätte. Hiernächst verbanden sich beyde Monarchen, einander beyzustehen, und ihre vereinigten Kräfte zur Wiederherstellung der alten Religion und Eintracht in der Kirche anzustrengen, und den Krieg gegen die Türken gemeinschaftlich zu führen, zu welchem Ende der König sich verbindlich machte, auf Verlangen des Kaisers und des Reichs zu einem Türkenzug 600 Gens d'Armes und 10000 Mann zu Fuß herzugeben.

Um allen Anlaß zu künftigen Streitigkeiten zu tilgen, jedoch ohne den vorigen Verträgen, ausser in den ausdrücklich hier benannten Stücken Abbruch zu thun, verstanden sich der Kaiser und der König zu folgenden Verzichten: Franz leistete Verzicht auf alle Länder, die Karl gegenwärtig besaß, besonders aber auf alle Rechte und Ansprüche, die er auf die Königreiche von Aragonien, wie auch auf Neapel machen könnte, ingleichen auf die Lehnsherrlichkeit und Oberhoheit von Flandern, auf den Wiederkauf von Ryssel, Douai und Orchies, auf Dor-

1544 nick und das darzu gehörige Gebiet, auf Mortaigne und St. Amand; endlich auf die Lehnsherrlichkeit und Oberhoheit von Artois, mit denen im zehnten, eilften, zwölften und dreyzehnten Artickeln des Friedens zu Kambray enthaltenen Klauseln, wie auch auf Geldern und Zütphen. Hingegen that auch der Kaiser Verzicht auf alle dem König von Frankreich gehörige Länder, jedoch mit Ausnahme dessen, was hernach wegen Burgund, Auxonne, St. Laurent, Maconnois, Auxerrois und Bar für Seine wird gemeldet werden, insonderheit auf Peronne, Montdidier und Roye, ferner auf Boulonnois, Guines und Ponthieu, wie auch auf die Städte an der Somme, auf eben die Art, wie im vierzehnten und funfzehnten Artickel des kambrayer Friedens geschehen ist. Die im zwanzigsten Artickel eben dieses Friedens beliebte Aufhebung des Rechts des Heimfalls oder d' Aubaine wurde auch auf Geldern, Zütphen und Utrecht erweitert, und den sämmtlichen niederländischen Unterthanen wurden ihre Privilegien, wie in dem zwey und dreyßigsten Artickel jenes Friedens, bestätiget. Ferner sollte der jetzige Vertrag von dem Dauphin und von allen Ständen des Königreichs bestätiget, und bey den Parlamentern eingeschrieben werden. Dagegen entsagte der Kaiser, doch mit dem hernach zu meldenden Vorbehalt, allen Ansprüchen auf das Herzogthum Burgund und auf Auxonne, St. Laurent, Auxerrois, Maconnois und Bar für Seine, zum Besten des Königs, des Dauphins und ihrer Nachfolger im Königreich Frankreich, und sollte diese Verzicht von des Kaisers einzigem Sohn, dem Infanten Don Philipp, in vier Monaten genehmiget werden. Vorzüglich aber wurde eine Vermählung verabredet, zwischen dem Herzog Karl von Orleans, Franzens zweeten Prinzen, und entweder des Kaisers einzigen Prinzeßin,

der Infantin Marie, oder seines Bruders, des rö- 1544
mischen Königs, zwoten Prinzeßin, Anne, nach der beliebigen Wahl des Kaisers, der sich in vier Monaten hierüber erklären, die Vermählung selbst aber acht Monate nachher vollzogen werden sollte. Auf den Fall der ersten dieser Vermählungen versprach der Kaiser seiner Prinzeßin Marie die sämmtlichen niederländischen Provinzen, ingleichen die Grafschaften Burgund und Charolois als Mitgift zu geben, so daß gleich nach Vollziehung derselben der Herzog von Orleans und seine Gemahlin die Verwaltung davon, und nach dem Tode des Kaisers den völligen Besitz für sich und ihre Erben haben sollten. Der Infant Don Philipp und die niederländischen Stände sollten ihre Einwilligung darzu geben. In Betracht dieses sollte hinwieder König Franz, sein ältester Prinz, der Dauphin, und seine Prinzeßin Margarethe, für sich und ihre Erben, allen ihren Ansprüchen an Mayland und Asti entsagen. Würden nun aber aus der Ehe des Herzogs von Orleans mit der kaiserlichen Prinzeßin Marie keine Kinder erfolgen; so sollte der Herzog alle diese Länder wieder zurückgeben, und dagegen wieder in alle seine Ansprüche an Mayland und Asti treten, gleichwie auch in solchem Fall dem Kaiser seine Rechte auf diesen Staat, ingleichen auf das Herzogthum Burgund, und auf die vorhin mit genannten Städte und Herrschaften Auxonne ꝛc. vorbehalten seyn sollten. Wofern sich aber der Kaiser zur Vermählung des Herzogs von Orleans mit der zwoten Prinzeßin des römischen Königs entschlösse, so sollte jenem Mayland für ihn und die aus solcher Ehe folgende männliche Erben, nach der Natur des Lehns, und in Ermangelung derselben für die männlichen Erben, die er aus einer andern mit des Kaisers oder des römischen Königs und des Infanten Philipp einzugehen-

1544 den Ehe erzeugen würde, mitgegeben werden. Uebrigens sollten die Statthalter, die alsdann der Herzog von Orleans im Mayländischen setzen würde, dem Kaiser und Reiche den Eid der Treue leisten und schwören, daß sie, nach dem etwan ohne Leibeserben erfolgenden Tode des Herzogs von Orleans, das land dem Kaiser und dem Reich wieder zustellen wollten. Es sollte auch in des Kaisers Belieben stehen, die Schlösser zu Mayland und Cremona zu behalten; doch daß auf solchen Fall der König von Frankreich die savoyischen Festungen Montmelian und Pignerol so lange besitzen sollte, bis der Kaiser jene Schlösser würde geräumt haben; worüber denn der Kaiser seine Meynung noch vor der Uebergabe des Herzogthums Mayland erklären würde. Nach Vollziehung der ersten von diesen Vermählungen sollte Franz dem Herzog von Savoyen alles zurückgeben, was er ihm vor dem Stillstand von Nizza weggenommen. Auf dem Fall der andern Ehe aber sollte diese Wiedergabe zu gleicher Zeit mit der Uebergabe von Mayland geschehen; jedoch mit Vorbehalt von Montmelian und Pignerol, wenn der Kaiser die Schlösser von Mayland und Cremona behalten wollte. Uebrigens sollten die Streitigkeiten zwischen Frankreich und Savoyen nicht mit Gewalt, sondern nach den Rechten entschieden, oder nach Vollziehung der einen oder der andern von gedachten Vermählungen, vom König und vom Herzog dem Kaiser aufgetragen werden, dieselben gütlich beyzulegen. — Die Grafschaft St. Pol sollte die Herzogin von Vendome vom Kaiser zurückbekommen, Hedin aber sollte der König von Frankreich behalten, bis man sich deshalb in der Güte würde verglichen haben. Ferner sollte Franz sich der Ansprüche Heinrichs von Albret an Navarra nicht anders, als auf gütliche Weise annehmen, und ihm zu einem Kriege

nicht

nicht beystehen. Da auch der Kaiser gleich beym 1544
Anfang der Friedensunterhandlungen erklärt hatte, daß er den Frieden nicht anders eingehen könne und werde, als wenn auch seinem Bundsgenossen, dem König von England Genugthuung geschehen wäre; so bewilligte Franz, daß er sich der Vermittelung des Kaisers zur Wiederherstellung des Friedens zwischen ihm und Heinrichen unterwerfen wolle. Was endlich den Herzog Wilhelm von Cleve betreffe, da der König und die Königin von Navarra versicherten, daß die Prinzeßin, ihre Tochter, nie darein gewilliget hätte, ihn zu heurathen, sondern allezeit und auf gewöhnliche Art dawider protestirt habe; so sollte der König von Frankreich dem Kaiser dieses in sechs Wochen zuverläßig beweisen, damit auch in Ansehung dessen etwas ausgemacht werden könnte. Zuletzt ward noch beliebt, daß einige Kommissarien ernannt werden sollten, um die Gränzen zwischen Frankreich, Burgund und den Niederlanden zu berichtigen. In diesem Frieden sollten übrigens der römische König, die Kurfürsten und alle Reichsstände, als Hauptkontrahenten, mit begriffen seyn, und in denselben der Pabst, die Könige von Dänemark, Portugal und Polen, die Republik Venedig und die Eidgenossen, die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die Herzoge und Republiken von Genua und Florenz, die Herzoge von Ferrara, Mantua und Urbino, wie auch die Republiken Lucca und Siena, die Bischöfe von Lüttich und Kambray mit ihrem Lande, der Herr von Monaco, und überhaupt alle dem Kaiser und dem Reich unterworfene Republiken, Vasallen und Unterthanen mit eingeschlossen werden.

Unmittelbar nach dem Friedensschluß befahl der Kaiser den Grafen von Büren und Roeux, ihre Truppen von der Belagerung der Stadt Montreuil zurück-

1544 zurückzuziehen, wodurch der Herzog von Norfolk so geschwächt wurde, daß er die Belagerung aufheben mußte. Zu eben der Zeit ließ der König von Frankreich dem Grafen von Anguien den Befehl zufertigen, die seit dem Stillstand von Nizza dem Herzog von Savoyen weggenommene Oerter zu räumen, der Kaiser aber verbot dem Marquis del Guasto die Fortsetzung der Feindseligkeiten. Er selbst brach alsdann mit seiner Armee gleichfalls auf, und führte sie in die Niederlande zurück, wo er sie bey Kambray aus einander gehen ließ. In Flandern erhielt er einen Besuch von dem Herzog Karl von Orleans, dem Kardinal von Tournon und einigen andern französischen Herren und Damen, die ihm zu dem geschlossenen Frieden Glück wünschten, wobey der Kaiser dem Herzog von Orleans grosse Liebkosungen erzeigte, und ihn allezeit seinen Sohn nennte. Ehe aber noch der Kaiser aus Frankreich aufbrach, schickte er den Bischof von Arras, Anton Perrenot, einen Sohn des Kanzlers Granvella, an den König von England, und ließ ihm von dem mit Frankreich getroffenen Vergleich Nachricht geben, und zugleich seine Vermittelung zu einem Frieden mit Frankreich anbieten. Auch Franz fertigte zu gleicher Zeit an Heinrich den Kardinal von Bellai mit Friedensvorschlägen ab. Da aber Heinrich kurz vorher Boulogne durch die Zaghaftigkeit des Befehlshabers erobert hatte; so wurde er durch diesen kleinen Vortheil so trotzig gemacht, daß er keine gemäßigte Bedingungen Franzen zugestehen wollte, sondern ganz ausschweifende Forderungen an ihn that, die aber Franz verwarf. Es mußte also der Dauphin mit seiner Armee in starken Märschen auf die Engländer losgehn, um ihnen eine Schlacht zu liefern: allein, Heinrich wollte dies nicht wagen, weil sein Heer durch die Belagerungen von Montreuil und Boulogne,

Am 14. Sept.

logne, und durch die in dem letztern dieser Plätze zu- 1544
rückgelassene starke Besatzung sehr war geschwächt
worden; sondern er zog sich nach Calais zurück, von
da er wieder nach England übergieng und hierauf Am 30.
den Krieg mit Frankreich noch bis ins Jahr 1546 Sept.
fortsetzte.

So vergnügt übrigens ganz Frankreich über den zu Crespy geschlossenen Frieden war, so unzufrieden war der **Dauphin**, indem er sich beklagte, daß sein Vater die Ehre des Königreichs aufgeopfert, und den ältesten und schätzbarsten Rechten der Krone entsagt hätte, um nur seinem Lieblingssohn, dem Herzog von **Orleans**, eine unabhängige Versorgung zu verschaffen. Da er es aber nicht wagen durfte, den König durch Verweigerung seiner Unterschrift zu beleidigen, und doch auch wünschte, sich ein Recht vorzubehalten, dasjenige, was er jetzt zu seinem grossen Schaden veräussern mußte, einmal wieder fordern zu können; so protestirte er im größ- Am 12.
ten Geheim zu Fontainebleau, vor Notarien und Dec.
Zeugen, in Gegenwart einiger von seinen Anhängern, nämlich der Madame von Poitiers, des Grafen von Anguien und des Herzogs von Aumale, gegen die ganze Verhandlung, und erklärte alles, was er zur Bestätigung derselben würde thun müssen, für nichtig. Vermuthlich geschah es auch auf sein oder seiner Anhänger Anstiften, daß zu Anfang des folgenden Jahrs das Parlament zu Toulouse eine 1545
ähnliche Protestation gegen den Frieden zu Crespy einlegte. Inzwischen hatten, zu Folge eben dieses Am 22.
Friedens, die kaiserlichen und französischen Kommis- Jun.
sarien zu Kambray die Konferenzen über die Gränzscheidung vorgenommen und diese Sache zur Richtigkeit gebracht.

Allein, bald darauf **starb der Herzog Karl von Orleans**, um eben die Zeit, als er sich mit Kö- Am 9.
Sept.

nig

1545 nig Ferdinands Prinzeßin Anne vermählen und mit derselben den Besitz des Herzogthums Mayland antreten sollte. So schmerzhaft dieser neue Schlag für Franzen war, so günstig war er für den Kaiser, indem er dadurch von der Nothwendigkeit, eine so wichtige Provinz in die Hände seines Feindes zu liefern, befreyet wurde. Er nahm sich auch sorgfältig in Acht, daß keine neue Unterhandlungen über das Mayländische zu Stande kommen möchten, und wollte deswegen die Vorschläge nicht annehmen, die ihm Franz durch seine nach Brüssel geschickte Gesandten that, den Vertrag von Crespy so umzuschmelzen, daß er einige Entschädigung für die durch den Tod seines Sohns verlohrne Vortheile erhielte. Diesemnach war der neue Friede nichts anders, als ein auf der Willkühr beyder Kontrahenten beruhender Waffenstillstand, zu dessen Beobachtung den Kaiser die Religionsunruhen in Teutschland und weil aller Vortheil des Vertrags auf seiner Seite war, Franzen aber die Schwächlichkeit seiner Gesundheit, sein ganz erschöpftes Königreich, und der mit England noch fortwährende Krieg, bewogen. Die schlimmsten Folgen von dem frühen Ableben des Herzogs von Orleans fielen auf den unglücklichen Herzog von **Savoyen**, indem er dadurch alle Hoffnung zur Wiedereinsetzung in seine Staaten verlohr. Hingegen fielen alle Rechte oder Ansprüche, die Franz in dem Frieden zu Crespy, in Rücksicht auf die Vermählung seines zweeten Sohns, aufgegeben hatte, nunmehr in ihrer vollen Kraft wieder an die Krone Frankreich zurück, und konnten ihr zu einem Vorwand künftiger Kriege dienen.

Der Krieg zwischen **Frankreich** und **England** entschied sich in diesem Jahr durch keinen einzigen denkwürdigen Vorfall. Franz hatte eine Flotte ausgerüstet die über zweyhundert Segel stark war,

war, und unter dem Befehl des Admirals Annebaut stand. Mit ihm mußte sich auch der Baron de la Garde, vorher Kapitän Paulin, vereinigen, welcher fünf und zwanzig Galeeren von Marseille durch die Meerenge bey Gibraltar in den Ocean führen mußte. Dies war das zweytemal, daß Galeeren es wagten, durch diese Meerenge zu segeln — vorher war es zum erstenmal im Jahr 1512 geschehen — und das erstemal, daß es so viele wagten. Nachdem einige Landtruppen an Bord gebracht waren, gab Franz zu einer Landung in England Befehl. Bey der Insel Wight trafen die Franzosen die englische Flotte an, welche nicht über hundert Segel stark war. Die beyden Flotten kanonirten sich zween Tage lang, und ausserdem, daß die Mary-Rose, eines der größten englischen Schiffe, versenkt wurde, war übrigens der Schade von beyden Seiten unbeträchtlich. Die Franzosen setzten ihre Truppen auf der Insel Wight aus, und richteten Verwüstungen an: da sie aber von der Landmiliz zurückgetrieben wurden, begaben sie sich auf ihre Schiffe, welche bald darauf nach Frankreich zurücksegelten. Sie wurden von dem Winde noch einmal an die englische Küste und Flotte getrieben, und es erfolgte eine neue Kanonade, welche nicht entscheidender war, als die erste. Franzens Absicht bey der Ausrüstung einer so grossen Flotte gieng eigentlich dahin, daß die Engländer möchten gehindert werden, eine Verstärkung in die von ihm belagerte Stadt Boulogne zu werfen; und zu dem Ende ließ er, unter der Aufsicht des Marschalls du Biez, eine kleine Festung bauen, wodurch er den Hafen zu sperren gedachte. Nach einem beträchtlichen Verlust an Zeit und Geld fand er die Festung so schlecht gebaut, daß er sie verlassen mußte; und ob er gleich an dieser Gränze eine Armee von beynahe 40000 Mann zusammen gebracht

1545 im Jul. Am 18. Jul.

1545 bracht hatte; so konnte er doch kein wichtiges Unternehmen ausführen. Er brach ein in die Grafschaft Oye, das ist, in die Gegend von Calais, woher die Besatzung dieser Stadt gemeiniglich mit Lebensmitteln versorgt wurde, und verwüstete sie gänzlich mit Feuer und Schwerdt.

1546. Diese kleinen Gefechte zwischen den Engländern und Franzosen daureten bis in den Frühling des folgenden Jahres, ohne daß eine von beyden Parteyen sonderlichen Vortheil dadurch erlangt hätte. **Heinrich**, dessen Feindschaft gegen Franzen nicht groß war, und dem der Krieg zu viel Aufwand verursachte, hatte seinen Groll hinreichend ausgelassen; und da er sahe, daß er wegen der zunehmenden Fettigkeit und abnehmenden Stärke seines Leibes kein langes Leben mehr hoffen konnte, so wünschte er die Endigung eines Streits, der seinem Königreich, während einer Minderjährigkeit, gefährlich werden könnte. **Franz** sehnte sich gleichfalls nach Ruhe und Erholung von seinen Schwächlichkeiten, und weil er nach dem Tode des Herzogs von Orleans besorgte, der Friede zwischen dem Kaiser und ihm möchte von keiner langen Dauer seyn, so bot er Heinrichen um so viel begieriger die Hände. Zu **Campe** zwischen Ardres und Guines kamen die Bevollmächtigten beyder Monarchen zusammen und
Am 7. Jun. verglichen sich bald über die wenigen streitigen Punkte. Die vornehmsten Bedingungen waren, Heinrich sollte Boulogne acht Jahre oder so lange behalten, bis die vorigen Schulden von Franzen abgetragen wären. Diese Schuld wurde auf zwo Millionen livres gesetzt, ausser einer Forderung von 500000 livres, die nachher berichtiget werden sollte. Franz trug Sorge, daß auch Schottland in den Vertrag mit eingeschlossen wurde. Die Genehmigung des

Frie-

Friedensschlusses erfolgte von beyden Theilen sehr 1546
geschwind.

Aus Besorgniß eines neuen Kriegs mit dem Kaiser, der damals genug mit den Schmalkaldischen Bundsgenossen in Teutschland beschäftigt war, ließ König Franz noch während des Kriegs mit England, hernach aber weit eifriger, viele Plätze in der Picardie, in Burgund, und vornämlich in Champagne befestigen. Dü Bellai mußte in Begleitung einiger Ingenieurs die Gränzörter dieser letztern Provinz besichtigen, und diejenigen bemerken, die zur Befestigung tüchtig wären. Hierauf wurden Montcornet und Maubert-Fontaine zwischen Vervins und Mezieres befestiget, die Festungswerke um Mezieres und Mouzon und an dem Schlosse bey St. Menehoud ausgebessert, St. Diesier mit drey neuen Bastionen versehen, eine Citadelle bey Ligni gebauet, Chaumont ganz befestiget, und noch eine Citadelle zu Coeffi bey Langres, an der Gränze von Franchecomté aufgeführet. Wegen der Nachbarschaft der dem Kaiser gehörigen Franchecomté wurden auch Seure an der Saone und Bourg en Bresse mit Festungswerken versehen. Franz reiste selbst in diesem Jahr an den Gränzen von Burgund und Champagne herum und betrieb die Arbeiten. Als der Kaiser in eben diesem Jahr von Luxemburg nach Teutschland reiste, um mit den protestantischen Fürsten Krieg anzufangen, so sah er, daß man anfieng, Villefranche zu befestigen, und beschwerte sich darüber, indem dieser Platz ein teutsches Reichslehn war. Dü Bellai bewies ihm aus Urkunden, daß der Platz schon seit länger als zweyhundert Jahren unter die Gerichtsbarkeit der Stadt St. Menehoud gehört habe; und weil der Kaiser damals wichtigere Angelegenheiten zu besorgen hatte, so ließ er sich weiter in keinen Zwist hierüber ein; doch befahl er, dieser

1546 Schutzwehr eine andre entgegen zu setzen, und die Befestigung der Stadt Damvilliers die von den Franzosen im Jahr 1542 war verwüstet worden, wieder herzustellen.

Während dieser Beschäftigungen ward Franzens Standhaftigkeit abermals auf die Probe gestellt. Der über seine Jahre tapfere und erfahrne Graf **Franz von Anguien** *) ward bey einem kriegerischen Spiel zu Roche-Guyan in seinem sechs und zwanzigsten Jahr getödtet. Einige meynten, es sey aus Versehen geschehen, andre wollten es einem Italiener, Bentivoglio, der mit dem Prinzen verschiedene lebhafte Zwistigkeiten gehabt hatte, und noch andre wohl gar der Eifersucht des Dauphins und des Grafen von Aumale Schuld geben. Wie dem auch sey, Franz verbot alle Untersuchungen in dieser Sache, damit nicht etwan dieser letzte Verdacht zur Würklichkeit gedeyhen, und ihm dadurch ein noch kränkenderer Verdruß erweckt werden möchte.

1547 Das darauf folgende 1547 Jahr war das Todesjahr Heinrichs des Achten, Königs von England — er starb am 28sten Januar — und

Am 28. Jan. des bisherigen Königs von Frankreich, Franz des Ersten, nachdem dieser noch mit Heinrichs Nachfolger, Eduard dem Sechsten, einen Gränzvertrag wegen der an Frankreich neulich wieder überlassenen Grafschaft Boulogne geschlossen hatte. Franz starb an einem auszehrenden Fieber, das von venerischen Uebeln entstanden war, zu Rambouillet

Am 31. März. am 31 März im drey und funfzigsten Jahr seines Alters und im drey und dreyßigsten seiner Regierung.

*) Er war ein Sohn Karls von Bourbon, Herzogs von Vendome, der im Jahr 1537 gestorben, und der Prinzeßin Franciska von Alençon.

Veränderungen unter Heinrich dem Zweeten — Saluzzo wieder mit der Krone vereinigt — Mordgeschichte zu Cabrieres und Merindol — Friede mit England — Krieg in Italien — Heinrichs des Zweeten Bund mit den protestantischen Fürsten in Teutschland — Metz, Toul und Verdün dem teutschen Reich entzogen — Fortsetzung des Kriegs in Italien — Bündniß mit Pabst Paul dem Vierten — Stillstand zu Vaucelles zwischen Spanien und Frankreich — Heinrich bricht den Stillstand dem Pabst zu Gefallen — Niederlage der Franzosen bey St. Quentin — Calais den Engländern entrissen — Friede zu Chateau-Cambresis. Von 1547 bis 1559.

Der neue König, den wir schon als Herzog von Orleans und hernach als Dauphin in öffentlichen Geschäften gesehen haben, zeigte gleich nach seiner Thronbesteigung, daß die letzten Ermahnungen und Rathschläge seines Vaters keinen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Der Staatsrath und der Hof bekamen eine ganz veränderte Gestalt. Der Admiral und Marschall von **Annebaut**, und der Kardinal von **Tournon**, die in den letzten Jahren der vorigen Regierung die Last der Staatsverwaltung hauptsächlich getragen hatten, wurden entfernt. Der Admiral ward in sein Schloß Hünaudaie nach Bretagne verwiesen, nachdem man ihm den Marschallstab genommen, und ihn dem Herrn von **St. André** gegeben hatte; und der Kardinal **Tournon**, der den Hof schon verlassen, ward genöthiget, die Kanzlerwürde des Michaelsorden dem Erzbischof von **Reims**, einem Bruder des Grafen von Aumale, 1547

1547 male, abzutreten. Nicht günstiger wurden die beyden Staatssekretäre, **Gilbert Bayart** und **Villeroi**, die sich durch ihre Treue und Geschicklichkeit sehr verdient gemacht, behandelt. Bayart, dem man nichts weiter vorwerfen konnte, als einen übertriebenen Hang zu spöttischer Laune, ward ins Gefängniß gesetzt, wo er einige Zeit hernach starb. **Villeroi** ward blos abgesetzt und vom Hof verwiesen. Die Stellen dieser beyden Minister erlangten **Cosmus Clausse von Marquemont**, und **Jakob du Thiers**, eine Kreatur des Konnetabels. Der Schatzmeister, **Johann Duval**, fiel gleichfalls in Ungnade, und ihm folgte **Blond von Rochecour**, ein Günstling der Geliebten des Königs, Diane von Poitiers, dem man seinen Gehalt auf dreyßigtausend livres erhöhte; ein gewisses Vorzeichen der künftigen Verschwendung der Finanzen, wie ein berühmter Schriftsteller bemerkt. Durch eben diese Diane erlangte **Bertrandi**, Parlamentspräsident zu Toulouse, die Würde eines ersten Präsidenten bey dem Parlament zu Paris, welche **Liset** bisher bekleidet hatte, und die bald hernach dem **Aegidius le Maitre** ertheilt wurde; dafür erhielt Bertrandi die Siegel, die man dem berühmten Kanzler **Franz Olivier** nahm, weil er sich weigerte, dieser hohen Würde freywillig zu entsagen, indem vermöge einer Verordnung Ludwigs des Eilften keine obrigkeitliche Person von ihrem Amt, es sey denn um Verbrechen willen, abgesetzt werden sollte. Bey diesem Vorfall stiftete König Heinrich das Amt eines Siegelbewahrers, dem er das Ansehn und die Ehre des Kanzlers beylegte, jedoch mit der Erklärung, daß er dieses neue Amt, nach dem Tode des Kanzlers Olivier, wieder aufheben wollte. Doch ward dieser rechtschaffene und einsichtsvolle Minister unter der folgenden Regierung wieder nach Hof

berufen und ihm die Siegel übergeben. Der Feld- 1547
zeugmeister Tais, der in den vorigen Kriegen sehr tapfer gedienet hatte, ward gleichfalls seiner Stelle beraubt, und dieselbe dem Herrn von Brissac, einem Liebling der königlichen Geliebten, ertheilt. Schlimmer gieng es dem Marschall von Biez. Weil er Boulogne nicht wieder einnehmen konnte, und in dem letzten Krieg mit den Engländern überhaupt viele Fehler begangen hatte, so nahm man ihm den Marschallstab und setzte ihn ins Gefängniß; in der Folge ward er jedoch wieder begnadigt. Sein Schwiegersohn aber, **Jakob von Couci von Vervins**, der Boulogne auf eine feigherzige oder treulose Art den Engländern übergeben hatte, verlohr den Kopf. Niemand erwartete, daß die Herzogin von **Etampes**, die in Franzens letzten Jahren so verrätherisch gegen den Staat gehandelt hatte, von ihrer alten Nebenbuhlerin, der Diane von Poitiers, würde geschont werden: dennoch geschah es; man erlaubte ihr, sich zu entfernen und das ansehnliche Vermögen, das ihr der verstorbene König zugewandt hatte, in Ruhe zu genieſſen. Sie soll eifrig reformirt gewesen seyn und Proselyten gemacht haben. Auch die verwitwete Königin **Eleonore** entfernte sich und gieng in die Niederlande zu ihrem Bruder, dem Kaiser, Karl, den sie in der Folge nach Spanien begleitete, als er die Regierung seiner Staaten niederlegte. Eine andere Veränderung bey Hof betraf die Verminderung der Kardinäle, die sich gewöhnlich daselbst aufhielten, und den neuen Ministern bey den Staatsgeschäften beschwerlich fielen. Man schickte ihrer sieben nach Rom, unter dem Vorwand, ihre Gegenwart sey daselbst nothwendig wegen des bald zu hoffenden Konklave, indem Pabst Paul der Dritte schon bey achtzig Jahre alt war.

1547 Der Konnetabel von **Montmorenci**, der sogleich wieder nach Hof berufen wirde, **Jakob d' Albon von St. André**, der wegen seines Ehr- und Geldgeitzes, aber auch wegen seiner Tapferkeit bekannt ist, **Franz, Graf von Aumale**, der nach seines Vaters, Karls von Lothringen, Tode Herzog von **Guise** genennt wurde, und dessen Bruder **Karl, Erzbischof von Reims, Kardinal von Lothringen**, bemächtigten sich unter Begünstigung der **Diane von Poitiers**, die noch in diesem Jahr den Titel einer **Herzogin von Valentinois** erlangte, des ganzen Vertrauens des neuen Königs, und weil dieser zur Regierung des Staats zu unfähig oder ungeduldig war, so beherrschten diese ehr- und blutdürstige Personen das Reich nach ihrer Willkühr. Der König war von seiner Geliebten so bezaubert, daß er ihr die sehr beträchtlichen Summen schenkte, welche die Könige von Frankreich beym Antritt ihrer Regierung für die Bestätigung der käuflichen Aemter, der Immunitäten und andrer Privilegien zu heben pflegen. Auf ihre Empfehlung ward die Grafschaft **Aumale** in ein **Herzogthum** verwandelt.

Am 27. Jul. Die Regierung des neuen, am 27sten Julius gekrönten und gesalbten Königs ward, nach Gewohnheit der meisten neuen Regierungen, mit allerhand lobenswürdigen **Verordnungen**, über deren Befolgung aber schlecht gewacht wurde, eröffnet. Die allererste, vom Kanzler Olivier aufgesetzte Verordnung erneuerte die von Ludwig dem Neunten gegen die Gotteslästerer gegebenen Gesetze. Aus eben diesem Religionseifer errichtete Heinrich bey dem Parlament zu Paris eine Kammer, die sich mit Untersuchung der Neuerungen in Religionssachen beschäftigen sollte, so sehr auch die Bischöfe, die ganz allein in Religionsgeschäften erkennen wollten, darüber murrten. Der König verbot auch bey schwerer

Strafe

Strafe den Verkauf oder Nachdruck protestantischer 1547
Bücher, und verordnete, daß alle, die um irgend ein Amt sich bewürben, Zeugnisse von ihrer Ergebenheit gegen die römisch katholische Religion vorzeigen sollten. — Um die Mißbräuche, die aus dem Verkauf der obrigkeitlichen Aemter entstanden, einigermassen einzuschränken, ward festgesetzt, daß die Zahl der Parlamentsglieder, die unter der vorigen Regierung übermäßig war vergrössert worden, auf hundert eingeschränkt werden sollte: weil man aber den Räthen das für ihre Stellen erlegte Geld wieder hätte ersetzen müssen, und weil dies mit Schwierigkeiten verbunden war, so beschloß man, die überzähligen Parlamentsstellen durch das Absterben ihrer Besitzer ledig werden zu lassen. Es ward auch die alte Verordnung erneuert, nach welcher niemand vor dem dreyßigsten Jahr ins Parlament sollte aufgenommen werden, und daß die Kandidaten sich einer strengen Prüfung vor dem versammleten Parlament unterwerfen sollten. — Durch eine andre Verordnung ward den Advokaten, Prokuratoren und allen andern Gliedern des Parlaments und des Chatelet verboten, Bürgemeister oder Schöppen zu werden. — Seit der Zeit des zwischen Pabst Leo dem Zehnten und Franz dem Ersten errichteten Konkordats hatte sich die Zahl der apostolischen Notarien übermäßig vermehrt; zur Abstellung der daher entstehenden Betrügereyen und Ungerechtigkeiten schränkte der König die Zahl dieser päbstlichen Diener ein. — Nach einer andern Verordnung sollten die Meuchelmörder und Strassenräuber ihr Urtheil unmittelbar von den obrigkeitlichen Personen, denen die Sicherhaltung der öffentlichen Wege anvertrauet war, empfangen. — Für das Abstellen des Bettelns wurde auch gesorgt. — Die Prachtgesetze des neuen Königs waren schön, wurden aber so wenig beobachtet,

1547 als die vorhergehenden — Glücklicher war man in Ansehung der zur schärfern Mannszucht unter den Soldaten genommenen Maasregeln. Bisher hatten sie keinen hinreichenden Sold erhalten; sie hielten sich also für berechtiget, auf Unkosten des Landmanns zu leben; um dies künftig zu hindern, ließ ihnen Heinrich stärkern Sold reichen; dabey aber befahl er, jeden Soldaten, der eines Diebstahls oder einer andern Gewaltthat überführt würde, ohne Nachsicht hart zu bestrafen.

Endlich erneuerte auch König Heinrich die schon so oft eingeschärften Duellmandate: dies geschah jedoch erst nach dem von ihm erlaubten öffentlich und mit allen gewöhnlichen Feierlichkeiten des mittlern Zeitalters gehaltenen Zweykampf der Herren von Jarnac und von la Chateigneraie. Dieser sonderbare und sehr berühmt gewor-
im Jul. dene Kampf ward in dem Thiergarten zu St. Germain en Laye in Gegenwart des ganzen Hofs gehalten. Jarnac, der von la Chateigneraie bey seiner Ehre war angegriffen worden, bat angelegentlichst um Erlaubniß zum Zweykampf; Heinrich, der dem letzten vorzüglich gewogen war, gab endlich mit vielem Widerwillen dem ungestümen Anhalten des Herrn von Jarnac nach. Dieser kannte die Vortheile seines Gegners, der ein sehr geschickter Fechter war, und dem jedermann vorher den Sieg prophezeyte, und begnügte sich Anfangs blos mit kluger Vertheidigung gegen dessen Streiche: als aber la Chateigneraie einen neuen Ausfall that, bückte sich Jarnac ein wenig und gab ihm zween Stiche in den linken Schenkel, wobey er ihm die Kniesehne entzweyschnitt *). La Chateignerai fiel, und wollte sich Anfangs nicht verbinden lassen, weil er den Schimpf nicht

*) Daher heist noch heut zu Tage jeder schlimme Streich, den man einem andern versetzt, coup de Jarnac.

nicht überleben wollte; als es aber dennoch geschehen 1547
war, starb er am eilften Tage hernach. Heinrich bedaurete in der Folge seine ertheilte Einwilligung, und ließ eben deswegen ein scharfes Verbot wider den Zweykampf ergehen.

Was die auswärtigen Angelegenheiten betrift, so gab sich **Pabst Paul der Dritte** viele Mühe, Heinrichen zu einem Bündniß gegen den Kaiser, den er aus anderswo zu erzählenden Ursachen für seinen ärgsten Feind hielt, zu bewegen: allein, ausserdem daß man sich mit ihm, als einem achtzigjährigen Greis, durch dessen Tod der römische Hof nothwendig ganz verändert werden muste, auf diese Art nicht einlassen konnte, und der Kaiser, der damals in Teutschland mit einer siegreichen Armee den Despoten spielte, Frankreich mächtig zu drücken vermochte, war überhaupt Heinrichs Kabinet mit ganz andern Gegenständen beschäftiget. Seine alten Bundsgenossen, die **Schotten**, waren von den Engländern in einer der blutigsten Schlachten, die jemals zwischen diesen benachbarten Nationen geliefert worden, geschlagen; und er war darauf bedacht, eine Schaar alter geübter Krieger nach Schottland abzusenden. Sein Interesse befahl ihm, die Eroberung dieses Königreichs den Engländern zu wehren; und überdem hatte er die wichtige Absicht, ein neues Königreich, durch die Vermählung seines Sohns, des Dauphins, mit der jungen Königin von Schottland, mit der Krone Frankreich zu verbinden. Ein mit so offenbaren Vortheilen begleitetes Unternehmen, dessen glücklicher Erfolg so gewiß schien, konnte dem entfernten Nutzen eines Bündnisses mit einem abgelebten Pabst, dem nichts als die Befriedigung seiner Privatrache am Herzen lag, nicht wohl aufgeopfert werden. Anstatt also sich in dieses vorgeschlagene Bündniß unbedachtsam einzulassen, hielt

1547 Heinrich den Pabst mit unbestimmten Vertröstungen hin, dadurch er ihn zwar von den Gedanken zu einem Vergleich mit dem Kaiser abhielt, aber sich selbst auch vor einer Verbindung hütete, die sogleich einen Bruch zwischen ihm und dem Kaiser hätte verursachen oder ihn in einen Krieg, zu dem er nicht zubereitet war, stürzen müssen.

Eduard der Sechste, König von England, oder vielmehr dessen Vormund und der Protektor des Reichs, Graf Seymour von Hereford, nachheriger Herzog von Sommerset, schickte bald nach Im April. Heinrichs Thronbesteigung eine Gesandschaft nach Frankreich, um nicht blos Glück zu wünschen, sondern auch das durch den Vertrag zu Ardres bewilligte Jahrgeld von funfzigtausend Thalern in Erinnerung zu bringen, auf die Genehmigung des letzten zu London mit Franzen getroffenen Vergleichs zu dringen, und sich über die Unterstützung der Schotten zu beschweren. Heinrich versprach die Erfüllung des ersten Punkts, wenn erst würde ausgemacht seyn, wie und wann die Wiedergabe der Stadt Boulogne, welcherwegen man sich zur Zahlung gedachter Summe verstanden, geschehen sollte. Auf den zweeten Artikel antwortete der König, er würde nie einen offenbar unbilligen Vertrag genehmigen, weil durch denselben die Engländer Freiheit erlangt hätten, sich in dem Gebiet von Boulogne festzusetzen, und den Franzosen dieser Vortheil dadurch benommen würde. Was endlich die den Schotten bewilligte Hülfe beträfe, so würde es wider die Ehre der französischen Krone laufen, wenn man die ältesten Bundsgenossen derselben verlassen wollte; und England wisse ja ohnehin, daß sich der verstorbene König bey dem zwischen Frankreich und England getroffenen Frieden die Unterstützung der Schotten ausdrücklich vorbehalten habe. Diese Antworten rührten

ten von den Guiſen her, denen, wegen ihrer nahen 1547
Verwandſchaft mit der verwitweten Königin Marie von Schottland *) daran gelegen war, daß zwiſchen den Königen von Frankreich und England kein gutes Verſtändniß ſtatt finden möchte. Daher eben kam es, daß ſie Heinrichen von der Genehmigung des letzten Vertrags ſeines Vaters mit England abhielten, und ihm vorſtellten, wie nothwendig es ſey, Boulogne wieder zu erlangen, weil ſonſt die Engländer ſich dieſes Platzes vorzüglich zur Vereitelung der Maasregeln wegen des Beyſtandes der Schotten bedienen könnten. Der Friede zwiſchen beyden Nationen konnte alſo nicht lange Beſtand haben. In der That kam es auch noch in dieſem Jahr zu Feindſeligkeiten wegen der Gränzen in Boulonnois. Die Engländer hatten ſich verſchiedener Flecken und Dörfer bemächtiget, die ihnen doch nach der Franzoſen Behauptung nicht zugehörten. Sie mit Gewalt daraus zu vertreiben, fand man franzöſiſcher Seits noch nicht bequem: man verfuhr alſo gegen das engliſche Gebiet eben ſo. Dadurch kam es dahin, daß man zur Vermeidung eines völligen Bruchs Schiedsrichter von beyden Theilen ernannte, die den Streit in der Güte beylegen ſollten. Am Ende blieb jeder im Beſitz deſſen, was er damals inne hatte. Bald darauf erhob ſich ein neuer Streit über einen Damm bey dem Hafen von Boulogne, der den von den Franzoſen angelegten Schanzen nachtheilig werden konnte. Zur Wiedervergeltung legten dieſe ein neues Fort an, wodurch ſie den Damm unnütz machten, und allen Schiffen das Einlaufen in den Hafen wehren konnten. Dieſer Zwiſtigkeiten ohngeachtet ward zwiſchen beyden Mächten der getroffene Stillſtand genehmiget, und zwar zu eben der Zeit, da Frankreich zahlreiche Truppen nach Schottland zur Ver-

thei-

*) Denn dieſe war ihre Schweſter.

1547 theidigung dieses Reichs gegen die Engländer, welche mit gewaffneter Hand die Vollziehung des Vertrags, nach welchem die Schotten die Erbin ihres Reichs Eduarden zur Gemahlin geben sollten, erzwingen wollten. Die französische Flotte, die den Schotten zu Hülfe kam, bestand aus ein und zwanzig Galeeren, und ward von **Leo Strozzi**, Prior von Capua, angeführt, und kam mit reicher Beute und vielen Gefangenen wieder nach Frankreich zu-
Am 10. Sept. rück. Bald hernach fiel die schon erwähnte Schlacht bey Pinkey vor, in welcher die Schotten eine schwere Niederlage litten, und alsdann den französischen Hof um neuen Beystand ersuchten. — Ihre Bitte
1548 wurde bald erhört, zumahl da sie die junge Königin Marie nächstens nach Frankreich zu schicken versprochen hatten. Die **Guisen** betrieben die Zurüstung
Juni May. so eifrig, daß im Frühjahr eine Armee von tausend Lanzen und sieben bis acht tausend Mann zu Fuß nach Schottland konnte übergesetzt werden. Der Herr von **Esse**, der an der Vertheidigung der Stadt Landreci so grossen Antheil gehabt, hatte den Oberbefehl dieser Truppen, und unter ihm diente der Kern
Am 18. Jun. des französischen Adels. Zu Dumbarton stiegen sie ans Land, und bald hernach stieß der Regent von Schottland, Jakob Hamilton, Graf von Aran, mit acht tausend Mann zu ihm. Man belagerte Haddingtown, zog sich aber bey Annäherung des englischen Entsatzes wieder nach Edimburg zurück. Während dieser Belagerung beschlossen endlich auf vielfältiges Andringen der Franzosen die Schotten, ihre junge Königin nach Frankreich zu schicken. Viele Schotten waren damit sehr schlecht zufrieden. Sie behaupteten, ein Friedensschluß mit England würde unmöglich werden, wenn einmal die Königin in Frankreich wäre; und es gereiche weder der Königin noch dem Staat zum Nachtheil, wenn man den

von

von England angebotenen zehnjährigen Stillstand annähme. Andre hingegen zeigten, daß, da die Engländer den Krieg blos wegen der Vermählung der Königin mit Eduarden führten, die Fortsetzung desselben aufhören würde, so bald sie sähen, daß die Hoffnung zur Vermählung ganz verschwunden sey. Wie dem auch sey, die Schotten verwandelten durch die Auslieferung ihrer Königin den König von Frankreich aus einem Bundsgenossen in einen Herrn. Weil nun aber die Franzosen dadurch zu verstehen gaben, daß sie unter keiner andern Bedingung Beystand leisten würden, so wünschte die verwitwete Königin von Schottland sehnlichst den Aufenthalt ihrer Tochter an dem französischen Hof, wo die lothringischen Prinzen, ihre Brüder, alles vermochten. Die schottische Klerisey drung gleichfalls darauf, weil sie besorgte, man möchte endlich noch genöthiget werden, die Königin den Engländern auszuliefern, und ihre Religion dürfte durch Vermählung derselben mit Eduarden in Gefahr gerathen. Um sich endlich den schottischen Regenten verbindlich zu machen, legte ihm König Heinrich den Titel eines Herzogs von Chatellerau bey, mit Einkünften von zwölftausend livres an ländereyen. Dies zusammen würkte den Entschluß, die Königin auf eben den Schiffen, welche Truppen zu Hülfe gebracht hatten, nach Frankreich zu schicken. Dies geschah durch einen Umweg, oben um die nordliche Spitze von Schottland, welchen Weg vorher keine Galeeren sollen gewagt haben, und dann so, daß man zu Brest landete; denn im Kanal laureten die Engländer auf die französischen Galeeren. 1548 Am 13. Jul.

Nach dem Entsatz der Stadt Haddingtown bot der Graf von Shrewsbury den Schotten und Franzosen ein Treffen an, und zog sich, da diese es nicht annehmen wollten, wieder nach England.

Durch

1548 Durch diesen übereilten Rückzug, dessen Beweggründe man nicht zuverläßig kennet, wurden die Bundsgenossen in den Stand gesetzt, während des übrigen Theils dieses Feldzugs sich auszubreiten, und nicht allein alle von den Engländern in Schottland eroberte Plätze wieder einzunehmen, sondern auch einen Einfall in die englische Provinz Northumberland zu thun und sie zu verwüsten. Nach einigen andern tapfern Thaten wurde der Herr von Esse, auf Verlangen der verwitweten Königin von Schottland, und weil er den Schotten nicht gefiel, zurückgerufen, und dem gleichfalls sehr tapfern Herrn von Thermes die Anführung der französischen Truppen in Schottland übertragen. Noch vor ihm war der berühmte Bischof von Valence, **Johann von Montlüc**, in Schottland angekommen. Er wurde zum Kanzler dieses Königreichs ernannt; und vermuthlich hatte man die Absicht, durch ihn der Nation mehr Liebe für die Grundsätze des Rechts und der Billigkeit einzuflössen: aber die Schotten, die keinen Zwang leiden konnten, und neidisch gegen die Ausländer waren, äusserten so viel Mißvergnügen, daß man für gut fand, den Bischof bald hernach wieder zurück zu rufen.

Der schnelle und unerwartete Fortgang der kaiserlichen Waffen in Teutschland, die Unterdrückung und Gefangennehmung der vornehmsten protestantischen Fürsten, die kriegerischen Anstalten des kaiserlichen Statthalters in Mayland, Ferdinands von Gonzaga, und andre Umstände, bewegten den König von Frankreich, für die Sicherheit der Gränzen noch mehr zu sorgen. Zu dem Ende unternahm

Am 15. May. er selbst, mit einem zahlreichen Gefolge und Begleitung aller Prinzen vom Geblüt, eine Reise, und begab sich von Troyes nach Langres, Dijon, Beaune, Auxonne, Bourg en Bresse. An allen diesen Orten

ten ließ er die Festungswerke verbessern: aber vor- 1548
züglich richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Vertheidigung der vornehmsten Städte in Piemont, die unter seinem Gehorsam standen, und deren Verwahrung dem Prinzen von Melfi anvertrauet war. Heinrich hielt sich zu Turin auf, als er die Nachricht von einer Empörung erhielt, die sich in Angoumois und in den benachbarten Provinzen äusserte. Im Jul.
Die erhöhten Auflagen auf das Salz und die damit verknüpften Gewaltthätigkeiten der Einnehmer hatten Gelegenheit darzu gegeben. Die Bauern zu Lorignac widersetzten sich zuerst ihren Peinigern und jagten sie von sich. Als sich die Nachricht von diesem für die Landleute günstigen Erfolg in den benachbarten Ortschaften verbreitete, hörte man überall Sturm läuten, und sah die Bauern mit allerhand Gewehr bewafnet zusammenlaufen. Sie wählten sich zween Anführer, die sie Obersten nannten, und die den Anfang ihres Amtes damit machten, daß sie die Bewohner der Flecken und Dörfer in Angoumois aufforderten, sich mit ihnen zu vereinigen, und zwar bey Strafe der Plünderung. Der Haß gegen die Einnehmer der Salzsteuer war zu heftig und allgemein, als daß sich jemand hätte weigern sollen, dieser Aufforderung zu folgen. Vergebens bemühte sich Heinrich von Albret, König von Navarra, Statthalter in Angoumois, diesen ersten Haufen der Mißvergnügten zu zerstreuen. Einige von ihm ausgeschickte Krieger wurden getödtet, und die übrigen musten fliehen. Bouchoneau, oberster Aufseher der Salzsteuer, hatte das Unglück, in die Hände der ihn hassenden Menge zu fallen und von ihr auf eine unmenschliche Art ermordet zu werden. Die Zahl der Mißvergnügten wuchs täglich, nicht allein durch Landleute, sondern durch Strassenräuber und Spitzbuben, welche die Hof-

1548 nung des Raubes von allen Seiten herbey zog. Dadurch wurden die Rebellen so verwegen, daß sie nicht allein das platte Land verwüsteten, sondern auch befestigte Plätze einnahmen. Unter andern giengen sie auf Saintes los; man öfnete ihnen die Thore; und diese feige Herablassung rettete die Stadt von der Plünderung; nur die dort befindlichen Steuerbedienten empfanden die Wuth der Rebellen. Durch List entledigte sich ihrer die Stadt; man spielte einem ihrer Anführer einen Brief in die Hände, worin man ihm Nachricht ertheilte von einem starken Haufen Reuterey, der gegen die Stadt anrücke; sie verliessen hierauf die Stadt und erschienen vor Tailleburg: weil aber dieser Platz zu fest für sie war, wandten sie sich nach Angouleme, um einige von ihren dort gefangen sitzenden Mitbrüdern zu retten. Die Obrigkeit der Stadt scheuete sich vor einer Belagerung, kapitulirte mit den Aufrührern, und lieferte ihnen die Gefangenen aus, worauf sie wieder abzogen.

Ohne Zweifel wird man sich wundern, daß der Hof nicht gleich Anfangs würksame Mittel zur Endigung dieser Unruhen ergriffen hat. Dies kam daher, weil man die Gefahr nicht für so groß hielt, und weil man hoffte, der Adel und die Städte würden schon im Stande seyn, dem Lärmen ein Ende zu machen: allein in dieser Hoffnung hatte man sich gar sehr betrogen; das Uebel griff weit um sich, und verbreitete sich durch Perigord, Agenois, Limousin, Gascogne, Poitou und in andre Provinzen. Dennoch bediente sich der König noch der Nachsicht, und schob die Bestrafung der Schuldigen auf. Dies vergrösserte nur die Verwegenheit der Rebellen; sie plünderten Barbesieux und Chateauneuf, und machten auch Anschläge auf andre Plätze, die aber durch die Wachsamkeit der Statthalter vereitelt wurde.

Tail-

Taillemagne, einer ihrer Anführer, der mit achtzehn 1548
bis zwanzig tausend Mann Blaye einzunehmen suchte, ward aus Mangel des schweren Geschützes zum Abzug genöthiget; dafür ließ er seine Wuth an Libourne, St. Andre', Montferran, Caunac, Cadillac und einigen andern Städten und Flecken aus, die er plünderte. Am meisten beunruhigte den Hof die Nachricht von den Bewegungen zu Bourdeaux. Die Besorgniß, dieser wichtige Platz möchte den Aufrührern in die Hände fallen, war um so viel grösser, da sie in diesem Fall leicht fremde Hülfe, besonders aus England, hätten erlangen können. Ein Anführer der Mißvergnügten ließ durch Briefe die Einwohner von Bourdeaux nach Libourne einladen, wo eine allgemeine Versammlung der Gemeinden in Güyenne sollte gehalten und dabey über die Maasregeln berathschlaget werden, durch welche man dem Vaterlande die Ruhe, der es vor Einführung der Salzsteuer genossen, wieder verschaffen könnte. Diese Briefe machten einen sehr schlimmen Eindruck in die Gemüther. Tristan von Monneins, Statthalter des Königs von Navarra und Befehlshaber der Schlösser Trompette und Ha bey Bourdeaux, ward von der Unordnung in der Stadt benachrichtiget, und vernachläßigte die Mittel, sie zu hemmen. Er litte so gar, daß einige Häupter der Mißvergnügten in trotzigem Ton mit ihm sprachen, und durch diese feigherzige Nachsicht gab er ihnen Anlaß zu glauben, man fürchte sich vor ihnen. Einen andern Fehler begieng er dadurch, daß er nicht gleich vom Ausbruch der Empörung an mit der Stadtobrigkeit gemeinschaftlich handeln wollte. Vergebens versuchte er in der Folge, die Rebellen in Furcht zu setzen; sie wurden nur noch mehr erbittert. Auf das Gerücht, als wenn ein benachbarter Edelmann einige Truppen würbe, die man in die Schlösser

1548 werfen wolle, um die Stadt im Zaum zu halten, brachte die Mißvergnügten überall in die Waffen; sie tödteten auf eine unmenschliche Art die Steuerbedienten, die in ihre Hände fielen, plünderten ihre Kassen und die Häuser der reichsten Bürger, und nach diesen Gewaltthätigkeiten giengen sie in die Versammlung des Parlaments, und zwangen die Präsidenten und Räthe, sich zu waffnen, und sich an ihre Spitze zu stellen. Der Präsident de la Chassaigne, eine ehrwürdige und bey dem Volke sehr angesehene Person, bemühte sich vergebens, durch seine Vorstellungen die Aufrührer zu ihrer Schuldigkeit zurück zu bringen. Sie bestanden darauf, der Kommendant des Schlosses Ha sollte sich auf das Rathhaus begeben, und ihre Klagen anhören. Der Präsident war gutherzig genug, zu glauben, eine solche Bewilligung würde die Ruhe wieder herstellen, und versprach, den Herrn von Monneins darzu zu bereden. Dieser antwortete, er wolle dem Volk hierinn willfahren, weil er hoffe, es würde sich hierauf beruhigen; aber er verlangte vor allen Dingen Sicherheit für seine Person, und dann, daß einige der vornehmsten Bürger im Namen des Volks kniend um Verzeihung ihrer Verbrechen bitten sollten: allein, diesen letzten Zusatz verschwieg der kluge Präsident, weil er wohl wuste, er würde dadurch die Gemüther nur noch mehr erhitzen. In seiner und andrer obrigkeitlichen

Am 21. Aug. Personen Begleitung kam also hernach Monneins auf das Rathhaus. Unterwegs rief das zahlreich versammlete Volk: Es lebe Frankreich! welches ihm grosse Hoffnung zur Besänftigung der Gemüther gab. Diese Hoffnung wuchs, als die Versammlung seine mit gelinden Ausdrücken erfüllte Rede aufmerksam anhörte. Der Präsident vereinigte sich mit ihm durch gütiges Ermahnen und Zureden, und

man

man schmeichelte sich schon mit einem würksamen 1548
Eindruck auf die Mißvergnügten, als auf einmal ein andrer wütender Haufen von drey bis vier tausend Menschen in das Rathhaus einbrach, den Kommendanten Monneins umgab, und ihn zu tödten drohete. Um ihren Händen zu entkommen, warf er eine goldne Kette, die er am Halse trug, von sich, in Hoffnung, daß sie einander darüber drängen und schlagen, und er dabey würde entwischen können. Er irrte sich; ein Schlosser hieb ihn mit seiner Hellebarde in den Kopf; Monneins wollte den Degen ziehen: man ließ ihm aber nicht Zeit dazu, sondern fiel über ihn her und tödtete ihn mit tausend Stichen. Ihre Wuth gieng so weit, daß sie den Leichnam auszogen, ihn an verschiedenen Orten öffneten, und Salz hineinstreuten, um damit anzuzeigen, daß sie aus Grimm über die Salzsteuer die Waffen ergriffen hätten. Ein Edelmann, mit Namen Montlieu, der Monneins begleitet, hatte kein gelinderes Schicksal. Ihre verstümmelten Körper wurden drey Tage lang zur Schau ausgestellt; die Karmeliter nahmen sie in der Nacht heimlich weg, und begruben sie in ihre Kirche; dies ward entdeckt, und ihr Kloster wäre gewiß in einen Steinhaufen verwandelt worden, wenn die Anführer der Mißvergnügten, deren Wuth sich ein wenig gelegt hatte, dies nicht gehindert hätten. Das Morden und Rauben dauerte noch einige Tage lang. Alle Personen, die auch nur entfernten Antheil an der Salzsteuer hatten, wurden hingerichtet, auf die Strassen geworfen und mit Salz bestreuet. Ein gewisser Steuereinnehmer Andrault ward noch erbärmlicher ums Leben gebracht. Man warf ihn, mit Ketten beschweret, in ein tiefes Gefängniß, aus dem er zwar wieder gezogen, aber vier Stunden lang auf eine so schreckliche Art gepeiniget wurde, daß er unter den

1548 Händen seiner Henker den Geist aufgab. Der Präsident de la Chassaigne bediente sich endlich seines Ansehens, als Kapitän der Anführer, welchen Titel er hatte annehmen, und an ihrer Spitze marschiren müssen, die rasendesten unter ihnen zu bestrafen. Durch sein sanftes Betragen erlangte er so viel, daß die Stadtthore verschlossen, daß Wachten in alle Gassen gestellt, und die obrigkeitlichen Personen wieder in die freie Ausübung ihrer Aemter versetzt wurden, mit der Bedingung, alle, die sich an ihnen vergreifen würden, hart zu strafen. Die erste Würkung dieser Freyheit bestand darinn, daß ein Kaufmann, der die Sturmglocke zuerst hatte läuten lassen, durch einen Parlamentsschluß mit vier Pferden zerrissen wurde. Noch mehr fiel die Wuth der Aufrührer, als die Bürger, die sich des Schlosses Trompette bemächtiget hatten, von einem tapfern gascognischen Edelmann, mit Namen la Devese, aus demselben vertrieben wurden; ohne welchen Vortheil der Aufruhr so leicht nicht hätte gestillt werden können. Obgleich der Hof fest beschlossen hatte, die Empörung streng zu ahnden, bediente er sich doch Anfangs der Verstellung, und ließ den Bürgern zu Bourdeaux, durch Friedrich von Foix-Candale, der bey ihnen sehr beliebt war, versichern, ihre Klagen anzuhören, und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dadurch ward die Ruhe vollends wiederhergestellt; auch die übrigen Städte kehrten zu ihrer Schuldigkeit zurück.

Unterdes rückten zehn tausend Mann zu Fuß und tausend Gens d' Armes, zu denen sich der Adel in den aufrührischen Provinzen schlug, in zween Haufen heran, unter Anführung des Konnetabels und des Herzogs von Aumale. Beyde sollten sich zu Langon unterhalb Bourdeaux mit einander vereinigen. Aumale zog durch Angoumois, Poitou und

Xain-

Saintonge, und sah überall Ruhe und Stille. Ge- 1548
führt durch die Kennzeichen der lebhaftesten Reue, machte er den Bewohnern dieser Provinzen die gewisseste Hoffnung zur Verzeihung ihres Aufruhrs. Ganz anders betrug sich der Konnetabel, der schon härter gesinnt war, und der von Rache über den Mord seines Verwandten Monneins schnaubte; er würdigte die bis nach Toulouse entgegengekommenen Abgeordneten von Bourdeaux, die ihn von der Schuldlosigkeit der Parlamentsglieder, der Geschworenen und der vornehmsten Bürger Versicherung brachten, keiner Antwort. Man trug ihm die Schlüssel der Stadt weit entgegen, und bat sich blos dies zur Gnade aus, daß die landsknechte oder die teutschen Truppen nicht in die Stadt gebracht, und dadurch die Plünderung möchte verhindert werden: auch diese Bitte verwarf der Konnetabel mit Verachtung. Beynahe wäre der Aufruhr hierüber von neuem angegangen, wenn nicht der Graf von Benauges und der Herr von Candale die Gemüther wieder besänftiget hätten. Die Armee erschien vor der Stadt mit schwerem Geschütz und mit allen Zubereitungen zum Sturm; zugleich besetzte man die Thore mit zahlreichen Haufen teutscher Truppen. Die Armee zog in voller Rüstung in die Stadt und füllte alle Strassen und die öffentlichen Plätze. Auf Befehl des Konnetabels musten die Bürger alle ihre Waffen auf das Rathhaus bringen. Karl von Neuilli, ein sehr strenger und gewaltsamer Mann, muste gerichtliche Untersuchungen über das aufrührische Betragen der Einwohner anstellen, und sie wurden hierauf für Rebellen, Treulose und Ver- Am 26
brecher der beleidigten Majestät erklärt. Zur Okt.
Strafe ward verordnet, daß das Rathhaus niedergerissen, daß die Einwohner auf dem Platz, wo es gestanden, auf ihre Kosten eine Kapelle bauen, und

1548 darinn stets Gebete und Messe für die Seelenruhe des von ihnen unmenschlich ermordeten Herrn von Monneins halten sollten; ferner, daß die Geschwornen mit sechs und zwanzig Männern des Raths in Trauerkleidern und mit brennenden Kerzen vor dem Pallast des Konnetabels kommen, und auf die feierlichste Art Gott, dem König und der Obrigkeit Abbitte thun, daß sie hierauf in das Kloster der Karmeliter gehen, mit ihren eigenen Händen den Leichnam des Herrn von Monneins ausgraben, ihn in die Kathedralkirche tragen und daselbst einer feierlichen Seelenmesse beywohnen; daß sie auf immer aller Rechte der Gemeinden, der Gerichtsbarkeit, der Börse und aller obrigkeitlichen Aemter verlustig seyn, daß alle Glocken in Bourdeaux und in allen andern Städten, Flecken und Dörfern der Provinz Güyenne abgenommen, alle Waffen der Stadt und der Bürger weggeschaft werden, daß die Geschwornen die Rechte und Privilegien der Stadt herbringen sollten, die man denn in einem von ihnen selbst angezündeten Feuer verbrennen würde. Endlich sollten die Bürger auf ihre Kosten die beyden Schlösser befestigen, sie alle Jahre neu mit Kriegs- und Mundvorrath versehen, und es geschehen lassen, daß der König sie nach seiner Willkühr besetze. Die Stadt sollte auch zwey Schiffe zur Verwahrung des Hafens ausrüsten und unterhalten, und die Kriegskosten der Armee, die zu ihrer Züchtigung gedient, wiedererstatten. Das Parlament aber sollte so lang aufgehoben werden, bis es dem König gefallen würde, es wiederherzustellen; unterdes sollten die etwan vorfallenden Gerichtshändel von Kommissarien, die der Hof nach Bourdeaux schicken würde, verwaltet werden. Dieses strenge Urtheil ward in allen Punkten vollzogen, nur das Rathhaus blieb stehen, nachdem man einen dabeystehenden Thurm, worinn

die

die Sturmglocke hieng, abgetragen hatte. Der Ka- 1548
pitän der Stadtwache und der Kommendant des Schlosses Ha wurden enthauptet, wie auch mehr als sechs und zwanzig Personen, die sich des Mordes des Herrn von Monneins theilhaftig gemacht, oder ihre Hände mit dem Blut der königlichen Einnehmer besudelt hatten. In den Provinzen verfuhr man eben so, und man war so glücklich, einige der vornehmsten Häupter der Mißvergnügten gefangen zu nehmen, und andern zum Beyspiel auf die schrecklichste Art ums leben zu bringen. Der Konnetabel hinterließ zu Bourdeaux eine zahlreiche Besatzung unter Johann von Daillon, Grafen von Lüde; und kehrte hierauf nebst dem Herzog von Aumale durch Poitou wieder zu dem Hof nach Lyon zurück, wo die Einwohner ihre Treue und Geduld durch prächtige Feste, die sie dem König, der Königin und der Herzogin von Valentinois zu Ehren anstellten, zu erkennen gaben. Die Abgeordneten der Provinzen Perigord, Limousin, Xaintonge und Angoumois baten um Abschaffung der Salzsteuer, und erboten sich, dem König dafür jährlich eine beträchtliche Summe zur Unterhaltung der Gendarmerie zu erlegen; welches auch angenommen wurde. Als Heinrich in der Folge die Bewohner der Stadt Bourdeaux wieder zu Gnaden annahm, gab er ihnen ihre Privilegien wieder, und erlaubte, daß Güyenne und die andern Provinzen, die sich empört hatten, sich durch eine jährliche Summe von zwölfhunderttausend livres von der Salzsteuer loskaufen durften.

Noch eine Merkwürdigkeit dieses Jahrs ist die Wiedervereinigung des Marquisats Saluzzo mit der Krone Frankreich. Nach der Verrätherey des Marquis Franz von Saluzzo im Jahr 1536, und nach dessen im Jahr 1537 vor Cerma-

1548 gnola erfolgtem Tode, ließ Franz der Erste den wegen Empörung bisher gefangen gesessenen Marquis Johann Ludwig wieder auf freyen Fuß setzen, und gab ihm von neuem die Belehnung des Marquisates, das man ihm genommen hatte. Da nun in diesem Jahr Gabriel, der letzte Besitzer dieses vom Delphinat abhängigen Lehns, ohne Kinder gestorben war, so vereinigte es König Heinrich wieder mit der Krone.

1549 Erst im Sommer des folgenden Jahrs ward die Gemahlin des Königs von Frankreich zu St. Am 10. Jun. Denis gekrönt *), und einige Tage hernach hielt Heinrich einen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, welchem die Königin zween Tage hernach folgte, und dabey eine Pracht verschwendete, dergleichen vorher bey solchen Feierlichkeiten nicht gesehen worden ist. Hierauf folgte ein glänzendes Turnier, das vierzehn Tage lang währte, und wobey sich der König sehr hervorthat. Nach diesem hielt Heinrich seine erste Am 16. Jun. feierliche Sitzung im Parlament; und nicht lange hierauf wohnte er einem feierlichen Umgang in der Kathedralkirche bey, an welchem Tag auch ein schreckliches Beyspiel des unvernünftigen Religionseifers gegeben und verschiedene so genannte Ketzer auf dem Marktplatz Greve ganz unmenschlich verbrannt wurden, nämlich so, daß man diese Unglücklichen an Ketten, die in Rollen liefen, von der Höhe herunter ins Feuer ließ, sie wieder empor zog und dann wieder herunter ließ, so lange bis sie den Geist aufgegeben hatten. König Heinrich wollte seine Augen an diesem barbarischen Schauspiel weiden, gerieth aber durch den Anblick und das Geschrey der Unglück-

*) Sie war am 3ten Februar 1549 mit ihrem zweeten Sohn, dem Herzog Ludwig von Orleans niedergekommen, der aber schon wieder am 23sten Oktober 1550 starb.

Unglücklichen so in Verwirrung, daß er sich weg be- 1549
geben muste, und die Vorstellung davon in langer Zeit nicht aus seiner Einbildungskraft bringen konnte.

Diese schaudervollen Beyspiele schreckten doch die wenigen Bewohner der Dörfer Cabrieres und Merindol und einiger benachbarten Gegenden in der Provence und in der Grafschaft Venaißin, nicht ab, dem König eine Klagschrift wegen der noch unter der vorigen Regierung im Jahr 1545 an ihnen verübten Grausamkeiten zu überreichen. Diese unglücklichen leute waren Abkömmlinge von den Albigensern und Waldensern. Sie bewohnten rauhe Gebirge, die aber ihre unüberwindliche Arbeitsamkeit und Geduld fruchtbar gemacht hatte. Sie waren überhaupt sehr arbeitsam und gutthätig, verabscheuten alle Processe, dienten dem landesherrn redlich, waren fromm und wohlgesittet, und ihr ganzes Verbrechen bestand darinn, daß sie dem Pabst und den Bischöfen nicht unterwürfig seyn wollten. Man hatte öfters Versuche gemacht, sie zum römischkatholischen Glauben zu bringen: aber immer vergebens; daher befahl Franz der Erste im Jahr 1540 dem Parlament zu Aix mit aller Schärfe gegen sie zu verfahren und sie auszurotten. Chassanée oder Chasseneuz, damaliger Parlamentspräsident, wollte, daß man erst Ermahnungen und Gelindigkeit gegen diese leute anwenden möchte: allein, dies war nicht nach dem Geschmack seiner Kollegen. Mit aller seiner Geschicklichkeit konnte Chassanée nicht hindern, daß nicht am 18 Februar 1540 ein Schluß wäre abgefaßt worden, nach welchem nicht allein viele verbrannt, sondern auch die übrigen mit ihren Familien aus dem Königreich verbannt und ihre Güter eingezogen werden sollten; und da Merindol ihr vorzüglichster Aufenthalt war, so sollte das ganze Dorf

nebst

1549 nebst dem Schloß und einigen umliegenden Schanzen niedergerissen, und das Gehölz zweyhundert Schritte im Umkreis abgehauen werden. Chassanée unterzeichnete dieses Urtheil, in Hoffnung, die Vollziehung desselben hindern zu können. In der That bewies er auch gegen alle Anfälle seiner Kollegen und der Geistlichen so viele Standhaftigkeit, daß das Urtheil, so lang er lebte, unvollstreckt blieb. Man glaubt, daß er eben und der berühmte Wilhelm du Bellai-langei von Franzen offene Briefe unter dem 8 Februar 1541 ausgewürkt habe, nach denen alle, die durch den Parlamentsschluß waren verurtheilt worden, Verzeihung erlangen sollten, wenn sie nur in drey Monaten ihre Irrthümer abschwören würden. Die Einwohner zu Merindol schickten hierauf zween Abgeordnete nach Aix, und verlangten, daß man ihnen diese Irrthümer anzeigen möchte. Chassanée sagte ihnen, ihre Irrthümer wären ja ohnehin bekannt genug, und sie sollten sie ja zeitig abschwören, damit das Parlament nicht zur Strenge genöthiget würde; doch sollte ihnen erlaubt seyn, ihr Glaubensbekenntniß einzureichen. Dies thaten sie auch bald hernach. Einige Jahre darauf, nämlich 1545, starb Chassanée durch Gift, das ihm, wie man glaubt, seine Gegner in dieser Sache beygebracht hatten. Nunmehr wurde Johann Meynier, Baron von Oppeda, Präsident. Sein Vater war aller Güter beraubt worden, so daß dem Sohn nichts übrig war, als der für die Armuth kostbare Titel eines Barons. Um sich zu bereichern, suchte er die Güter der Waldenser an sich zu ziehen, und berichtete nach Hof, es hätten sich ihrer sechzehntausend versammlet, mit dem Vorsatz, die Stadt Marseille zu überfallen und sie dem Kaiser in die Hände zu spielen. So ungegründet nun auch dieses Vorgeben war, so machte es doch Eindruck bey dem verstorbe-

nen

nen König, welcher von dem Kardinal von Tournon, 1549
der sich aus der Verfolgung der Nicht-Katholischen
ein Geschäfte machte, ganz gelenkt wurde; und es
ward daher sogleich Befehl ertheilt, mit aller Stren-
ge der Gesetze gegen die Waldenser zu Werke zu ge-
hen. Oppeda bewies sich dabey nicht blos als Par-
lamentspräsident, sondern auch als Officier; denn
er und der Baron de la Garde, der sich auch nach-
her durch seine Verfolgungen der Protestanten be-
rüchtigt gemacht, führten die Soldaten, die man in
grosser Menge versammlet hatte, an, und gaben
Befehl oder Erlaubniß zu den grösten Grausamkei-
ten, darunter wohl dies die verfluchteste war, daß
Oppeda eine Anzahl schwangerer Weiber in eine
Scheune sperren und verbrennen, andre aber auf-
schneiden, ihnen die Frucht aus dem leibe nehmen,
und mit Füssen zertreten ließ. Der P. Maimburg,
der diese Begebenheit mit einer seinen Namen schän-
denden und vernünftigen Katholiken mißfallenden
Bosheit erzählt, gestehet selbst, daß bey dieser Voll-
streckung Schändung, Raub und Mord an Män-
nern, an Kindern, an Jungfrauen, an Weibern,
an Alten, mit einer wahrhaft viehischen Wuth ge-
schehen, und er hat selbst die Anzahl dieser unglück-
lichen Schlachtopfer zu 3600 angegeben. Einige
hundert wurden auf die Galeeren gebracht; viele
starben vom Hunger in Höhlen und Wäldern, und
nur wenige retteten sich in die Schweitz. Zwey und
zwanzig Dörfer, worinn man über neun hundert
Häuser zählte, wurden verbrannt.

Als Franz von diesem barbarischen Verfahren
Nachricht erhielt, so verabscheute er es, und bestrafte
es zwar nicht selbst, befahl aber seinem Nachfolger,
Rache deswegen auszuüben. Dies geschah nun-
mehr. Der Fall des Kardinals von Tournon machte
den wenigen bisher in Gebürgen versteckten Walden-
sern,

1549 sern, und der Frau von Cental, welcher die meisten Dörfer gehört hatten, Hoffnung zu einem geneigten Gehör, und sie irrten sich nicht. Der Konnetabel, der ärgste Feind des Kardinals von Tournon, machte sich ein Vergnügen daraus, die Bittschrift, die sie im Jahr 1549 übergaben, durch sein ganzes Ansehen zu unterstützen. Der Proceß kam erst vor den hohen Rath: da aber der Baron Oppeda, der Advokat Guerin, und die drey ihnen zugeordneten Kommissarien nicht erscheinen wollten, weil sie das Urtheil des Parlaments zu Aix vollzogen hätten; so verordnete der König am 17 März 1551, daß der Handel von der grossen Kammer des Parlaments zu Paris sollte untersucht werden. Der Proceß ward mit der grösten Lebhaftigkeit und bey einem erstaunlichen Zulauf geführt; funfzig Sitzungen wurden hinter einander damit zugebracht. Der berühmte Jacob Auberi vertheidigte die Merindoler, Peter Robert das Parlament zu Aix, und Dionysius von Riant den Präsidenten Oppeda. Dieser und der Baron de la Garde zogen sich durch ihre Freunde, die sie bey dem Hofe hatten, aus dem Handel; auch die übrigen, die daran Theil gehabt, wurden begnadiget. Der einzige Generaladvokat Guerin muste für alle bezahlen, indem er im Jahr 1552 enthauptet wurde.

Diese gegen die Protestanten verübten Heftigkeiten machten die reformirten Kantone in der Schweitz von Frankreich so abgeneigt, daß sie nicht in das Bündniß treten wollten, welches in diesem Jahr mit den übrigen Kantonen erneuert wurde. Basel und Schafhausen thaten es zwar nach den lebhaftesten Vorstellungen der französischen Abgesandten: aber Bern und Zürich, deren Beytritt ungleich wichtiger gewesen wäre, weigerten sich standhaft. Diesem Bündniß zu Folge stellten die

Am 7. Jun.

Schwei-

Schweitzer zwölftausend Mann, deren Tapferkeit 1549
hauptsächlich Heinrich den glücklichen Erfolg seiner
noch in diesem Jahr gegen Boulogne angefange-
nen Unternehmung zu danken hatte. Nachdem der
Konnetabel von Montmorenci und der Herzog Franz
von Guise, die Truppen zu Montreuil versammlet
hatten, begab sich der König in Begleitung einer Am 17.
grossen Anzahl angesehener und tapferer Herren ins Aug.
Lager. Man machte den Anfang mit der Belage-
rung einiger Schanzen, und eroberte sie auch; dar-
über verstrich aber die Jahrszeit, und man muste
die Belagerung der Stadt Boulogne bis auf das
nächste Frühjahr versparen. Auch in Schottland
waren die Franzosen unter dem Herrn von Ther-
mes gegen die Engländer glücklich.

Pabst Paul den Dritten hatte der Kaiser wegen der Streitigkeit über Piacenza so lange hinge-halten, bis endlich jener dessen Kunstgriffe entdeckte, und darüber so heftig aufgebracht ward, daß er den König von Frankreich aufs neue zu einem Bünd-nisse zu verleiten suchte, und ihm deshalb die vor-theilhaftesten Bedingungen vorschlug. Der Kanzler Olivier hinderte aber durch die bündigsten Gründe den Beytritt. Dies und die täglich zunehmenden Verdrießlichkeiten mit seiner Familie beschleunigten seinen Tod, der am 10ten November dieses Jahrs Am 10.
erfolgte, im 82sten Jahre seines Alters. Die Wahl Nov.
eines neuen Pabsts kam erst nach vielen Ränken am
8ten Februar 1550 zu Stande, und fiel durch die
Kunstgriffe des Kardinals von Guise und der andern
französischen Kardinäle, auf den Kardinal Johann
Maria del Monte, der den Namen Julius der
Dritte annahm, und dem Kaiser dennoch geneigter
war, als sein Vorgänger, indem er unter andern
die damalige Kirchenversammlung von Bologna
wieder nach Trident verlegte.

Das

1550 Das folgende Jahr fieng mit Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und England an. Noch im vorigen Jahr hatte der Protektor, Herzog von Sommerset, Vorschläge hierüber in dem englischen Staatsrath gethan, ward aber nicht gehört, und da er bald hernach durch seine Feinde gestürzt und in den Tower gebracht wurde, war diese Angelegenheit eine Zeitlang ausgesetzt. Der Graf von Warwik, der hernach an der Spitze der englischen Staatsgeschäfte stand, und dem Herzog von Sommerset am lebhaftesten widersprochen hatte, war doch wegen Boulogne in grosser Verlegenheit, nachdem der Kaiser seinen Beystand versagt hatte. Er wuste nun zwar die Sache so einzurichten, daß es schien, als wenn der Staatsrath die Wiedergabe der Stadt Boulogne beschlossen, und er seine Einwilligung darzu hätte geben müssen; aber nun war die vornehmste Schwierigkeit diese, daß man englischer Seits nicht den ersten Schritt zum Frieden thun, noch öffentlich Verlangen darnach äussern wollte. Jedoch, durch Hülfe eines italienischen Kaufmanns, mit Namen Guidotti, wuste sich der Graf von Warwik zu helfen. Dieser Guidotti begab sich nach Paris, und machte sich in dem Hause des Konnetabels Montmorenci, König Heinrichs vornehmsten Günstling, beliebt. Bey seinen Unterredungen mit einigen Dienern des Konnetabels ließ er sich verlauten, er sey überzeugt, daß der englische Hof Boulogne willig zurückgeben würde, wenn sich nur Frankreich zu einer Vergütung an Geld verstehen möchte. Der Konnetabel, der es bald erfuhr, verstand diese Sprache leicht, und er trug dem Kaufmann auf, irgend einem Mitgliede des englischen Staatsraths beyzubringen, daß der König von Frankreich den Streit wegen Boulogne lieber durch den Weg der Güte, als mit den Waffen, endigen

möchte.

möchte. Hierüber that Guidotti verschiedene Hin- 1550
und Herreisen, bis endlich beyde Höfe sich wegen förmlicher Unterhandlungen durch Bevollmächtigte auf folgende Art verglichen: Die Stadt Boulogne sollte in dem Zustand, wie sie Heinrich der Achte in Besitz genommen, an Frankreich abgetreten werden. — Wegen der Ausbesserungen und der Kosten, die England an den Platz verwendet hatte, sollte der König von Frankreich die Summe von vier hundert tausend goldenen Schildthalern erlegen, und zwar die eine Hälfte am Tage der Ablieferung des Platzes, und die andre vor dem 15ten August dieses Jahrs — Zur Sicherheit der andern Hälfte dieser Summe sollte Frankreich sechs Geisel stellen, so wie England wegen der Abtretung von Boulogne eben dies thun sollte. — Wegen Schottland ward ausgemacht, daß der König von England der Königin von Schottland die Forts Lauder und Douglas mit aller Artillerie abliefern sollte. — Der Krieg mit Schottland sollte aufhören, und also Eduard von seiner Vermählung mit Marien abstehen. — Der König von England behielt sich alle seine Rechte und Ansprüche an Frankreich und Schottland vor; so wie dies der König von Frankreich und die Königin von Schottland in Ansehung Englands thaten.

Auf diese Art war alle Mühe Heinrichs des Achten, Frankreich in der Zinsbarkeit gegen England zu erhalten, vergeblich; denn in diesem Vertrag wird des Jahrgelds oder Tributs, den Frankreich seit Karls des Achten Zeiten und noch vermöge des letzten mit Franzen getroffenen Vergleichs an England zu zahlen schuldig war, mit keinem Worte gedacht; und es blieb also den Königen von England nichts übrig, als ein nichts sagender Vorbehalt der Ansprüche, und der leere Titel eines Königs von Frankreich. Ueberdies bekam England statt zwoer

1550 Millionen, die Franz der Erste für Boulogne hatte zahlen wollen, nicht einmal den vierten Theil dieser Summe. Darüber entstand grosses Murren unter der englichen Nation, und der Graf von Warwik stellte sich deswegen Anfangs, als wenn er den Friedensschluß, wozu er doch alle Vollmachten selbst ausgefertiget hatte, nicht genehmigen wollte. Boulogne ward vier Wochen nach der Unterzeichnung des Friedens von den Engländern geräumt, und König Heinrich hielt nicht lange hernach seinen Einzug in diese Stadt.

Am 25. April.

Es ist schon vorhin gesagt worden, daß der neue Pabst, Julius der Dritte, sich auf kaiserliche Seite neigte, ohngeachtet er seine Erhebung hauptsächlich den Franzosen zu danken hatte. Es entstanden darüber vielfache Unterhandlungen. Das vom vorigen Pabst abstammende Haus Farnese wollte den Besitz der Herzogthümer Parma und Piacenza gegen den Pabst und den Kaiser behaupten, und begab sich zu dem Ende unter französischen Schutz. Der Pabst, dem vor einem Krieg in Italien bange war, bemühte sich zuletzt doch, nachzugeben, und den Kaiser gleichfalls zu bereden, daß er die Farnesen im Besitz von Parma lassen möchte; ja, er wollte sogar bewilligen, daß der Kaiser, jedoch unbeschadet der Rechte des römischen Stuhls, den Farnesen die Belehnung ertheilen möchte. Allein, der Kaiser blieb bey seinem Entschluß, die Farnesen zu verjagen. Als hierauf der Pabst die Farnesen zur freywilligen Verlassung ihrer Besitzthümer theils durch Güte, theils durch Drohungen zu bewegen suchte, aber nichts ausrichtete; so schickte er einen Bothschafter nach Frankreich, der sich bey Heinrichen beschweren muste, daß er in Italien Krieg anzünden wollte, zu einer Zeit, da der Friede der Kirche mehr als jemals nöthig wäre. Zugleich ließ er den König sehr angelegent-

legentlich ersuchen, ihm die Sorge für den Vortheil 1550
eines Hauses, das ihm lieb und werth sey, lediglich
zu überlassen. Diese Vorstellungen nahm der fran-
zösische Hof sehr übel auf. Der König äusserte sei-
ne Verwunderung, warum der Pabst über ihn kla-
ge, da er ihm vielmehr wegen seines Eifers für den
heiligen Stuhl danken sollte, dessen Gerechtsame er
sich angelegen seyn liesse. Piacenza, welches doch ein
lehn der Kirche sey, hätte der Kaiser schon wegge-
nommen, und dem Herzogthum Parma stände eben
dies bevor. Er sähe wohl, daß der Pabst schon ver-
gessen, wie er ihm seine Erhebung zu danken; sein
Gesandter habe ihm schon von allem, was in Rom
vorgehe, Nachricht ertheilt; der Pabst sey nur auf
den Gewinnst der kaiserlichen Gunst bedacht: es
würde ihn aber bald gereuen u. s. w.

Dabey ließ es Heinrich nicht bewenden; denn 1551
bald darauf ließ er Umlaufschreiben an die französi-
sche Bischöfe ergehen, daß sie sich ehestens zu ihren
Kirchen verfügen sollten, welche durch ihre Abwesen-
heit gar leicht in Verführung zu den sich allenthalben
einschleichenden Ketzereyen gerathen könnten, damit
er ihnen auch seinen Entschluß wegen eines zur Si-
cherheit der Glaubenslehre in seinem Staat anzu-
stellenden Nationalkonciliums, wenn es die Noth
erfordere, bekannt machen könnte. Dieses Verfah-
ren gab dem Pabst hinreichend zu verstehen, daß
Heinrich die Fortsetzung der Kirchenversammlung
hindern wolle, und daß er ihm hart begegnen würde,
wofern er sich ganz dem Kaiser ergäbe. Die lage
des Pabsts war in der That zweydeutig: unterdes
beschloß er doch, im Nothfall lieber mit dem König,
als mit dem Kaiser zu brechen. Bey diesem Ent-
schluß schickte er den Bischof von Imola an den
Kaiser, und Ascanio Corneyo, seiner Schwester
Sohn, an den französischen Hof. Der Bischof er-

1551 hielt Befehl, nur allein gegen den Kaiser offenherzig zu seyn, dem der Pabst bereits alle Anschläge und Absichten des französischen Hofs entdeckt hatte, z. B. daß Heinrich sich bemühe, den Pabst gegen den Kaiser aufzubringen; daß er fest entschlossen sey, den Farnesen allen Beystand zu leisten ꝛc.

Nachdem der Pabst dem Kaiser so viele Zeichen der aufrichtigen Vertraulichkeit, zum Nachtheil des ihm anvertrauten Geheimnisses, vorgelegt hatte, ließ er ihm seinen Anschlag zu wissen thun, daß er nämlich die Sache in die Länge ziehen, die Farnesen durch Erneuerung der wider sie ergangenen Kirchencensuren ermüden, sie durch Kriegsdrohungen zu zwingen, durch die Kosten, die sie auf ihre Vertheidigungsanstalten zu wenden hätten, erschöpfen, und ihnen Frankreichs Schutz so überlästig machen wolle, daß sie sich endlich dem heiligen Stuhl unterwerfen müsten. Dieser Entschluß wollte dem Kaiser wegen des ungewissen Ausgangs um so viel weniger gefallen, da die französischen Truppen, wenn sie einmal im Parmesanischen wären, ihn wegen Mayland in beständiger Unruhe halten würden. Er that also dem Pabst die Erklärung, daß er eher alles wagen, als die französischen Völker so nahe an dem Mayländischen leiden wollte, wo sie durch die Nachbarschaft von Turin und von andern in Piemont eingenommenen Plätzen unterstützt werden könnten. Hierauf ließ der Pabst dem Kaiser versichern, er werde sich in allen Stücken dieses Handels nach ihm richten, und im Fall des Kriegs seine Truppen zu den kaiserlichen stossen lassen: ermahnte ihn aber dabey, alles anzuwenden, was den Ausbruch des Kriegs hindern könnte; besonders weil dadurch die allgemeine Kirchenversammlung würde unterbrochen werden, und weil Frankreich noch immer mit den Türken in Verbindung stehe.

Der

Der nach Frankreich geschickte Nepote muste 1551
den König bitten, der allgemeinen Kirchenversamm-
lung keine Hinderniſſe in den Weg zu legen, und
von dem Krieg wegen Parma abzustehen. Der
Pabst ließ ihn versichern, der Kaiser sey keineswegs
Willens, diese Stadt dem heiligen Stuhl zu entzie-
hen; sie würde unter des Pabsts Gewalt bleiben,
und damit Ottavio Farneſe völlig zufrieden gestellt
werden möchte, dürfte er nur das Fürstenthum Ca-
merino annehmen, welches man ihm zur Vergütung
für Parma anböte; der Schutz, den ihm der König
angedeihen liesse, wäre für den heiligen Stuhl von ge-
fährlichen Folgen, weil dessen übrige Lehnleute dem
bösen Beyspiel des Herzogs von Parma nachahmen
könnten. Der päbstliche Bothschafter sollte auf ei-
ne bestimmte Antwort dringen, und am Ende zu
verstehen geben, der Pabst werde sich, im Fall Frank-
reich seinen Vorstellungen kein Gehör gäbe, genöthi-
get sehen, den Kaiser um die Beschützung eines Kir-
chenlehns zu ersuchen: dies war aber schon gesche-
hen. Der Bothschafter muste sich, aller seiner Be-
mühungen ohngeachtet, mit allgemeinen Antworten
und mit Klagen über des Pabsts Verfahren begnü-
gen; und als er sich zur Abreise fertig machte, ließ
ihm der König nichts mehr melden, als daß er durch
einen ehestens abzuschickenden Gesandten dem Pabst
seinen Entschluß eröffnen wollte.

Dieser Gesandte war der beherzte **Blasius von Montlüc**, der bey seiner Ankunft zu Rom erfuhr, daß Ferdinand Gonzaga, Statthalter von Mayland, mit Völkern über den Po gegangen sey, Bersello eingenommen habe, und ins Parmesanische eindringen wollte, um den Herzog von Parma zu einem festen Entschluß zu nöthigen. Da auch der Pabst vom Montlüc zu wissen verlangte, was der König hierbey thun würde, so erhielt er zur Ant-

1551 wort, weil der Kaiser die Feindseligkeiten wider den Herzog bereits angefangen hätte, so würde der König nunmehr auch alle Gedanken zum Frieden fahren lassen. Würklich hatte auch Montluc den Auftrag, von dem Besitz des Parmesanischen, darinn man Ottavio Farnese erhalten wollte, nichts nachzulassen: er brauchte aber nur die Einnahme von Bersello zum Vorwand, um einer nähern Erklärung überhoben zu seyn. Unterdes trieb der Pabst immer fort Unterhandlungen mit dem Herzog von Parma, stellte ihm die Gefahr von Seiten des Kaisers vor, schickte, als Oberlehnsherr, ihm ein neues Verbot zu, fremde Truppen in Parma einzunehmen, gab ihm auch dabey zu verstehen, er thue dies nur, um dem Herzog einen ehrbaren Vorwand zu verschaffen, wodurch er sich von der Verbindung mit Frankreich losmachen könnte, und er versprach ihm in diesem Fall allen Beystand. Doch, die Sache fiel ganz anders aus, als der Pabst gehofft hatte; denn der Herzog ließ ihm, als kein Mittel zurückzutreten vorhanden war, seinen Vertrag mit dem König von Frankreich bekannt machen, der darinn bestand, daß der Herzog, unter des Königs Ansehn, wider jeden, den heiligen Stuhl ausgenommen, Krieg führen, und in die Besetzung seiner Plätze mit französischen Truppen willigen wolle. Diese Ausnahme des heiligen Stuhls geschah nur zum Schein, damit es heissen möchte, man ergriffe die Waffen nicht wider den Pabst, sondern wider den Kaiser. Heinrich seiner Seits verband sich, Parma wider alle, die es angreifen würden, zu vertheidigen, eine hinreichende Besatzung in die Stadt zu legen, und im Fall einer Belagerung, ihr zu Hülfe zu kommen, wie auch die Kardinäle Farnese, wegen ihrer aus den kaiserlichen Ländern fliessenden Einkünfte schadlos zu halten, wenn sie ihnen entzogen würden.

Unter-

Unterdes ließ sich der Herzog nicht hindern, 1551
noch verschiedene an ihn ergangene Vorschläge anzuhören, und mit den Abgeordneten des Pabsts über mancherley Vergleichspunkte zu handeln. Seine Absicht gieng dahin, Zeit zu gewinnen, seine Magazine zu füllen, und die Ankunft der französischen Völker abzuwarten. Doch, der Pabst und der Kaiser, die den Krieg beschlossen hatten, liessen sich nicht aufhalten, und der Kaiser befahl Ferdinanden von Gonzaga, die Feindseligkeiten anzufangen. Der Krieg sollte im Namen des Pabsts geführt und die kaiserlichen Truppen für Hülfsvölker angesehen werden; dadurch meynte Kaiser Karl gegen den Vorwurf gedeckt zu seyn, als wenn er den Frieden mit Frankreich gebrochen hätte, und er wollte ganz Europa bereden, er habe für den heiligen Stuhl, der ihn wider aufrührische Vasallen zu Hülfe gerufen, die Waffen ergriffen. Gonzaga, der einen persönlichen Haß gegen die Farnesen hegte, eilte um so viel mehr, die Befehle seines Herrn zu vollziehen, und er versprach, ihn noch vor dem Verlauf dreyer Monate im Jun.
zum Herrn von Parma zu machen. Er rückte ins Parmesanische, richtete Verwüstungen an, und nahm einige kleine Plätze weg. Bald hierauf rückten die französischen Völker, die in Mirandola, dessen Graf die französische Partey hielt, versammlet waren, unter der Anführung Horazens Farnese, Herzogs von Castro, Peters Strozzi und Marsigli-Sipierre, ins Parmesanische, um die Kaiserlichen zu vertreiben. Weil aber von beyden Seiten keine zahlreiche Macht vorhanden war, so blieb es nur bey einigen kleinen Gefechten. Fast eben so gieng es an den Gränzen von Picardie und Champagne, wo die Feindseligkeiten ebenfalls angefangen hatten, indem der König das Betragen des Kaisers für einen förmlichen Friedensbruch ansahe. Ernstlicher wurde jedoch der

1551 Feldzug in Italien, als Karl Cossé von Brissac, der an des vor kurzem verstorbenen Prinzen von Melfi Stelle auf Fürsprache der Herzogin von Valentinois, Statthalter in Piemont und Marschall im Aug. von Frankreich geworden war, und diese Vorzüge längst verdient hatte, mit stärkern Truppen anrückte. Denn er eroberte einige feste Schanzen im Montferatischen und in Piemont, und nöthigte Ferdinanden von Gonzaga, der wegen Mayland besorgt war, die Einschliessung der Stadt Parma aufzuheben.

Zu gleicher Zeit fertigte der König den berühmten Jakob Amiot, Abbt von Bellosane, nachherigen Bischof von Auxerre, an die Kirchenversammlung nach Trident ab, die Entschuldigung zu machen, daß er die Prälaten seines Reichs bey den Kriegsunruhen nicht abschicken, noch Schlüsse annehmen könne, an denen die gallikanische Kirche keinen Antheil hätte. Er versprach dabey, auf Mittel zu denken, wie diesen Unschicklichkeiten könnte abgeholfen werden. Als hernach der Pabst mit dem Bann und Interdikt drohte, verbot Heinrich seinen Unterthanen, Geld nach Rom zu schicken, und sich wegen der Pfründen dahin zu wenden, und befahl, in Ansehung aller kirchlichen Angelegenheiten bey der gewöhnlichen Regel zu bleiben. Dem Pabst verursachte dies eben so grossen Kummer, als der schlechte Fortgang der kaiserlichen Waffen im Parmesanischen; vielleicht noch mehr. Denn es fehlte ihm an Geld, und er muste bereits seine Juwelen versetzen. Dies alles brachte ihn auf friedliche Gedanken, und zu dem Entschluß, den König zu ersuchen, daß er die Reise eines Legaten nach Frankreich gestatten möchte. Auf Heinrichs sehr höfliche Antwort schickte Julius den Kardinal Veralli, einen sehr geschickten und klugen Mann. Nach verschiedenen Unterhandlungen, wobey sich der König des

1552 im Jan. Kar-

Kardinals von Tournon, der sich seit dem Krieg 1552
nach Venedig gewendet hatte, nun aber nach Rom
gieng, bediente, willigte der Pabst in einen zweyjäh-
rigen Waffenstillstand, unter folgenden Bedingun-
gen: daß Ottavio Farnese während dieser Zeit
Parma behalten; daß er nachher von aller Verbin-
dung mit Frankreich frey und ihm vergönnt seyn
sollte, mit dem heiligen Stuhl nach Belieben zu han-
deln; daß der Pabst das Fürstenthum Castro, des-
sen er sich bemächtiget, den beyden Kardinälen Far-
nese übergeben sollte, die jedoch nicht mehr Volk
hineinlegen sollten, als zur Sicherheit der Plätze nö-
thig sey; würde der Kaiser diesen Vertrag genehmi-
gen, so sollten weder die Farnesen noch die Franzo-
sen feindlich gegen dessen Länder auf dieser Seite
verfahren; und der König sollte das Verbot der
Handlung Frankreichs mit Rom wegen der Kirchen-
pfründen und andrer Kirchengeschäfte aufheben.

Der Pabst empfand eine so grosse Freude über
diesen Vertrag, daß er ihn noch vor dem völligen
Schluß im vollen Konsistorium bekannt machte, und
dabey die Mäßigung, Klugheit und Frömmigkeit
des Königs von Frankreich sehr erhob. Der Un-
wille des Kaisers war desto grösser: unterdes ver-
langte er doch mit in den Vertrag eingeschlossen zu
seyn, und nahm den Stillstand für Parma, Pia-
cenza, Mirandola und jene Gegenden an. An die-
ser unerwarteten Willfährigkeit war die damalige
Veränderung der Glücksumstände dieses Monarchen
Schuld, dem von der osmanischen Pforte, besonders
aber von Teutschland her, viele Gefahr drohte, in-
dem der ihm bisher ergebene Kurfürst Moritz von
Sachsen seine Partey verließ und mit den übrigen
protestantischen Fürsten, wie auch mit Frankreich,
Bündnisse gegen den Kaiser, der auf eine sklavische
Unterjochung des teutschen Reichs dachte, errichtete.

1552 Johann de Fresse, Bischof von Bayonne, den
(1551) Heinrich nach Teutschland unter dem Vorwand geschickt hatte, zum italienischen Krieg Völker zu werben, ward bevollmächtiget, mit Moritzen und dessen Bundsgenossen, dem Prinzen Wilhelm von Hessen, dessen Vater noch immer in kaiserlicher Gefangenschaft war, mit dem regierenden Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, und andern einen förmlichen Vertrag zu schliessen. Da es einem König von Frankreich sehr unanständig gewesen seyn würde, die Vertheidigung der protestantischen Kirche zu übernehmen; so wurden die Angelegenheiten der Religion, so sehr sie auch dieser Vertrag angieng, in keinem Artikel desselben erwähnt. Man gab vor, daß man dasjenige, was die Religion beträfe, gänzlich der Führung der göttlichen Vorsehung anheim stelle; die einzigen Beweggründe dieses Bündnisses gegen Karln, die man öffentlich angab, bestanden darinn, daß man dem landgrafen Philipp von Hessen die Freyheit verschaffen und den gänzlichen Umsturz der alten Verfassung und der Grundgesetze des teutschen Reichs hindern wolle. Zur Erreichung dieses Zwecks verabredete man, alle in dies Bündniß tretende Parteyen sollten auf einmal und zu gleicher Zeit dem Kaiser den Krieg ankündigen; nicht anders, als durch gemeinseitige Einstimmung und mit Einschluß aller Bundsgenossen, sollte Friede oder Stillstand geschlossen werden können. Um den Unordnungen einer Anarchie oder den Ansprüchen auf ein getheiltes Kommando vorzukommen, ward ausgemacht: Moritz sollte als Haupt der teutschen Bundsgenossen erkannt und ihm eine unbedingte Autorität in allen Kriegsangelegenheiten anvertraut werden; Moritz und seine Bundsgenossen sollten sieben tausend Mann zu Pferde, und eine dieser Reuterey gemässe Zahl von Fußvölkern ins Feld stellen; zum Unterhalt dieser

ser Armee sollte Heinrich, während der ersten drey 1552
Monate des Kriegs, zweymal hundert und vierzig tausend Schildthaler *), und nachher sechzig tausend Thaler monatlich, so lange sie unter den Waffen stehen würden, bezahlen; Heinrich sollte den Kaiser von lothringen her mit einer mächtigen Armee angreifen; wenn man für nothwendig finden würde, einen neuen Kaiser zu wählen, so sollte eine Person zu dieser Würde ernannt werden, die dem König von Frankreich nicht unangenehm wäre. Dieser Vertrag war einige Zeit vorher, ehe Magdeburg (1551
nach einer fast jährigen Belagerung an Moritzen am 5. Oktob.)
übergieng, geschlossen; und die vorläufigen Unterhandlungen wurden so heimlich getrieben, daß von allen Fürsten, die nachher diesem Bund beytraten, Moritz keinem den wahren Grund von seinen Entwürfen gegen den Kaiser offenbarte, als den beyden vorhin genannten von Mecklenburg und von Hessen. Das Bündniß selbst ward nicht weniger ängstlich geheim gehalten, und zwar mit so glücklicher Vorsichtigkeit und einem so fein ausstudirten Betragen des Kurfürsten gegen den Kaiser und dessen Minister, daß diese von der ganzen Verhandlung auch nicht den entferntesten Verdacht gehabt hatten, und von Moritzen vollkommen hintergangen wurden, selbst dann, als er ihnen verdächtig ward.

Mit dem Anfang des Frühlings 1552 brach Moritz los, und rechtfertigte sich durch ein wohl abgefaßtes Manifest; eben dies that der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der sich mit einem Haufen von Abentheurern zu Moritzen geschlagen hatte. Der König von Frankreich ließ gleichfalls ein Manifest in seinem Namen ausgehen, wor-

*) In dem grössern Werk stehen irrig 200000 Thaler; für jeden der 3 erstern Monate nämlich sollte Frankreich 80000 auszahlen.

1552 worinn er zuerst die alten Bündnisse und die Verwandschaft zwischen den Teutschen und Franzosen anführte; hiernächst gedachte er des Ansuchens, das aus diesem Grunde einige der vornehmsten teutschen Fürsten bey ihm gethan und ihn um seinen Schutz gebeten hätten; darauf erklärte er, daß er nunmehr zu den Waffen griffe, um die alte Reichsverfassung in Teutschland wieder herzustellen, einige teutsche Fürsten aus der Gefangenschaft zu befreyen, und die Vorrechte und Unabhängigkeit aller teutschen Reichsstände in Sicherheit zu stellen. In diesem Manifest nahm Heinrich den ausserordentlichen Titel eines Beschützers der Freyheiten von Teutschland und Erlösers seiner gefangenen Fürsten an, und auf dem Titel desselben war ein Hut, das alte Sinnbild der Freyheit, zwischen zween Dolchen gestochen, um den Teutschen zu verstehen zu geben, daß die Glückseligkeit durch die Macht der Waffen erworben, und in Sicherheit gesetzt werden müste. Wir werden aber bald sehen, daß Heinrichen nicht so wohl die Freyheit der teutschen Nation, als vielmehr die Rache an dem Kaiser und die Vergrösserung seiner Staaten auf Unkosten des teutschen Reichs, am Herzen lag.

Am 12. Jun. Ehe Heinrich zu Felde gieng, hielt er eine ausserordentliche Versammlung des Parlaments, in welcher er in wenig Worten die Ursachen vortrug, die ihn zum Bündniß mit den protestantischen Fürsten in Teutschland bewogen, und dann seine Gemahlin zur Regentin des Reichs während seiner Abwesenheit erklärte. Den Kardinal Bourbon ernannte er zu seinem Statthalter in Paris und Isle de France. Den Parlamentsgliedern empfahl er pünktliche Folgsamkeit gegen die Befehle der Regentin, Emsigkeit in Besorgung der Geschäfte, gewissenhafte Gerechtigkeit gegen die Unterthanen, und genaue Vollzie-

hung

hung der Verordnungen gegen die Ketzer. Dies 1552
letztere ward auch treulich befolgt; denn indem der
König die Protestanten in Teutschland zu unterstü-
tzen schien, verbrannte man ihrer eine grosse Menge
in seinem Königreich. Zur Bestreitung der grossen
Kriegskosten sah sich der König genöthiget, durch Am 22.
eine Erklärung die Einwohner seiner guten Stadt Jan.
Paris einzuladen, daß sie ihr Silbergeschirr in die
Münze bringen möchten, damit ganze und halbe Te-
stons — ohngefähr ganze und halbe Gulden —
daraus könnten geschlagen werden, wenn erst vorher
das Silber würde gewogen seyn und sie die Em-
pfangscheine darüber erhalten hätten. Die Pariser
beeiferten sich um so viel mehr, den Willen des Kö-
nigs zu erfüllen, da er selbst das erste Beyspiel gab,
und das Silbergeräthe seines Hauses zu eben dem
Schicksal bestimmte. Die Herzogin von Valenti-
nois, der Konnetabel, der Herzog von Guise, der
Marschall von St. André, und alle reiche Herren
am Hofe legten bey dieser Gelegenheit ihren Eifer,
dem König und dem Vaterland zu dienen, an den
Tag. Ein Theil des auf diese Art erworbenen Gel-
des ward auf Befehl des Königs zur Bezahlung der
protestantischen Bundsgenossen angewendet.

Die französische Armee versammlete sich in
der Mitte des März bey Vitri, und war sehr an-
sehnlich, indem die alten versuchten Truppen und eine
grosse Menge neugeworbener, wie auch viele Frey-
willige vom Adel dabey waren. Der Konnetabel,
als oberster Anführer derselben, hatte nicht erst nö-
thig, die Stadt **Toul**, gegen die man zuerst anrück-
te, auffordern zu lassen. Die Einwohner brachten
ihm die Schlüssel ihrer Stadt freywillig entgegen.
Von Toul gieng die Armee über Pont a Mousson
weiter nach Gorze, einem festen Platz, der mit ei-
ner spanischen Besatzung versehen war, durch welche

die

1552 die benachbarten Gegenden sehr beunruhiget wurden. Ihr Anführer wollte sich nicht ergeben; daher liefen die Franzosen sogleich Sturm, und in wenig Stunden waren sie in dem Besitz des Platzes, dessen Vertheidiger sämmtlich niedergehauen wurden. Der König folgte der Armee, und war zu Joinville, als Christine, die Witwe des Herzogs Franz von Lothringen und Nichte des Kaisers, zu ihm kam, um die noch schuldige Huldigung wegen des Herzogthums Bar zu leisten, und sich von dem Verdacht wegen ihrer Verwandschaft mit dem Kaiser zu reinigen. Das Ungewitter, das Lothringen drohte, bewegte sie, ihren Sohn unter den Schutz des Königs zu geben, der ihn hierauf zu dem Dauphin schickte, mit dem er erzogen wurde. Unterdes war der Konnetabel vor **Metz** angekommen, und hatte verlangt, daß man ihm die Thore öffnen sollte. Die Einwohner dieser freyen Reichsstadt waren in zwo Parteyen getheilt; eine bestand aus der Obrigkeit und den Vornehmern, die andre aus dem geringen Volk. Jene befürchtete, die Franzosen möchten sich Meister von der Stadt machen, und entschuldigten sich, daß ihre von den Kaisern und von den Königen von Frankreich erlangte Privilegien nicht gestatteten, sie aufzunehmen. Allein, der Kardinalbischof **Lenoncourt** hatte einige Rathspersonen und das Volk, das ohnehin über die despotische Regierung des Magistrats mißvergnügt war, für französische Oberherrschaft eingenommen. Der hiervon unterrichtete Konnetabel ließ die Artillerie anfahren und drohte mit Beschiessung der Stadt, wofern sie nicht einen schleunigen Entschluß von sich geben würde. Der Magistrat erbot sich hierauf, die Thore zu öffnen, wofern sich der Konnetabel begnügen würde, nur in Begleitung zwoer Fahnen Fußvolks in die Stadt zu kommen. Diese Bedingung nahm der Konnetabel

an,

an, aber er erfüllte sie sehr schlecht. Diese beyden 1552
Kompagnien, deren jede nur aus dreyhundert Mann bestehen sollte, wurden funfzehnhundert stark gemacht und aus den tapfersten Soldaten zusammengesetzt. Die vornehmsten Herren zogen mit dem Konnetabel in die Stadt. Zu spät sahen die Metzer ein, daß man sie hintergehe, und sie fanden sich alsdann zu schwach, die Thore zu verschliessen, so daß auch der übrige Theil der Armee mit in die Stadt kam.

Kaum hatte der König die Nachricht von der Einnahme der Stadt Metz erfahren, so reiste er Am 13. April.
nach Toul, und bestätigte den Einwohnern dieser Stadt nicht allein ihre Privilegien, sondern gab auch weise Verordnungen zum Besten derselben. Am folgenden Tag begab er sich auf den Weg nach Nancy; der junge Herzog kam ihm mit seinem Oheim, dem Grafen von Vaudemont und vielen lothringischen Herren entgegen, wurde aber einige Tage hernach zu der königlichen Familie nach Reims abgeschickt. Der Mutter des Prinzen, der Herzogin Christine, nahm man also aller Widersetzlichkeit ohngeachtet nicht allein die Vormundschaft über ihren Sohn, sondern auch die Verwaltung des landes. Zwar wies ihr der König die schönsten Ländereyen in lothringen zu ihrem Unterhalte an: allein, sie war zu stolz, als daß sie von nun an als Privatperson in lothringen hätte leben sollen; sie begab sich also mit ihren beyden Töchtern, Renate und Dorothee, über Straßburg nach Flandern, dem gewöhnlichen Aufenthalt der kaiserlichen Schwestern, Tanten und Nichten. Nachdem Heinrich die Verwaltung des Herzogthums dem Grafen von Vaudemont anvertraut hatte, begab er sich über Condé und Pont a Mousson nach Metz, wo er vor der Stadt auf einer weiten Ebene seine ganze Armee in Schlachtordnung fand und sie musterte. Nachdem er die Privilegien

der

1552 der Stadt, deren Einwohner ihm aber huldigen mu-
sten, bestätiget, und Artur von Cossé, Herrn von
Gonor, einen Bruder des Marschalls von Brissac,
mit einer starken Besatzung daselbst gelassen hatte,
Am 3. May. begab er sich nach Zabern, wo die Truppen drey Ta-
ge lang rasteten. Heinrichs Vorsatz war, so tief,
als möglich, in Teutschland einzudringen; um dies
desto sicherer zu bewerkstelligen, wollte er erst die
Stadt Straßburg besetzen. Allein, die Bewohner
derselben waren durch das Schicksal der Metzer vor-
sichtig gemacht worden, und liessen sich von den Fran-
zosen auf keine Weise hintergehen. Die Kurfürsten
von Trier und Köln, der Herzog von Kleve und an-
dre benachbarte Fürsten legten Fürbitten für sie ein,
und baten Heinrichen, er möchte den Titel, den er
angenommen hätte, nicht so bald vergessen, und an-
statt ein Befreyer Teutschlandes zu seyn, ein Unter-
drücker desselben werden. Die Schweitzer nah-
men sich der Straßburger eifrig an, und baten, eine
Stadt, die so lange in Freundschaft und Bündniß
mit ihnen gestanden, nicht feindlich zu behandeln.
So mächtig auch diese vereinten Fürbitten waren,
so würde sich doch Heinrich schwerlich dadurch haben
bewegen lassen, von seinem Vorhaben abzustehen,
wenn ihn nicht andre Umstände daran gehindert hät-
ten. Die Franzosen waren noch nicht weit von ih-
rem eigenen Land entfernt: dennoch fiengen sie schon
an, Mangel an Lebensmitteln zu fühlen. Zu glei-
cher Zeit hatte die Statthalterin in den Niederlan-
den eine beträchtliche Armee aufgebracht, die unter
dem berühmten **Martin von Rossem** Champagne
verwüstete, und den benachbarten Provinzen drohte.
Und Moritz nebst seinen Bundsgenossen hatte unter-
deß den Kaiser, dem auch die Türken grossen Scha-
den zufügten, so in die Enge getrieben, daß er bald
Am 2. Aug. hernach den bekannten **Passauischen Vertrag** ein-
gieng,

gieng, der das ungeheure Gebäude, an dessen Auf- 1552
führung Karl so viele Jahre mit der äussersten An-
strengung seiner Macht und Politik gearbeitet hatte,
über den Haufen warf, der alle seine Verordnungen
in Absicht auf die Religion vernichtete, der alle seine
Hoffnung stöhrte, die kaiserliche Macht uneinge-
schränkt und seinem Hause erblich zu machen, bey
dem der Vortheile des Königs von Frankreich nicht
allein wenig gedacht wurde, sondern wodurch sich
auch die protestantischen Bundsgenossen anheischig
machten, dem Kaiser gegen ihn beyzustehen. Der
Zusammenstoß dieser Umstände nöthigte den König,
Straßburg in Ruhe zu lassen. Da er sich aber mit
diesem unvermeidlichen Rückzug bey seinen Bunds-
genossen ein Verdienst machen wollte; so gab er bey
den Schweitzern vor, er habe diesen Entschluß blos
aus Gefälligkeit gegen ihre Fürbitte ergriffen; und
nachdem er befohlen, alle Pferde seiner Armee soll-
ten an den Rhein zur Tränke geführt werden, zum
Beweis, daß er seine Eroberungen so weit getrieben
hätte, gieng er nach Champagne zurück, und seine
Armee machte in Luxemburg verschiedene Eroberun-
gen. Ueber die Untreue seiner teutschen Bundsge-
nossen, oder über die Ungeduld, mit der sie auf seine
Kosten mit dem Kaiser Frieden machten, war zwar
Heinrich sehr erbittert: weil er aber doch wohl einsa-
he, er würde in der Freundschaft mit dem teutschen
Reich mehr Vortheile finden, als in seiner Rache ge-
gen einige besondre Glieder desselben, die ihn belei-
digt hatten; so setzte er die Geisel, die ihm Moritz
und seine Mitgenossen gestellt hatten, auf freyen Fuß,
und sprach geflissentlich in eben dem Ton, wie vorhin,
von seinem Eifer für die Aufrechthaltung der alten
Verfassung und der Freyheiten des teutschen Volks.

Kaiser Karl beeiferte sich, Metz, Toul und
Verdün wieder zu erobern, und zog deswegen zu

1552 Augsburg noch mehr Truppen an sich aus Italien, Spanien und Teutschland. Um aber die Bestimmung dieser furchtbaren Armee geheim zu halten und Frankreich nicht so unruhig zu machen, daß es auf Anstalten zur Vertheidigung denken möchte, streute er das Gerücht aus, er würde sogleich nach Ungern gehen, und den Kurfürsten Moritz, der sich gleich nach dem Passauischen Vertrag dahin begeben hatte, gegen die Türken unterstützen. Als er nach dem Rhein vorrückte, und diesen Vorwand nicht mehr brauchen konnte, so versuchte er ein neues Kunststück, und ließ ausprengen, er sey auf dem Marsch, um den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu züchtigen, dessen Gewaltthätigkeit in diesen Gegenden des Reichs ihn zur Ahndung derselben aufriefe. Allein, die Franzosen lernten endlich die Künste kennen, mit denen sie Karl so oft hintergangen hatte, und beobachteten mit Mißtrauen alle seine Bewegungen. Heinrich beschloß, seine Eroberungen eben so lebhaft zu vertheidigen, als sie würden angegriffen werden. Da er vorhersahe, die ganze Schwere des Kriegs würde auf Metz fallen, von dessen Schicksal Toul und Verdün abhiengen, so ernannte er den **Herzog Franz von Guise**, zum obersten Befehlshaber dieser Stadt, so lange die Belagerung derselben dauren würde. So freudig aber dieser Held die Vertheidigung der Stadt Metz übernahm, so fand er doch bey seiner Ankunft alles in einem Zustand, der jeden andern minder muthigen Krieger würde abgeschreckt haben. Die Stadt war von einem weitläufigen Umfang, und hatte grosse Vorstädte; die Mauern waren an einigen Gegenden schwach und ohne Wälle, die Graben schmal, und alle Thürme, die Bastionen vorstellen sollten, standen zu weit von einander, als daß sie den Zwischenraum hätten vertheidigen können. Allen diesen Mängeln

geln

geln wußte er, so viel möglich, und als ihm die Kür- 1552
ze der Zeit erlauben wollte, abzuhelfen. Ueber 400 französische Edelleute schlossen sich mit ihm und mit der 8 bis 10000 Mann starken Besatzung in die Stadt ein.

Unterdes zog der Kaiser mit seiner ganzen Macht gegen Metz zu. Als er durch die Städte am Rhein kam, sah er die traurigen Würkungen des verheerenden Kriegs, den Markgraf Albrecht in diesen Gegenden führte. So bald er näher kam, zog sich dieser Fürst, der gleichwohl zwanzig tausend Mann unter sich hatte, nach Lothringen zurück, als ob er gesonnen wäre, sich zum König von Frankreich zu schlagen, dessen Wappen er nebst dem seinigen in allen seinen Fahnen und Standarten führte. — Albrecht war nicht im Stande, den kaiserlichen Truppen die Spitze zu bieten, die sich über sechzig tausend Mann beliefen, und eine der zahlreichsten und besten Armeen ausmachten, die während dieser Zeiten von irgend einer christlichen Macht ins Feld gestellt waren. Der oberste Anführer, nächst dem Kaiser, war der Herzog von Alba, dem der Marquis von Marignano und die erfahrensten spanischen und italienischen Feldherren beystanden. Da es bereits gegen Ende des Oktobers war, so thaten diese klugen Officiere die Vorstellung, wie gefährlich es seyn würde, so spät im Jahr eine Belagerung anzufangen, die sehr langweilig werden würde. Aber Karl blieb mit seinem gewöhnlichen Eigensinn bey seiner Meinung, und in der Einbildung, daß er solche Zurüstungen gemacht habe, die ihm nothwendig einen glücklichen Erfolg versprechen müsten, befahl er, die Stadt zu berennen. So bald der Herzog von Alba davor erschien, thaten die Franzosen einen starken Ausfall, griffen dessen Vortruppen mit grosser Lebhaftigkeit an, brachten sie in Verwirrung, und nah- Am 19. Oktob.

1552 men eine beträchtliche Anzahl derselben gefangen. Durch dieses frühzeitige Probestück der Klugheit ihrer Officiere so wohl, als der Herzhaftigkeit ihrer Soldaten, zeigten sie den Kaiserlichen, mit was für einem Feind sie zu thun haben, und wie theuer ihnen jeder Vortheil zu stehen kommen würde. Indessen ward der Ort völlig eingeschlossen, die Laufgraben eröffnet, und die andern Werke angefangen.

Die Aufmerksamkeit der Belagerten so wohl als der Belagerer wandte sich eine Zeitlang auf den **Markgrafen Albrecht von Brandenburg**, und beyde Parteyen bestrebten sich um die Wette, diesen Fürsten zu gewinnen, der noch in der grösten Unentschlossenheit in der Nachbarschaft herum schwärmte. Die Franzosen lockten ihn mit den vortheilhaftesten Erbietungen: die Kaiserlichen machten sich kein Bedenken, ihm alles zu versprechen, was nur Eindruck auf ihn machen konnte. Nach langem Zaudern, während dessen er schon vor der Ankunft der Kaiserlichen Metz durch List zu erobern gesucht hatte, ließ er sich von dem Kaiser gewinnen, von dem er Vortheile erwartete, die so wohl unmittelbarer als dauerhafter seyn würden. Als der König von Frankreich, dem dessen Gesinnungen längst verdächtig waren, ihn durch einige Truppen unter der Anführung des Herzogs von Aumale, eines Bruders des Herzogs von Guise, beobachten ließ; so fiel Albrecht so unvermuthet und lebhaft auf sie, daß er sie ganz zu Boden schlug, ihre meisten Officiere tödtete, und viele, nebst dem Herzog selbst, gefangen nahm. Gleich nach diesem Sieg zog er triumphirend vor Metz, und schlug sich zum kaiserlichen Heer. Karl belohnte diesen Dienst und das Beygewicht von Stärke, das er ihm brachte, dadurch, daß er Albrechten alle seine ehemaligen Vergehungen förmlich verziehe, und ihm

den Besitz der Ländereyen, deren er sich während des Kriegs gewaltsam angemaßt hatte, bestätigte. 1552

Dem Herzog von Guise gieng das Schicksal seines Bruders ungemein nahe; aber er ließ im geringsten nicht von der Lebhaftigkeit nach, womit er die Stadt bisher vertheidigt hatte. Er beunruhigte die Belagerer durch häufige Ausfälle, bey denen seine Officiere so begierig waren, sich hervorzuthun, daß seine Befehle kaum hinreichend waren, den Ungestüm ihres Muths zu bändigen, und er muste bisweilen die Thore sperren und die Schlüssel verstecken lassen, um die Prinzen vom Geblüt und die vornehmsten vom Adel zu hindern, daß sie sich nicht bey jedem Ausfall der Gefahr blos stellten. Bey Nacht richtete er das wieder auf, was das feindliche Geschütz bey Tag niedergeschossen, oder erbaute hinter den zerstöhrten Werken neue Befestigungen, die fast eben so stark waren, als die alten. Die Kaiserlichen setzten ihrer Seits die Angriffe mit grosser Standhaftigkeit fort, und legten an verschiednen Gegenden der Stadt auf einmal Laufgräben an. Allein, sie fanden nach unermüdeten Arbeiten, die etliche Wochen gedauert hatten, daß sie wenig weiter gekommen wären; und obgleich ihre Batterien an verschiednen Orten Bresche geschossen, so sahen sie gleichwohl mit Erstaunen plötzlich wieder Werke erscheinen, deren Angriff alle bereits ausgestandene Mühseligkeiten erneuerte. Der Kaiser, über den hartnäckigen Widerstand, den seine Armee antraf, erbittert, verließ Diedenhofen, wo ihn ein heftiger Anfall vom Podagra plagte, und ob er gleich noch so schwach war, daß er sich in einer Sänfte muste tragen lassen, so kam er doch ins Lager, um durch seine Gegenwart den Soldaten mehr Muth zu machen, und den Angriff mit grösserer Lebhaftigkeit zu betreiben. Bey seiner Ankunft wurden neue Batte- Zu Anfang des Nov.

1552 rien errichtet, und mit verdoppelter Hitze alle Kräfte angestrengt. Aber um diese Zeit trat der Winter grimmig ein. Das lager war bald von Regen überschwemmt, bald mit Schnee bedeckt. Dabey fehlte es immer an lebensmitteln, weil die französische Reuterey in der Nachbarschaft umher schwärmte, und oft die Zufuhren aufhob, oder die Ankunft derselben schwer und ungewiß machte. Unter den Soldaten, sonderlich den Spaniern und Italienern, die einer so rauhen Witterung nicht gewohnt waren, rissen Krankheiten ein; eine grosse Anzahl ward ausser Stand gesetzt, Dienste zu thun, und viele starben. Endlich waren solche Breschen geschossen, die groß genug schienen, und der Kaiser beschloß, einen allgemeinen Sturm zu wagen; ohngeachtet ihm alle seine Generale vorstellten, wie unvorsichtig es seyn würde, eine zahlreiche Besatzung, die von den tapfersten Rittern angeführt und belebt würde, mit einer geschwächten und muthlosen Armee angreifen zu wollen. Der Herzog von Guise, der die Absichten des Kaisers aus der ungewöhnlichen Bewegung in dessen lager bemerkte, ließ seine Truppen alsbald an alle ihre Posten gehen. Diese erschienen auch sogleich auf den Mauern und hinter den Breschen in so trotziger Stellung, so lüstern nach Fechten und bereit zum muntern Empfang der Stürmenden, daß die Kaiserlichen, anstatt Sturm zu laufen, wie ihnen befohlen war, ohne Bewegung, verzagt und stumm stehen blieben. Der Kaiser sahe wohl, daß er sich auf Truppen, die so sehr niedergeschlagen, nicht verlassen durfte, gieng plötzlich nach seinem Quartier zurück, und beklagte sich, daß er nunmehr von seinen Soldaten verlassen wäre, die fernerhin den Namen von Männern nicht verdienten. So heftig aber auch Karln das Betragen seiner Truppen ärgerte und schmerzte, so woll-

te er doch nichts von Aufheben der Belagerung hö- 1552
ren, ob er gleich die Nothwendigkeit sahe, die Art des Angriffs zu ändern. Er hielt mit dem Feuer seiner Batterien ein, und entschloß sich zu einer sicherern, obgleich langweiligern Methode, nämlich zu sappiren. Da es aber unaufhörlich regnete und schneiete, so standen die Schanzgräber und die andern Arbeiter unaussprechlich viel aus; und der Herzog von Guise, der eben so schlau als tapfer war, und alle ihre Minen entdeckte, arbeitete ihnen entgegen, und hinderte ihre Würkungen. Wie endlich Karl fand, daß es unmöglich war, länger mit der Härte der Witterung und mit Feinden zu kämpfen, die er weder mit Macht überwältigen, noch mit List hintergehen konnte; da zugleich eine ansteckende Seuche unter seinen Truppen wüthete, und täglich eine Menge von Officieren und Soldaten hinriß, gab er endlich den Vorstellungen seiner Generale nach, und unterwarf sich dem Schimpf, von Am 26
diesem Unternehmen abzustehen, nachdem er die Dec.
Stadt sechs und funfzig Tage belagert, und während dieser Zeit über dreyßigtausend Mann verlohren hatte, die theils von Krankheiten aufgerieben, theils von den Feinden erschlagen waren. So bald der Herzog von Guise die Absicht der Kaiserlichen merkte, nahm er solche Maasregeln, wodurch ihnen der Rückzug schwer gemacht werden sollte, und schickte verschiedene Haufen so wohl zu Pferde als zu Fuß aus, die ihre Hintertruppen beunruhigen, die, so nicht mit fortkommen konnten, auffangen, und jede Gelegenheit ergreifen sollten, sie mit Vortheil anzufallen. Als sie aber in das Lager kamen, zeigte sich ihren Augen ein Anblick, der auf einmal alle ihre feindliche Wuth vertilgte, und ihr Herz mit Menschlichkeit und Mitleiden füllte. Es war voll von Kranken und Verwundeten, von Todten

1552 und Sterbenden. Auf allen den verschiedenen Wegen, auf denen sich die Armee zurückgezogen, fand man in grosser Zahl solche, die sich über Vermögen angegriffen hatten, zu entkommen, und wenn sie nicht weiter gehen konnten, zurückgelassen waren, ohne Rettung verlohren zu gehen. Diese Rettung verlangten sie von ihren Feinden, und hatten ihnen alle die Leibesdienste zu danken, die ihre Freunde nicht vermögend waren, ihnen zu erweisen.

Diese Widerwärtigkeiten in Teutschland waren mit so unglücklichen Begebenheiten in Italien verknüpft, daß man dieses Jahr als das unglücklichste von der ganzen Regierung des Kaisers Karl ansehen muß. Da ihn Moritz zu der schimpflichen Flucht von Inspruck nach Villach genöthiget hatte, nahm er vom Kosmus von Medici ein Darlehn von 200000 Thalern, und versetzte ihm dafür das Fürstenthum Piombino, wodurch er den Fuß, den er bisher im Florentinischen behauptet hatte, verlohr, und Kosmus in den Stand der Unabhängigkeit setzte. Fast um eben diese Zeit verlohr er auch durch das üble Betragen des Don Diego de Mendoza das Gebiet von Siena, das noch weit erheblicher war. Denn die Sieneser empörten sich, als sie sahen, daß sie Mendoza durch Anlegung einer Citadelle um ihre Freyheit bringen wollte, entsagten aller Verbindung mit dem Kaiser, fertigten Gesandte an den König von Frankreich ab, und begaben sich unter dessen Schutz; wie denn die Sieneser die französischen Gesandten zu Rom, den Kardinal von Tournon und den Herrn von Termes, zum Aufruhr verleitet und von ihnen waren unterstützt worden.

Diesen Unglücksfällen wäre beynahe eine noch unglücklichere Begebenheit gefolget. Die strenge Regierungsverwaltung des Unterkönigs von Neapel, Don Pedro von Toledo, hatte dieses Königreich

reich mit Mißvergnügen erfüllet, und das Haupt 1552
derselben, der Prinz von Salerno, war an den
französischen Hof geflüchtet, wo überhaupt alle,
die gegen den Kaiser oder seine Minister feindselige
Gesinnungen hegten, sich Schutz und Beystand ver-
sprechen konnten. Dieser Herr prahlte, nach Ge-
wohnheit aller derer, die aus ihrem Vaterland ent-
weichen müssen, mit der Stärke seiner Partey, und
mit dem Einfluß, den er bey ihr hätte. Er ge-
wann Heinrichen dadurch, daß er auf einen Einfall
ins Neapolitanische dachte, in der gewissen Erwar-
tung, daß alle, die in einem Verständniß mit dem
Prinzen von Salerno lebten, oder mit Toledo's Re-
gierung nicht zufrieden wären, sich zu ihm schlagen
würden. Ob aber gleich der Prinz von Salerno den
ersten Wink zu diesem Unternehmen gab, so wollte
doch Heinrich den glücklichen Ausschlag desselben
nicht blos auf sein Versprechen, und auf ein Gera-
thewohl, ob er es auch erfüllen könnte, ankommen
lassen. Er suchte vielmehr Hülfe bey Soliman,
dem er, nach dem Beyspiel seines Vaters, als seinem
nachdrücklichsten Beystand, schmeichelte, und ihm
anlag, seine Unternehmungen durch eine mächtige
Flotte in dem mittelländischen Meer zu unterstützen.
Soliman ließ auch ohne Verzug hundert und funf-
zig Schiffe ausrüsten, damit dieselbigen, so bald es
Heinrich verlangen würde, nach der Küste von Ne-
apel absegeln, und zugleich mit den französischen
Truppen dieses Königreich in Unruhe setzen möchten.
Dragut, Barbarossa's Zögling, erschien auch mit
der Flotte zur abgeredeten Zeit an den kalabrischen
Küsten, stieg in verschiednen Gegenden ans land,
und verbrannte einige Dörfer; endlich warf er in
der Bucht vor Neapel Anker, und setzte diese Stadt
in die größte Bestürzung. Da aber die französische
Flotte durch einen Zufall, den die gleichzeitigen Ge-

1552 schichtschreiber nicht erzählen, gehindert ward, sich versprochenermassen mit den Türken zu vereinigen; so warteten diese noch zwanzig Tage, und da sie keine Nachricht von derselben erhielten, segelten sie, aller Bitten und Vorstellungen des bey ihnen befindlichen französischen Gesandten Aramon ohngeachtet, nach Konstantinopel zurück, und befreiten den Unterkönig von Neapel von der Furcht eines Unternehmens, dem er damals unmöglich hätte widerstehen können.

1553 Dies waren die vornehmsten Begebenheiten des für Frankreich so ruhmvollen Jahrs 1552. Die fruchtlose Belagerung der Stadt Metz hatte den Kaiser zu sehr gegen Frankreich erhitzt, als daß er nicht auf nachdrückliche Rache hätte denken und zu dem Ende seine ganze Macht versammlen sollen. der König unterließ hingegen auch nichts, was zur Sicherheit seiner Länder dienen konnte. Man setzte Paris in bessern Vertheidigungsstand; man sann auf verschiedene Mittel, Gelder aufzubringen; man ließ ein allgemeines Aufgebot ergehen, und warb neue Truppen. L' Aubespine, französischer Gesandter in der Schweitz, mußte bey den Kantonen um eine Verstärkung von zehntausend Mann ansuchen, welche zur Erhaltung der Parteylosigkeit der Grafschaft Burgund, die der Kaiser zu brechen drohte, dienen sollte. Die Kantonen verglichen sich mit den Gesandten über eine Kapitulation, die seitdem immer bey allen Verträgen wegen Werbungen bis ins Jahr 1671 zum Grunde gelegt wurde. Die von den Kantonen bewilligten zehntausend Mann erhielten die Parteylosigkeit in der Grafschaft Burgund, und sie zogen hernach in die Picardie. Das vornehmste Mittel, dessen sich damals der französi-

Im Febr. sche Hof zur Bestreitung der Kriegskosten bediente, bestand wieder in der Errichtung neuer Würden

und

und Aemter, die sehr theuer verkauft wurden. Unter andern verdoppelte man die Zahl der Schatzmeister und der Einnehmer bey dem Finanzwesen; das waren also leute, die hernach durch Erpressungen des Volks die für ihre Aemter bezahlten Summen wieder zu erlangen suchten. Man münzte auch neues Geld, das aber weder das Gewicht noch den innern Werth der alten Sorten hatte, und daher nicht lang im Umlauf blieb. In eben diesem Jahr ward ein **Steuerhof zu Perigueux** und ein **Parlament in Bretagne** angelegt. 1553

Kaiser **Karl** eröfnete den Feldzug dieses Jahrs in den **Niederlanden** frühzeitig mit der Belagerung der Stadt **Terouenne**. Im April. Zwar war diese Stadt von solcher Wichtigkeit, daß sie König Franz eines von den beyden Küssen zu nennen pflegte, auf denen ein König von Frankreich ruhig schlafen könnte: dennoch waren ihre Festungswerke in schlechtem Zustand. Heinrich verließ sich zu viel auf den Vorgang bey Metz, und glaubte, zur Vernichtung aller feindlichen Anschläge sey nichts nöthig, als daß er die Besatzung zu Terouenne mit einer beträchtlichen Anzahl junger Edelleute verstärkte. Da aber der tapfere **Esse**, dem der Hof die Vertheidigung des Platzes bey Annäherung der Kaiserlichen aufgetragen hatte, erschossen war, und die Kaiserlichen die Belagerung mit anhaltender lebhaftigkeit fortsetzten, der junge **Montmorenci** aber, der den eigentlichen Befehlshaber der Stadt, Losses, verdrängt hatte, nicht genug Fähigkeiten zur fernern Vertheidigung besaß, gieng der Platz nach erstaunlichem Widerstand mit Sturm über. Am 21. Jun. Damit er nicht wieder in französische Hände fallen und die Niederländer weiter dadurch beunruhiget werden möchten, befahl Karl, nicht allein alle Festungswerke zu schleifen, sondern den Ort selbst von Grund aus zu

zer=

1553 zerstöhren. Die übrig gebliebenen Einwohner vertheilte er in die umliegenden Städte. Der bischöfliche Sitz ward aufgehoben, und theils mit dem Sprengel von Boulogne, theils mit Ypern, theils mit St. Omer vereinigt. Stolz auf dieses Glück berennten die Kaiserlichen sogleich Hedin, das nach tapfrer Gegenwehr gleichfalls mit stürmender Hand erobert und geschleift wurde.

Der Verlust dieser beyden Städte und so vieler vornehmen Personen, die vom Feind entweder erschlagen oder gefangen waren, verursachte grosses Unglück für Frankreich, und Heinrich fühlte dasselbe empfindlich. Aber noch weit näher gieng es ihm, daß der Kaiser so kurz nach seinem Unfall vor Metz, den sich die Franzosen als äusserst gefährlich für dessen Macht vorgestellt hatten, seine gewöhnliche Uebermacht im Felde wieder gewann. Er schämte sich dabey seiner Schläfrigkeit, die er bey der Eröfnung des Feldzugs bewiesen; und zur Verbesserung dieses Fehlers brachte er eine zahlreiche Armee zusammen, und führte sie selbst nach den Niederlanden. Karl, den die Annäherung eines so furchtbaren Feindes gleichsam aus dem Schlummer riß, verließ Brüssel, wo er sich sieben Monate lang in solcher Stille eingeschlossen hatte, daß man an verschiednen Orten von Europa glaubte, er sey todt, und ob er gleich von der Gicht so entkräftet war, daß er kaum die Bewegung einer Sänfte ausstehen konnte, so eilte er doch zu der Armee. Jedermanns Augen waren auf die mächtigen und ergrimmten Nebenbuhler gerichtet, zwischen denen ein entscheidendes Treffen nunmehr unvermeidlich schien. Allein, da Karl aus Klugheit ein allgemeines Treffen vermied, und die Heftigkeit des beständigen Herbstregens den Franzosen eine Belagerung unmöglich machte, so zogen sich beyde, nach einigem Verlust der Kaiserlichen bey einem

nem Gefechte, nach wechselseitigen Verwüstungen un- 1553
schuldiger Landschaften zurück, ohne etwas unter-
nommen zu haben, das ihren gewaltigen Zurüstun-
gen angemessen gewesen wäre.

In Italien war die kaiserliche Armee so glücklich nicht. Die Unordnung in den Finanzen erlaubte dem Kaiser selten, auf einmal in zwo verschiednen Gegenden mit Nachdruck zu handeln; und da er seine Kräfte in den Niederlanden aufs äusserste angestrengt hatte, waren seine Unternehmungen jenseits der Alpen matt und unbedeutend. Der Unterkönig von Neapel hatte sich mit Kosmus von Medici, den die Einrückung der französischen Völker in Siena unter dem tapfern Montlüc sehr beunruhigte, verbunden, diese Stadt wieder zu erobern. Aber die Kaiserlichen brachten die Sieneser so wenig zum Gehorsam, daß sie vielmehr gezwungen wurden, zurückzueilen, und ihr eignes Land zu vertheidigen, weil sich wieder eine türkische Flotte an der neapolitanischen Küste blicken ließ und dieselbe bedrohte. Die Franzosen hingegen setzten sich nicht allein in Toskana fester, sondern eroberten auch, unter dem Beystand der Türken und der Anführung des Herrn von Termes, einen grossen Theil der den Genuesern gehörigen Insel Korsika. In Piemont hatte der grosse Marschall von Brissac, seiner geringern Macht ohngeachtet, gegen Ferdinanden von Gonzaga fast überall die Oberhand, und eroberte verschiedne feste Plätze. Während dieser kriegerischen Vorgänge starb der unglückliche **Herzog Karl von Savoyen** zu Vercelli im 67sten Jahr seines Alters. Am 16. Oktob.

Der auch in diesem Jahr erfolgte frühzeitige Tod des funfzehnjährigen Königs von England, **Eduard des Sechsten**, würkte in diesem Staate Am 6. Jul.

grosse

1553 grosse Veränderungen, und machte Frankreich äuſserst unruhig und sorgsam. Durch die Ränke des Herzogs Dudley von Northumberland ward die ohnlängst mit seinem Sohne Gilford vermählte Johanne Gray, Enkelin der Marie, einer Schwester Heinrichs des achten, aus ihrer zwoten Ehe mit dem Herzog von Suffolk, nach Eduards Tode zur Königin von England ausgerufen. Allein, die meisten Grossen und die Armee erklärten sich für Eduards ältere Schwester Marie, setzten sie auf den Thron, nahmen mit ihrer Bewilligung den Herzog von Northumberland, wie auch dessen Sohn und Schwiegertochter, gefangen, und liessen sie enthaupten. Kaum erhielt Kaiser Karl von dieser Begebenheit Nachricht, so gab ihm sein auf alle Gelegenheiten der Vergrösserung aufmerksamer Ehrgeitz den Gedanken ein, durch eine **Vermählung** seines **Kronprinzen Philipps mit der Königin von England**, auch dieses Reich zu seinen übrigen Staaten hinzuzuthun. Bey Marien fand er bald Gehör: aber der gröste Theil der Engländer verabscheute aus verschiednen wichtigen Ursachen eine solche Verbindung. Aber Marie blieb hartnäckig bey ihrem Entschluß, und der Kaiser versicherte sich durch mancherley Künste der Minister, auf die sie sich am meisten verließ; er schickte auch grosse Geldsummen ab, um die übrigen Glieder des geheimen
1554 Raths zu bestechen. Kurz, der Heurathsvertrag
Am 12. ward geschlossen unter Bedingungen, die für Eng-
Jan. land äusserst vortheilhaft schienen, gegen die aber die meisten Engländer mit Recht mißtrauisch und furchtsam waren; sie erregten sogar einen Aufstand: dennoch kam Philipp im Sommer nach England, und vollzog die Vermählung mit grosser Feyerlichkeit. König Heinrich hatte mehr als eine Ursache, diesen ganzen Vorgang mit Unwillen anzusehen. Der

grosse

grosse Anfall von ländern und ein dadurch vergrösser- 1554
ter Name, den sein Feind durch die Vermählung seines Sohns mit der Königin eines so mächtigen Reichs gewinnen würde, war eben so furchtbar als augenscheinlich. Er sah leicht vorher, daß die Engländer, ohngeachtet aller ihrer Besorgnisse und Behutsamkeit, an den Händeln auf dem festen lande Theil zu nehmen, bald hingerissen und gezwungen werden würden, den ehrgeitzigen Entwürfen des Kaisers gemäß zu handeln. Deswegen hatte Heinrich seinem Gesandten am londoner Hof aufgetragen, alle Künste zur Vereitelung oder Verzögerung des Heurathsvertrags anzuwenden; und weil damals in Frankreich kein Prinz vom Geblüt war, den er der Königin zum Gemahl hätte vorschlagen können, so gab er ihm Befehl, mit solchen Engländern, die die Königin mit einem von ihren Unterthanen vermählt zu sehen wünschten, gemeinschaftliche Sache zu machen. Da aber die Hitze und grosse Eilfertigkeit der Königin alle seine Bemühungen vernichtete, so fand es Heinrich so wenig weise, den mißvergnügten Engländern einigen Beystand zu leisten, ob ihn gleich der bekannte Wiat und ihre andern Anführer inständigst darum baten, und sich mit vortheilhaften Bedingungen für Frankreich unter seinen Schutz begeben wollten, daß er vielmehr seinem Gesandten befahl, der Königin wegen der Unterdrückung des Aufstandes Glück zu wünschen. Aber, aller dieser scheinbaren Versicherungen ohngeachtet, war dem König von Frankreich für den Folgen dieser Verbindung, die den Kaiser wegen alles dessen, was er in Teutschland verlohren hatte, überflüßig schadlos hielten, so bange, daß er sich entschloß, seine kriegerischen Unternehmungen in den Niederlanden und in Italien mit Anstrengung aller seiner Kräfte so fortzusetzen, daß er Karl'n zur Annahme eines billigen

Frie-

1554 Friedens zwingen möchte, ehe seine Schwiegertochter den Abscheu ihrer Unterthanen gegen einen Krieg auf dem festen Lande überwinden, und sie dahin bringen könnte, dem Kaiser entweder mit Geld oder mit Völkern beyzustehen. Deswegen griff er sich ausserordentlich an, so früh, als möglich, eine zahlreiche Armee an den niederländischen Gränzen zu versammlen, und indessen, daß ein Theil derselben das offene Land in Artois verwüstete, rückte die Hauptarmee unter dem Konnetabel von Montmorenci durch den Ardenner Wald in die Provinz Lüttich und Hennegau vor. Der Feldzug ward mit der Belagerung der Stadt **Marienburg** eröfnet, die die Statthalterin der Niederlande mit grossen Kosten befestiget hatte: da es aber derselben an einer hinreichenden Besatzung fehlte, gieng sie in sechs
Am 28. Jun. Tagen über. Heinrich, aufgeblasen von diesem Glück, stellte sich an die Spitze seiner Armee, berennte **Bouvines**, und eroberte es nach kurzem Widerstand mit Sturm. Eben so bald ward er Meister von **Dinant**; und darauf wandte er sich zur linken, und gieng nach der Provinz **Artois**. Die grossen Summen, die der Kaiser nach England geschickt, hatten seinen Schatz so erschöpft, daß diesmal seine Zurüstungen später als jemahls zu Stande kamen. Er hatte keine Truppen, die er den Franzosen bey ihrem ersten Einfall in sein Gebiet hätte entgegenstellen können; und ob er gleich alle Völker in den Niederlanden mit der grösten Eilfertigkeit zusammenzog und die Anführung derselben dem Prinzen **Emanuel Philibert von Savoyen**, einem der ersten Feldherren seiner Zeit, übertrug, so waren sie doch nicht im Stande, einem an Zahl so überlegenen Feind widerstehen zu können. Inzwischen ersetzte der Prinz von Savoyen durch seine Thätigkeit und Klugheit den Mangel an Truppen,

pen, indem er alle Bewegungen der Franzosen von 1554
ferne beobachtete, und seine eigenen Posten mit sol-
cher Vorsicht wählte, daß es ihnen nicht möglich
war, eine wichtige Belagerung vorzunehmen, oder
ihn anzugreifen. Durch Entziehung der Lebensmit-
tel nöthigte er sie zum Rückzug gegen ihre eigene
Gränzen, wobey sie aber alle offene Städte einäscher-
ten, und die Landschaften mit einer Grausamkeit
und Ausgelassenheit plünderten, die mehr einem
Schwarm von Partengängern, als einer königlichen
Armee, die ein grosser Monarch in eigener Person
anführte, anstand.

Doch Heinrich, der seine Armee nicht ausein-
ander wollte gehen lassen, ohne wenigstens Eine Ero-
berung zu versuchen, die den gewaltigen Zurüstun-
gen und der lebhaften Hoffnung, womit er den Feld-
zug eröffnet hatte, gemäß wäre, brennte **Renti**, ei-
nen Ort, den man damals für ungemein wichtig
hielt, weil er wegen seiner Lage an den Gränzen von
Artois und Boulonnois jene Provinz und die Par-
teyen, die in diese einfielen, deckte. Die Stadt, die
stark befestigt und besetzt war, wehrte sich tapfer;
und der Kaiser, der sich damals auf kurze Zeit von
der Gicht entledigt fühlte, ließ sich die Rettung der-
selben so angelegen seyn, daß er sich ohne Verzug
selbst zur Armee begab, die nunmehr stark genug war,
dem Feind entgegen zu gehen. Die Franzosen
wünschten eifrigst, das Schicksal von Renti durch
ein Treffen zu entscheiden, und die Ankunft des
Kaisers ließ sie dasselbe hoffen: aber Karl vermied
es mit grosser Behutsamkeit, und da er keinen an-
dern Zweck hatte, als die Stadt zu retten, so hoffte
er ihn zu erlangen, ohne sich den Folgen eines so ge-
fährlichen und ungewissen Ausschlags bloszustellen.
Dennoch verursachte ein Streit über einen Posten, Am 13. Aug.
von dem sich beyde Armeen Meister machen wollten,

1554 ein Handgemenge, das beynahe allgemein ward, wobey zwar die Franzosen Meister von dem bestrittenen Posten blieben, aber sich doch hierauf in ihr Land zurückzogen. Dies machte den Kaiserlichen Muth, mit einem beträchtlichen Haufen vorzurücken, und in die Picardie einzufallen. Sie verwüsteten diese Provinz mit Feuer und Schwerd, um sich wegen der Verheerungen der Franzosen in Hennegau und Artois zu rächen. Da sie aber nicht im Stande waren, irgend einen wichtigen Platz zu erobern, so gewannen sie durch ihre grausame und unrühmliche Art, Krieg zu führen, nichts mehr als ihre Feinde.

Während dieser Vorfälle waren die Waffen der Franzosen in Italien noch weit unglücklicher. Der feste Fuß, den sie in Siena gewonnen hatten, war Kosmus von Medici, dem schlauesten und kühnsten unter allen italienischen Fürsten, unerträglich. Daher erbot er sich gegen Karl'n, er wolle Frankreich den Krieg ankündigen, und auf seine eigene Kosten Siena erobern, doch unter der Bedingung, daß ihm alle Kosten dieser Unternehmung erstattet und ihm erlaubt werden müste, seine Eroberung so lange im Besitz zu behalten, bis seine Forderungen völlig befriedigt wären. Karl'n, dem in den damaligen Umständen der Krieg gegen Siena eine unerträgliche Last war, und der schlechterdings kein Mittel sah, ihn mit einigem Nachdruck zu führen, ließ sich diesen Vorschlag mit Freuden gefallen; und Kosmus, dem der schlechte Zustand der kaiserlichen Finanzen mehr als zu bekannt war, schmeichelte sich mit der Hoffnung, es würde dem Kaiser unmöglich seyn, die vorgeschossenen Summen zu bezahlen, und deswegen würde er ihm einen ruhigen Besitz aller eroberten Plätze gestatten müssen. Voll von diesen Hoffnungen rüstete er sich zum Krieg, und da der König

von

von Frankreich die ganze Macht seiner Waffen ge- 1554
gen die Niederlande gewendet hatte, so zweifelte er nicht, ein Heer aufbringen zu können, das aller Macht, die Heinrich nach Italien schicken könnte, hinreichend gewachsen seyn würde. Er vertraute die Anführung desselben dem Marquis von Marignano, Johann Jakob Medecino, dem König Heinrich einen Florentinischen von Adel, Peter Strozzi, entgegen stellte, der sich als ein Verbannter lange in Frankreich aufgehalten, und dem sein Verdienst einen schimmernden Ruhm und eine Feldherrnstelle erworben hatte. Sobald Kosmus hörte, daß dieser Todfeind seiner Familie zum Feldherrn in Toskana ernennt sey, schloß er, der König von Frankreich habe noch grössere Entwürfe im Sinn, als blos den Schutz der Sieneser; und er sah wohl ein, er müsse die äussersten Kräfte anstrengen, nicht allein um Siena zu erobern, sondern sich aus dem ihm drohenden Ungewitter zu retten. Ueberdem betrachtete der Kardinal von Ferrara, dem die Verwaltung der französischen Angelegenheiten in Italien anvertrauet war, Strozzi'n als seinen mächtigen Rival, und damit derselbe durch sein Glück in diesem Krieg nicht noch mehr Ansehn gewinnen möchte, so war er sehr saumselig in Uebermachung der Gelder für die Truppen, und in Verschaffung der Lebensmittel. Strozzi selbst, den sein Grimm gegen die Mediceer verblendete, betrieb seine Anstalten mehr mit Ungestüm und Rachgier, als mit der Behutsamkeit und Klugheit, die einem grossen General anständig gewesen wäre. Inzwischen griff er anfangs verschiedene Städte im Florentinischen an, daß Medecino, um dessen Fortgang zu hemmen, den grössern Theil seiner Armee von der Stadt Siena, die er vor Strozzi's Ankunft eingeschlossen hatte, abziehen lassen muste. Da Kosmus die ganze last

1554 des Kriegs allein trug, dessen Kosten seine Einkünfte bald würden erschöpft haben; da weder der Unterkönig von Neapel, noch der Statthalter von Mayland im Stande waren, ihm den geringsten kräftigen Beystand zu leisten; da die Truppen, die Medecino vor Siena gelassen hatte, während der Abwesenheit ihres Anführers nichts unternehmen konnten; so hätte Strozzi den Krieg klüglich in die länge spielen und ihn in dem Florentinischen Gebiet führen sollen: allein, die Hoffnung, seinen Feind durch einen entscheidenden Schlag auf einmal zu Boden zu werfen, verleitete ihn, daß er sich nicht weit von **Marciano**
Am 3. Aug. in ein allgemeines Treffen einließ. Die Armeen waren einander an Zahl beynahe gleich: aber ein Haufen italienischer Reuterey, auf die sich Strozzi zu sehr verließ, flohe, entweder aus Verrätherey oder aus Zaghaftigkeit seiner Officiere, fast ohne den geringsten Widerstand gethan zu haben; und nun blieben die Fußvölker dem Angriff aller Truppen des Marquis von Marignano blosgestellt, und musten endlich dieser Uebermacht mit grossem Verlust weichen.

Medecino nahm nicht allein verschiedene Plätze wieder ein; sondern setzte auch die Belagerung der Stadt **Siena** lebhaft fort, deren Bewohner sich aber zur äussersten Gegenwehr entschlossen hatten; und in dieser Gesinnung bestärkte sie **Montluc**, Befehlshaber der französischen Besatzung. Der thätige und kühne Muth, den er bey verschiedenen Gelegenheiten bewiesen, hatte ihm dieses Kommando erworben; und da er einen nach den höchsten kriegerischen Würden strebenden Ehrgeitz besaß, ohne einen andern Anspruch darauf zu machen, als denjenigen, den ihm sein Verdienst gab, so war er fest entschlossen, sich bey der Vertheidigung von Siena durch ganz ausserordentliche Beweise von Tapferkeit und

Stand=

Standhaftigkeit hervorzuthun; durch sein Bey- 1554
spiel lehrte er die Soldaten, Geduld und Begnügsamkeit mit den Bürgern um die Wette beweisen; und eher nicht, als nach zehn Monaten, nachdem alle Pferde, Esel, Hunde, Katzen, Ratten ꝛc. verzehrt waren, schlugen sie eine Kapitulation vor. Und 1555
selbst da noch forderten sie billige Bedingungen. Kosmus befürchtete, ohngeachtet einer genauen Nachricht von ihrem traurigen Zustande, dennoch, die Verzweifelung möchte sie noch zu einem ganz unsinnigen Unternehmen treiben, und weil er Siena durch Güte unter seine Herrschaft locken wollte, bewilligte er ihnen sogleich unerwartet günstige Bedingungen. Montlüc, den die Sieneser während der Belagerung zu ihrem Diktator gewählt hatten, und seine Besatzung erlangten die Erlaubniß eines freyen und ehrenvollen Abzugs.

In **Piemont** war die kaiserliche Armee eine Zeitlang so schwach und ihre Befehlshaber so schläfrig gewesen, daß der Kaiser, um in diesen Gegenden mit einiger Lebhaftigkeit zu handeln, nöthig fand, nicht allein Medecino's Truppen mitten im Lauf seiner Eroberungen aus Toskana abzurufen, sondern auch nach Piemont einen General zu schicken, der so grossen Ruhm und so viel Geschicklichkeit besaß, daß er den erhabenen Talenten des Marschalls von **Brissac**, der noch immer in dieser Gegend die französischen Truppen anführte, das Gleichgewicht halten könnte. Karls Wahl fiel auf den Herzog von Alba, dessen Stolz dem Kaiser die Bedingung abnöthigte, daß er zum Generalstatthalter desselben in Italien mit der höchsten militarischen Befehlshaberschaft in dem ganzen kaiserlichen und spanischen Gebiet dieses Landes ernennt werden muste. Indessen waren seine Unternehmungen weder seinem ehemaligen Ruhm, noch der übertriebenen Vollmacht, die

1555 ihm übertragen war, gemäß, und erfüllten die Erwartung des Kaisers keineswegs.

Wie indessen die Operationen in Piemont unentscheidend waren, so gieng es auch in den Niederlanden; sie waren überall unbeträchtlich und bestanden nur in Belagerungen geringer Städte und in Scharmützeln, indem weder der Kaiser noch der König von Frankreich sich im Stande fanden, Armeen ins Feld zu stellen, die zu wichtigen Unternehmungen stark genug gewesen wären. Aber Karl suchte den Mangel der Macht durch kühne List zu ersetzen; und wäre ihm die gelungen, so hätte er wenigstens so viel Vortheil davon gehabt, als von einer ganzen Reihe von Siegen. Während der Belagerung von Metz hatte Leonhard, Pater Guardian eines Franziskanerklosters in dieser Stadt, durch seinen Eifer für das französische Interesse die Achtung und Gunst des Herzogs von Guise in einem hohen Grad gewonnen. Dieser sehr thätige und rankvolle Mönch hatte ihm ungemein wichtige Dienste dadurch gethan, daß er theils den Einwohnern Muth einsprach, alle Ungemächlichkeiten der Belagerung mit Geduld zu ertragen, theils von den Anschlägen und Bewegungen der Feinde die zuverläßigsten Nachrichten gab. Das Andenken dieser nützlichen Dienste und die angelegentlichen Empfehlungen des Herzogs von Guise versicherten ihm ein so hohes Vertrauen bey dem Herrn von Vieilleville, der beym Abzug des Herzogs von Guise zum Befehlshaber in Metz ernannt war, daß Leonhard Erlaubniß bekam, mit jedermann nach Belieben Briefwechsel oder Verkehr zu haben, ohne daß der geringste Verdacht auf ihn gefallen wäre. Allein, dieser Mönch machte, entweder aus Leichtsinn, der kühnen und projektsüchtigen Abentheurern natürlich ist, oder aus Verdruß gegen die Franzosen, die seiner Meinung

nach

nach seine Dienste nicht reichlich genug belohnt hat- 1555
ten, oder aus Versuchung, da ihm das unbegränzte Vertrauen, das man auf ihn setzte, die Einbildung eingab, er könne mit vollkommner Sicherheit anfangen und ausführen, was ihm einfiele, — einen Entwurf, Metz den Kaiserlichen zu verrathen. Es war schon weit damit gekommen, indem Leonhard die Mönche seines Klosters auf seine Seite gebracht und kaiserliche Soldaten in das Kloster gebracht hatte. Allein, Vieilleville erfuhr den Anschlag noch zur rechten Zeit, und die Verräther wurden hingerichtet.

Unterdes war **Pabst Julius der Dritte** ge- Am 23. Merz.
storben, und nachdem sein erwählter Nachfolger, **Marcell der Zweete**, von dem man sich viele Verbesserungen des römischen Hofs und der Kirche versprochen hatte, schon wieder am zwanzigsten Tag nach seiner Erhebung gestorben war, kam durch Betrieb der französischen und farnesischen Partey der neun und siebenzigjährige Kardinal Johann Peter Caraffa, unter dem Namen **Paul der Vierte**, zum Schre- Am 30. cken aller, die seine hitzige und strenge Gemüthsart April. kannten, auf den römischen Stuhl. Dieser Paul war nicht allein ohnehin schon dem Kaiser und dessen Bruder Ferdinand äusserst abgeneigt, sondern wurde durch seine Neffen, die Söhne seines Bruders, des Grafen von Montorio, noch mehr gegen dieselbe erbittert; daher eine Menge von Gewaltthätigkeiten gegen Kardinäle und andre Personen der kaiserlichen Partey. Da er bey jeder Gelegenheit sein Mißtrauen, seine Furcht oder seinen Haß gegen den Kaiser entdeckte; so fieng er endlich an, sich um die Freundschaft des Königs von Frankreich zu bewerben, und sich gänzlich in dessen Arme und Schutz zu werfen. Eben dies war es, was seine Neffen wünschten, weil sie dadurch ihre ehrsüchtigen Entwürfe am besten auszuführen hofften; und da die

1555 Erfüllung derselben von dem Leben ihres Oheims abhieng, dessen hohes Alter nicht erlaubte, einen Augenblick mit unnöthigen Unterhandlungen zu verlieren; so liessen sie sich nicht lange mit dem französischen Gesandten in Rom ein, sondern beredeten den Pabst, eine vertraute Person unmittelbar an den französischen Hof mit Vorschlägen, die vermuthlich nicht würden verworfen werden, abzusenden. Es ward nämlich ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Heinrichen und Paul'n vorgeschlagen; beyde sollten mit vereinigten Kräften Toskana und Neapel angreifen; würden ihre Waffen glücklich seyn, so sollte in Toskana die ehemalige republikanische Regierungsform wieder eingeführt, und Neapel einem von den Söhnen des Königs von Frankreich, als ein Kirchenlehn übertragen werden: doch sollte davon ein gewisses Stück dem Kirchenstaat anheim fallen, und jedem von den beyden Neffen des Pabsts ein unabhängiges Fürstenthum eingeräumt werden. König **Heinrich** ließ sich durch diese schimmernde Entwürfe blenden, und gab den Gesandten ein ausserordentlich günstiges Gehör. Als aber die Sache dem geheimen Rath vorgetragen ward, that der Konnetabel **Montmorenci**, dessen natürliche Behutsamkeit und Abscheu an gar zu kühnen Unternehmungen mit dem Alter und der Erfahrung zugenommen hatte, sehr lebhafte Vorstellungen gegen dies Bündniß. Allein, der Herzog von Guise und sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, die sich beyde in kühne und gefährliche Unternehmungen eben so gern einliessen, als sie Montmorenci scheute, erklärten sich hitzig für ein Bündniß mit dem Pabst. Der Kardinal hofte, die Unterhandlungen am römischen Hof, die daraus entstehen müsten, würden ihm anvertrauet werden; und der Herzog zweifelte nicht, daß er die Anführung der Truppen, die den Einfall in das Neapolitanische thun sollten, erlangen

wür:

würde; und da sich beyde bereits mit Erfüllung ih- 1555
rer Wünsche schmeichelten, fieng ihr erhitzter und unbegränzter Ehrgeitz an, die weit aussehendsten Entwürfe zu machen. Ihr Ansehn und der damit verbundene Einfluß der Buhlerin des Königs, Herzogin von Valentinois, die damals den Vortheilen des Hauses Guise ganz ergeben war, hielt den klugen Vorstellungen des Konnetabels vollkommen das Gegengewicht, und bewegte einen unbesonnenen Fürsten, die Vorschläge des päbstlichen Bevollmächtigten anzunehmen. Der Kardinal von Lothringen ward, wie er vermuthet hatte, ohne Verzug mit Vollmachten zum Schluß eines Vertrags nach Rom abgeschickt. Mittlerweile hatte der Pabst, entweder in Rücksicht auf die Gefahr und den ungewissen Ausgang aller kriegerischen Unternehmungen, oder gerührt durch die Vorstellungen des kaiserlichen Ministers, der keine Mühe, ihn zu besänftigen, gespart hatte, angefangen, mit kühlerm Blut die Unterhandlungen anzusehen, in die er mit der Krone Frankreich getreten war, und so gar einigen Widerwillen gegen die Fortsetzung derselben bezeugt. Er hatte aber von dem in diesem Jahr erfolgten Abschied des Augsburger Reichstags und der darin festgesetzten Gewissensfreiheit der Protestanten Nachricht erhalten, und dies stürzte ihn auf einmal in eine so grimmige Wuth gegen den Kaiser und den römischen König, daß er sich blindlings von den heftigen Maasregeln seiner Neffen hinreissen ließ. Diese liessen sich angelegen seyn, dessen bigotte Denkart zu rühmen und zu unterhalten, und brachten sein vermessenes Gemüth, das von allen Mönchsbegriffen in Absicht auf den Umfang der päbstlichen Herrschaft überladen war, ohne Mühe zu so einer gährenden Rachgier gegen das Haus Oestreich, und zu so hohen Gedanken von seiner eigenen Macht, daß

1555 er unaufhörlich davon schwatzte, wie er ein Nachfolger derjenigen wäre, die Kaiser und Könige abgesetzt hätten, wie er zum Haupt über alles gesetzt sey, und diejenigen, die sich ihm widersetzen würden, unter seine Füsse treten wolle. In diesen Gesinnungen traf der Kardinal von Lothringen den Pabst, und überredete ihn leicht zur Unterschrift eines Vertrags, dessen Zweck der Untergang eines Fürsten war, gegen den er sich aufs äusserste erbittert fühlte. Die wechselseitigen Versprechungen waren mit denen, die der päbstliche Gesandte in Paris hatte vorschlagen müssen, beynahe einerley, und man verabredete, die ganze Verhandlung so lange geheim zu halten, bis ihre vereinte Macht zum Feldzug fertig stehen würde.

Am 15. Dec.

Unterdes da die Unterhandlung dieses Vertrags in Paris und Rom getrieben ward, trug sich eine Begebenheit zu, die alle Besorgnisse, die den Grund dieses Bündnisses vorstellen sollten, vergebens, und die Unternehmungen, die daraus erfolgen musten, unnöthig machte. Dies war der Entschluß Kaisers Karl des Fünften, seinem ihm sehr unähnlichen Sohne Philipp seine Erbländer abzutreten, und sich aller Theilnehmung an Geschäften und Welthändeln zu entziehen, um den Rest seiner Tage in der Einsamkeit und Stille zuzubringen. Er vollzog ihn so, daß er Philippen erst die Niederlande, und dann die ganze spanische Monarchie feierlich überließ, und endlich auch im September 1556 seinem Bruder, dem römischen König Ferdinand das Kaiserthum abtrat; und darauf seine übrigen Tage im Hieronymitenkloster Yuste bey Plasencia, in der Provinz Estremadura, in der Stille zubrachte.

Am 25. Okt.

1556 Noch vor seiner Abreise aus den Niederlanden hatte er das Vergnügen, einen beträchtlichen Schritt zu dem Frieden mit Frankreich zu thun, den er und seine Schwiegertochter, die Königin Marie von

Am 16. Jan.

Eng-

England, so sehnlich gewünscht hatten. Einige 1556
Zeit vor seiner Abdankung waren von ihm und von Heinrichen Bevollmächtigte wegen Auswechselung der Kriegsgefangnen ernennt worden. Bey ihren Zusammenkünften in der Abbtey Vaucelles nahe bey Kambray ward von ohngefähr ein Mittel vorgeschlagen, die Feindseligkeiten zwischen den beyden kriegführenden Monarchen durch einen langen Waffenstillstand beyzulegen, während dessen jeder von beyden, ohne eine weitläufige Untersuchung und Entscheidung ihrer wechselseitigen Forderungen, das behalten sollte, was er jetzt im Besitz hätte. Karl, der wohl sahe, wie sehr seine Länder durch die kostbaren und beynahe ununterbrochenen Kriege, wozu ihn sein Ehrgeitz verleitet hatte, erschöpft waren, und der sehnlich wünschte, für seinen Sohn einen kurzen Zwischenraum von Ruhe zu gewinnen, damit er sich auf seinem Thron festsetzen könnte, erklärte mit Freuden, daß ihm der Vorschlag gefiele, ob er ihm gleich offenbar nicht weniger schimpflich als nachtheilig war; und die Achtung, die man noch für seine Weisheit und Erfahrung hatte, war so groß, daß Philipp, ohngeachtet seiner Abneigung, den Frieden so kostbar zu erkaufen, sich nicht unterstand, gegen die Meinung seines Vaters seine eigene zu behaupten.

König Heinrich hätte sich nicht einen Augenblick bedenken sollen, unter solchen Bedingungen seine Einwilligung zu einem Stillstand zu geben, der ihn im ruhigen Besitz des grösten Theils der Länder des Herzogs von Savoyen und zugleich der wichtigen Eroberungen ließ, die er an der Gränze von Teutschland gemacht hatte. Aber es war nicht leicht, einen solchen Schritt mit den Verbindungen zu vereinigen, in welche er mit dem Pabst durch den erst kürzlich geschlossenen Vertrag getreten war. Inzwischen stellte der Konnetabel die Unbesonnenheit, die wah-

ren

1556 ren Vortheile seiner Krone diesen unbedachten Verbindungen aufopfern zu wollen, in einem so hellen Lichte vor, und machte sich die Abwesenheit des Kardinals von Lothringen so zu Nutzen, daß Heinrich, der von Natur wankelmüthig war, und meistentheils dem letzten Rath folgte, den man ihm gab, seinen Gesandten Befehl ertheilte, mit dem Kaiser auf vorerwähnte Bedingungen einen fünfjährigen Waffenstillstand zu unterzeichnen. Damit er aber doch seinen Bundsgenossen, den Pabst, der, wie er leicht vorhersahe, äusserst darüber erbittert werden würde, besänftigen möchte, so sorgte er dafür, daß er in diesen Stillstand ausdrücklich mit eingeschlossen würde. Allein, dieser ganz unerwartete Schluß des Stillstandes erfüllte Paul'n mit Erstaunen und Schrecken. Der Kardinal von Lothringen wagte es nicht, sich dem ersten Sturm des Grimmes bloszustellen, mit dem dieser hochmüthige Pabst, der so gute Ursachen hatte, erbittert zu seyn, unfehlbar gegen ihn losbrechen würde; er reiste plötzlich von Rom ab, und überließ dem Kardinal Tournon das schwere Geschäfte, den Pabst und seine Neffen zu besänftigen. Sie sahen den gefährlichen Zustand, in dem sie sich jetzt befanden, vollkommen ein. Durch ihre Verbiudung mit Frankreich, die nun kein Geheimniß mehr war, hatten sie den neuen König von Spanien, Philipp den Zweeten, äusserst entrüstet. Der Herzog von Alba, ein Minister, den seine Geschicklichkeit so wohl als seine natürliche Härte vollkommen fähig machte, alle strenge Maasregeln, die Philipp nehmen würde, auszuführen, war von Mayland nach Neapel gegangen, und fieng an, bey den Gränzen des Kirchenstaats Truppen zu versammlen. Und inzwischen musten sie, wenn sie von Frankreich verlassen wären, nicht nur alle Hoffnung von grossen Herrschaften, wornach ihr Ehrgeitz strebte, fahren

Am 5. Febr.

lassen,

lassen, sondern auch der Rache des spanischen Mo- 1556
narchen blosgestellt seyn, ohne einen Bundsgenossen zu haben, der sie gegen einen Feind schützen könnte, dem sie so wenig gewachsen wären. In diesen Umständen nahm Paul seine Zuflucht zu den Künsten der Unterhandlung, mit denen sich der päbstliche Hof so wohl zu helfen weiß; er stellte sich, als wenn er den Stillstand als ein glückliches Mittel, dem Blutvergiessen unter den Christen zu steuren, vollkommen billige. Er drückte sich in den heissesten Wünschen aus, daß derselbe der Vorbote eines endlichen Friedens seyn möchte. Er ermahnte die beyden hohen Rivale, deswegen in neue Unterhandlungen zu treten, und bot sich als ihr gemeinschaftlicher Vater, zum Mittler zwischen ihnen an. Unter diesem Vorwand ernennte er den Kardinal **Robiba** zu seinem Bothschafter nach Brüssel, und seinen Neffen, den Kardinal **Caraffa**, nach Paris. Ihre öffentlichen Verhaltungsbefehle waren einerley; sie sollten nämlich alles anwenden, um die beyden Monarchen zur Annnahme der päbstlichen Vermittelung zu bewegen, damit dadurch der Friede hergestellt und Maasregeln zu einer allgemeinen Kirchenversammlung genommen werden könnten. Aber unter diesem scheinbaren Vorwand des Eifers, zwo an sich so erwünschte und seiner Würde angemessene Absichten zu erreichen, verbarg der Pabst ganz andre Gesinnungen. Caraffa hatte, nebst seiner öffentlichen Instruktion, noch einen geheimen Auftrag, den König von Frankreich anzufrischen, daß er dem Stillstandsvertrag entsagen, und seine Verbindungen mit dem römischen Stuhl wieder erneuren sollte; er war bevollmächtiget, weder Bitten, noch Versprechen, noch Geldsummen zu sparen, um diesen Zweck zu erreichen. Caraffa reiste also ohne Verzug nach Paris und machte die grösten Tagereisen: da inzwischen Robiba Am 11. May.

noch

1556 noch einige Wochen in Rom aufgehalten ward; und wie er doch endlich reisen muste, so erhielt er geheime Befehle, seine Reise so viel als möglich zu verlängern, damit man, ehe er in Brüssel ankäme, erfahren möchte, wie Caraffa's Unterhandlungen abgelaufen wären, und nach Maasgabe dieses Ausschlags den Ton vorschreiben könnte, den er in seinen Traktaten mit dem Kaiser und seinem Sohn annehmen sollte.

Mit ausserordentlichem Pomp hielt Caraffa seinen Einzug in Paris. Jedes Wort, das er sprach, machte auf Heinrichen tiefen Eindruck. Gegen den Skrupel in Ansehung des Meineides hatte er eine päbstliche Vollmacht mitgebracht, ihn von allen Verbindlichkeiten des Eides loszusprechen. Als eine Sicherheit gegen alle Gefahr, die er wegen eines bald zu vermuthenden Todes des Pabsts befürchten möchte, verband er sich, sein Oheim sollte so viele und solche Kardinäle ernennen, daß Heinrich von der nächsten Wahl vollkommen Meister seyn und eine Person auf den päbstlichen Stuhl setzen könnte, die seinem Interesse ganz ergeben wäre. Um den Eindruck, den die Meinung und der Einfluß des Konnetabels machen möchte, zu hindern, bediente er sich nicht allein der thätigen Talente des Herzogs von Guise und der Beredsamkeit seines Bruders, des Kardinals von Lothringen, sondern auch der List der Königin, die von den noch mächtigern Künsten der Diane von Poitiers oder Herzogin von Valentinois, unterstützt ward, einer Buhlerin, die zu Frankreichs Unglück mit Katharinen in diesem Punkt gemeinschaftlich arbeitete, ob sie sich gleich sonst bey allen andern Gelegenheiten die Freude machte, sie zu kränken und ihre Anschläge zu vereiteln. Diesen Personen fiel es durch ihr vereintes Andringen leicht, den König zu überreden, der sich ohnedies schon auf

die

die Seite hinneigte, auf welche sie ihn ziehen woll' 1556
ten. Alle kluge Vorstellungen des Konnetabels
wurden nicht geachtet; der päbstliche Bothschafter
sprach Heinrichen von seinem Eide los; er unter-
schrieb ein neues Bündniß mit dem Pabst, wo- Am 31.
durch die Flamme des Kriegs in Italien so wohl als Jul.
in den Niederlanden von neuem aufloderte.

So bald Paul von seinem Neffen Nachricht erhielt, daß er die beste Hoffnung hätte, in dieser Unterhandlung glücklich zu seyn, schickte er dem Bothschafter Robiba einen Courier nach, mit Befehl, er sollte nach Rom zurückkommen, ohne seine Reise nach Brüssel fortzusetzen. Nun war es nicht mehr nöthig, den gemäßigten Ton, der sich für eine Mittelsperson schickt, deren Charakter der Pabst dem Scheine nach hatte annehmen wollen, oder seinen Verdruß über Philippen noch weiter zurückzuhalten, und er war kühn genug, die Larve abzunehmen, und so gewaltthätige Schritte zu wagen, die einen Bruch unvermeidlich machen musten. Philipp war über dessen Verfahren so betreten, und seine abergläubische Gewissenhaftigkeit würkte bey ihm so stark, daß er zu keinem Entschluß kommen konnte; denn er sah es für das schrecklichste Unglück an, seine Regierung mit dem Angriff einer Person anzufangen, die er wegen ihres heiligen Amtes und Charakters auf das tiefste verehrte. Endlich zog der Herzog von Alba, der aus Gefälligkeit gegen die Skrupel seines Herrn lange nachher noch, da er hätte losschlagen sollen, die Unterhandlungen fortgesetzt hatte, der Paul'n ganz unerbittlich fand, und sahe, daß jeder Friedens-vorschlag und jeder Schein einer Bedenklichkeit von seiner Seite die natürliche Vermessenheit des Pabsts vergrösserte, zu Felde, und fiel in den Kirchenstaat Am 5.
ein. Seine Armee bestand nur auf zwölftausend Sept.
Mann, aber es waren alte erfahrne Soldaten, die

meh-

1556 mehrentheils von römischen Baronen, die Pauls Gewaltthätigkeit aus dem Lande verjagt hatte, angeführt wurden. Weil noch gar keine französische Truppen angekommen waren, machte sich Alba in kurzem Meister von der Campagna Romana. Rom selbst gerieth über die reissend schnelle Anrückung der Spanier in Entsetzen, und Paul, so hartnäckig und unerschrocken er auch selbst war, muste der Bangigkeit und dem Andringen der Kardinäle nachgeben, und Abgeordnete an Alba senden, die einen Waffenstillstand vorschlagen sollten. Der Pabst that dies um so viel eher, weil er von dem Schritt, den er thun muste, doppelten Vortheil erwartete. Die Einwohner Roms wurden dadurch eines Theils von ihrer gegenwärtigen Furcht befreiet, und er gewann selbst Zeit, die französischen Hülfsvölker zu erwarten.

Am 19. Nov. Also ward ein Stillstand erst auf zehen, und kurz hernach auf vierzig Tage geschlossen; während desselben wurden verschiedene Friedensvorschläge gethan, und unaufhörliche Unterhandlungen, aber von Seiten des Pabsts mit weniger Aufrichtigkeit, getrieben. Die Wiederkunft seines Neffen, des Kardinals, nach Rom, der Empfang beträchtlicher Summen, die ihm Heinrich geschickt hatte, die Ankunft eines Theils der französischen Truppen, und die Erwartung andrer, die im Anzuge waren, machten Paul'n trotziger, als jemals, so daß er nunmehr blos auf Krieg und Rache dachte.

1557 Was die beyden Prinzen von Lothringen vorhergesehen und gewünscht hatten, traf ein. Der Herzog von Guise ward Befehlshaber der Armee, die dem Pabst zu Hülfe ziehen sollte. Sie bestand aus zwanzigtausend Mann der besten Truppen. Der Ruhm des Herzogs war so groß, und die allgemeine Erwartung, ganz ungewöhnliche Beweise seines Muths und seiner Geschicklichkeit in einem

Krie-

Kriege zu sehn, in den er sein Vaterland blos in der 1557
Absicht gestürzt hatte, daß er einen neuen Schauplatz für seine grosse Talente finden möchte, war so lebhaft, daß sehr viele Edelleute, die keine eigentliche Bedienung bey dieser Armee hatten, ihn als Freywillige begleiteten. Die Armee gieng bey sehr rauher Jahrszeit über die Alpen, und gerades Wegs auf Rom zu, ohne die geringste Hinderung von Seiten der Spanier, die alle ihre Macht an die neapolitanische Gränze zurückgezogen hatten, zu finden. Da der Pabst und seine Neffen keineswegs ihrem Versprechen zu Folge hinreichende Kriegsrüstungen gemacht hatten, sondern es blos bey Drohungen, Proceßanstalten und Kirchenflüchen gegen Philippen bewenden liessen, da ferner die päbstlichen Truppen nicht einmal gehörig besoldet wurden, da noch für keine Magazine gesorgt war, da endlich die Venetianer parteylos blieben, und die übrigen italienischen Staaten, den Herzog von Ferrara ausgenommen, mit Spanien in Bündnissen standen, oder doch in Geheim dem Pabst und den Franzosen übel wollten; so sahe der Herzog von Guise wohl ein, daß die ganze last des Kriegs auf ihn allein fallen würde. Zu spät merkte er, wie unweise es sey, sich bey Ausführung grosser Unternehmungen auf schwache Bundsgenossen zu verlassen. Inzwischen ließ er sich durch die Ungeduld des Pabsts so wohl, als durch seine eigene Begierde antreiben, etwas von dem, was er so zuversichtlich übernommen hatte, auszurichten, zog auf Neapel zu, und fieng seine Kriegshandlungen an. Aber der Erfolg derselben war seinem grossen Ruf, der Erwartung der Welt und seinen eigenen Versprechen wenig gemäß. Er eröffnete den Feldzug mit der Belagerung von Civitella, einem ziemlich wichtigen Platz an der neapolitanischen Gränze. Die Hartnäckigkeit, womit er ver-

1557 theidiget wurde, vereitelte alle ungestüme Angriffe der französischen Herzhaftigkeit, und Guise muste nach einer dreywöchentlichen Belagerung schimpflich von der Stadt abziehen. Um diese Schmach zu tilgen, zog er gerade auf das lager des Herzogs von Alba los, und bot ihm ein Treffen an. Aber dieser kluge Feldherr, der alle Vortheile einer blossen Schutzwehr einsahe, vermied ein Gefechte, und blieb hinter seinen Verschantzungen stehen; und da er bey diesem Plan mit kastilischer Standhaftigkeit beharrte, so wich er mit grosser Geschicklichkeit aller Kriegslist aus, womit ihn Guise ins freye Feld zu locken suchte. Unterdes ward die französische Armee von Krankheiten geschwächt; zwischen Guisen und dem Befehlshaber der päbstlichen Truppen entstanden heftige Mißhelligkeiten; die Spanier erneuerten ihre Einfälle in den Kirchenstaat; der Pabst fand anstatt der Eroberungen und Triumphe, von denen er geträumt hatte, daß er nicht einmal sein eigenes Gebiet gegen Plünderungen in Sicherheit setzen könnte, und fieng an zu murren, sich zu beklagen, und von Frieden zu sprechen. Der Herzog von Guise, dem es äusserst nahe gieng, eine so unrühmliche Rolle zu spielen, bat nicht allein seinen Hof, entweder die Armee zu verstärken, oder ihn zurückzurufen, sondern lag auch dem Pabst an, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Er forderte den Kardinal Caraffa bald mit Verweisen und Vorwürfen, bald mit Drohungen auf, die prächtigen Verheissungen ins Werk zu setzen, auf die er sich unbesonnen verlassen, und seinem Herrn gerathen hätte, den Vertrag zu Vaucelles zu brechen, und sich mit dem Pabst in Bündniß einzulassen.

Während der Zeit, da die Angelegenheiten Frankreichs in Italien so mißlich standen, fiel in den **Niederlanden** unvermuthet eine Begebenheit vor, die

die den Herzog von Guise aus einer seinem Ruhme nachtheiligen lage zu der wichtigsten Beschäftigung rief. Da der König Philipp wuste, daß Heinrich die grösten Kosten auf die Ausrüstung der nach Italien bestimmten Armee gewendet, und daß dessen Schatzkammer kaum im Stande sey, die Bedürfnisse eines entfernten Kriegs zu bestreiten, so sah er vorher, daß folglich seine Unternehmungen in den Niederlanden beträchtlich ausfallen würden. In dieser Absicht versammlete er in den Niederlanden eine Armee von ohngefähr funfzig tausend Mann, die er der Anführung des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen vertraute. Aber Philipp, der schon in diesem ersten Zeitraum seines Lebens vorsichtig war, setzte die Hoffnung eines glücklichen Ausschlags auf diese furchtbare Macht nicht allein. Er reiste nach **England**, und brachte es durch manche Kunstgriffe und durch die ihn heftig liebende Königin **Marie**, seine Gemahlin, so weit, daß der Krieg gegen Frankreich erklärt ward. Durch willkührliche Macht und durch Uebertreibung ihrer königlichen Rechte — denn an eine Beyhülfe des Parlaments war nicht zu denken — brachte Marie grosse Summen auf, und ward dadurch in den Stand gesetzt, acht bis zehn tausend Mann unter dem Grafen von Pembroke zu Philipps Armee in den Niederlanden stossen zu lassen. Der Herzog von **Savoyen** bestimmte zum allgemeinen Sammelplatz seiner Truppen einen Ort, der von der Gegend, die er zum Schauplatz des Kriegs zu machen gedachte, ziemlich entfernt war; und da er die Franzosen eine Zeitlang in der Ungewißheit seiner Absichten gehalten hatte, betrog er sie endlich durch die Mannigfaltigkeit seiner Märsche und Gegenmärsche so kräftig, daß sie schlossen, seine ganze Macht würde sich nach Champagne lenken, und von da aus in das Herz des Königreichs einzudringen su-

1557

Am 20. Jul.

1557 chen. In dieser Meinung zogen sie alle ihre Macht nach dieser Gegend hin, und da sie die Besatzung daselbst verstärkten, liessen sie die Städte an den andern Gränzen ohne hinreichende Völker, sie zu vertheidigen. So bald Emanuel merkte, daß ihm diese List völlig gelungen war, wandte er sich plötzlich zur Rechten, flog mit übertriebenen Märschen nach der Picardie, und schickte die Reuterey, worauf seine gröste Stärke beruhte, voran, und berennte St. Quentin, eine Stadt, die man damals für wichtig hielt, weil zwischen ihr und der Hauptstadt wenig befestigte Oerter lagen. Inzwischen waren die Festungswerke sehr vernachläßiget; die Besatzung, die durch die nach Champagne abgeschickten Völker geschwächt war, belief sich nicht auf ein Fünftheil der Zahl, die zu ihrer Vertheidigung nothwendig war; und der Befehlshaber, Kapitän Breuil, war zwar ein braver Officier, aber weder von dem Range, noch mit der Autorität versehen, die zum Kommando in einem so wichtigen Platz, der von einer furchtbaren Armee belagert ward, nothwendig gewesen wäre. Der Herzog von Savoyen würde den Ort in wenig Tagen eingenommen haben, wenn nicht der Admiral Coligni, Statthalter in der Picardie, sich mit einigen Truppen in den Platz geworfen hätte. Der Herzog von Savoyen, zu dem um diese Zeit der Graf von Pembroke mit den englischen Truppen stieß, setzte die Belagerung mit gröster Lebhaftigkeit fort. Der Admiral, der die herannahende Gefahr nicht abzuwenden vermochte, gab seinem Oheim, dem Konnetabel von Montmorenci, der die französische Armee anführte, von seiner Verlegenheit Nachricht, und wies ihm zugleich Mittel an, wie man der Stadt zu Hülfe kommen könnte. Der Konnetabel, der eine Stadt zu retten wünschte, deren Verlust dem Feind einen Eingang in das Innere Frankreichs

reichs öffnen konnte, und der überdies seinen Neffen 1557
aus den mißlichen Umständen ziehen wollte, in die ihn sein Eifer für das allgemeine Beste gestürzt hatte, beschloß, aller Gefahr ohngeachtet, den Versuch des Entsatzes. Zu dem Ende gieng er von la Fere nach St. Quentin, an der Spitze einer Armee, die nicht halb so stark war, als die feindliche, und indem er Colignis Bruder, dem Herrn von Andelot, obersten Anführer des französischen Fußvolks, die Anführung eines auserlesenen Haufens anvertraut hatte, befahl er ihm, sich einen Weg in die Stadt, durch einen Zugang, den der Admiral als den möglichsten angewiesen hatte, zu erzwingen, da er indessen mit der Hauptarmee an einer andern Seite des feindlichen Lagers einen falschen Lärm machen und sich bemühen wollte, ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Andelot führte den ihm gegebenen Befehl mit mehr Herzhaftigkeit als Klugheit aus. Seine Soldaten stürzten mit so wüthendem Ungestüm auf die Feinde ein, daß sie zwar durch den ersten Haufen, der ihnen im Wege stand, brachen, aber auch selbst in die äusserste Unordnung geriethen; und da sie von frischen Truppen, die sich von allen Seiten auf sie zudrängten, umringt und angefallen wurden, ward der gröste Theil von ihnen in Stücken gehauen. Andelot und ohngefähr fünfhundert der verwegensten schlugen sich durch und kamen in die Stadt.

Nach und nach kam der Konnetabel dem spanischen Lager so nahe, daß es ihm unmöglich ward, sich im Angesicht eines so weit überlegenen Feindes mit Sicherheit zurückzuziehen. Der Herzog von Savoyen bemerkte dieses Versehen augenblicklich, und rüstete sich zur Benutzung desselben. In gröster Eile stellte er sein Heer in Schlachtordnung, und laurete auf den Punkt, wenn die Franzosen anfangen würden, nach la Fere abzuziehen. So bald

1557 diese sich zu bewegen anfiengen, schickte er ihnen seine Reuterey unter Anführung des Grafen von Egmont nach, die auf die Hintertruppen einhauen sollten, da er, an der Spitze der Fußvölker, zu seiner Unterstützung heranrückte. Die Franzosen zogen sich Anfangs in bester Ordnung zurück; als sie aber sahen, daß Egmont mit einem furchtbaren Haufen Reuterey anrückte, deren Angriff zu widerstehen sie sich nicht getrauten, geriethen sie über den Anblick dieser unvermeidlichen Gefahr und bey dem Mißtrauen auf ihren General, dessen Unbesonnenheit nun jeder Soldat einsahe, in den grösten Schrecken. Sie fiengen unvermerkt an, ihre Schritte zu verdoppeln, und die Hintertruppen drängten sich so heftig auf die vordersten, daß in kurzem ihr Marsch mehr einer Flucht ähnlich sahe, als einem Abzuge. Egmont merkte ihre Verwirrung, und fiel mit gröster Wuth auf sie ein; in einem Augenblick trennte sich ihre ganze Gendarmerie, der Stolz und die Stärke der französischen Armeen in den vorigen Feldzügen, und ergriff die Flucht. Die Infanterie, die der Konnetabel durch seine Gegenwart und durch sein Ansehn inzwischen noch bey ihren Fahnen hielt, setzte ihren Abzug fort, bis der Feind einige Kanonen anführte und mitten unter sie richtete; das stürzte sie in solche Unordnung, daß die ihre Angriffe erneurende Reuterey sogleich einbrach, und die Flucht allgemein ward. Ohngefähr vier tausend Franzosen blieben auf der Wahlstatt, und unter ihnen Johann von Bourbon, Herzog von Anguien, ein Prinz vom Geblüt, nebst sechs hundert Edelleuten. So bald der Konnetabel sahe, daß die Schlacht ohne alle Rettung verlohren war, stürzte er sich in die Feinde, mit dem Entschluß, das Unglück, das seine Unvorsichtigkeit dem Vaterland zugezogen hatte, nicht zu überleben: allein, da er eine gefährliche Wunde bekam, und sich

bis

bis zur Ohnmacht verblutet hatte, ward er von ei- 1557
nigen niederländischen Officieren, die ihn kannten, umringt, die ihn dann gegen den Grimm der Soldaten schützten, und ihn zwangen, sich gefangen zu geben. Ausser dem Konnetabel wurden noch die Herzoge von Montpensier und Longueville, der Marschall St. André, verschiedene andere Generale, drey hundert Edelleute und beynahe vier tausend Gemeine gefangen. Alle Fahnen der Infanterie, alle Munition, alle Kanonen bis auf zwo, fielen in die Hände der Feinde, die nicht einmal hundert Mann verlohren.

König Philipp kam erst nach der Schlacht in dem Lager vor St. Quentin an, und ließ wegen der Folgen des erlangten Siegs Kriegsrath halten. Der Herzog von Savoyen und mit ihm die geschicktesten Generale, die unter Karl dem Fünften gebildet waren, drungen darauf, daß man sogleich die Belagerung der Stadt St. Quentin aufheben und gerades Wegs auf Paris losgehen müsse. Aber Philipp, der weniger kühn, oder vorsichtiger war, als seine Feldherren, zog einen gemäßigten, aber gewissen Vortheil einer Unternehmung vor, die zwar glänzender, aber in Ansehung des Ausgangs zweifelhafter wäre. Er stellte die unendlich vielen Hülfsquellen vor, die ein so mächtiger Staat, wie Frankreich, hätte; die grosse Menge seines Adels, und den kriegerischen Geist desselben; die Liebe der Franzosen gegen ihren König; die ansehnlichen Vortheile, mit denen sie in ihrem eigenen Lande Krieg führen könnten; und den unvermeidlichen Untergang, der eine natürliche Folge ihres gar zu tiefen Eindringens in das Land des Feindes seyn müste, so lange sie mit ihrem eigenen sich noch nicht eine solche Gemeinschaft versichert hätten, die ihnen einen sichern Rückzug gewährte, wenn derselbe durch einen unglücklichen Zufall etwa

1557 nothwendig werden sollte. Wegen aller dieser Bedenklichkeiten rieth er zur Fortsetzung der Belagerung; und die Generale gaben seiner Meinung um so viel eher nach, als sie nicht zweifelten, sie würden in wenig Tagen von der Stadt Meister seyn, ein Zeitverlust, der in Ausführung ihres Plans so unbeträchtlich war, daß sie ihn durch ihre Hurtigkeit bald ersetzen würden. Die Schwäche der Festungswerke, und die geringe Besatzung, die nunmehr weder Verstärkung noch Entsatz hoffen konnte, rechtfertigte die Rechnung der spanischen Generale. Aber darüber vergassen sie, Rücksicht auf den Kommendanten, den Admiral **Coligni**, zu nehmen. Seine Standhaftigkeit und die Geschicklichkeit, womit er die Vertheidigung des Orts betrieb, war so groß, daß er sich noch siebenzehn Tage lang hielt, ohngeachtet die Spanier, Niederländer und Britten die Angriffe mit aller Hitze, die Nationaleifer eingeben
Am 27. Aug. kann, fortsetzten. Endlich ward er an der Bresche von einer überlegenen Zahl der Feinde überwältiget und gefangen genommen.

Heinrich machte sich mit der möglichsten Betriebsamkeit die Zeit zu Nutzen, die ihm die kluge und glückliche Hartnäckigkeit des Admirals erwarb. Er ernennte Officiere, die die zerstreuten Reste des Konnetabels wieder sammleten; er befahl, allenthalben im ganzen Königreich neue Truppen zu werben; er bot alle Ritter- und Lehnpferde auf, sogleich an der Gränze zu Felde zu ziehen, und zum Herzog von Nevers bey Laon in der Picardie zu stossen; er rief den grösten Theil der alten Truppen zurück, die in Piemont unter dem Marschall von Brissac standen; er befahl dem Herzog von Guise, mit seiner ganzen Armee ohne Verzug zur Vertheidigung des Vaterlandes zurückzukommen; er fertigte einen Gesandten an den Sultan ab, und bat um den Beystand einer

Flotte

Flotte und um ein Darlehn an Gelde; einen an- 1557
dern schickte er nach Schottland, um die Schotten zu einem Einfall in die nördlichen Gegenden Englands zu reitzen, damit die Aufmerksamkeit der Königin dahin gezogen, und sie gehindert werden möchte, ihre unter Philippen dienende Völker zu verstärken. Diese ernstlichen Bemühungen des Königs wurden von dem Eifer seiner Unterthanen lebhaft unterstützt. Die Stadt Paris gab ein freywilliges Geschenk von dreymal hundert tausend livres. Die andern grossen Städte ahmten der Freygebigkeit der Hauptstadt nach, und trugen nach Vermögen bey. Verschiedene Vornehme von Adel verbanden sich, auf ihre eigene Kosten die Städte, die den Angriffen des Feindes am meisten blosgestellt wären, zu vertheidigen. Und diese allgemeine Sorge für das Wohl des Vaterlandes herrschte nicht allein unter den Gemeinheiten oder unter den Vornehmern, sondern unter allen Einwohnern von allerley Range. Jedermann schien willig, sich so werkthätig zu bezeigen, als ob die Ehre des Königs und die Sicherheit des Staats auf ihm und auf der Anstrengung seiner Kräfte allein beruhet hätte.

Philipp, dem die klugen Anstalten, die der König von Frankreich zur Sicherheit seines Landes machte, und der Muth, mit dem sich dessen Unterthanen zu ihrer Vertheidigung rüsteten, nicht unbekannt war, sahe nun, aber zu spät, daß es thöricht seyn würde, auf ein tieferes Eindringen in Frankreich zu denken. Er gab deswegen, ohne eben sehr verdrießlich darüber zu seyn, einen Entwurf auf, der zu mißlich war, als daß er seiner behutsamen Denkart vollkommen annehmlich hätte seyn sollen; und während der übrigen Zeit dieses Feldzugs beschäftigte er seine Armee mit den Belagerungen der Städtchen Ham, Noyon, Chaulni und Catelet.

1557 Diese Eroberungen, nebst St. Quentin, waren alle Vortheile, die er aus einem der entscheidendesten Siege zog, die in diesem Jahrhundert erfochten waren.

Die erste Nachricht von dem unglücklichen Schlag, der die Franzosen bey St. Quentin getroffen hatte, ward nach Rom durch den Courier überbracht, den Heinrich abgeschickt hatte, den Herzog von Guise zurückzurufen. Da Pabst Paul selbst unter dem Beystand der französischen Völker kaum im Stande gewesen war, den Fortgang der spanischen Waffen zu hindern; so sah er leicht vorher, daß seine Länder auf einmal überschwemmt werden würden, wenn ihm dieser Schutz entzogen wäre. Er that deswegen gegen den Abzug der französischen Armee die heftigsten Vorstellungen, und rückte dem Herzog von Guise sein unkluges Betragen vor, das ihn in diese unglückliche Stellung gesetzt hätte; und er beklagte sich über den König, der ihn auf eine so unedle Art in solchen Umständen verliesse. Inzwischen war der Befehl, den Guise erhalten hatte, entscheidend. Paul fand, ohngeachtet aller seiner Unbiegsamkeit, nothwendig, sich iu die Zeit zu schicken, und die Vermittelung der Venetianer und des Kosmus von Medici zu suchen, um Frieden zu erlangen. Philipp, der wider seinen Willen zum Bruch mit dem Pabst gezwungen war, und der selbst bey den damaligen siegreichen Umständen in die Gerechtigkeit seiner Sache so grossen Zweifel setzte, daß er öfters Friedensvorschläge that, gab mit Freuden dem päbstlichen Antrag Gehör, und bewies in seinen Forderungen so viel Mäßigkeit, als man von einem Fürsten, der von Siegen aufgeblasen war, kaum hätte erwarten sollen. Der Herzog von Guise ward in Frankreich als ein Schutzengel aufgenommen. Sein letzter unglücklicher Feldzug in Italien schien vergessen,

sen, und seine ehemaligen Dienste, sonderlich die 1557
Vertheidigung der Stadt Metz, wurden bis in den Himmel erhoben; in jeder Stadt, durch die er gieng, ward er als Retter der allgemeinen Sicherheit bewillkommt. Heinrich empfieng ihn eben so herzlich, als ehrenvoll. Neue Titel wurden erfunden, neue Ehrenämter eingeführt, um ihm einen Vorzug dadurch zu geben. Er ward Generalstatthalter des Königreichs, so wohl inner- als ausserhalb desselben, mit einer fast unbegränzten Gerichtsbarkeit, die derjenigen, die der König selbst besaß, wenig nachgab. Und so muste durch ein seltsames Glück, das die lothringischen Prinzen begleitete, der Umsturz ihrer eigenen Entwürfe zu ihrer Vergrösserung beytragen. Die Bedrängnisse und die Furcht seines Vaterlandes und das mißlungene Verfahren seines Nebenbuhlers, des Konnetabels von Montmorenci, erhoben den Herzog von Guise zu einer Stufe von Würde und Macht, die er von dem glücklichsten Erfolg seiner eigenen ehrsüchtigen Anschläge nie hätte erwarten können.

Der Herzog von Guise, der vor Verlangen brannte, etwas zu verrichten, das den hohen Erwartungen seiner Landsleute gemäß wäre, und das ausserordentliche Vertrauen des Königs auf ihn rechtfertigen möchte, befahl, alle Truppen, die man aufbringen könnte, sollten sich bey Compiegne versammlen. Es war zwar schon tief im Winter und die Witterung ungemein rauh; und doch stellte er sich an ihre Spitze, und zog zu Felde. Heinrichs Betriebsamkeit und der Eifer seiner Unterthanen hatte so viele Soldaten in dem Königreich aufgebracht, und dazu waren so beträchtliche Verstärkungen aus Teutschland und der Schweitz gezogen, daß sie auch in den Augen eines siegenden Feindes eine mächtige Armee vorstellten. Philipp erschrack, als er sahe,

daß

1557 daß sie sich in einer so ungewöhnlichen Jahrszeit in Bewegung setzte, und fieng an, für seine neue Eroberung zu zittern, zumal da die Festungswerke von St. Quentin bisher nur unvollkommen hergestellt waren. Aber der Herzog von Guise sann auf eine wichtigere Unternehmung; und da er den Feind eine Zeitlang aufgezogen, und bald dieser bald jener Stadt an den flandrischen Gränzen gedroht hatte,

1558 wandte er sich plötzlich zur linken, und schloß Calais
Am 1. Jan. mit seiner ganzen Armee ein. Da dies der einzige wichtige Platz war, den die Engländer von ihren ehemaligen weitläuftigen Ländern in Frankreich noch besassen, und der ihnen zu allen Zeiten einen sichern Einfall in dieses Königreich öffnete; so war die eine Nation auf den Besitz desselben so stolz und trotzig, als die Eitelkeit der andern dadurch gedemüthiget ward. Seine lage war von Natur so glücklich, und die Befestigung hielt man für so unersteiglich, daß kein Monarch von Frankreich, so rittermäßig kühn er auch gewesen, auf den Einfall gerathen war, Calais anzugreifen. Selbst da die innerliche Stärke Englands geschwächt und durch die blutigen Kriege zwischen den Häusern York und Lancaster erschöpft, und ihre Aufmerksamkeit von allen auswärtigen Gegenständen ganz abgezogen war, blieb Calais ungestöhrt. Die Königin Marie und ihre Räthe, mehrentheils Geistliche, die von Kriegsgeschäften nichts verstanden, und deren ganzes Bestreben auf die Ausrottung der vermeyntlichen Ketzerey gerichtet war, hatten nicht allein versäumet, einige Maasregeln zur Sicherheit dieses wichtigen Platzes zu nehmen, sondern glaubten, wie es schien, der Ruf seiner Festigkeit sey zu seiner Sicherheit schon hinreichend. Voll von diesen Gedanken wagten sie, sogar noch hernach, da der Krieg erklärt war, eine Gewohnheit fortzusetzen, die der schlechte Zustand der Finanzen der Königin

nigin in Friedenszeiten eingeführt hatte. Da die 1558
um Calais liegende Gegend im Winter überschwemmt war, und die Moräste umher undurchgangbar wurden, so daß nur ein einziger schmahler Zugang zur Stadt blieb, den die beyden Schanzen St. Agathe und Newcambridge bestrichen, so hatten die Engländer die Gewohnheit, den grösten Theil der Besatzung gegen das Ende des Herbsts abzudanken, und erst im Frühling wieder anzunehmen. Der Befehlshaber, lord **Wentworth**, that gegen diese unzeitige Sparsamkeit Vorstellungen; und zeigte, wie möglich es sey, daß er plötzlich angegriffen würde. Mit Verachtung hörten die Minister diese Vorstellungen an, als ob sie Wentworth aus Furchtsamkeit oder aus Geitz gethan hätte. Alles dies wuste der Herzog von Guise, oder vielmehr der Admiral Coligni, der schon vor seiner Gefangennehmung diesen Anschlag auf Calais entworfen hatte. Guise sah ein, daß der glückliche Ausgang blos von der Hurtigkeit seiner Operationen abhienge, die den Engländern nicht Zeit liesse, von der Seeseite, wo jedoch auch eine französische Flotte anlangte, die Stadt zu entsetzen, noch Philippen, ihr zu lande beyzuspringen; daher beschleunigte er seine Angriffe mit einer Lebhaftigkeit, dergleichen man in Belagerungen jener Zeit wenig kannte. Mit dem ersten Angriff trieb er die Engländer aus St. Agathe, zwang sie Newcambridge nach einer dreytägigen Gegenwehr zu verlassen, nahm das den Hafen deckende Schloß mit dem Degen in der Faust ein; und zwang am achten Tage nach seiner Ankunft vor Calais den Befehlshaber, dessen Besatzung nur fünf hundert Mann stark und von den Mühseligkeiten, so viele Angriffe auszuhalten und so weitläuftige Werke zu vertheidigen, ganz ausgezehrt war, eine Kapitulation zu unterzeichnen. Der Herzog von Guise ließ den Engländern

1558 ländern keine Zeit, sich von der Entkräftung, die ihnen dieser Schlag verursachet hatte, zu erholen, sondern berennte sogleich Guines. Die Besatzung dieses Orts war zahlreicher, und vertheidigte sich minder muthig; sie hielt einen hitzigen Angriff aus, und übergab die Stadt. Also trieb in wenig Tagen, mitten im Winter, und zu einer Zeit, da die unglückliche Schlacht bey St. Quentin den lebhaften Geist der Franzosen so tief niedergedrückt hatte, daß das Höchste, wornach sie strebten, blos die Vertheidigung ihres Landes war, und sie sich nichts weniger als Eroberungen und Siege über ihre Feinde träumen liessen, die unternehmende Tapferkeit Eines Mannes die Engländer aus Calais, nachdem sie dasselbe zwey hundert und zehn Jahr besessen hatten, und beraubte sie noch des übrigen Stückchen Landes in einem Königreich, in dem sie ehemals von so weitläuftigen Provinzen Herren gewesen waren. Diese Heldenthat, die dem ganzen Europa die erhabensten Begriffe von der innern Macht und den einheimischen Hülfsquellen Frankreichs gab, setzte zugleich den Herzog von Guise, nach der Meinung seiner landsleute, weit über alle Feldherren damaliger Zeit. Sie rühmten seine Eroberungen mit ganz unmäßigen Entzückungen der Freude: da inzwischen die Engländer allen den leidenschaften luft machten, die ein hochmüthiges Volk empören, wenn eine grosse Nationalwiderwärtigkeit offenbar den thörichten Anstalten derer, die am Ruder sitzen, zuzuschreiben ist.

Der König von Frankreich ahmte dem Betragen des ehemaligen Ueberwinders, Eduards des Dritten, in Absicht auf Calais nach. Er befahl allen englischen Einwohnern, die Stadt zu räumen, gab ihre Häuser seinen gebohrnen Unterthanen, die er durch Bewilligung verschiedener Freiheiten lockte, sich daselbst niederzulassen, und ließ eine zahlreiche

Be=

Besatzung unter einem erfahrnen Befehlshaber, dem Herrn von Thermes, zu ihrer Vertheidigung. Nachher legte sich die siegende Armee zu ihrer Erhohlung in die Winterquartiere, und die gewöhnliche Unthätigkeit dieser Jahrszeit fieng an. 1558

Während dieser Eroberungen hielt König Heinrich eine Versammlung der Reichsstände zu Paris, um eine ausserordentliche Geldhülfe zu erlangen. In den ältern Zeiten waren nur zwo Klassen der Stände, der geistliche und der adeliche. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts kam der dritte, der bürgerliche oder Mittelstand hinzu, den die Abgeordneten der Städte vorstellten. Heinrich der Zweete aber gründete die vierte Gattung von Reichsständen durch die Parlamenter und andre Gesellschaften obrigkeitlicher Personen, welche vor dem bürgerlichen Stand den Vorsitz bekamen. Diese Stände bewilligten als ein Darlehn drey Millionen livres, und diese Summe ward mit aller ersinnlichen Hurtigkeit aufgebracht. Am 6. Jan.

Während der Rüstungen zu einem neuen Feldzug erhielt Heinrich Nachricht von dem Gang seiner Unterhandlungen in Schottland. Die Schotten hatten endlich aus langer Erfahrung gelernt, wie unweise es sey, sich in alle Händel zwischen Frankreich und England zu mischen; und daher liessen sie sich weder durch das Anhalten des französischen Gesandten, noch durch list und Autorität der Königin Regentin bewegen, gegen ein Königreich, mit dem sie in Frieden standen, die Waffen zu ergreifen. Ob aber gleich die Schotten bey ihrem friedlichen System blieben, so waren sie doch vollkommen bereit, in einem andern Punkt dem französischen Hof zu willfahren. Die junge Königin Marie von Schottland war im Jahr 1548 mit dem Dauphin verlobt, seit dieser Zeit an dem fran-

zösi-

1558 zösischen Hof erzogen und nunmehr eine der liebenswürdigsten und vollkommensten Prinzeßinnen jener Zeit geworden. Heinrich bat ihre Unterthanen um die Einwilligung zu ihrer Vermählung, und ein Parlament, das in dieser Absicht versammlet ward, ernannte acht Personen, die im Namen der ganzen Nation bevollmächtigt seyn sollten, solche Urkunden, die noch vor dem Beylager zu Stande gebracht werden müsten, zu unterzeichnen. In den Artickeln des Ehevertrags wendeten die Schotten alle Behutsamkeit an, die Freyheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes in Sicherheit zu setzen; und die Franzosen brauchten alle mögliche Künste, dem Dauphin die Verwaltung der Staatsangelegenheiten, so lange die Königin lebte, und wenn sie sterben würde, die Thronfolge zu versichern. Die Ver-

Am 14. April. mählung gieng mit allem Pomp vor sich, der der Würde des jungen Brautpaars und der Pracht des französischen Hofs gemäß war. Und also hatte Heinrich in wenig Monaten die Ehre, wieder zum Besitz wichtiger Länder zu gelangen, die von Alters her der Krone Frankreich zugehört hatten, und derselben noch ein neues Königreich beyzufügen. Hierdurch gewann auch das Haus Guise neues Ansehen, und grössere Wichtigkeit, weil die Prinzessin nicht nur die Nichte dieser lothringischen Herren war, sondern auch, wenn sie Königin von Frankreich worden wäre, das Gemüth ihres Gemahls gar leicht hätte beherrschen können. Die Vermählung war überdies ein Werk der Regentin von Schottland, Schwester der Guisen, welche die junge Königin vor ihrer Vermählung dahin gebracht hatte, daß sie eine geheime Urkunde ausstellte, worinn sie Schottland dem Dauphin, und der Königin von Frankreich als ein Geschenk zueignete, im Fall sie ohne Erben mit Tod abgehen sollte.

Nun

Nun arbeiteten die Guisen mit desto grösserm 1558
Ernst an dem Fall des Hauses Montmorenci. Der Konnetabel nebst dem Admiral von Coligni war noch gefangen. Aber der Bruder des letzten, der Herr von Andelot, stand wegen seiner Tapferkeit bey Hofe in grossem Ansehn. Da der Herzog von Guise gern allein alles Ansehen im Kriegswesen besitzen wollte, so bemühte er sich, ihn seiner Würde verlustig zu machen, und ließ ihn, als einen eifrigen Anhänger Kalvins der Religion wegen bey dem König verdächtig machen: dennoch stand er in grosser Gnade: um ihm aber auch diese zu rauben, bediente man sich folgender Gelegenheit. Die verwittwete Herzogin Christine von Lothringen erhielt von Heinrichen Erlaubniß, nach Peronne zu kommen, und ihren Sohn zu besuchen, der in Frankreich erzogen wurde. Der Bischof von Arras, Anton Perenot von Granvella, König Philipps vornehmster Minister, begleitete sie, und der Kardinal von Lothringen kam mit dem jungen Herzog auch dahin. Diese beyden Minister hielten verschiedene Unterredungen, und einige glaubten, daß hier eigentlich die Verbindung des Hauses Guise mit Spanien ihren Anfang genommen habe. Unter andern kam man auf die Ausbreitung der protestantischen Religion, und Granvella behauptete, daß sie durch den Krieg zwischen Spanien und Frankreich immer mehr Nahrung erlange; zugleich wuste er den Kardinal von Lothringen bey seiner Schwäche zu fassen, indem er sagte, daß er durch weise Rathschläge, und sein Bruder, der Herzog von Guise, durch rühmliche Thaten bey dem Hofe zu solchem Ansehen gelanget sey, daß es nur auf sie ankommen würde, die Ketzerey in Frankreich auszurotten, welches Werk ihm nothwendig den Segen des Himmels, den Beyfall der Völker, und einen unvergänglichen Ruhm

1558 erwerben würde. Die Gefangenschaft des Konnetabels und des Admirals sey hierbey ein bequemer Umstand, weil diese Herren bisher der Macht des Hauses Guise sehr entgegen gearbeitet hätten; es sey hierbey aller Aufmerksamkeit würdig, daß der Admiral und dessen Bruder, der Herr von Andelot, von Kalvins Irrthümern so stark eingenommen wären, welches man zwar dem Konnetabel nicht Schuld geben könne, dennoch liebe er diese seine Neffen zu sehr, als daß er sie nicht schützen sollte; Andelot insonderheit verführte durch seine Reden und Beyspiele viele von der Armee: dieses Uebel könne nicht besser gehoben werden, als wenn die katholischen Mächte sich unter einander vertrügen, welches am besten durch den Kardinal geschehen könnte. Der Kardinal dankte dem Bischof für diese Eröfnung, und versprach seiner Seits alles Mögliche zum Frieden beyzutragen. Bey seiner Rückkunft am Hof, wuste er dem König die mit dem Bischof gehaltene Unterredung sehr listig und einnehmend beyzubringen, und ihn besonders gegen den Herrn von Andelot zu erbittern. Der König, der von Natur gütig und leutselig war, und einen so treuen Diener zu retten wünschte, ließ ihn an den Hof kommen, und ihn vorher durch den Kardinal Odet von Chatillon, dessen Bruder, und durch Franzen von Montmorenci, dessen leiblichen Vetter, erinnern, daß er auf die Fragen, die ihm der König öffentlich vorlegen würde, so antworten möchte, daß man ihn von den aufgebürdeten Beschuldigungen für frey erkennen möchte. Als er erschien, zog ihn der König an die Tafel, versicherte ihn seiner Gnade, lobte dessen Verdienste, gab ihm aber hernach zu verstehen, daß er in Ansehung der Religion sehr unangenehme Gerüchte von ihm gehöret hätte; er möchte ihn deswegen ausser Zweifel setzen, und ihm sagen, was er von der Messe halte? Ohne

einige

einige Unruhe zu äussern, antwortete Andelot, daß 1558
er von den Empfindungen der lebhaftesten Erkenntlichkeit für alle von dem König erlangte Wohlthaten durchdrungen, daß er bereit sey, sein leben tausendmal zu dessen Diensten bloszustellen, und daß der König über seine Güter und über seine Person verfügen könne: aber in Sachen der Religion erkenne er keinen Herrn über sich, als Gott, und sein Gewissen verstatte ihm nicht, seinen Glauben zu verbergen; diesem nach müsse er frey bekennen, daß er die Messe für eine menschliche Erfindung halte, welche Abscheu verdiene. Ueber diese verwegene Antwort gerieth der König so in Hitze, daß er schwur, er würde Andeloten mit eigener Hand durchbohren, wenn er ihn nicht hätte erziehen helfen; zugleich ergriff er einen Teller, um ihn aus Zorn auf die Erde zu werfen *), traf aber damit den Dauphin. Andelot ward darauf in Verhaft genommen, und auf das Schloß zu Melün gesetzt.

Der Konnetabel nahm bey der Nachricht von so verdrießlichen Vorfällen Zuflucht zu dem einzigen Mittel, das ihm die Gunst des Königs erhalten konnte. Weil er den Spaniern Hoffnung machte, den König von Frankreich zum Frieden bewegen zu können, so ward er auf sein Ehrenwort von ihnen losgelassen, unter der Bedingung, sich zu bestimmter Zeit in seiner Gefangenschaft wieder einzufinden. Bey seiner Ankunft bey Hofe sah er mit Vergnügen die Fortdauer seines Ansehens und die Freundschaft des Königs gegen ihn. Der Herzog von Guise hatte gehoft, der König werde ihm die Bedienung eines Großhofmeisters des königlichen Hauses für seine wichtigen Dienste anvertrauen: aber er vernahm

*) Nicht, wie Daniel sagt, um ihn Andeloten an den Kopf zu werfen.

1558 selbst aus dem Munde des Königs, daß er sie für den ältesten Sohn des Konnetabels bestimmt habe. An statt sein Mißvergnügen hierüber an den Tag zu legen, eilte der Herzog vielmehr, sich durch neue Thaten Ruhm zu erringen. Er wollte nunmehr **Diedenhofen**, einen der festesten Plätze in den Niederlanden, unter den Gehorsam des Königs von Frankreich bringen. Mit vieler Mühe eröfnete man die Laufgräben, wobey der Marschall von **Strozzi** erschossen wurde: aber nach einer blutigen Belagerung von drey Wochen ergab sich die Besatzung.

Gegen Ende des May.

Am 22. Jun.

Hierauf überfiel **Montlüc**, der an Andelots Statt oberster Befehlshaber der französischen Infanterie geworden war, Arlon, bey welcher Gelegenheit der Pulvervorrath Feuer fieng und den grösten Theil der Stadt in die Asche legte; die Festungswerke wurden geschleift. Der glückliche Ausschlag dieser Unternehmung im Luxemburgischen, die, wie man sich schmeichelte, zu neuen Eroberungen führen sollte, ward durch einen unglücklichen Vorfall, der sich in einer andern Gegend der Niederlande zutrug, mehr als zu empfindlich verbittert. Der Marschall von **Thermes**, Befehlshaber zu Calais, war bis in Flandern, ohne daß man ihm widerstanden hätte, vorgedrungen, hatte das freylich noch nicht sehr befestigte **Dünkirchen** mit einer Armee von vierzehntausend Mann berennt, und am fünften Tage der Belagerung mit Sturm erobert. Von da rückte er vor **Nieuport**; er würde sich dieser Stadt auch bald bemächtigt haben, wenn nicht die Annäherung des Grafen von Egmont mit einer weit überlegenern Macht den Rückzug nothwendig gemacht hätte. Aber die Franzosen waren von der Beute, die sie in Dünkirchen gemacht, und von den Plünderungen des platten Landes so beladen, daß sie sich nur langsam bewegen konnten; und **Egmont**, der

sein

sein schweres Gepäcke und grobes Geschütz zurückge- 1558
lassen hatte, kam so schnell heran, daß er nahe bey **Grevelingen** auf sie stieß und mit dem grösten **Ungestüm** angriff. **Thermes**, der die Wahl des Schlachtfeldes hatte, stellte seine Truppen mit Vortheil in den Winkel, den die Mündung der Aa in die See macht, und empfing Egmont mit vieler Standhaftigkeit. Eine Zeitlang war der Sieg ungewiß; die verzweiflungsvolle Tapferkeit der Franzosen, die den unvermeidlichen Untergang vorhersahen, der ihrer Niederlage in einem feindlichen lande folgen muste, hielt der Uebermacht der Niederländer das Gleichgewicht: aber einer von den Zufällen, über welche sich alle menschliche Klugheit nicht erstreckt, entschied dieses Gefecht zu Philipps Vortheil. Ein an den Küsten kreutzendes Geschwader von englischen Kriegsschiffen segelte dem Donnern des Geschützes nach, schiffte sogleich die Aa hinauf, und feuerte ihr grobes Geschütz auf den rechten Flügel der Franzosen mit solcher Würkung ab, daß er sogleich getrennt ward, und Schrecken und Verwirrung über ihre ganze Armee ausbreitete. Die Niederländer, die ein so unerwarteter und zeitiger Beystand mit frischem Muth belebte, verdoppelten ihre Kräfte, und machten dadurch die Flucht der Franzosen fast allgemein; Beynahe zweytausend blieben auf der Wahlstatt. eine noch grössere Zahl fiel in die Hände der landleute, die aus Rache wegen der Grausamkeit, womit ihr land geplündert worden war, die Flüchtlinge verfolgten, und ohne Barmherzigkeit ermordeten; die übrigen wurden gefangen, und unter diesen befand sich der Marschall von **Thermes** selbst, nebst vielen andern vornehmen Officieren.

Dieser Sieg nöthigte den Herzog von Guise, alle andre Entwürfe aufzugeben, und an die

1558 Gränzen der Picardie zu eilen, um dem Fortgang des Feindes in jenen Gegenden zu widerstehen. Selbst dieses Unglück warf neuen Glanz auf seinen Ruhm, und noch einmal sahen die Augen seiner Landsleute auf ihn als den einzigen Feldherrn, dessen Waffen der Sieg allezeit begleitete, und auf dessen gute Anstalten und gutes Glück sie sich in jeder Gefahr verlassen könnten. Heinrich verstärkte Guisens Armee mit so vielen Truppen, die aus den benachbarten Besatzungen gezogen waren, daß sie sich in kurzem auf siebenzigtausend Mann belief. Die feindliche war nach der Vereinigung des Herzogs von Savoyen mit dem Grafen Egmont an Zahl nicht geringer. Sie schlugen ihr Lager wenig Meilen von einander auf; und da Philipp so wohl, als Heinrich, sich jeder bey seiner Armee einfand, vermuthete man, nach so manchem Wechsel von Vortheilen und von Unglück in diesem und dem vorjährigen Feldzug würde endlich ein Haupttreffen vorfallen, und entscheiden, welcher von beyden Nebenbuhlern in Zukunft das Uebergewicht behalten und Europen Gesetze vorschreiben sollte. Ob es aber gleich in beyder Macht stand, so war doch keiner geneigt, die Entscheidung eines so wichtigen Punkts auf den ungewissen Ausschlag einer einzigen Schlacht ankommen zu lassen. Beyde Monarchen hielten sich, als wenn es unter ihnen verabredet gewesen, in der Schutzwehr, und blieben in ihren verschanzten Lagern unbeweglich stehen. Während dieser Unthätigkeit fieng man von beyden Seiten an, vom Frieden zu sprechen, und Heinrich so wohl als Philipp äusserten Neigung zu Vorschlägen, die zur Herstellung desselben dienen könnten. Die Königreiche Spanien und Frankreich waren ein halbes Jahrhundert hindurch fast in unaufhörliche kostbare Kriege verwickelt gewesen; erschöpft von ausserordentlichen

und

und fast ununterbrochenen Anstrengungen, die alle 1558
diejenigen bey weitem überstiegen, deren die europäischen Völkerschaften vor der Eifersucht zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten gewohnt gewesen waren, sehnten sich beyde Nationen so herzlich nach einem Zwischenraum von Ruhe, um ihre Kräfte wieder zu sammlen, daß es beyden Monarchen schwer fiel, die Mittel zur Fortsetzung der Feindseligkeiten aufzubringen. Die Privatneigungen beyder Könige stimmten mit den Wünschen ihrer Unterthanen überein. Philipp sehnte sich nach Spanien zurück, und ward dadurch noch mehr zum Frieden gereitzt; denn er konnte weder mit Anständigkeit noch Sicherheit die Niederlande verlassen, und eine Reise nach Spanien antreten, so lange der Krieg noch fortdaurete. Nicht minder wünschte Heinrich, von der Last und den Sorgen des Kriegs frey zu seyn, damit er Musse haben möchte, alle seine Aufmerksamkeit und die Macht seiner Regierung zur Unterdrückung der reformirten Religion anzuwenden, die sich in Paris und andern grossen Städten des Königreichs so reissend schnell ausbreitete, daß sie der eingeführten Kirche furchtbar ward. Neben diesen Ursachen, die man öffentlich angeben konnte, und die aus dem Zustand der beyden feindlichen Königreiche oder den Wünschen ihrer beyderseitigen Monarchen entstanden, ward noch eine geheime Intrigue am französischen Hofe betrieben, die gewiß eben so viel, als alles Angeführte, zur Beförderung der Friedenshandlungen beytrug. Der Konnetabel betrachtete während seiner Gefangenschaft die schnellen Siege und die königliche Begünstigung des Herzogs von Guise mit der neidischen Bekümmerniß eines Nebenbuhlers. Jeder von ihm gewonnene Vortheil war in seinen Augen eine neue Wunde seines eigenen Ruhms, und er wuste,

1558 mit welcher boshaften Geschicklichkeit man dieselbe anwenden würde, sein Ansehen bey dem König zu vermindern. Ihm war bange, diese Künste möchten nach und nach auf das leichtsinnige und jedem neuen Eindruck offene Gemüth Heinrichs solche Würkung thun, daß sie in demselben alles, was von seiner ehemahligen Gewogenheit gegen ihn noch übrig wäre, tilgen möchten. Er arbeitete also an seiner Rückkunft nach Hofe, und errreichte auch, wie wir schon gesehen haben, seinen Zweck. Aber ein anderer Anlaß hierzu muß noch erzählt werden. Der Kardinal von Lothringen konnte sein Glück nicht mit eben der bescheidenen Mäßigung und Klugheit tragen, wie der Herzog von Guise. Es berauschte ihn, und er vergaß, wie viel sie beyde ihre gegenwärtige Erhebung ihren Verbindungen mit der Herzogin von Valentinois zu danken hätten, und schrieb hochmüthig alles dem ausserordentlichen Verdienst ihrer eignen Familie zu. Dies verleitete ihn nicht allein so weit, daß er seine Wohlthäterin vernachläßigte; sondern er suchte so gar ihre Entwürfe zu verrücken, und sprach von ihrem Charakter und von ihrer Person mit einer beissenden Freiheit. Dies sonderbare Weib, das, wenn wir den gleichzeitigen Schriftstellern glauben dürfen, bis in sechzigste Jahr die Schönheit und die Reitze der Jugend besaß, und in welches Heinrich bis zum Unsinn verliebt war, fühlte diese Beleidigung auf das empfindlichste, und brannte vor Begierde, sich deswegen zu rächen. Da kein Mittel die Guisen zu stürzen, kräftiger seyn konnte, als dies, daß sie ihr eigenes und des Konnetabels Interesse gleichsam in eines schmölze; so schlug sie diesem eine Heurath ihrer Enkelin mit einem seiner Söhne vor, die ein Band ihrer künftigen Vereinigung seyn sollte; der Konnetabel willigte ohne Bedenken in diese Ehe. So bald dies ge-

schehen war, wandte die Herzogin alles Ansehen, 1558
das sie bey dem König hatte, dazu an, daß sie ihn in seiner Neigung zum Frieden bestärkte, und ihn bewegte, einige Schritte zur Beförderung desselben zu thun. Sie flößte ihm den Gedanken ein, daß jeder dahin abzielender Vorschlag am schicklichsten von dem Konnetabel gethan werden könnte, und allem Vermuthen nach die Sache glücklich ausschlagen müste, wenn der ganze Plan seiner Klugheit überlassen würde.

Als hierauf **Montmorenci** aus seiner Gefangenschaft an den Hof zurückkam, und Heinrich ihm die schmeichelhaftesten Proben seiner Achtung gegen ihn gab, hielten die Guisen für rathsam, diesem Strom von Gunst auszuweichen, da sie nicht mächtig genug waren, ihm zu widerstehen; beyde schränkten sich blos auf die Geschäfte ein, die ihre Aemter forderten, und liessen dem Konnetabel und der Herzogin von Valentinois die Verwaltung der öffentlichen Staatsangelegenheiten. Diese brachten den König in kurzem so weit, daß er Bevoll- im Oct.
mächtigte zu **Friedensunterhandlungen** ernannte. Philipp und seine Gemahlin, die Königin Marie von England, thaten desgleichen. Die Abbrey **Cercamp** in der Grafschaft St. Paul ward zu dem Ort der Zusammenkünfte bestimmt, und alle kriegerische Geschäfte wurden sogleich durch einen Stillstand eingestellt. Die Forderungen der Parteyen waren zwar Anfangs übertrieben; aber alle verlangten doch Frieden. Nach und nach räumten sie einander so viel ein, daß alle Hindernisse des Vergleichs gar bald hätten gehoben werden müssen. Der am 21sten September erfolgte **Tod Karls des Fünfren** war für Philippen ein neuer Beweggrund, den Schluß des Vertrags zu beschleunigen, weil seine Un-

1558 geduld, nach Spanien zu reisen, dadurch grösser ward, wo sich nunmehr keine grössere und berühmtere Person fand, als er. Allein, trotz aller einstimmigen Wünsche der Parteyen trug sich eine Begebenheit zu, die einen unvermeidlichen Aufschub in ihren Unterhandlungen verursachte. Ohngefähr einen Monat nach Eröffnung der Cercampischen Konferenzen endigte die Königin Marie von England ihre kurze und unrühmliche Regierung; und ihre Schwester Elisabeth ward von allen Engländern, mit allgemeiner Freude, unmittelbar als Königin ausgerufen. Da die Vollmacht der englischen Gesandten mit dem Tod ihrer Königin aufhörte, so durften sie nun nicht fortschreiten, ohne Vollmacht von ihrer neuen Gebieterin erhalten zu haben. Heinrich und Philipp sahen beyde mit gleicher Unruhe Elisabeths Thronbesteigung. Jeder hatte in Absicht auf die Königin einiges Verdienst, das er zu seinem Vortheil anführen konnte. Heinrich hatte ihr eine sichere Zuflucht in seinem Land angeboten, im Fall die Furcht vor den Gewaltthätigkeiten ihrer Schwester sie zwingen sollte, zur Erhaltung ihres Lebens aus England zu weichen. Philipp hatte durch seine mächtige Fürbitte Marien gehindert, daß sie den Haß gegen ihre Schwester nicht bis aufs Aeusserste trieb. Jeder bemühte sich, diese Umstände zu seinem Vortheil anzuwenden. Allein, Heinrich selbst hinderte durch eine unverzeihliche Unbesonnenheit, daß Elisabeth in ihrer Unterhandlung mit ihm nicht so weit gieng, daß Philipp dadurch beleidigt oder von ihr hätte abgewendet werden können. Zu eben der Zeit, da er Elisabeths Freundschaft geflissentlich suchte, gab er mit einem höchst unzeitigen Leichtsinn dem Andringen der Guisen nach, und erlaubte seiner Schwiegertochter, der Königin von Schottland, den Titel und das Wappen

pen einer Königin von England zu führen. Dieser 1558
Anspruch, die Quelle vieler Widerwärtigkeiten für die unglückliche Königin von Schottland, zerstörte auf einmal alles Vertrauen, das zwischen Heinrich und Elisabeth hätte stattfinden können, und verursachte Mißtrauen und Feindschaft. Elisabeth fand, daß sie sich ihres Vortheils wegen mit Philippen vereinigen, und den Frieden blos von einer Unterhandlung, die gemeinschaftlich mit ihm getrieben werden würde, erwarten müste.

Durch ein sehr kluges Betragen, vermöge des- 1559
sen Elisabeth Philippen nicht alle Hoffnung zu einer Vermählung mit ihr abschnitt, und ihre Gesinnungen in Absicht auf die Religion eine Zeitlang verbarg, brachte sie diesen Monarchen so weit, daß er sich ihrer Vortheile bey der Anfangs zu Cercamp und hernach zu **Chateau Cambresis** fortgesetzten Konferenz annahm. Ein endlicher Vertrag, der alle Forderungen und Ansprüche so vieler Fürsten ganz schlichten sollte, forderte freylich eine Prüfung so mancherley verflochtner Punkte, und führte in so unendlich viel kleine Untersuchungen, wodurch die Unterhandlungen ungemein langwierig hätten werden müssen. Aber der Konnetabel von Montmorenci bewies einen so unermüdlichen Eifer, daß alle streitige Punkte endlich zu Heinrichs und Philipps völligen Zufriedenheit abgethan wurden, und man war schon so weit, daß die letzte Hand an den Vertrag zwischen beyden gelegt werden sollte. Die Forderungen des englischen Hofs waren die einzige Hinderniß der Unterzeichnung. Elisabeth drang auf die Wiedergabe von Calais, in einem so hohen Ton, daß sie dieselbe zu einer wesentlichen Bedingung ihrer Einwilligung zum Frieden machte. Heinrich weigerte sich, diese wichtige Eroberung fahren zu lassen, und es schien,

beyde

1559 beyde hätten ihre Entschliessung unwiderruflich standhaft gefaßt. Philipp unterstützte Elisabeths Ansprüche an Calais mit vielem Eifer, nicht allein aus einem Grund von Billigkeit gegen die Engländer, damit es den Schein haben möchte, er habe beygetragen, ihnen das wieder zu schaffen, was sie, indem sie sich seiner Angelegenheiten angenommen, verlohren hatten; nicht allein in der Absicht, die Königin Elisabeth durch dies Betreiben ihres Vortheils desto mehr für sich einzunehmen; sondern auch, um Frankreich dadurch weniger furchtbar zu machen, wenn er dessen Erbfeinden diese Thür zu dem Innern des Königreichs versicherte. Inzwischen fieng die Hitze, mit welcher er sich der englischen Angelegenheiten annahm, bald an, ziemlich nachzulassen. Während des laufs dieser Unterhandlungen hatte Elisabeth, die sich nun auf dem Throne fest fühlte, angefangen, so lebhafte Maasregeln zu nehmen, nicht allein alles, was ihre Schwester zum Besten der katholischen Religion gethan, umzustossen, sondern auch die protestantische auf eine dauerhafte Art einzuführen, daß Philipp überzeugt ward, seine Hoffnung einer Ehe mit ihr sey im Anfang eitel gewesen, und nun ganz verlohren. Von der Zeit an wurden seine Vermittelungen für ihre Vortheile kaltsinniger, und blosse Förmlichkeiten, die entweder nur aus Rücksicht auf den Wohlstand, oder aus der Betrachtung eines entferntern politischen Interesse flossen. Elisabeth hatte Ursache, eine solche Veränderung in Philipps Betragen zu erwarten, und merkte es augenblicklich. Da aber für ihre Unterthanen nichts schädlicher, oder den Entwürfen ihrer innerlichen Regierung nichts gefährlicher hätte seyn können, als die Fortsetzung eines Kriegs mit Frankreich, so fühlte sie die Nothwendigkeit, solche Bedingungen an-

anzunehmen, die ihr die Lage ihrer Angelegenheiten 1559
vorschrieb, und daß sie gewiß darauf rechnen könnte, ein Bundsgenosse, der mit ihr durch ein so schwaches Band vereiniget wäre, würde sie bald verlassen, wenn sie nicht bey Zeiten ihre Forderungen milderte, und auf annehmliche Bedingungen einschränkte. Sie ertheilte also ihren Gesandten neue Verhaltungsbefehle, und da Philipps Bevollmächtigte als Mittelspersonen zwischen ihnen und den französischen handelten, fiel man auf ein Mittel, wodurch die Königin gewissermassen gerechtfertigt ward, daß sie von der Härte ihrer ersten Forderung wegen Calais nachgelassen hätte. Alle geringere Artikel wurden, ohne weitläuftige Untersuchungen, in kurzem abgethan. Philipp, um wenigstens den Schein zu haben, daß er die Engländer nicht verlassen, drang darauf, daß der Vertrag zwischen Heinrich und Elisabeth förmlich geschlossen werden sollte, ehe noch der Vertrag zwischen ihm und dem König von Frankreich unterzeichnet würde. Also ward der eine Vertrag am zweeten April, und der andere den Tag darauf unterschrieben. Am 2. und 3. Apr.

Der **Friedensvertrag zwischen Frankreich und England** enthielt keine wichtigen Artikel, ausgenommen den, der **Calais** betraf. Es ward festgesetzt, der König von Frankreich sollte diese Stadt nebst allem, was davon abhängt, acht Jahre lang besitzen; nach Verlauf dieser Zeit sollte er sie an England zurückgeben: wofern er dies nicht thäte, sollte er in eine Strafe von fünfhundert tausend Kronen fallen, und für die Bezahlung dieser Summe sollten sechs oder acht reiche Kaufleute, die nicht seine Unterthanen wären, Bürgen seyn; fünf Personen sollten so lang, bis diese Bürgschaft zu Stande käme, der Königin als Geisel gegeben wer-

den,

1559 den, und wenn auch die fünfhundert tausend Kronen Strafgelder ausgezahlt wären, sollte gleichwohl England sein Recht auf Calais eben so vollkommen behalten, als ob der achtjährige Termin verflossen wäre. Der König und die Königin von Schottland sollten in diesen Vertrag mit aufgenommen werden. Wenn sie oder der König von Frankreich den Frieden durch eine oder die andre Feindseligkeit brechen würden, so sollte Heinrich sogleich verbunden seyn, Calais wieder abzutreten: sollte aber auf der andern Seite ein Friedensbruch von Elisabeth herrühren, so sollte Heinrich und der König und die Königin von Schottland von allen Verbindungen los seyn, in die sie sich durch diesen Vertrag eingelassen hätten. Ohngeachtet der ausstudirten Aufmerksamkeit, womit man sich gegen so viele Fälle verwahrte, sahe man doch deutlich, daß es Heinrichen kein Ernst war, Calais jemals wieder heraus zu geben; auch ist es nicht wahrscheinlich, daß Elisabeth sich Hoffnung dazu gemacht hätte. Es war beynahe unmöglich, daß sie acht Jahre lang in einer so vollkommenen Eintracht so wohl mit Frankreich als mit Schottland leben sollte, daß Heinrich nicht einen Vorwand hätte aufbringen können, wodurch er ihr Uebertretungen des Vertrags Schuld geben konnte. Und wenn auch dieser ganze Zeitraum ohne allen Anlaß zu Klagen verstrichen wäre, und sodann Heinrich lieber die versprochene Summe bezahlt, als Calais abgetreten hätte, so blieb der Königin kein ander Mittel, ihr Recht zu behaupten, übrig, als die Waffen.

Das Mittel, das Montmorenci zur Erleichterung des Friedensschlusses zwischen Spanien und Frankreich anwandte, war die Unterhandlung zweener Eheverträge, einmal zwischen Elisabeth, Hein-

Heinrichs ältesten Tochter, und **Philippen**, der sei- 1559
nem Sohn, dem unglücklichen Don Carlos, vorgriff, dem diese Prinzeßin vorhin bey den Unterhandlungen zu Cercamp versprochen war; und dann zwischen **Margarethen**, Heinrichs einzigen Schwester, und **dem Herzog von Savoyen.** Da Heinrich für seine Schwester und für seine Tochter eine anständige Ausstattung fand, so räumte er in Betrachtung derselben Philippen so wohl als dem Herzog von Savoyen Bedingungen ein, die er sich in einer andern lage nimmermehr würde haben gefallen lassen. Die wesentlichsten Artikel des **Vertrags zwischen Frankreich und Spanien** waren folgende: Es sollte zwischen diesen beyden Kronen und ihren beyderseitigen Bundsgenossen eine beständige und aufrichtige Freundschaft errichtet seyn; die zween Monarchen sollten gemeinschaftlich an der Berufung eines allgemeinen Konciliums, an Einschränkung der Ketzerey, und an Wiederherstellung des Kirchenfriedens arbeiten; alle Eroberungen, die jede von beyden Parteyen seit dem Anfang des Kriegs im Jahr 1551 disseits der Alpen gemacht, sollten von beyden Seiten wieder abgetreten werden; das Herzogthum Savoyen, das Fürstenthum Piemont, das Ländchen Bresse, und alle andere den Herzogen von Savoyen ehemals unterworfene landschaften sollten dem Herzog Emanuel Philibert, unmittelbar nach seiner Vermählung mit Margarethen von Frankreich wiedergegeben werden, ausgenommen die Städte Turin, Quiers, Chivois, und Villanova, die Heinrich so lang im Besitz behalten sollte, bis die Ansprüche, die dieser König wegen seiner Großmutter hätte, rechtlich abgefunden seyn würden; so lang Heinrich diese Oerter in seiner Gewalt hätte, sollte Philipp gleichfalls berechtiget seyn,

in

1559 in den Städten Vercelli und Asti Besatzungen zu halten; der König von Frankreich sollte sogleich alle Plätze räumen, die er noch in Toskana und dem Sienesischen besässe, und allen künftigen Ansprüchen auf dieselben entsagen; er sollte das Marquisat Montferat dem Herzog von Mantua wieder abtreten; er sollte die Genueser wieder zu Gnaden annehmen, und ihnen die Städte herausgeben, die er auf der Insel Korsika genommen; keiner von den Fürsten oder Staaten, denen die gemeldeten Länder wieder eingeräumt würden, sollte seine Unterthanen zur Rechenschaft fordern, wegen alles dessen, was sie, so lang sie unter feindlicher Bothmäßigkeit gestanden, etwa möchten gethan haben, sondern alles sollte in ewige Vergessenheit begraben seyn. Der Kaiser, der Pabst, die Könige von Dännemark, Schweden, Polen, Ungern, der König und die Königin von Portugal, und fast jeder Fürst und Staat der Christenheit wurden in diesen Vertrag, als Bundsgenossen, entweder von Heinrich oder Philipp, mit aufgenommen.

Und so ward durch diesen berühmten Vertrag zu Chateau-Cambresis der Friede in Europa wiederhergestellt. Alle Ursachen der Zwietracht, die die mächtigen Monarchen Frankreichs und Spaniens so lange gegen einander erbittert, und erbliche Streitigkeiten und Kriege von Karl'n auf Philipp und von Franzen auf Heinrich gebracht hatten, schienen nun ganz gehoben und völlig abgethan zu seyn. Nur der gröste Theil der Franzosen, oder eigentlich nur die Partey der Guisen, murrete über die ihrer Meinung nach schimpflichen Bedingungen eines Vertrags, zu welchem, wie sie sagten, ein ehrgeitziger Minister, Montmorenci, um seine Freyheit zu erlangen, und eine arglistige Buhlerin, die Herzogin

von Valentinois, um ihre Rachgier zu befriedigen, 1559
ihren zu leichtsinnigen Monarchen verführt hätten. Sie schrien laut über die Thorheit, daß man durch den Frieden der Krone Frankreich hundert und acht und neunzig feste Plätze — unter denen aber nicht der zwanzigste Theil beträchtlich war — in den Niederlanden oder in Italien herausgegeben, und weiter nichts als drey unerhebliche Städtchen, St. Quentin, Ham und Catelet dafür wiederbekommen hätte. Sie sahen es als einen unauslöschlichen Schandfleck für die Ehre der französischen Nation an, daß man an einem Tage so vielen weitläuftigen ländern entsagt hätte, die man mit so weniger Mühe hätte behaupten können, und zu deren Wiedereroberung der Feind etliche Jahre von Glück und Siegen nothwendig gehabt haben würde. Aber Heinrich, zufrieden mit den gründlichen Erwerbungen von Calais, Metz, Toul und Verdün, unterschrieb den Vertrag, ohne Rücksicht auf die Gesinnungen seines Volks, ohne sich von den Vorstellungen der Guisen und des Marschalls von Brissac, den die Wiedergabe so vieler von ihm mühsam erworbener und schön vertheidigter Plätze in Piemont äusserst schmerzte, bewegen zu lassen, und erfüllte alles, was er versprochen hatte, mit grosser Genauigkeit. Der Herzog von Savoyen Im Jun.
kam mit einem zahlreichen Gefolge nach Paris, seine Vermählung mit Heinrichs Schwester zu vollziehen. Der Herzog von Alba erschien in Begleitung des Prinzen von Oranien und des Grafen von Egmont in eben dieser Hauptstadt, sich im Namen seines Königs die Prinzeßin Elisabeth antrauen zu lassen. Beyde wurden mit ausserordentlichem Pomp an dem französischen Hof aufgenommen. Mitten unter den Lustbarkeiten und Festen, die bey dieser Gelegenheit angestellt wurden, endigte König

1559 Heinrich durch einen seltsamen und tragischen Zufall sein Leben. Denn als er bey einem Turnier mit ungemeiner Geschicklichkeit und allgemeiner
Am 29. Jun. Bewunderung eine Menge von Lanzen gebrochen hatte, und zuletzt noch den jungen Grafen und Kapitän Montgommeri mit vielen Zunöthigungen zu einem Gang aufforderte, so fuhr ihm ein Splitter von Montgommeri's Lanze durch das Visier seines Helms über dem rechten Auge tief in den
Am 10. Jul. Kopf, woran er eilf Tage hernach im ein und vierzigsten Jahr seines Alters und im dreyzehnten seiner Regierung den Geist aufgeben muste. Er verziehe dem ohnehin unschuldigen Montgommeri, und gab seine Einwilligung in die Vermählung des Herzogs von Savoyen, die der Herzog aus Furcht, man möchte ihm nach Heinrichs Tode nicht mehr Wort halten, eifrigst betrieb, und die auch würklich einen Tag vor dem Absterben des Königs im Zimmer ohne alles Gepränge vollzogen wurde.

Regi=

Register
der merkwürdigsten Personen und Sachen.

A.

Adolf, Herzog von Geldern, von den Flamländern zum Anführer gewählt 156
Agnadello, dortige Schlacht 393
Albrecht, Markgraf von Brandenburg 706
Alençon, Herzog, dessen Verrätherey 110. immerwährendes Gefängniß und Tod 124. Unglück seines Sohns, des Grafen von Perche 185
Amboise, Kardinal, päpstlicher Legat in Frankreich zur Verbesserung der Mönchsorden 337
Amerika, neue Entdeckungen darin unter Franz I. 567
Amiens, dortige vier Vergleiche mit England 541
Ancenis, dortiger Vertrag mit Bretagne 61
Andelot, der Religion wegen gefangen gesetzt 751
Angers, dortiger Vertrag zwischen Ludwig XI. und Bretagne 82
Anjou, Herzogthum, fällt an die Krone zurück 179
Anne von Frankreich, Gemahlin Peters von Bourbon-Beaujeu, wird Regentin für Karl VIII. 191. ihr Betragen gegen ihre Feinde 237. neues Bündniß gegen sie 243. Ende ihrer Regentschaft 269. ihr Tod 496
Anne von Bretagne, wird mit K. Maximilian durch Procuration vermählt 266. wird Karls VIII. Gemahlin 272. und Ludwigs XII. 319. stirbt 435
Annebaut, Admiral 626. 659
Aragonien, s. Roussillon.
Armagnac, Graf Johann V. wird von Ludwig XI. gedemüthigt 78. Jacob, Herzog von Nemours, dessen Schicksal 79 f. 160 f. Empörung des Grafen Armagnac 109. unglücklicher und unbilliger Tod desselben und seiner Familie 113. Schicksal seines Bruders 199 f.
Aumale, Grafschaft, wird ein Herzogthum 662

B.

Balüe, Johann, Bischof von Evreux 32. wird Kardinal 53. wird eingezogen 72. kommt als Legate nach Frankreich 232
Barbarossa 633
Bayard, Ritter ohne Furcht und Tadel 476
Beauvais, merkwürdige Belagerung dieser Stadt 107. f.
Blois, dortiger dreyfacher Vergleich 373. f. abermaliger 435
Boulogne, geht an die Engländer über 652. kommt wieder an Frankreich 688
Bourdeaux, Errichtung des dortigen Parlaments 15
Bretagner fallen in die Normandie 57. Ludwigs XI. Vertrag mit Bretagne zu Ancenis 61. und Angers 82. Bündniß zwischen Bretagne und Burgund zu Etampes 82. Krieg und Waffenstillstand mit Ludwig XI. 107. 109. Vergleich 137. 144. Bündniß mit England ꝛc. wider Frankreich 178. 183. Vertrag zu Bourges 241. franz. Krieg in Bretagne 248 f. englische Hülfsvölker dahin 258. die Erbin Anne wird mit K. Maximilian vermählt 266. und nachher mit Karl VIII. 272. Bretagne wird ganz mit der Krone vereinigt 572. bekommt ein Parlament 713
Boulogne, Grafschaft, wird mit der französischen Krone vereinigt 165
Bündniß des allgemeinen Besten 29
Burgund, Herzogthum und Grafschaft, Krieg darin 156
Burgundische Macht, deren Wachsthum unter Karl dem Kühnen 97. 114. s. Karl.

C.

Cäsar Borgia, dessen Geschäfte in Frankreich 327
Calais, dortiger Kongreß 477. es wird den Engländern entrissen 746. Vergleich darüber im Frieden von Chateau-Cambresis 763
Campe, dortiger Friede zwischen Frankreich und England 656
Cerisoles, dortige Schlacht 640
von Chabot-Brion, Admiral 624
Chateau-Cambresis, dortiger Friede mit England und Spanien 761 f.
Conflans, dortiger Friedensschluß 41. Betrachtungen darüber 45
Crespy, dortiger Friede 646. Protestation dawider 653

D.

Damenfriede zu Kambray 555
Diane von Poitiers 624
Doria, Andr. dessen Abfall von Frankreich 548
Dünkirchen, von den Franzosen erobert 754

E.

Eduard IV. wird wieder König von England 95. landet bey Calais und führt Krieg mit Frankreich 132. stirbt 188
Eduard VI. König von England 666. 715
Elisabeth, Königin von England 760
England, dortige Staatsveränderungen 83. 95. 715 f. 760. es behält von Frankreich nichts als den leeren Titel 687. verliehrt Calais 746
Eßlingen, dortiges Bündniß zwischen Franz I. und den Protestanten 576
Etampes, dortiges Bündniß zwischen Bretagne und Burgund 82.
von Etampes, Herzogin, deren Verräthereyen 645
Etaples, dortiger Friede mit England 274

F.

Ferdinand der Catholische, dessen List, K. Ludwigen um seinen Antheil von Neapel zu bringen 348. er vermählt sich mit Ludwigs Schwestertochter und macht ein Bündniß mit ihm 378. erobert Navarra 423. neuer Vergleich mit K. Ludwig XII. 435. sein Tod 452
v. Fleuranges, Marschall, stirbt 601.
Fornova, dortiges Treffen 299
Frankfurt, dort geschlossener Friede zwischen Karl VIII. und Maximilian 264
Franz II. Herzog von Bretagne 226. stirbt 255
Franz von Angouleme, Graf von Valois, dessen Vermählung mit der Prinzessin Klaudia 440
Franz I. König von Frankreich 441. sein Bündniß und Ehevertrag mit dem Erzherzog Karl 444. Vertrag mit ihm als dem neuen König von Spanien, zu Noyon 455. Eifersucht gegen ihn als Kaiser 465. er wird sein Gefangener 517:530. macht ein Bündniß gegen ihn mit italiänischen Mächten 535. Vertrag mit K. Heinrich von England 537. 539 f. 558. er fordert den Kaiser heraus 546. heißt ein Vater und Wiederhersteller der Wissenschaften in Frankreich 560. sein Betragen

gegen die protestantischen Fürsten in Teutschland 575. 583. er behandelt den Kaiser als seinen Vasallen, und läßt ihn vor das Pariser Parlament citiren 603 f. sein Bündniß mit dem türkischen Kaiser Soliman 607. 631. seine Unterredung mit dem Kaiser Karl zu Aiguesmortes 612. er wird durch die dem Kaiser verstattete Durchreise seinen Bundsgenossen verdächtig 620. zween seiner Gesandten werden von den Kaiserlichen ermordet 621. f. sein Bündniß mit Dänemark, Schweden und Cleve 623. türkische Flotte in seinen Diensten 633. sein Tod 658

G.

Gasto von Foix, Herzog von Nemours, dessen Thaten in Italien 416
Genua, dortige Unruhen 383 f. die Franzosen werden daraus vertrieben 485. es entzieht sich der französischen Oberherrschaft 552
Georg von Amboise, Kardinal, wird Ludwigs XII. erster Minister 316. seine Familie ibid. sein Tod 400
von Gie', Marschall, peinlicher Proceß desselben 365
Grevelingen, dortige Niederlage der Franzosen 755
Großalmosenier, der erste 246
Guinegate, dortiges Treffen 175. Spornengefecht 431
von Guise, Herzog Franz, wird Generalstatthalter von Frankreich 745. Wachsthum des Guisischen Hauses 750
Guyenne kommt an Karl von Berri 75. wird wieder mit der Krone vereinigt 106. Krieg darin 247

H.

Heilige Ligue gegen den K. von Frankreich 413. gegen den Kaiser Karl 535. wider Venedig 390
Heinrich VIII. König von England, kündiget K. Franzen den Krieg an 488. stirbt 658
Heinrich II. König von Frankreich 659. seine ersten Verordnungen 662, gefährliche Empörung unter ihm 671=679. sein Streit mit Pabst Julius III. 688 ff. sein Bündniß mit den protestantischen Fürsten in Teutschland 695 f. er nennt sich Beschützer der Freyheiten von Teutschland und Erlöser seiner gefangenen Fürsten 698. nimmt Metz, Toul und Verdün ein 699 f. maßt sich der Oberherrschaft über Lothringen an 701. sein fruchtloser Anschlag auf Straßburg 702. seine Anschläge auf Neapel 711. Bündniß mit Pabst Paul IV. 725 f. 738. fünfjähriger

riger Waffenstillstand mit Spanien 729. er errichtet den vierten Reichsstand 749. sein Friede zu Chateau-Cambresis 761 f. sein tragischer Tod 768

J.

Jakob von Armagnac, Herzog von Nemours, sein Proceß und Hinrichtung, wie auch Vertheilung seiner Länder 160 f.
Jakob V. König von Schottland 613
Jarnackischer Zweykampf 664
Johann II. König von Aragonien, stirbt 173
Italiens Blitz, Benennung des Gasto von Foix 416

K.

Kambray, dortiges Bündniß wider Venedig 389 f. dortiger Damenfriede 554 f. 558
Karl, Herzog von Orleans, stirbt 28
Karl, Ludw. XI. Bruder, wird Herzog von Berri 11. entweicht nach Bretagne und stellt sich an die Spitze der Mißvergnügten 29. Versammlung der Reichsstände wegen seiner Appanage 58 f. er bekommt Guyenne 75. seine Appanage wird vergrössert 76. sein Heurathsgeschäfte 77. 88. 95. er wird nebst seiner Maitresse vergiftet 102. stirbt 103
Karl der Verwegene, Herzog von Burgund 56. ihn bekriegen die Lütticher 57. er bestraft diese Stadt 69 f. wird vor das Pariser Parlament geladen 90. rüstet sich zum Krieg gegen Frankreich 91. steht dem K. Eduard von England bey 92. sieht sich zu einem Stillstand mit Frankreich gezwungen 93. Wachsthum seiner Macht 97. sein Bündniß mit Kastilien und Aragonien 100. er sucht sich ganz der Oberhoheit des K. von Frankreich zu entziehen ibid. sein heftiges Manifest gegen den König 104. Einfall in Isle de France und Normandie 107. Stillstand 109. 112. er geräth auf die Gedanken, ein neues Königreich zu errichten 114. seine Anschläge auf Lothringen 116. er zerfällt mit dem Kaiser 117. bricht den Stillstand mit Frankreich 120. und verlängert ihn ibid. er mischt sich in die Kölnischen Händel und belagert Neuß 128. macht zu Soleure einen neunjährigen Stillstand mit Frankreich 136. bemächtiget sich des Herzogthums Lothringen 139. sein Ende 141. seltsamer Proceß gegen ihn nach seinem Tode 169
Karl, Dauphin Ludwigs XI. 88

Karl von Amboise oder Chaumont wird Statthalter in dem Herzogthum Burgund 159
Karl von Maine, Titularkönig von Jerusalem und Neapel, wird Graf von Provence und Forcalquier 180. stirbt und vererbet das Land an Ludwig XI. 185
Karl VIII. König von Frankreich 159. Verfassung des Staats beym Anfang seiner Regierung 200 f. sein erstes Lit de Justice 253. erste monarchische Handlung 269. Vertrag mit dem römischen König 264. Vermählung mit der Erbin von Bretagne 272. Vergleich mit dem römischen König Maximilian zu Senlis 207. sein Vorsatz, Neapel und Konstantinopel zu erobern 277. Zug nach Italien 283 f. er läßt sich die Rechte des Andreas Paläologus auf Konstantinopel abtreten 286. seine neapolitanische Krönung, und Einzug im kaiserlichen Ornat 294. seine Absichten auf Konstantinopel werden vereitelt ibid. er verläßt Neapel 297. giebt Befehl zur Sammlung der gesetzlichen Herkommen in den Provinzen 311 f. verändert den grossen Rath 312. denkt auf Verbesserung des geistlichen Standes 313. stirbt ibid.
Karl V. Kaiser 465. bekommt K. Franz I. zum Gefangenen 517. erobert Rom 539. hält in Rom eine heftige Rede gegen K. Franz I. 592. vertreibt die Franzosen aus Savoyen und Piemont, und thut einen für sich nachtheiligen Einfall in die Provence 594 f. seine Reise durch Frankreich 614 f. er belagert Metz vergeblich 705 f. legt die Regierung nieder 728 f.
Karl Herzog von Orleans, stirbt 653
Karl Herzog von Savoyen, stirbt 715
Katharine von Medici 580
Klementinischer Bund 535
Konkordat mit dem Pabst von Franz I. 456
Kosmus von Medici 720
Krieg für das gemeine Beste, wider Ludwig XI. 29:45
Kriegswissenschaft, deren Zunahme unter Franz I. 564

L.

Lager vom goldenen Stück 469
Landois wird hingerichtet 230. 239
Languedok, spanischer Krieg darin 311
Leucate, dortiger Friedenscongreß 609
Lothringen, s. Nicolaus. Die Lothringer wählen den jungen Grafen von Vaudemont zu ihrem Herzog 115. Renatus erlangt das Herzogthum wieder 145. Lothringen trit zu dem Bünd-

Bündniß der mißvergnügten Prinzen 244. Cardinal Johann von Lothringen 625
Louise von Savoyen 248. K. Franzens Mutter 442. ihr starkes Antheil an seiner Regierung ibid. ihr Tod 572
Ludwig XI., Frankreichs Zustand bey seiner Thronbesteigung 1: 3. seine erste Handlungen 3 f. Betragen gegen den Herzog von Burgund um die Zeit seiner Krönung ꝛc. 4 f. 6 f. 16. er verzeihet seinen Feinden, sieben ausgenommen 4 f. seine Veränderungen unter den Staatsbedienten 5 f. Begnadigung des Herzogs von Alençon und des Grafen von Armagnac 6. er begiebt sich nach Tours 7. ernennt den Grafen Karl von Charolois zum Generalstatthalter in der Normandie 7. der Pabst lockt ihm die pragmatische Sanktion von Bourges ab 8. sein Betragen gegen den Herzog von Bretagne 9 f. sein Bruder Karl erlangt das Herzogthum Berri zur Appanage 11. seine Verfolgung Antons von Chabannes, Grafen von Dammartin 12. Unterhandlung mit dem K. von Aragonien 13. er wird Schiedsrichter zwischen den K. von Kastilien und Aragonien 14. errichtet das Parlament zu Bourdeaux 15. erlangt von dem Herzog von Burgund die Städte an der Somme wieder 17. sein Mißtrauen gegen seine Vasallen 19. Verlängerung des Stillstandes mit England 19. Verfahren gegen den Herzog von Bretagne 19. 22. 27. Bündniß der Prinzen gegen ihn 21. Fortgang der Verschwörung gegen ihn 25 f. sein Bruder stellt sich an die Spitze der Mißvergnügten 29. seine lebhafte Anstalten zur Dämpfung des Kriegs 32. Schlacht bey Montlheri 35. seine Ankunft in Paris und Betragen gegen die Bewohner der Stadt 36. Friedensschluß mit den Prinzen 41. geheime Protestation dagegen 42. Betragen gegen die Prinzen nach dem Frieden 44. 46. er bemächtigt sich der Normandie wieder 49. vermählt seine natürliche Tochter Johanne mit dem Bastard von Bourbon 51. begnadiget den Grafen von Dammartin 52. sein Vertrag zu Ancenis mit Bretagne 61. er vergleicht sich mit dem Herzog von Burgund, und begiebt sich zu ihm nach Peronne 62. wo er in grosse Verlegenheit und Gefahr geräth 63 f. muß ihn nach Lüttich begleiten und die Bestrafung dieser Stadt mit ansehen 69. stiftet den Ritterorden von St. Michael 75. demüthiget den Grafen Johann V. von Armagnac 78. schließt einen Vertrag mit Bretagne zu Angers 82. rüstet sich zum Krieg gegen den Herzog von Burgund 85. sein Bündniß mit den Schweitzern 85. Stillstand mit Burgund 93. und Vergleich 103. den er bricht 104. er wird für den Urheber der Vergiftung seines

Bruders gehalten 104 f. will sich an dem Hause Anjou rächen 114. fürchterliches Bündniß gegen ihn 125. er nöthiget den Fürsten von Oranien, ihn für seinen Oberherrn zu erkennen 130. erkauft den Frieden von den Engländern 134. unterredet sich mit dem K. von England 136. giebt den Englischen Ministern Jahrgelder ibid. macht einen neunjährigen Stillstand mit Burgund ibid. Stillstand mit Aragonien 136. und neuen Vergleich mit Bretagne 137. 144. demüthiget den Titularkönig von Neapel, Renatus von Anjou 142. seine Absichten auf die Staaten des getödteten Herzogs von Burgund 145. er nimt von dem Herzogthum Burgund Besitz 146. und bemächtigt sich der Städte an der Somme 149. schickt seinen geadelten Barbier Olivier als Gesandten nach Gent an die burgundische Prinzeßin Marie 149. sein listiges Betragen gegen ihre Gesandten 151. er entdeckt die Unterhandlungen des Herzogs von Bretagne mit England, und nöthigt ihn zu einem neuen Vergleich 152 f. nimt ihm die Grafschaft Etampes und beschenkt damit den Vicomten von Narbonne 153. bemächtiget sich der Städte Cambray und Dornick, und anderer in Artois und Flandern 154 f. Stillstand zwischen ihm und dem Erzherzog Maximilian 159. 183. Unterhandlungen und Vertrag mit dem englischen Hofe 159 f. 172. Vergleich mit dem Herzog von Lothringen und mit den Venetianern 160. Verlängerung des Stillstandes mit Spanien ibid. Vereinigung der Grafschaft Boulogne mit der französischen Krone 165. er bewirbt sich um Bundsgenossen in Teutschland und der Schweitz 167. seine grosse Schenkungen, wogegen das Parlament Vorstellung thut 167 f. Proceß gegen den verstorbenen Herzog von Burgund 169. Vergleich mit Kastilien 172. Krieg mit Maximilian 175. Vervollkomnung des Militärstandes 176 f. Ansprüche auf Lothringen 180. Verordnungen zur Verbesserung des Reichs 182. Errichtung der Posten 183. Vereinigung der Provence mit der Krone 185. sein Vorhaben, Johanne von Kastilien mit dem K. von Navarra, seinem Neffen, zu vermählen 187. sein Tod 189

Ludwig, Herzog von Orleans, strebt nach der Regentschaft 191 f. seine Handlungen und Anschläge gegen die Regentin Anne 236. er wird seiner Bedienungen verlustig erklärt 237. wird nebst den andern mißvergnügten Prinzen zu einem Vergleich gezwungen 240. fliehet nach Bretagne 246. wird nebst dem Prinzen von Oranien gefangen 254. bekommt die Freyheit 269 wird König 313

Ludwig XII. wird König 313. vermählet sich mit der verwitweten Königin Anne 319. seine heilsame Anstalten 320 f. berühmte Verordnung wegen Verwaltung der Gerechtigkeit 321 f. Titeln bey seiner Krönung 325. Verträge und Bündnisse mit verschiedenen Mächten ibid. er wird mit Mayland belehnt 376. nimt sein Versprechen, seine Tochter mit dem Erzherzog Karl zu vermählen, zurück 377. übernimt selbst die Regierung seines Reichs 400 f. Rache des Pabsts gegen ihn 421. sein Friede und Bündniß mit Venedig 425. Vermählung mit der englischen Prinzeßin Marie 439. sein Tod 441
Ludwig Sforza, Herzog von Mayland, verliehrt sein Land 329 f.

M.

Madrid, dortiger Friede, wodurch Franz I. seine Freyheit wieder erlanget 530
Magdalene, französische Prinzeßin, deren Vermählung an den König von Schottland 613
Malines, dortiger souverainer Rath des Herzogs von Burgund 100
Maraviglia wird in Mayland als französischer Gesandter hingerichtet 582
Margarethe von Anjou, Königin von England, kommt in Freyheit 135
Margarethe von Burgund, Maximilians Tochter 188
Marie von Anjou, Königin Mutter, stirbt 19
Marie von Burgund 149. 151. wird mit dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich vermählt 156. stirbt 187
Marie von Savoyen wird mit dem Konnetabel von St. Paul vermählt 51
Marie, junge Königin von Schottland, wird nach Frankreich geschickt 668. wird mit dem Dauphin Franz vermählt 750
Marie, Königin von England 716. 737. 760
Maximilian, Erzherzog, heimliches Bündniß zwischen ihm und dem englischen und bretagnischen Hofe gegen Frankreich 178. er wird römischer König 241. mit ihm verbindet sich der Herzog von Bretagne aufs neue ibid. er führt Krieg mit Frankreich 242. sein Schicksal in den Niederlanden 257. Friede mit Frankreich 264. und mit den Flandrern 265. Bündniß mit Heinrich VII. 266. Vermählung mit der Herzogin Anne von Bretagne ibid. die sich mit Karl VIII. vermählet 272. sein Vergleich mit diesem 207. er wird Kaiser 276. sein Vergleich mit Ludwig XII. 343 f. mit Ferdinand dem Katholischen 397 f. Bündniß wider Venedig 389 f. sein Tod 465

Mayland, von den Franzosen in Besitz genommen 330 f. Ludwig XII. wird damit belehnt 376. nachher aber Maximilian Sforza 424. es kommt unter die Oberherrschaft K. Franzens 449. die Franzosen werden daraus vertrieben 485
Mecheln, dortiges Bündniß gegen Frankreich 426. dortiger Vertrag 548
Metz, Toul und Verdün, dem teutschen Reich entzogen 699 ff.
Mönchsorden, ihre Reformation im Jahr 1500. 337
von Montluc, Blasius 691. Johann 670
von Montmorenci, Annas, Konnetabel 624. 662. 751. 759 f.
Moore, dortiger fünffacher Vertrag 523
Mordgeschichte zu Cabrieres und Merindol 681 f.

N.

Navarra, Königreich, Krieg deswegen 471
Neapel, Karls VIII. Kriegszug dahin ꝛc. 283 ff. Theilung zwischen Frankreich und Spanien wird unterhandelt 338. deren Uneinigkeit und Krieg darüber 345
Nemours, s. Jakob.
Nicolaus von Anjou, Herzog von Lothringen, ergreift die burgundische Partey gegen Frankreich 111. stirbt 115
Niederlande, französischer Krieg darin 251
Nizza von den Türken und Franzosen belagert 633
Novara, dortige Schlacht 429
Noyon, dortiger Vertrag 455

O.

Olivier le Daim 149
Oranien, s. Wilhelm.
Orleans, s. Ludwig.

P.

Paris, die Universität wird von Franz I. erweitert 560. und die königliche Bibliothek 561
Passauischer Vertrag 702
Paul *III.* Pabst, bewürket eine persönliche Unterredung zwischen Karl V. und Franz I. und einen zehnjährigen Stillstand 609 f.
Paul *IV.* Pabst, sein Bündniß mit Heinrich II. 725 f. 733
Paulin, berühmter Kapitän 632
Pavia, dortige Schlacht 515 f.
Peronne, dortiger Vertrag zwischen Ludwig XI. und Burgund 66
Peter von Beaujeu wird Herzog von Bourbon 262
Philipp der Gute, Herzog von Burgund, stirbt 56
Philipp von Comines 259

Philipp K. von Castilien, stirbt 382
Philipp K. von Spanien, seine Vermählung mit der französischen Prinzeßin Elisabeth 765
Pisa, dortige Kirchenversammlung 410. 424. 434
Posten, von Ludwig XI. angelegt 183
Pragmatische Sanktion von Bourges, deren Aufhebung 8. schädliche Folgen davon 16. das Parlament zu Paris widersetzet sich darin 53. ein Konkordat mit dem Pabst trit an ihre Stelle 456
Provence wird mit der Krone vereinigt 185. wird dem Herzog von Lothringen völlig abgesprochen 316
Pulverminen 353

Q.

S. Quentin, dortige Niederlage der Franzosen 739 f.

R.

Ravenna, dortige Schlacht 417
Reformatoren des gemeinen Besten reformiren nichts 52 f.
Remonstranz des Parlaments 54
Renatus von Anjou, König von Neapel, stirbt 179. Veränderungen, die dadurch in Frankreich entstanden sind ibid.
Ritterorden von St. Michael wird von Ludwig XI. gestiftet 75
Roußillon und Cerdagne werden an Frankreich verpfändet 13. Krieg darüber zwischen Frankreich und Aragonien 110. 112. 113 f. Vergleich 117. erneuerter Krieg 120. Stillstand 136. Karl VIII. giebt beides an Ferdinand den Katholischen zurück 276

S.

S. Aubin, dortiges Treffen 253
S. Paul, Graf, (Ludwig von Luxemburg) Konnetabel 51. sein verrätherisches Betragen gegen Ludwig XI. 88. seine gefährliche Anschläge 118. des K. von Frankreich und Herzogs von Burgund Anschläge gegen ihn 122. Unterredung des Königs mit ihm 123. neue Ränke desselben 131. K. Ludwig läßt ihm den Proceß machen und ihn enthaupten 139
Sable', dort geschlossener Friede 255
Saluzzo, Marquisat, Streitigkeit darüber mit Savoyen 261. Wiedervereinigung mit der Krone Frankreich 679
Schwarze Banden 448
Schweitzer, ihr ewiger Friede mit Frankreich zu Freyburg 462. ihr Titel und Gnadenzeichen vom Pabst 421

Seidenmanufakturen, deren Ursprung in Lyon 570
Semblancai, Oberaufseher der Finanzen, dessen schlimmes Schicksal 487 f.
Senlis, dortiger Friede 207
Siena begiebt sich unter französischen Schutz 710
Speyerischer Reichstag 637
Spornenschlacht 431

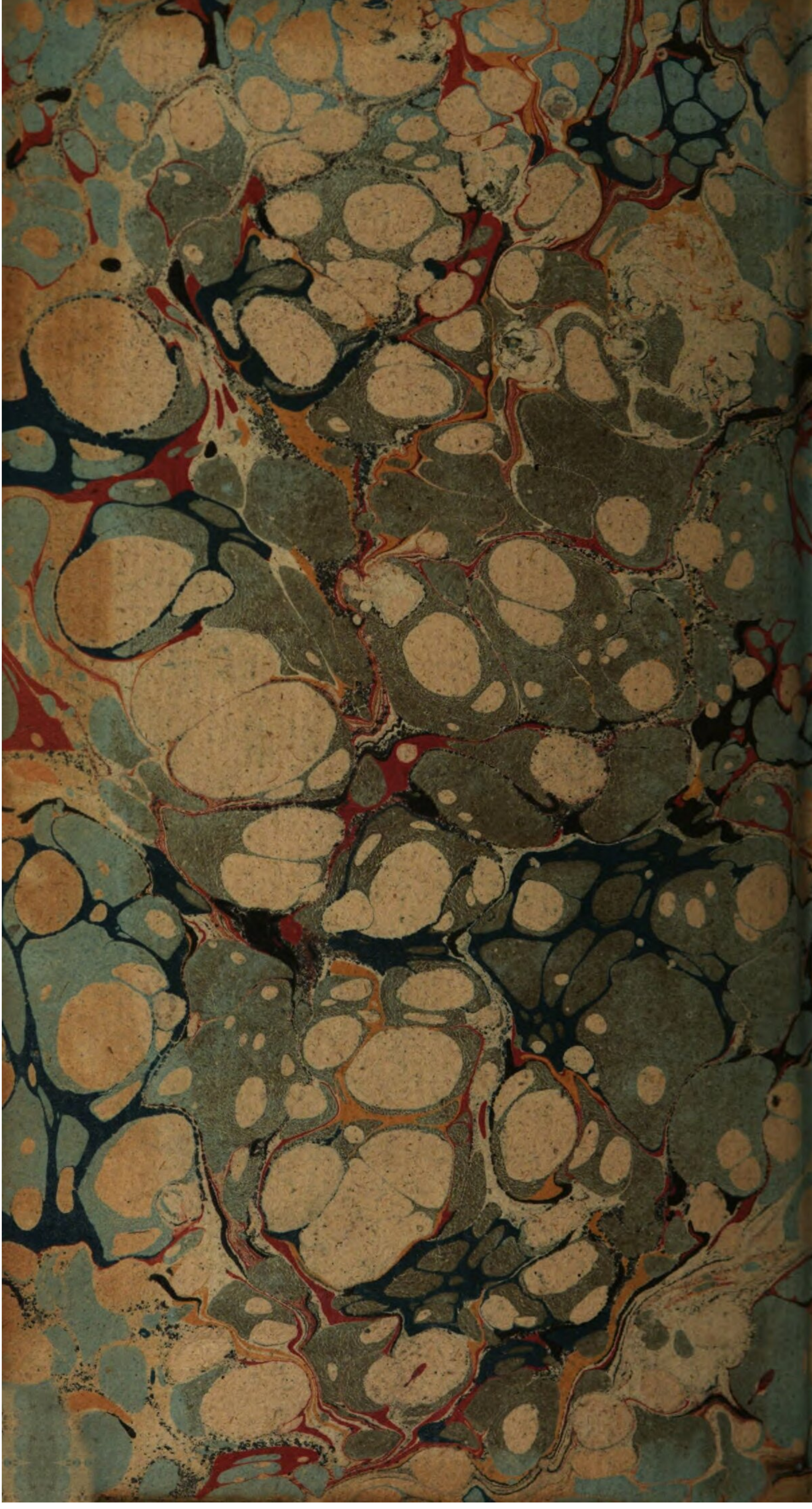
T.

Tanneguy du Chatel 154
Thörichter Krieg 241
Toledo, dortige Konvention 613
Tournon, Kardinal 626. 659
Tours, dortige Reichsversammlungen 58. 90. 196. 225
Tremouille, Ludwig de la 240

V.

Vaucelles, dortiger Stillstand zwischen Spanien und Frankreich 729
Venetianischer Krieg 389 ff.
Vercelli, dortiger Vertrag 304

W.

Westminster, dortiger Vertrag 541
Wilhelm von Chalons, Fürst von Oranien, wird von Ludwig XI. gezwungen, seine Oberherrschaft zu erkennen 130. wird verurtheilt 158. wird gefangen 254. entledigt 260. bekommt sein Fürstenthum wieder 314

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN